This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES·SCIENTIA·VERITAS
1817

Geſchichte

der

Neuhochdeutſchen Schriftſprache

von

Heinrich Rückert.

Erſter Band.

Die Gründung der Neuhochdeutſchen Schriftſprache.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1875.

[redacted]

830
R1
VI-2

Vorwort.

Ich habe versucht einen Theil unserer deutschen Sprachgeschichte so darzustellen, wie ich glaube, daß jede geschichtliche Besonderheit dargestellt werden solle: im fortwährenden Hinblick auf das Allgemeine, als ein Glied eines in sich zusammenhängenden Ganzen, das dem Einzelnen seinen Ort und seine Grenze anweist. Zunächst lagen die Beziehungen auf die Literatur und sie sind darum auch von mir in den Vordergrund gerückt worden. Es bedarf keiner Bemerkung, daß die Literatur wenigstens für uns moderne Menschen der umfangreichste und treueste Spiegel des Sprachlebens und der Sprachbewegung ist. Umgekehrt aber vermag auch die Literatur als eine nach ihren eigenen Gesetzen thätige Individualität die Sprache als ihr Werkzeug zu gebrauchen, um- oder weiterzubilden. In der einen wie in der andern Eigenschaft ist sie für die Erkenntniß der Sprachgeschichte gleich wichtig, während doch das selbständige Gebiet der eigentlichen Literaturgeschichte hier gar nicht betreten werden durfte.

Die Literatur und mit ihr die Sprache, aber diese auch wieder unabhängig von ihr als Naturgewächs des volksthümlichen Bodens betrachtet noch ganz besonders, sind selbst wieder durch andere mehr in der Tiefe oder von den verschiedensten Seiten des Außenlebens wirkende Mächte bedingt, deren Einfluß nicht nach seiner ganzen Breite, aber als der füllende Hinter-

grund dieser einen geschichtlichen Gruppe deutlich hervortreten muß, wenn das Bild verständlich sein soll. —

Die äußeren Grenzen meines Themas sind leicht zu bestimmen. Der Begriff der neuhochdeutschen Schriftsprache ist nach unserm unmittelbaren Gefühle ein fester und in sich durchsichtiger: hier handelt es sich darum nachzuweisen, wie er sich in der Geschichte erzeugt und fortgebildet hat, bis er zu dem geworden ist, als was er sich jetzt darstellt.

Die Aufgabe hält, wenn ich so sagen darf, die Mitte zwischen dem unendlich weiten Horizont, den Jacob Grimms letzte große Schöpfung, seine Geschichte der deutschen Sprache umspannt und dem was er nach seinem eigenen Bekenntniß in der vom 7. März 1848 datirten Vorrede zu diesem Buche noch als eine leichtere Arbeit seinem Alter vorbehalten hatte, ohne sie ausführen zu können. „Es war längst mein Vorsatz", sagt er, „die Regel neuhochdeutscher, d. h. der ganz in unsere Gegenwart gerückten deutschen Sprache vollständig und überall auf die Geschichte gestützt hinzustellen, ich weiß aber nicht, ob es mir vergönnt sein wird Hand an ein Werk zu legen, das, wenn es gelänge, einer reinlich und scharf umrissenen Zeichnung grau in grau sich vergleichen würde." Ihm schwebte also ein Plan vor, der auf das eigentliche Sprachstudium zielte, und die Zugehörigkeit eines solchen Werkes zu der Geschichte hätte dann, wie in der deutschen Grammatik, darin ihren Ausdruck gefunden, daß die einzelnen Spracherscheinungen in ihrer genealogischen und chronologischen Reihenfolge innerhalb des gegebenen Rahmens einer Entwickelungsperiode untersucht und dargestellt worden wären.

August Schleichers bekanntes Buch „die deutsche Sprache" darf gleichfalls als Gegenstück zu diesem nicht übergangen werden. Abgesehen davon, daß der weit gespannte Titel jenes

Buches schon von selbst andere Anforderungen des Lesers begründet, als der vergleichsweise so schmale Ausschnitt des dort behandelten ungeheuren Stoffes, der hier allein behandelt werden soll, ist doch auch der Standpunkt ein anderer, als ich ihn mir gewählt habe. Schleicher läßt den Begriff der geschichtlichen Entwickelung der Sprache völlig mit dem der rein linguistisch zu erklärenden Genesis und Fortbildung der Laute, der Formen, des Satzbaues und dergl. zusammenfallen. Für ihn ist die Aufgabe der Sprachgeschichte erreicht, wenn auf der einen Seite die Naturmächte, auf der andern die Denk- und Vorstellungsformen, die in der Sprache walten, vollständig begriffen werden. Für mich geht die Aufgabe des Geschichtschreibers aber dann erst an, wenn diese Voraussetzung, so weit es überhaupt möglich sein kann, erfüllt ist. —

Geschichte sollte immer so geschrieben werden, daß sie allen denen, die innerhalb des in seinen Grenzen so lebendig empfundenen und doch so schwer in Worten definirbaren höhern Bildungskreises der Zeit und der Nation stehen, nicht alle, die „Gebildete" genannt werden oder sich nennen, aber alle, die überhaupt die Neigung und die Fähigkeit haben eine systematische Leistung der Geistesthätigkeit im Zusammenhang in sich aufzunehmen, sie zu lesen und zu verstehen. Die Forderung exclusiver Vorbildung oder eines bloß aus eigentlichen Fachleuten bestehenden Publicums hebt, wie es unsere Literatur zu ihrem und ihrer Nation nicht geringem Schaden darthut, den Begriff der wahren Geschichtschreibung auf. Was aber das Recht der Geschichtschreibung ist auch das der Sprachgeschichtschreibung und so setzt dieses Buch bei seinen Lesern nur das an sprachlichem Wissen und systematischer Sprachkenntniß voraus, was es in dem oben bezeichneten Kreis findet. Es sollte mich freuen, wenn auch die doch nur wenig zahlreichen Fachgenossen

davon Notiz nehmen wollten, deren Prüfung und Discussion ich manches noch unterbreiten möchte, das mir abweichend von den durchschnittlich geltenden Ansichten als sehr wahrscheinlich, in einigen Fällen als sicher gilt.

Dem 1. Band soll noch ein 2. und 3. desselben Umfangs nachfolgen, deren äußere Begrenzung durch den Gang der deutschen Entwickelung sich von selbst ergiebt. Der 2. wird die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache während des 16. und 17. Jahrhunderts bis zu dem großen Wendepunkt und Durchbruch der vollständig befreienden und lösenden Tendenzen in der Mitte des 18. darstellen, der 3. bis an die Gegenwart heran zu gelangen suchen.

Breslau, 14. Februar 1875.

H. Rückert.

Inhalt.

Seite.

Erstes Buch. Die äußere Geschichte der hochd. Sprachentwickelung bis zum Ende des 15. Jahrh. 1—193

1. Abtheilung. Die altdeutsche Zeit bis zu Karl dem Großen.

1. Capitel. Ein Blick auf die sprachgeschichtliche Stellung des Gothischen.

Der gothische Literaturbestand 1
Die ethnographische Stellung der Gothen 4
Die spätere linguist. Geschichte des Gothischen 6

2. Capitel. Das deutsche Schriftwesen vor dem achten Jahrhundert.

Allgemeines Verhältniß der hochd. Sprachreste gegenüber dem Gothischen 10
Aeußere und innere Beschaffenheit der ältesten schriftl. Aufzeichnungen in eigentl. deutscher Sprache 11
Verhältniß des deutschen Runenalphabets zu den neueren Bedürfnissen und Anforderungen der Schrift 17

3. Capitel. Das Altdeutsche unter fränkischem Einfluß.

Ethnograph. u. linguist. Stellung des fränkischen Wesens zu den übrigen Deutschen 27
Berührung mit der römischen Bildung und Sprache 29
Verhältniß der romanischen und deutschen Sprache 36
Einwirkung der sprachl. Zustände der Franken auf das übrige Deutschland 39

4. Capitel. Die ethnographische Stellung der deutschen Sprache in der fränkischen Zeit.

Aeußere Ausdehnung des deutschen Sprachgebiets in dieser Zeit, seine Grenzen und ihre Nachbarn 44
Die inneren Beziehungen zwischen den einzelnen Völkern und Sprachen 53
Resultate für die Sprachgeschichte 56

2. Abtheilung. Die althochd. Zeit. Die Gestaltung einer deutschen Literatursprache.

1. Capitel. Der Aufschwung des fränkischen Wesens in der Zeit der ersten Karolinger.

Analogien in der Gestaltung der angels. Sprache und Literatur . . . 60
Der innere Aufschwung des fränkischen Volksgeistes seit dem 8. Jahrh. 64

Seite.
Karl der Große als die Spitze dieser Entwickelungsreihe 69
Seine Thätigkeit für die deutsche Sprache 71

2. Capitel. Die ersten Anfänge der deutschen Literatur.

Die älteste deutsche kirchliche Schriftthätigkeit 73
Fortschritt zu größeren Uebersetzungen 75
Selbständige Thätigkeit in der Sprache; Otfrid u. sein Evangelienbuch 79

3. Capitel. Die Benennung der Literatursprache.

Verschiedene Bezeichnungen dafür 82
Der Ausdruck „Althochdeutsch" 85
Verhältniß zu den anderen deutschen Sprachen und Mundarten . . . 87

4. Capitel. Die Althochd. Sprachentwickelung nach Karl dem Großen.

Der Einfluß des eigentlich fränkischen Elements 95
Vereinigende Tendenzen 97
Innere und äußere Hemmnisse der ahd. Sprachentwickelung 100
Die sprachlichen Resultate der ahd. Literatur 104

3. Abtheilung. Die Mittelhochdeutsche Zeit.

1. Capitel. Die Uebergänge vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen.

Die Stellung der ahd. Literatur zu der lebendigen Sprache und dem Volksgeiste 108
Die innere Veränderung in dem Volksgeist vor und seit den Kreuzzügen 111
Emporkommen einer volksthümlichen kirchlichen Poesie 116
Eintritt der ritterlichen Dichtung 118

2. Capitel. Die Entstehung der mittelhochdeutschen Literatursprache.

Veldeke's Bedeutung in sprachgeschichtlicher Hinsicht 122
Hartmann v. d. Aue 123
Seine Nachfolger 124

3. Capitel. Die Stellung der höfischen Kunstsprache in der deutschen Sprachgeschichte.

Anknüpfung an die schon vorhandenen Anfänge einer deutschen Gemeinsprache 127
Ihre Verbindung mit der ritterlichen Cultur und Literatur 129
Die localen Einflüsse und die Sprache der Bildung 134
Die Leistungsfähigkeit dieser Sprache 140

4. Abtheilung. Die deutsche Schriftsprache in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters.

1. Capitel. Die Auflösung des Mittelhochdeutschen.

Zerfall des ritterlichen Idealismus 143
Eintritt ganz neuer Tendenzen im Volksleben 145
Der allgemeine Character der veränderten Zeit in dem Spiegelbilde der Sprache 149

Seite.

2. Capitel. Schriftsprache und Mundarten.

Allgemeine Stellung der Literatursprache zum Leben u. zu der Tradition. 155
Die neuen Kräfte 161
Der Widerstand des Alten 162

3. Capitel. Die einheitlichen Tendenzen in der Schriftsprache.

Das Uebergewicht einzelner Mundarten 165
Insbesondere des Mitteldeutschen 168
Völlige Abtrennung des Niederländischen 174
Isolirung des Niederdeutschen 176
Eingreifen der Staats- und Kanzleisprache 179

4. Capitel. Die Leistungsfähigkeit der hochdeutschen Schriftsprache am Ende des Mittelalters.

Verhältniß zu den verschiedenen Gruppen und Schichten der ganzen Nation 182
Der demokratische Character der damaligen Literatur und Sprache . . 185
Der von ihr beherrschte Kreis von Stoffen 186
Hemmende und störende Einflüsse 190

Zweites Buch. Das deutsche Sprachbild in seiner Construction am Ende des Mittelalters.

1. Abtheilung. Die hochdeutsche Lautentwickelung. Allgemeine einleitende Bemerkungen. 197

1. Capitel. Das Verhältniß der Schrift zu den Lauten.

Das älteste deutsche Alphabet und seine Bedeutung für die Laute . . 204
Das mittelhochdeutsche Schriftsystem 209
Das spätere deutsche Schriftsystem 210

2. Capitel. Vergleichende Characteristik des späteren hochdeutschen Lautstandes mit den früheren.

Der sinnliche Eindruck der späteren Sprache vergl. mit der früheren . 214
Die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale 216
Das gemeinsam Deutsche darin 219

3 Capitel. Der deutsche Accent und sein Einfluß auf die Lautgestalt.

Der deutsche Accent in seiner bleibenden Eigenart 220
Wirkung auf den Vocalismus 221
Zerstörung der tonlosen Vocale 231
Das neue Vocalsystem 237

4. Capitel. Der hochdeutsche Consonantenlaut.

Große allgemeine Veränderungen darin 249
Insbesondere durch die sog. Lautverschiebung 251
Ihre Ergebnisse 256

Seite.

2. Abtheilung. Die wortbildenden Bestandtheile der hochdeutschen Sprache. Begriff der Wortbildung. Flexion und Wortbildung im engern Sinne. 265

1. Capitel. Die Nominalflexionen.

Verhältniß von Nominal- und Verbalflexion 267
Bezeichnung der Geschlechter im Nomen 268
Der Ein- und Mehrzahl 270
Casusbildung 273
Bedeutung der sogenannten starken und schwachen Flexionen 276
Ihre syntaktische Verwendung im Adjectiv 284

2. Capitel. Das Verbum.

Der sinnliche Eindruck der deutschen Verbalform 292
Die vom Verbum dargestellten Begriffskategorien 294
Insbesondere die Präteritalformen 299
Die übrigen Verbalformen 311
Die Personenbezeichnung 312

3. Capitel. Die deutsche Wortableitung.

Ihr Begriff 317
Ihre verschiedenen Hilfsmittel 318
Insbesondere durch den Ablaut 322
Unterschied der lebendigen und leblosen Ableitungen 327
Die hervorragendsten Ableitungen der spät mittelalterlichen deutschen Sprache 328

4. Capitel. Wortbildung durch Zusammensetzung.

Ihr Begriff 340
Ihr allmähliches Wuchern 345
Das Herabsinken vieler Zusammensetzungen zu Ableitungen 346
Uneigentliche Zusammensetzung 347

3. Abtheilung.

1. Capitel. Der deutsche Wortvorrath.

Verhältniß der Neuerwerbungen und Verluste 350
Ursachen von Beiden 352
Einzelne Beispiele 355
Die Stellung der Fremdwörter zu dem deutschen Sprachvorrath . . . 370

4. Abtheilung. Die Satzfügung.

1. Capitel. Der einfache Satz.

Sein allgemeiner Typus 373
Abstumpfung des Formengefühls 375
Neue Bildungsversuche in Anlehnung an fremde Muster 378
Die Gebundenheit der deutschen Wortstellung 381

2. Capitel. Die Zusammenfügung von Sätzen.

Allgemeines Motiv der hier gegen früher eingetretenen Veränderung . 387
Einfluß der lateinischen Vorbilder seit der Mitte des 15. Jahrh. . . . 392
Resultate 398

Erſtes Buch.

Erſte Abtheilung.

Die Altdeutſche Zeit bis zu Karl dem Großen.

Erſtes Capitel.

Ein Blick auf die ſprachgeſchichtliche Stellung des Gothiſchen.

Die deutſche Sprache als Sprache einer eigentlichen Literatur oder literariſch verwandte Sprache hatte bis zu dem Zeitpunkt, von welchem aus die eingehendere Darſtellung ihrer weiteren Schickſale gegeben werden ſoll, bereits eine Bahn von reichlich 11. Jahrhunderten durchmeſſen. Sprachdenkmäler, die man als deutſche im engeren Sinne des Wortes bezeichnen darf, ſind ſchon aus dem vierten Jahrhundert der chriſtl. Aera, genauer vielleicht aus dem zweiten Drittel deſſelben überliefert. Es ſind zunächſt die anſehnlichen Reſte einer gothiſchen Ueberſetzung der ganzen Bibel alten und neuen Teſtaments, als deren Verfaſſer der gothiſche Biſchof Ulfila, der im Jahre 388 ſtarb, von der Kirchengeſchichtſchreibung ſeit dem fünften Jahrhundert genannt wird. Kein äußeres Zeugniß widerſpricht dieſer Tradition, obwohl es immerhin auffallend iſt, daß der Biſchof Auxentius von Doroſtoros, der Schüler und Freund des Ulfila, dem wir die einzige, völlig gleichzeitige und authentiſche Kunde von dem Leben des großen Mannes verdanken,

zwar dessen ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit in gothischer, lateinischer und griechischer Sprache erwähnt, wovon keine Spuren sich erhalten haben, sein Riesenwerk aber, die Bibelübersetzung, mit Schweigen übergeht, obgleich sie damals, schon vollendet gewesen sein müßte, weil Auxentius erst nach dem Tode des Ulfila geschrieben hat.

Wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sich Ulfila bei seiner Arbeit, ähnlich wie später unser Luther, der Hilfe vereinter Kräfte bedient habe, so sind doch in den uns erhaltenen Bruchstücken keine Anhaltspunkte zu finden, auf die sich das Bemühen einer Sonderung der einzelnen etwa betheiligten Uebersetzer mit Verläßlichkeit stützen könnte. Alles was bis jetzt noch von verschiedenen Seiten her gegen das einheitliche literarische und sprachliche Gepräge des Werkes vorgebracht worden ist, erweist sich bei näherer Prüfung als schwankende Hypothese, und so hat man nach äußeren und inneren Gründen das Recht an Ulfila so, wie ihn die altkirchliche Tradition darstellt, festzuhalten.

Neben den Resten der Bibelübersetzung nehmen die andern erhaltenen Zeugnisse einer literarischen Verwendung der gothischen Sprache eine untergeordnete Stellung ein. Nur die sog. Skeireins, eine mit polemischen Excursen im Interesse des Semiarianismus durchflochtene Erklärung des Johannis-Evangeliums, ist trotz ihrer fragmentarischen Gestalt geeignet, die außerdem überlieferten Notizen von dem Umfang und der Tendenz der gothisch-theologischen Literatur lebendig zu verdeutlichen. Sie zeigt, wie weit es der Sprache gelungen war, der Behandlung wissenschaftlicher Aufgaben abstractester Art zu genügen, wozu in der Uebersetzung der Bibel höchstens die paulinischen Briefe eine annähernd günstige Gelegenheit boten. Dem Alter nach möchte dies Denkmal wohl später als

Ulfila zu ſtellen, keinesfalls ihm ſelbſt zuzuſchreiben ſein. Wahrſcheinlich liegt auch hier ein fremdes, vermuthlich griechiſches Original zu Grunde.

Sind die gothiſchen Sprachreſte in ihrer uns bis jetzt zugänglichen handſchriftlichen Aufzeichnung kaum früher als in die erſte Hälfte des ſechsten Jahrhunderts zu ſetzen, ſo iſt doch die urſprüngliche Form der Abfaſſung und damit das Bild des gothiſchen Sprachſtandes im vierten Jahrhundert faſt überall auch in der ſpäteren Hülle noch deutlich genug zu erkennen, um ſie als Zeugniſſe für jene ſo viel ältere Periode der Sprache unbedenklich verwerthen zu dürfen.

Die uns allein erhaltenen größeren Ueberreſte der gothiſchen Literatur, die Bibel und die Skeireins, ſind die erſte mit Sicherheit, die zweite mit großer Wahrſcheinlichkeit ſüdlich von der unteren Donau in Möſien, dem heutigen Serbien und Bulgarien, entſtanden; die uns bloß aus Citaten der Bibel oder aus dürftigen lateiniſchen Auszügen bekannte ſpätere gothiſche Literatur gehört dagegen nach Italien. Ulfila ſelbſt und der Verfaſſer der Skeireins ſind Weſtgothen, die Gothen in Italien heißen Oſtgothen. Doch iſt auf dieſe ethnographiſche Bezeichnung ſprachgeſchichtlich nichts zu bauen. Weiß man ja, wie gründlich die einſtmals vorhandenen Stammesunterſchiede und die unzweifelhaft davon bedingten mundartlichen Individualitäten der Geſammt-Gothen ſeit ihrem Uebergange über die Donau im Jahre 376 durcheinander gerüttelt wurden, und die oſtgothiſche Herkunft Theodorichs des Großen hat nicht größere Gewähr für ſich, wie die weſtgothiſche Alarichs. Ebendeshalb darf auch auf den unter anderen Verhältniſſen allerdings wichtigen Umſtand nicht ſo viel gegeben werden, daß die größere Zahl der erhaltenen handſchriftlichen Fragmente unſerer gothiſchen Literatur, vielleicht alle, nicht bloß bedeutend jünger

als ihre Verfaſſer, ſondern auch auf dem Boden und in der Mitte eines anderen Stammes, in dem Italien der Oſtgothen geſchrieben worden ſind. Beſtand im ſechsten Jahrhundert überhaupt eine tiefergehende ſprachliche Verſchiedenheit zwiſchen den verſchiedenen damaligen Haupttheilen des gothiſchen Volkes, ſo war ſie doch ganz gewiß nicht durch jene alte Gliederung in Oſt- und Weſtgothen veranlaßt.

Der Untergang des oſtgothiſchen Reiches nach der Mitte des ſechsten Jahrhunderts bedeutet zugleich den Untergang der gothiſchen Literatur. Zwar gab es im äußerſten Oſten und Weſten von Europa zahlreiche Angehörige des gothiſchen Volkes, die wahrſcheinlich damals alle noch ihrer Mutterſprache treu geblieben waren. Aber weder hier bei den Gothen oder, wie ſie im Gegenſatz zu ihren italieniſchen Stammverwandten gewöhnlich bezeichnet werden, den Weſtgothen in Spanien und im ſüdlichen Frankreich, noch dort bei den ſog. Gothi minores, den Geringeren, d. h. unter die Herrſchaft des oſtrömiſchen Kaiſers gehörigen Gothen in Möſien, den Nachkommen der Gothen des Ulfila, noch bei den Tetraxitiſchen Gothen in der heutigen Krim und am Aſow'ſchen Meere läßt ſich irgend eine Spur des Fortlebens literariſcher Thätigkeit wahrnehmen. Ebenſo wenig anderswo auf dem einſt noch über die Grenzen von Europa ausgedehnten Gebiete der deutſchen Stämme, welche man wegen ihrer innigſten Verwandtſchaft mit den eigentlichen Gothen häufig auch als gothiſche Völker im weiteren Sinne bezeichnet, der Gepiden, Rugier, Sueven, Heruler, Vandalen und wahrſcheinlich noch mancher anderen. Sie alle hatten den neuen chriſtlichen Glauben durch gothiſche Miſſionare erhalten und damit auch die gothiſche populär-religiöſe Literatur, ob aber auch alles Andere, was ſich ſchon in Möſien, und dann in Italien daran anſetzte, läßt ſich nicht entſcheiden. Jeden-

falls haben sie nur empfangen und nichts selbst dazu gethan, auch die Vandalen nicht, deren Geistesanlage und Bildungsstandpunkt nach allen geschichtlichen Zeugnissen selbst noch bei ihrer Ansiedelung in Afrika in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts unbestreitbar sie dazu befähigt hätte, auch literarisch mindestens ebensoviel zu leisten wie die Ostgothen Theodorichs.

Sprachlich und literarisch ist somit dieser große Ast des deutschen Stammes sehr bald und völlig verdorrt. Was durch die Vermittelung der Westgothen in Spanien und Frankreich in die dort emporwachsende romanische Volkssprache hinübergeleitet wurde, gehört nicht in die Entwickelungsgeschichte der unsrigen. Die Vandalen scheinen nicht einmal solche dürftige Wahrzeichen ihres ehemaligen Daseins hinterlassen zu haben. Die anderen gothischen Völker aber sind durch die unaufhörlichen ethnographischen Revolutionen des sechsten und siebenten Jahrhunderts so vollständig verschüttet oder zerrieben und in alle Winde zerstreut worden, daß es unmöglich ist, irgendwo greifbare Ueberreste von ihnen aus späterer Zeit zu erfassen.

Allerdings hat ein überseeischer Zweig dieses Stammes, der sich jedenfalls schon vor dem Beginn der christlichen Aera von der Südküste der Ostsee aus über die heutigen dänischen Inseln, vielleicht auch über einen Theil der jütischen Halbinsel, und dann weiter über die Südhälfte des von germanischer Bevölkerung besetzten schwedischen Landes verbreitete, auch später noch und in schwachen Spuren bis heute seine besondere ethnographische und linguistische Eigenart gegenüber den scandinavischen Germanen dänischen und schwedischen Stammes bewahrt. Im Mittelalter entstand sogar eine nicht unbeträchtliche scandinavisch-gothische Literatur, deren Sprache etwas stärker von dem isländisch-norwegischen Typus, den man ge-

wöhnlich „Altnordisch“ an sich nennt, etwas weniger von dem Altdänischen und Altschwedischen abweicht. Doch ist dieses nordische Gothen-Volk und seine Sprache schon in den ältesten erreichbaren Denkmälern ihres Daseins, wenn man nicht einige sprachlich und sachlich höchst zweifelhafte Runenschriften für noch älter gelten lassen will, in allen wesentlichen Stücken so bestimmt scandinavisch gefärbt, daß sich das Fortleben jener besonderen Züge, durch die sich das eigentliche Gothische charakterisirt, das uns als eine deutsche Sprache gilt, darin nicht mehr als im Nordischen überhaupt erkennen läßt. Die Sprache der schwedischen Ost- und Westgothen, denn auch hier im Norden hat jene geographische Gliederung des Hauptvolks schon im sechsten Jahrhundert ihr Abbild gefunden, gehört, so weit wir sie übersehen, zu dem scandinavischen Aste des Germanischen, wenn sie auch ein selbstständiger Zweig davon neben dem Dänisch-Schwedischen und dem Isländisch-Norwegischen ist.

So muß die gothische Sprache und Literatur gerade so wie die Altgriechische und Lateinische eine todte heißen, ja sie ist es in noch prägnanterem Sinne. Griechisch und Lateinisch haben, wenn auch nicht allein aus sich, sondern unter dem Einfluß und durch die Heranziehung verschiedener fremdartiger Elemente, neue Sprachgestaltungen erzeugt, die man als ihre Tochtersprachen bezeichnen darf. Von dem Gothischen gilt dies nicht: es ist bis auf seine handschriftlichen Ueberbleibsel wirklich von der Erde verschwunden, denn jene oben bedingt zugegebene Möglichkeit seines theilweisen Fortlebens, selbst wenn man ihre Grenze recht weit dehnen wollte, bedeutet doch für das große Ganze der Sprachentwickelung so viel wie nichts.

Indessen bleibt dem Gothischen doch seine ganz einzige Bedeutung für die allgemein deutsche oder germanische Sprach-

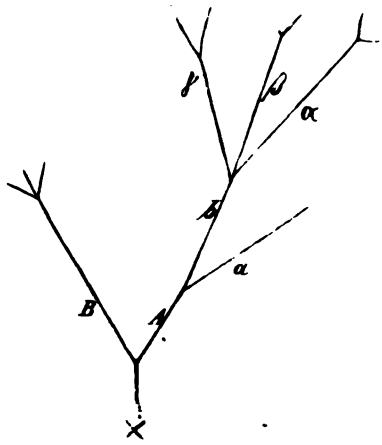
geſchichte nicht bloß, ſondern auch für die ſpecielle des hochdeutſchen Sprachaſtes, auf die unſer Auge gerichtet iſt. Das Gothiſche iſt nicht nur die älteſte urkundlich genügend bezeugte deutſche Sprachform, und giebt als ſolche in den meiſten Fällen da, wo alle die ſpäteren Geſtaltungen der deutſchen Einzelſprachen für die Wiſſenſchaft nicht ausreichen, genügende Antwort auf deren Fragen, oder vermittelt, wenn es das nicht leiſten kann, wenigſtens den Zuſammenhang mit einem noch ferneren Hintergrund der allgemein indogermaniſchen Sprachgeſchichte. Es iſt auch noch außerdem der ſelten verſagende Schlüſſel für die verſteckten Beſonderheiten der ſpeciell hochdeutſchen oder richtiger der deutſchen Sprachgeſtaltung im engeren Wortſinn, und inſofern der dazu gehörenden hochdeutſchen. Freilich wenn eine neuerdings in der deutſchen Sprachwiſſenſchaft vielfach behauptete, nirgends aber, wie es doch geſchehen ſollte, im einzelnen und mit ſorgfältigſter Durchführung einer methodiſchen Discuſſion begründete Anſicht Recht hätte, ſo ſtünde das Gothiſche anders. Es wäre zwar auch dann immer noch, wie es ſchon nach der äußeren Geſchichte der Haupttheile des gothiſchen Volksſtammes nicht anders ſein könnte, eine iſolirte und abgeſtorbene Sprache, aber ihre nächſte Verwandtſchaft innerhalb des allgemein deutſchen oder germaniſchen Bereiches dürfte man nicht mehr in dem Hoch- und Niederdeutſchen ſuchen, in der deutſchen Sprache, wie wir dieſen Begriff heute brauchen, ſondern in dem Scandinaviſch-Germaniſchen. Das Geſammt-Germaniſche zerfiele ſonach in eine nordöſtliche und ſüdweſtliche Gruppe, jede wieder aus einer Anzahl ſprachlicher Einzeltypen zuſammengeſetzt — ſo wie man das ſlaviſche Sprachgebiet mit Fug gliedern kann — und zu der nordöſtlichen wäre die gothiſche Sprache als deren wie des Geſammtgermaniſchen älteſte Repräſentantin zu ſtellen, in nächſter

Berührung, allerdings nicht in dem Verhältniß einer Mutter zur Tochter, zu den scandinavisch-germanischen Sprachen. Von unserm Deutschen, von dem Hoch- und Niederdeutschen ebenso wie von den andern hierher gehörigen Gebilden, dem „Angelsächsischen, dem Altfriesischen und wenn man ihm eine besondere linguistische Stellung einräumen will, dem Altfränkischen, wäre es durch eine fast ebenso breite Kluft geschieden, wie sie seit vorgeschichtlicher Zeit zwischen dem Scandinavisch-Germanischen und dem übrigen Deutschen nach der allgemeinen wissenschaftlichen Ueberzeugung vorhanden gewesen sein muß.

Bis der nach unserer unbefangenen Meinung noch ausstehende Beweis für diese neue Hypothese geführt sein wird, und zwar systematisch, aus einem unanfechtbaren wissenschaftlichen Princip heraus und mit vollständiger Berücksichtigung des ganzen so unendlich verwickelten und schwierigen Details, nicht bloß mit Bezugnahme auf diese und jene unläugbare Congruenz, welcher ebensoviel Differenzen entgegengestellt werden könnten, ohne daß dabei etwas Anderes herauskäme als eine Verdunkelung der leitenden und entscheidenden Gesichtspunkte, wird man berechtigt sein der älteren Ansicht treu zu bleiben, wie sie oben vorgetragen wurde. Daß sich auch Jacob Grimm zu ihr bekannte, wird ihr nicht bloß in unsern Augen zu ihrer dauernden Empfehlung gereichen, denn kein anderer darf sich mit ihm in dem, was man sprachliche Intuition heißt, in der genialen Erfassung des Lebenspunktes deutscher Spracherscheinungen, nur entfernt vergleichen, auch wenn er und doch zuletzt nur von dem Altmeister selbst gelernt haben sollte, ihn in dieser oder jener Einzelnheit zu corrigiren.

Demnach würde sich das Bild eines Stammbaums der deutschen oder germanischen Sprachen einstweilen — und wahrscheinlich für immer — so gestalten, wie es, auf J. Grimm

gestützt, ein anderer gleichfalls scharfsinniger Sprachkenner und Forscher, August Schleicher, in seinem bekannten Buche „Die deutsche Sprache" (2. Aufl. 1869, 3. Aufl. 1873 p. 94) allgemein faßlich entworfen hat, wonach es hier mit einigen nicht unwesentlichen Verbesserungen wiederholt werden mag.



Aus dem Stamm × der „Deutschen Grundsprache", die einstweilen freilich nur eine Forderung der Wissenschaft, aber keine urkundlich bewiesene oder beweisbare Thatsache ist, entwickeln sich die beiden Hauptäste A und B; A der continentale Ast, B der peninsulare oder scandinavische, dessen weitere Verzweigungen hier nicht verfolgt werden sollen. A spaltet sich wieder in a den gothischen Zweig und b den deutschen im engeren Sinne, der sich dann von neuem theilt, α in den Oberdeutschen oder Hochdeutschen im engeren Sinne, β den Fränkischen, γ den Niederdeutschen. Alle weiteren Verzweigungen lassen wir hier noch bei Seite, weil es zunächst darum zu thun ist, die Stellung des Gothischen im ganzen deutschen Sprachorganismus sowohl, wie zu dem Deutschen im engeren Sinne anschaulich zu vergegenwärtigen.

Zweites Capitel.

Das deutsche Schriftwesen vor dem achten Jahrhundert.

Reichlich drei Jahrhunderte liegen zwischen den gothischen Sprachdenkmälern und der Aufzeichnung derjenigen deutschen, die ihnen äußerlich, was die Sprachformen und was den Inhalt angeht, am nächsten verwandt sind. Im Anschluß an die seit J. Grimm herkömmliche Terminologie bezeichnen wir sie als Althochdeutsche, einstweilen noch ohne erklärende Auseinandersetzung mit diesem Ausdrucke.

Keines der uns erhaltenen althochdeutschen Sprachdenkmäler ist vor dem achten Jahrhundert niedergeschrieben oder weist in seiner Niederschrift auf eine frühere Abfassungszeit zurück. Aber selbst der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts dürfte nur sehr Weniges davon zugehören: erst nach seiner Mitte und gegen sein Ende hat man das Recht von den Anfängen einer wirklichen Literatur in althochdeutscher Sprache zu reden. Sonach würde sich die obige Rechnung etwas anders stellen, wenn man die Entstehungszeit der gothischen Literatur allein berücksichtigen wollte, hält man sich aber an ihre muthmaßliche schriftliche Aufzeichnung, so gilt die genannte Zahl.

Die Zwischenzeit ist nun wohl nicht ganz von allen geschriebenen Zeugnissen für das Fortleben der deutschen Sprache entblößt, aber es ist kein einziges darunter, das auf das Vorhandensein einer Literatur in ihr hinwiese. Die Zeugnisse bestehen mit verschwindenden Ausnahmen in vereinzelten Notizen durchweg in oder an Texte in lateinischer Sprache gefügt, entweder nur losgerissene deutsche Wörter oder auch einmal eine zusammengehörende deutsche Phrase, die ersten

gewöhnlich mit einer aus dem lateiniſchen entnommenen Flexionsendung oder einem Ableitungselement oder beiden zuſammen verſehen und dadurch dem lateiniſchen Sprachgut zugeeignet. Selbſt das umfangreichſte von allen, die ſog. Malbergiſche Gloſſe zu den lateiniſch geſchriebenen Rechtsaufzeichnungen der ſaliſchen Franken, der Lex Salica aus der Zeit Chlodwigs, vielleicht ſchon ſeines Vaters Childerich, und dann ſchon aus dem letzten Drittel des fünften Jahrhunderts, alſo bedeutend älter als die meiſten uns erhaltenen gothiſchen Handſchriften und nur um etwa hundert Jahre jünger als die gothiſche Bibelüberſetzung des Ulfila, gehört in dieſer Hinſicht ganz in die Kategorie aller übrigen. Gerade an ihr läßt ſich die Abſicht der meiſten und die Art aller am deutlichſten erkennen. Ein bloß praktiſcher Zweck veranlaßte die Schreiber oder die Beſitzer von handſchriftlichen Exemplaren eines ſolchen lateiniſchen Textes, der nach ſeinem Gegenſtand eigentlich deutſch war, die Mutterſprache zu ſeiner Erklärung, Ergänzung und Verdeutlichung in allen den Fällen heranzuziehen, wo es je nach dem Bedürfniß der betreffenden Perſonen nöthig ſchien, was wir Späteren niemals genau zu beurtheilen, ſelten mit annähernder Wahrſcheinlichkeit zu errathen im Stande ſind. Wer aber eine ſolche Gloſſe niederſchrieb oder abſchrieb, brauchte deshalb nicht einmal eine ausreichende Kenntniß des Deutſchen zu beſitzen und ſelbſt wenn er ſie beſaß, war er bei der Wiedergabe der deutſchen Laute immer auf ſein augenblickliches Gutdünken, auf ſeine aus einer größeren oder geringern Uebung im Lateinſchreiben gebildeten Schreibgewohnheiten verwieſen, in keinem Falle auf eine für das Deutſche ſelbſt ſchon angewandte Praxis. Daraus erklären ſich die grenzenloſen Verſtümmelungen, die ſich das Deutſche unter ſolchen Händen gefallen laſſen mußte. Meiſt iſt wohl die Möglichkeit

gegeben sie als solche zu erkennen, selten aber wird es gelingen sie auf zuverlässige Weise zu berichtigen. Die Sprachgeschichte kann nur insoweit aus solchem Material sich bereichern, als es ihr gelingt diese verrenkten Glieder in irgend eine leibliche Verbindung mit den verhältnißmäßig organischeren Sprachgestaltungen vorher oder nachher zu setzen.

Aber selbst wenn sie mit besserem Verständniß abgefaßt und reinlicher überliefert wären, würden sie doch immer nur einen dürftigen Einblick in das deutsche Sprachleben ihrer Zeit gewähren. Ihrer Bestimmung nach umfassen sie einen beschränkten Theil des cursirenden Wortvorrathes, ihrer Form nach geben sie höchst selten das ungefälschte deutsche Gepräge des Wortes oder der Wörter. Was die gothischen Sprachreste für die deutsche Sprachkunde leisten, die doch, wenn man ihre einzelnen Buchstaben zusammenzählen wollte, wahrscheinlich nicht viel umfangreicher sind als diese über alle alten deutschen Volksrechte, Hunderte von öffentlichen und Privat-Urkunden und Formulare für Rechtsgeschäfte und Actenstücke aller Art zerstreuten Trümmer, das können sie nicht einmal annähernd thun. Mit solchen Sprachtrümmern würde es also auch nicht gelingen, die Lücke zwischen der gothischen und althochdeutschen Sprach- und Literaturperiode auszufüllen, selbst wenn das Gothische die unmittelbar leibliche Voraussetzung des Althochdeutschen wäre, was es nicht ist, wie sich gezeigt hat.

In doppeltem Sinne beginnt demnach die Geschichte unserer eigenen deutschen oder hochdeutschen Sprache erst mit dem achten Jahrhundert. Erst von da an kann sie sich, wie das Gothische in seinem Kreis, auf eine hinreichend feste und breite urkundliche Grundlage stützen, die von da an wohl hie und da einmal eines Füllsteines entbehrt, den man ungern vermißt, im Ganzen und Großen aber mit jedem Menschenalter immer

feſter und breiter wird. Was vor dem achten Jahrhundert liegt, wird man in die Ur- oder Vorgeſchichte verweiſen müſſen, worin es, wie in jeder andern Vorgeſchichte, zwar an einzelnen Lichtblicken nicht fehlt. Doch daraus ſetzt ſich noch keine greifbare Geſtalt zuſammen und Conjecturen und Hypotheſen vermögen nimmermehr den vorgeſchichtlichen Nebel in Geſchichte zu verwandeln.

Nur gewiſſe allgemeine Ergebniſſe bleiben mit Sicherheit beſtehen. Einmal das ſchon erwähnte Verwandtſchaftsverhältniß des Gothiſchen zu dem Deutſchen im engeren Sinne, wie es der oben gegebene Stammbaum darſtellt. Dann, daß Gothiſch und Urdeutſch oder, wie man es auch nennen könnte Altdeutſch — wobei man nur den noch immer üblichen vagen Gebrauch dieſes Ausdrucks wenigſtens aus wiſſenſchaftlichen Büchern ausmerzen müßte — jedenfalls ſchon vor dem Beginn der chriſtlichen Aera ſich ſoweit ſelbſtändig neben einander entwickelt haben, daß man ſie nicht mehr bloß als Mundarten innerhalb eines und deſſelben volksthümlichen Sprachgebietes bezeichnen darf, ſo lange man den allerdings mehrdeutigen Begriff Mundart in dem heute gewöhnlich damit verbundenen Sinn verwendet. Wenigſtens als Anſätze zu ſelbſtändigen Schweſterſprachen, wie es heute z. B. das Niederländiſche neben dem Hochdeutſchen, das Däniſche neben dem Schwediſchen iſt, wird man ſie ſchon damals und wahrſcheinlich ſchon mehrere Jahrhunderte früher gelten laſſen müſſen. Ferner: das Ur- oder Altdeutſche ſelbſt darf man ſich in ſeinem Gegenſatz zum Gothiſchen als einheitliche Sprachgruppe denken, aber doch als eine Gruppe, worin die Charakterzüge verſchiedener Individualitäten ſchon ſehr frühe, trotz des gemeinſamen Familientypus ſich bemerklich machten. Keine chronologiſche Beſtimmung über dieſes Wann als eine ſehr allgemeine und

im Weſentlichen nur negative iſt jedoch möglich. Ungefähr gleichzeitig mit der Entſtehung der gothiſchen Literatur laſſen ſich ſchon einige Züge dieſer Individualitäten erkennen. Der Mangel an genügendem Material verhindert, ſie zu einer, auch nur einigermaßen ausreichenden Charakteriſtik derſelben zu verwenden und man muß ſich mit der bloßen Andeutung oder Hinweiſung auf ein Bild, dem erſt eine viel ſpätere Zeit ſeine Rundung gegeben hat, begnügen. Mit Heranziehung dieſes ſpäteren Erwerbes wird man annehmen dürfen, daß ſchon in der eben bezeichneten Periode, alſo im vierten Jahrhundert, die Anſätze oder Keime der nachher ſo kräftig entwickelten Dreigliedrigkeit des Deutſchen bis zu einer gewiſſen Deutlichkeit hervorgewachſen ſein werden. Die Bezeichnung ſelbſtändiger Mundarten würde aber für ſie mit der oben gegebenen Reſerve damals immer noch ſtatthaft ſein, während ſie einige Jahrhunderte ſpäter, da, wo die althochdeutſche Literatur beginnt, nicht mehr recht paßt, ebenſowenig wie Gothiſch und Deutſch bloße Mundarten derſelben Sprache heißen dürfen. Eine oberdeutſche, eine fränkiſche Sprachindividualität läßt ſich ſchon damals an der Form der Eigennamen herausfühlen, und nicht viel ſpäter tritt auch das Niederdeutſche oder, wenn man es nach ſeinem ethnographiſchen Kerne bezeichnen will, das Sächſiſche als ſolche heraus, dazu noch in weicheren Umriſſen als die anderen, das Mitteldeutſche oder Thüringiſche. Sobald die Quellen reichlicher fließen, ziehen ſich jene ſchwankenden Linien etwas feſter. Niemals wird es gelingen, aus ihnen eine Grammatik des Oberdeutſchen, des Mitteldeutſchen, des Fränkiſchen, des Niederdeutſchen im fünften, ſechsten oder ſiebenten Jahrhundert zu conſtruiren, aber daß die genannten Zweige des deutſchen Sprachſtammes damals ſchon ſelbſtändig nebeneinander in ihrem Wachsthum fortſchritten, und woran

sich wenigstens einige Hauptcharakterzüge ihrer Besonderheit erkennen lassen, das vermag sich doch dem Blicke der Forschung zu erschließen. Von einer ungegliederten Einförmigkeit der deutschen Sprachgestaltung kann auf deutschem Sprachboden auch damals keine Rede sein. Die innerste Neigung des deutschen Geistes zu individualisiren mußte sich gerade in der Sprache sehr entschieden durchsetzen.

Wäre es ein unglücklicher Zufall, der einstmals vorhandene ausreichendere Denkmäler unserer ältesten Sprache entweder vernichtet hat oder einstweilen vorenthält, so würde noch immer der Möglichkeit Raum bleiben, daß ein anderer glücklicher Zufall einiges davon wieder zu Tage förderte, obwohl heute, wo alle Schlupfwinkel und Verstecke der Vergangenheit aufgespürt und durchspäht sind, auf keine bedeutenden Entdeckungen solcher Art mehr gerechnet werden dürfte. Aber der Zufall hat hier überhaupt nichts zu thun, denn bis zum achten Jahrhundert, wo die noch vorhandenen schriftlichen Denkmäler des Althochdeutschen beginnen, gab es keine deutsche Literatur, weder in dem Umfang und in der Art der Gothischen, noch in irgend einem Sinn, in welchem man das Wort Literatur gebraucht.

Im Wesen der deutschen Sprache dieser Zeit lag nichts, was ihre literarische Verwerthung oder die Gründung einer deutschen Literatur verhindert hätte. Sie war ebenso befähigt wie das Gothische eine Literatursprache zu sein. Denn mag man auch dem Gothischen vom linguistischen Standpunkt aus eine gewisse Ueberlegenheit zuerkennen, so bezieht sich dieselbe doch nur auf eine größere Durchsichtigkeit seiner Bildungselemente, auf ein feineres Gefühl für die Sprachformen im allgemeinen, auf eine freiere Beweglichkeit im Gebrauch seiner Hilfsmittel. Der Unterschied ist nur ein relativer und würde

unzweifelhaft sich noch enger begrenzen, wenn uns das Altdeutsche vor der althochdeutschen Literatur etwa gleichzeitig mit dem Gothischen etwas genauer bekannt wäre. Es würde die meisten der Vorzüge, die wir dem Gothischen zugestehen, damals wohl auch noch besessen haben, denn, wie sich noch später ergeben wird, dürfte es gerade die Periode vom fünften bis zum achten Jahrhundert gewesen sein, welche unserer Sprache die größten Erschütterungen und, wenn man es so nennen will, Verluste gebracht hat.

Die Gründung einer gothischen Literatur mag man von diesem Standpunkt der Betrachtung immerhin einen Zufall heißen, obgleich es nicht schwer ist, diesen Zufall durch die Aufzeigung der Fäden, die ihn geschichtlich vermittelt haben, in ein verständliches Gewebe von Ursache und Wirkung zu verwandeln. Zufall darf man es aber insofern nennen, als es nicht sowohl von inneren im Wesen der Sprache selbst liegenden Veranlassungen abhing, daß eine gothische Literatur entstand, als von dem freien Entschluß und der genialen Thatkraft eines einzigen Mannes. Ohne einen Ulfila würde es auch keine gothische Literatur gegeben haben. Die absolut unbestreitbare That, daß er die Laute seiner Sprache in ein von ihm erfundenes Alphabet gebracht hat und daß fortan alles, was in dieser Sprache zu dauerndem Leben gestaltet wurde, mittelst dieses Alphabets auf die Nachwelt überliefert worden ist, entschied darüber, ob das Gothische eine Literarsprache werden sollte. Für die Sprachgeschichte ist das aber ein reiner Zufall, der sich ebenso gut auch nicht hätte ereignen können.

Wenn es sich irgendwo mit vollkommener Gewißheit darthun läßt, daß das bloße Schreiben einer Sprache, die Möglichkeit ihre Laute durch dem Auge wahrnehmbare Zeichen für den innern Sinn lebendig wieder erstehen zu lassen, etwas

ganz Anderes bedeutet, als die literariſche Verwendung einer Sprache, ſo iſt es auf dem Boden des Altdeutſchen. Man weiß, daß ſchon unſerer älteſten Vorzeit, Jahrhunderte früher als ein Ulfila geboren wurde, der Gebrauch der Schrift bekannt war. Eine Buchſtabenſchrift, die ſog. Runenſchrift war das Eigenthum aller deutſchen Völker ſchon als die Römer zuerſt in Berührung mit ihnen traten. Dieſe deutſche Buchſtabenſchrift war, ſo viel man aus ihren ſpäteren Niederſchlägen ſehen kann, ausgebildeter und zweckmäßiger als viele andere Alphabete höchſt cultivirter Literatursprachen. Das ältere arabiſche Alphabet z. B., oder die verſchiedenen indiſchen Alphabete, die vor der jetzt Sanskrit-Alphabet genannten Dewanagari-Schrift gebraucht wurden, ſind ohne Zweifel viel unbeholfener als unſere deutſchen Runen. Von den ebenſo complicirten wie verſchwommenen Syſtemen der babyloniſchen, aſſyriſchen und altperſiſchen Keilſchrift darf man vollends abſehen. Und doch ſtehen hinter allen dieſen unzureichenden Alphabeten Sprachen, die nicht bloß als linguiſtiſche Gebilde unſere eigene ſelbſt in einem gemuthmaßten Zuſtand urſprünglicherer Vollkommenheit weit hinter ſich laſſen, ſondern die auch eine wirkliche Literatur zu vertreten hatten und vertreten mußten, weil und ſolange man noch kein gefügigeres und beſſeres Werkzeug dafür beſaß.

Unſer älteſtes deutſches Alphabet iſt in keiner Weiſe unpraktiſcher oder roher, wie etwa das Altgriechiſche bis zum fünften Jahrhundert vor Chr. oder das Altlateiniſche bis zu Cäſars Zeit. Es verläugnet auch darin nicht ſeinen Urſprung aus derſelben Quelle. Denn unzweifelhaft iſt es, obgleich es ſpäter mit einem einheimiſchen Namen, dem der Runen benannt wird, doch fremden Urſprungs und zwar mit jenen erwähnten anderen, ja wahrſcheinlich mit allen zuſammen, die Laut für

Laut — ursprünglich freilich nur jene festeren Laute, die wir Consonanten heißen — mit gesonderten Zeichen und nicht ganze Lautgruppen, Silben oder Worte mit einem Zeichen darstellten, eine Erfindung der Phönicier, wenn sie vielleicht auch hier nur wie in anderen Fällen eine fremde in Aegypten geborene Idee, die dort unfruchtbar für die Menschheit hätte erstarren müssen, aufgegriffen und zu weltgeschichtlichem Leben erweckt und erweitert haben. Jede bisher vorgebrachte Vermuthung, denn auf eine solche läuft es doch immer nur hinaus, auf welchen Wegen, zu welcher Zeit und durch welche Veranlassungen dieses phönicische Buchstabenalphabet unseren Vorfahren zugekommen und von ihnen zu ihren Runen umgebildet worden ist, streift zu sehr an willkürliche Einfälle oder luftige Träumereien, als daß die ernste Wissenschaft darauf eingehen könnte. Nur so viel darf mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß dieses phönicische Alphabet schon ehe es unter deutschen Händen zum Runenalphabete wurde, jene tief einschneidende Umbildung erfahren haben muß, wodurch es, dem Geiste des Deutschen, wie dem des Griechischen und Lateinischen, überhaupt aller nicht semitischen Sprachen gemäß, auch die Vocale als gleichwerthige Lautbestandtheile des Wortes und nicht mehr die Consonanten allein durch besondere Zeichen ausdrückte. Aber es wäre gänzlich ungerechtfertigt, darin einen Fingerzeig zu sehen, der auf eine sonst nicht weiter zu begründende oder auch nur wahrscheinlich zu machende Abhängigkeit der deutschen Runen von dem griechischen oder lateinischen Schreibsystem deutete. Vielmehr darf als zweiter, freilich mehr negativer als positiver Anhaltspunkt bezeichnet werden, daß die Uebermittelung der Buchstabenschrift an die Deutschen nicht vom Westen oder Südwesten, sondern vom Osten oder Südosten erfolgt ist, nicht von Europa, sondern

von Asien her; ob aber schon in Asien, d. h. wenn wir mit Recht an einer älteren asiatischen Heimath unseres Volkes festhalten, ist fraglich.

So viel man weiß, hat man die Runen, so lange sie in unserer Vorzeit im lebendigen Gebrauch und nicht zu einer Spielerei oder Curiosität gelehrter Mönche des neunten und zehnten Jahrhunderts herabgesunken waren, gewöhnlich nur auf oder in ein festes Material eingeschnitten oder eingeritzt, wie denn auch der älteste technische Ausdruck für ein solches Verfahren buchstäblich mit unserem jetzigen Worte „Reißen" stimmt, was von dem conservativen Geiste der englischen Sprache in ihrem „to write" für jede Art von Schreiben noch erhalten worden ist. An und für sich würde selbst die Beschränkung auf ein uns und den meisten anderen literarischen Völkern weniger handliches Material, Stein, Metall, Holz, allenfalls auch Gewebe, in die man freilich weder einschnitt noch einritzte, sondern mit der Nadel einstach oder stickte, eine wirklich literarische Verwendung nicht ausgeschlossen haben. Ninive und Babylon zeigen, daß auch gebrannte Ziegel ungefähr denselben Dienst leisten können, wie die Papyrusrollen der Aegypter oder das Pergament der römischen Zeit oder die Palmblätter Indiens. Auch liegt nichts in der Form der Runenbuchstaben, was sie zu einer Verwendung auf anderem Material und mit anderen Werkzeugen, Pinsel oder Feder an Stelle des Meißels, des Messers oder der Nadel weniger befähigt hätte, als irgend ein anderes Alphabet. Selbstverständlich hätten sie sich etwas anders stylisiren lassen müssen und insofern ist die freilich aus anderen Gründen unhaltbare Vermuthung, Ulfila habe sein gothisches Alphabet wesentlich nur aus dem deutschen Runenalphabete oder der gothischen Spielart desselben zum Gebrauch für das eigentliche Schreiben, richtiger Malen aus

Pergament oder Papyrus umgeformt, doch nicht so uneben, wie sie auf den ersten Blick aussieht.

Aber es gab ein anderes Hinderniß, viel stärker als diese bloß technische Schwierigkeit, was einen solchen Versuch unmöglich oder undenkbar machte, und dieses war es, wodurch Ulfila getrieben wurde, sich auf eigene Hand ein Alphabet zu schaffen, wenn auch sicher mit Benutzung fremder Alphabete, des griechischen und des lateinischen, vielleicht auch mit vorsichtiger Heranziehung einiger Runenzeichen. Dasselbe Hinderniß war es auch, was bis zum achten Jahrhundert das eigentliche Schreiben in deutscher Sprache hinausschob, obgleich man sich im Besitze einer vollkommen ausgebildeten Schrift wußte.

Man behauptet, daß Ulfila deshalb von den Runen abgesehen und ein neues gothisches Alphabet geschaffen habe, weil er als ein frommer Christ und menschenkundiger Mann gegen diese aus dem Heidenthum stammenden und mit vielem heidnischen Aberglauben verflochtenen Zeichen gerechte Bedenken hegen mußte. Aber damit ist doch nicht der eigentliche Kern des Sachverhältnisses getroffen. Nicht bloß heidnische Reminiscenzen konnten die Runen erwecken oder erhalten, nicht bloß war mit ihnen, wenn sie aus dem Gebrauche verdrängt wurden, ein gutes Stück Heidenthum verdrängt, sondern weder er selbst noch irgend ein anderer seiner Landsleute hätte als Schreiber oder Leser einer Runenschrift oder eines Buches in Runen darin den wirklichen Inhalt des Geschriebenen und nichts weiter empfinden können. Es ist schwer für uns moderne Menschen sich in die Stimmung der Menschen von damals in diesem Falle hinein zu versetzen. Wenn wir nicht paläographische Studien machen, gilt uns der Buchstabe nur als das zufällige oder conventionelle Zeichen für den da-

hinter verſteckten Laut. Wir könnten, ohne daß der Inhalt damit irgend verändert würde oder ohne daß ſich irgend eine andere Gedankenreihe daran anſpänne, ebenſo gut b für a, f für e u. ſ. w. ſetzen, wenn irgend ein praktiſcher Grund dazu vorläge und die nothwendige Verſtändigung mit Anderen darüber erfolgt wäre. Unſere verſchiedenen Syſteme der Chiffre-Schrift beruhen auf dieſem Princip der völligen Trennung des Buchſtabens oder des Zeichens von ſeinem Inhalt. Bei den Runen war es umgekehrt. Jedes Zeichen für ſich hatte eine mit dem Lautwerth unauflöslich verbundene Bedeutung, die ihm, auch wo es ganz allein ſtand, den Werth nicht eines Wortes, ſondern, wenn man es in Worte zuſammenfaſſen wollte, eines Complexes von Worten gab. Es war eine ganze Sphäre religiöſer, naturphiloſophiſcher, ethiſcher, äſthetiſcher Gedankenkeime, die auf dem Boden jedes ſolchen Zeichens wurzelten und in der Phantaſie, dem Verſtande und dem Gemüthe jedes Runenkundigen aufſproßten, ſobald er eine Rune ſah oder ſelbſt ſchnitt. Das was wir als die einzige Aufgabe unſerer Feder anſehen, dem Andern durch die buchſtabenweis vollbrachte Zuſammenfügung von Wortgebilden, unſere Gedanken vermittelſt der in der gewöhnlichen Sprache üblichen Bedeutung dieſer einzelnen Wörter mitzutheilen, konnte zwar auch vermittelſt zuſammengeſtellter Runen bewerkſtelligt werden und wir leſen und verſtehen die wenigen Reſte altdeutſcher Runenſchriften nur in dieſer Weiſe. Aber doch war dies für die Zeitgenoſſen nur die Nebenſache, oder vielmehr unendlich inhaltreicher, als was der bloße Wortlaut beſagte, wirkte auf ſie was jeder einzelne Buchſtabe an ſich und in dem nur für uns, aber für ſie nicht zufälligen Gefüge mit den andern beſagte. Dieſe ganze Welt von Anſchauungen iſt uns bis auf einige dürftige Ahnungen völlig unzugänglich,

aber es gehört ein starkes Maß von Gedankenlosigkeit dazu, sie deshalb zu läugnen.

Natürlich konnte man solche Zeichen, so lange sie im Bewußtsein der sie Gebrauchenden ihre Eigenart bewahrten — und um diese abzustreifen, hätte es, wie man im Scandinavischen Norden sieht, der Einführung eines auf ganz anderem, auf unserm gewöhnlichen Princip gegründeten Alphabets bedurft — nur da verwenden, wo es galt nicht Worte mitzutheilen, sondern die Worte, mit denen sich der ganze Complex von Vorstellungen verband, die in irgend einem gegebenen, von der Tradition genau bestimmten Falle in der Seele des innerhalb des herkömmlichen Glaubens, und nicht etwa bloß des Glaubens, der sich auf religiöse Motive bezieht, stehenden Menschen nothwendigerweise hervorgerufen werden sollten. Eben darum mußte auch die Aufgabe, für welche die Buchstabenschrift oder ihre Ersatzmittel uns recht eigentlich bestimmt scheinen, die dauernde Aufbewahrung der in mehr oder weniger durchgebildeter Form dargestellten Ergebnisse des Denkens und Wissens der Zeit, einem anderen Werkzeuge, dem Gedächtniß und der mündlichen Tradition anvertraut werden. Dem Gehalte und der Form nach hat schon unsere älteste geschichtliche Vorzeit eine Literatur gehabt, schon weil sie eine kunstmäßig gestaltete Poesie besaß, aber da ihr das äußere Medium fehlte, wovon der Name Literatur abgeleitet und mit dem ihr ganzes Wesen doch eine durchgreifende Umwandelung im Gegensatz zu der mündlichen Fortpflanzung von Erzeugnissen der redenden Künste erfährt, darf man ihn für sie nicht in Anwendung bringen.

So erhielten sich auf deutschem Boden noch immer jene ältesten Zustände, wie sie uns ein Tacitus kurz aber genügend zeichnet: es gab eine lebhaft geübte und wahrscheinlich fein

ausgebildete Poesie, vorwiegend epischen Gehaltes, daneben wohl auch eine gleichfalls an feste Normen gebundene Darstellungsweise in prosaischer Form, wie wir sie in den Saga's der scandinavischen Germanen finden, die zum Theil sicher lange Zeit von Mund zu Mund gingen, ehe sie niedergeschrieben wurden, aber es gab keine Literatur und keinen Gebrauch der Schrift, wie bei den Gothen seit und durch Ulfila.

Drittes Capitel.

Das Altdeutsche unter fränkischem Einfluß.

Auf deutschem Boden konnte kein Ulfila erstehen, so ähnlich auch gothisches und deutsches Wesen später noch und so lange das Gothische sich in seiner nationalen Eigenart behauptete, neben einander standen und gothische und deutsche Völkergeschichte einander berührten. Hat ja noch der große Ostgothenkönig Theodorich alle deutschen Völkerschaften von den Alpen bis an das Nordmeer, theils als ihr wirklicher Herr, theils als oberster Leiter, Berather und Beschützer ihrer fürstlichen Geschlechter zu einem, wenn auch noch so lockeren staatlichen oder politisch-nationalen Gefüge zu vereinigen und während er lebte durch jederzeit richtig gewählte Mittel ebenso in ihrer Unabhängigkeit nach außen und innen, wie in ihrer geneigten Dienstwilligkeit für seine Politik zu erhalten gewußt. Mit seinem Tode wurde es sehr schnell anders: sein künstliches politisches Gebäude, das bloß auf seiner genialen Persönlichkeit ruhte, brach zusammen, aber die inneren Fäden der Sympathie und des Zusammenhangs zwischen seinem Volke

und den anderen nicht gothischen Deutschen wären durch die gleichzeitig geschehene Ausbreitung der fränkischen Herrschaft über den größten Theil des Gebietes, das durch Theodorich wenigstens vor den Eroberungsgelüsten Chlodwigs geschützt gewesen war, nicht zerrissen worden, wenn nicht dem Verfall der ostgothischen Herrlichkeit nach dem Jahre 526, dem Todesjahre Theodorichs, schon vor dem Ablauf eines Menschenalters die völlige Zersprengung des Reiches und Volkes durch Justinianus, den glücklichen Wiederhersteller des römischen Reichs in seinem alten Umfange, gefolgt wäre.

Man darf wohl in dem wundersamen, einzigen Nachhall, den die Gestalt des ostgothischen Königs im deutschen Volksgemüth hinterlassen hat, in seinem verklärten Bilde unserer Sage und Dichtung des Mittelalters, eine Bestätigung der tief gewurzelten Zusammenhänge zwischen dem deutschen und gothischen Wesen dieser Zeit erkennen. Nur so erklärt es sich, warum dieser Eine nicht bloß alle früheren Helden verdunkelt oder in sich aufgesogen hat, sondern auch warum kein Späterer sich neben ihn oder gar über ihn zu stellen vermochte. Denn er ist nicht bloß heller und gemüthlicher von unserer Volksseele erfaßt als ein Sigfrid, der allein von den älteren Heroen mit ihm verglichen werden dürfte, sondern auch als ein Karl der Große, der allein von den späteren ihm den Rang streitig machen könnte, und hat alle zusammen in der naiven Tradition wenigstens der naivsten Schichten unseres Volkes, im Gedächtniß des gemeinen Mannes und der Bauernschaft, bis zum Ende des Mittelalters, ja darüber hinaus bis zum dreißigjährigen Kriege, der allen unsern Besitz zerstörte, zu überdauern vermocht, und zwar nicht bloß weil es gerade dieser Theodorich, sondern weil es Theodorich der Gothe war.

Will man einmal, anstatt der geschichtlichen Wirklichkeit,

der Möglichkeit nachgehn, wie sie sich aus den gegebenen Voraussetzungen jener hätte gestalten können,. so scheint alles dafür angethan gewesen zu sein, daß sich auch auf deutschem Sprachboden unter dem Einfluß des Gothenthums ähnliche Zustände hätten bilden können, wie wir sie bei den übrigen östlich-germanischen, den Gothen nächst verwandten, aber doch keineswegs mit ihnen identischen Völkern gefunden haben. Die einmal thatsächlich gewordene Schöpfung einer Schrift und Literatur würde auch die andern allmählich in ihren Kreis hereingezogen haben, gerade so wie die Vandalen und die Westgothen. Auch sind dahin weisende Spuren so zahlreich und so deutlich, daß es sich eigentlich weniger um eine Conjectur ihrer Möglichkeit, als vielmehr um den Nachweis handelt, warum sie sich später so ganz in die Wildniß verlieren. Jene Heruler und Rugier, jene Skiren und Turkilingen, die bald als Feinde, bald als Hilfsvölker der Gothen bis zu deren Ansiedlung in Italien am Schlusse des fünften Jahrhunderts, hin- und herwogen und auch später, wo sie theilweise neben und mit den Gothen in Italien sich festgesetzt hatten, doch gewiß nicht ihre hundertjährige Heimath gänzlich aufgegeben haben werden, sind ja auch von dem gothischen Arianismus wenigstens berührt, wenn auch nicht so tief wie das eigentlich gothische Volk gefaßt worden. Mit dem neuen Glauben bekamen sie aber auch die Literatur, in welcher sich der gothische christliche Cultus der deutschen Sprache für seine Zwecke bediente. Sie hätten nie einen Ulfila hervorgebracht, aber weil er einmal da war, war er es auch für sie und auch sie in dem Bereich einer literarischen Sprache.

Die Missionare der Gothen sind, soviel man sehen kann, nirgends auf feindseligen Widerstand gestoßen, wie später die der gleichfalls deutschen Franken und Angelsachsen. Wahr-

ſcheinlich nicht deshalb, weil das deutſche Volksgemüth einen ſympathiſcheren Zug nach dem Arianismus jener als nach dem Katholicismus dieſer empfunden hätte, ſondern weil die Gothen als ſolche auch ihren entfernteren Stammesgenoſſen ſympathiſcher waren als die Angelſachſen und beſonders die Franken, denn die Miſſion der Gothen bedeutete keine Unterdrückung der alten Volksfreiheit wie die der Franken. Aber bleibende Erfolge hat auch die gothiſche Miſſion nicht zu verzeichnen. Die Alemannen ſüdlich vom Rhein und Schwarzwald ſtanden funfzig Jahre unmittelbar unter dem Scepter des gut chriſtlichen Theodorich und ſeiner Nachfolger. Funfzig, ſechszig Jahre ſpäter, als Columban und Gallus hier wirkten, war Land und Volk ganz heidniſch, obwohl die fürſtlichen Geſchlechter wegen ihres Vaſallenverhältniſſes zu den Frankenkönigen einen gewiſſen chriſtlichen Anſtrich je nach Umſtänden zur Schau trugen. Ebenſo fanden es St. Rupert und Emmeram in Baiern. Zur gothiſchen Zeit galten die deutſchen Süddonaulandſchaften für chriſtlich: ſollte die bairiſche Einwanderung erſt nachher erfolgt ſein, was ſehr unwahrſcheinlich iſt, ſo müßte dies gothiſche Chriſtenthum auch hier keine ſehr tiefen Wurzeln geſchlagen haben. Daß es gothiſches Chriſtenthum und nicht altrömiſch-chriſtliche Tradition war, die hier einzeln wohl auch noch fortwirkte — der heilige Severin iſt für das fünfte Jahrhundert ein ſicheres Zeugniß davon — wird ſchon durch die in vieler Hinſicht ſo räthſelhaften Fragmente aus der gothiſchen Bibel bewieſen, die eine Mönchshand des zehnten Jahrhunderts ohne ſie zu verſtehen in einem bairiſchen Kloſter aus einer viel älteren Vorlage abſchrieb. Sie zeigen, daß wohin das gothiſche Chriſtenthum drang, es auch ſeine Literatur mit ſich brachte, aber auch, daß davon noch keine deutſche Literatur ähnlicher Haltung erweckt werden konnte.

Wäre selbst die Möglichkeit dazu in der Anlage des deutschen Volksgeistes gegeben gewesen, so hätte sie doch durch das Vertrocknen der befruchtenden Quelle, durch den Untergang der Ostgothen, und durch die damit zusammenhängende Ausbreitung der Franken über den größten Theil von Deutschland vernichtet werden müssen. Denn wie von nun an alle Geschicke Deutschlands, seine politischen und socialen Zustände, die Verhältnisse der deutschen Völker unter sich und zu ihren fremden Nachbarn von den Franken aus bestimmt wurden, so ist auch die Entwickelung der deutschen Sprachgeschichte von nun an durch den Druck des fränkischen Wesens bedingt.

Dieses selbst aber darf damals noch für Deutsch in seiner Substanz gelten, aber nicht mehr für rein Deutsch in seiner Form. Denn Deutsche in noch engerem Sinne als die Gothen und ihre nächsten Verwandten sind die Soldaten Childerichs und Chlodwigs gewesen. Aber durch unvordenklichen Verkehr mit den Provinzialen in Gallien, durch eine unabsehbare Kette kriegerischer und geschäftlicher Berührung mit römischen Autoritäten des Heeres und des Staates, sind sie schon damals, als sie noch Heiden und augenblicklich wenigstens Feinde der letzten römischen Herren in Gallien heißen, gerade so gut auch für Römer ihrem äußeren Auftreten nach zu rechnen, wie die Mehrzahl der nicht deutschen Bewohner des Landes. Lateinische Sprache, selbstverständlich in der landschaftlichen Nuancirung, wie sie da oder dort galt, römische Sitte des täglichen Lebens hatten diese salischen Franken nicht tiefer aber auch nicht weniger tief auf sich wirken lassen als irgend ein anderes Volk oder richtiger ein anderer deutscher Kriegshaufe der Zeit mit altvolksthümlichem Namen, der sich in Mitte der Provinzialen da oder dort niederließ oder

auch noch zu keiner abschließenden Ordnung seiner Neuansiedlung gelangt war.

Ganz gewiß würden nur einige Menschenalter hingereicht haben, um diesen salischen Franken als Volk oder in ihrer ethnographisch-nationalen Eigenart dasselbe Schicksal zu bereiten, dem so manche andere deutsche Völker dieses und vorhergegangener Jahrhunderte verfallen mußten, wenn sie den Versuch machten, nicht bloß mit augenblicklicher Gewaltthat durch die Wucht ihres Schwertes die Schätze und Herrlichkeiten des einzig begehrungswerthen Theiles der Welt, die sie kannten, an sich zu raffen und auf den Raub zu kosten, sondern wenn sie nach deutscher Art in behaglicher Gemüthlichkeit wirklich besitzen und genießen wollten. Mochten die salischen Franken des fünften und sechsten Jahrhunderts durch die Einflüsse eines Verkehrs, der nur dazu angethan war, aus gut angelegten Barbaren brutale Wilde zu machen, noch so viel von ihren angestammten deutschen Tugenden eingebüßt haben, — denn wie immer hielt deren naive Weltunerfahrenheit und gläubige Vertrauensseligkeit der Macht des bösen Beispiels und der systematischen Verführung nicht Stand, — etwas davon war selbst den entartetsten Sprößlingen der deutschen Erde geblieben, also auch den Unterthanen oder Genossen eines Chlodwig, die doch mit Recht den fremden Beurtheilern des gleichzeitigen deutschen Wesens als die treuloseſten und härtesten von allen ihren Landsleuten galten, und insofern als diejenigen, mit denen es sich für Besiegte oder Unterworfene, wie die Provinzialen ihnen gegenüber standen, am schlimmsten leben ließ. Noch mehr als das Herz oder Gemüth that aber der Verstand, dessen Ausbildung die unendlich vielseitigen Eindrücke neuer Verhältnisse und Menschen und einer fremden Umgebung ganz anders förderten, als die einförmige Scenerie alther-

gebrachter Zustände in Mitten einer gleichartigen, gleiche Sprache sprechenden, von gleicher Sitte, gleichem Rechte und gleichen Bedürfnissen beherrschten Volksthümlichkeit.

Daher stellten sich denn auch diese salischen Franken so, wie es alle andern Deutschen in ähnlicher Situation gethan hatten, obgleich man nach dem nur zu wohlbegründeten Vorurtheil, das ihnen vorausging, ganz etwas Anderes hätte annehmen können. Ja sie thaten noch mehr als die andern, um nur nicht als zerstörende Feinde gehaßt und geduldet, sondern als gutgesinnte Beschützer geachtet und unterstützt zu werden von der Masse der römischen Bevölkerung ihrer neuen Heimath. Den Uebertritt Chlodwigs zu dem römischen Christenthum, zum Katholicismus im Gegensatz zu dem bereits zu einer Secte herabgesunkenen, fast nur aus Barbaren sich rekrutirenden Arianismus, wird man am besten als eine Handlung des gesunden politischen Instincts bezeichnen, wenn man ihrem Urheber jene frei entwickelte Intelligenz nicht zugestehen darf, die sie zu einer That der Ueberlegung machen würde. Jedenfalls war es das einzige, aber auch unfehlbare Mittel auf das Gemüth und Gefühl ganzer Massen zu wirken und die öffentliche Meinung in dem damals entscheidenden Hauptpunkt ein für allemal mit den Franken nicht bloß auszusöhnen, sondern sie auch zu einer positiven Theilnahme und Anhänglichkeit für den einzigen katholischen Staat in West-Europa umzustimmen. Dadurch allein erhielt dieser fränkische Staat im Gegensatz zu all den anderen vergänglichen Gebilden der deutschen Einwanderung eine unzerstörbare Dauerhaftigkeit. Es entstand so ein ideales Gesammtbewußtsein, das Deutsche und Römer umfaßte. Mochte es immerhin noch in tausend Fällen des wirklichen Lebens die Gegensätze zwischen seinen alten und neuen Trägern nicht verwischen, so brach es ihnen

doch überall ihre gefährliche Spitze ab. Was der humanen Intelligenz eines Theodorich des Ostgothen, der kräftigen Hand des westgothischen Eurich, der herben Genialität des Vandalen Geiserich, der geschmeidigen Klugheit des Burgunden Gundobad nicht gelungen war, die Verschmelzung der höchsten Interessen ihrer Stammvölker und ihrer Unterthanen, das erhielten die in jeder Art so untergeordneten Nachkommen Chlodwigs als ein unverlierbares Erbtheil von ihrem großen Ahnen mit. Ost- und Westgothen, Vandalen und Burgunder wurden von der Geschichte verschlungen: der fränkische Staat vermochte selbst solche Menschen als Fürsten und solche Zustände ohne bleibenden Nachtheil zu ertragen, wie sie seit Chlotar I. bis auf Dagobert I. und dann wieder bis zum Hervortreten der Karolinger die Regel bildeten.

Es wäre nach dem natürlichen Lauf der Dinge auch bei den Franken Chlodwigs nicht vorauszusetzen gewesen, daß sie länger als es die Bequemlichkeit der Einzelnen gestattete, an ihrer deutschen Muttersprache festgehalten hätten. Ohne einen Beweis dafür aus den urkundlichen Zeugnissen beibringen zu können, darf man doch mit Fug annehmen, daß z. B. unter allen den fränkischen Männern, welche im Jahre 485 in der Schlacht von Soissons gegen Syagrius kämpften, keiner gewesen sein wird, der nicht neben seinem Deutsch des Lateinischen d. h. des Vulgärlatein so weit mächtig war, als zu dem täglichen Verkehr mit den Landeseinwohnern nöthig. Im Verhältniß zu der auch damals noch immer, besonders in den mittleren Landschaften Galliens dichten Bevölkerung mit fremder Sprache, eine kaum nennenswerthe Minderzahl, vielleicht, wenn eine annähernde Schätzung versucht werden soll, um das Jahr 550 noch nicht einmal ein halbes Procent der ganzen Einwohnerschaft des damals von ihnen occupirten Landes, zerstreute sich dieser eigentliche

Kern des fränkiſchen Volkes ſehr raſch über einen Flächenraum, der nach Tauſenden von Quadratmeilen berechnet werden muß und wenn auch die größere Zahl nördlich von der Loire ſich feſtſetzte, ſo war ſie doch auch hier und ſelbſt da, wo ſie noch am erſten in geſchloſſenen Maſſen ſich zuſammenhielt, in den vielen Großſtädten die das Land beſaß, doch nur ein kleiner Bruchtheil, der nicht einmal wie andere Bewohner derſelben von fremder Nationalität, z. B. die Juden, durch die Schranken des Glaubens und der Sitte und vor allem des nationalen Inſtincts ſich von der übrigen Bevölkerung abſchloß und dadurch in zäher Eigenart fort vegetirte.

Aber ſo wenig auch die Züge eines Chlodwig und ſeiner Nachkommen das Gepräge der guten deutſchen Art tragen, deutſch waren und blieben ſie doch mitten in ihrer römiſchen Umgebung und in den Formen des höfiſchen Ceremoniels, das ſie von Oſtrom entlehnten. Sie blieben es, weil ſie entweder aus natürlichem Inſtinct oder in richtiger Politik die Fäden ihres Zuſammenhangs mit den übrigen Theilen des fränkiſchen Volkes nicht zerreißen ließen, ſondern ſie mit dem Aufgebot aller Mittel noch feſter knüpften. Als Chlodwig durch unerhörte Tücke, mit der raffinirten Gewiſſenloſigkeit eines Barbaren, der weder an den Schranken der alten Sitte, die er verachtet, noch an den Geboten der humanen Sittlichkeit, die er nicht verſteht, eine Grenze ſeines Gelüſtes hat, ſämmtliche fürſtliche Familien der andern Frankenſtämme vernichtet hatte, war er, was noch keiner vor ihm geweſen, der Alleinherrſcher über etwa ein Drittel des geſammten deutſchen Volkes. Als er auch noch die Alemannen zurückgeworfen und zum größeren Theile unterworfen hatte, zählte ſein Reich gewiß ebenſo viel deutſch wie romaniſch ſprechende Angehörige, ein Verhältniß, das ſelbſt durch die Eroberung des Landes

südlich von der Loire bis zur Garonne, welches er den Westgothen abnahm, nicht so stark verändert wurde. Denn auch hier gab es noch eine alte deutsche, nicht bloß gothische Colonisation, zwar nur eingesprengt in die dichte romanische Masse, aber doch wohl an sich nicht minder zahlreich, wie etwa in dem Italien und Spanien von damals. Chlodwigs Söhne kennt man als Zerstörer des burgundischen und des thüringischen Reiches. Das erste bot ethnographisch ungefähr dieselben Zustände, wie das gothische Aquitanien. Das herrschende deutsche Volk, die Burgunder, wie es scheint, von Anfang an nicht zahlreich in dem stark bevölkerten Südosten von Gallien zwischen den Provinzialen vertheilt, nirgends in geschlossenen Massen, dazu, wie seine näheren deutschen Verwandten, die Ost- und Westgothen, von noch weicherer und fremden Eindrücken noch zugänglicherer Anlage wie andere Deutsche dieser Zeit, waren als sie Unterthanen oder richtiger gleichberechtigte Reichsgenossen der Franken nach dem Sturze ihres eigentlich doch nicht einmal einheimischen, sondern westgothischen Königshauses wurden, schon im raschesten Uebergang zur vollständigen Romanisirung und ihre Einverleibung in das fränkische Reich führte diesem also eine ansehnliche Verstärkung des nichtdeutschen Elementes zu. Dagegen bedeutete die Auflösung des thüringischen Reiches einen Zuwachs zu dem deutschen Elemente, der jenem, wenn auch nicht gerade an Kopfzahl, die sich nicht berechnen läßt, die Wage hielt. Ja, weil sich der Zeit und zum Theil auch der inneren ursächlichen Verbindung nach noch eine viel weitere Ausdehnung der fränkischen Herrschaft auf deutschem Boden daran schloß, weil Theodorich, der heldenhafteste von Chlodwigs Söhnen und sein ihm gleichgearteter Sohn Theodebert alle deutschen Stämme zwischen dem Thüringer Wald und den Alpen unterworfen

und die Grenze des Frankenreiches im Osten und Südosten nunmehr mit der damaligen Volks- und Sprachgrenze an dieser Stelle zusammenfiel, konnte die Gesammtheit des fränkischen Reiches, wenn es gelegentlich einmal in der Hand eines Herrschers vereinigt war oder wenn man es, wie die allgemein zeitgenössische Anschauung that, trotz seiner gelegentlichen Drei- oder Viertheilung doch als eine reale, nicht bloß ideale Einheit faßte, im ethnographischen oder natürlichen Sinn für einen überwiegend von Deutschen bevölkerten Ländercomplex gelten. Auch dann noch, wenn die momentane Sturmfluth der fränkischen Eroberungszüge, die auch ganz Norddeutschland bis nach Jütland hin überschwemmte, sich ebenso rasch wieder verlief und nichts weiter absetzte, als eine Schicht des grimmigsten Stammeshasses bei den Besiegten und allerlei einstweilen luftige Prätensionen bei den Siegern.

So begreift es sich, daß selbst das Kernvolk des fränkischen Reichs — wenn man es ein Volk nennen darf — die salischen Franken Chlodwigs trotz der auf sie stärker als auf irgend welche ihrer deutschen Verwandten andringenden Macht des romanischen Elementes selbst da, wo sie je weiter nach dem Südwesten hin immer isolirter und geringer an Zahl zwischen den Provinzialen saßen, ihre deutsche Sprache verhältnißmäßig länger festhielten als etwa die Burgunder und die Westgothen unter ähnlichen Verhältnissen. Von den deutsch gebliebenen Frankenstämmen folgte unaufhörlicher Nachschub an Einwanderern, die sich als Franken in derselben gehobenen Stimmung wie die ursprünglichen Gründer des Reiches auch als Glieder des herrschenden Volkes betrachteten und bei den Andern wegen ihres Namens auch dafür galten. Da sie selbstverständlich an dem einmal feststehenden Typus der idealen und realen Einheit der Reichsinstitutionen, oder wenn

man will, an dem nationalen Princip der Gleichberechtigung der deutschen Herren und der römischen Unterthanen nichts ändern konnten, so trug diese immer fortfließende Quelle auch zur Erfrischung des Ganzen ebenso bei, wie sie das Deutschthum in den älteren Ansiedlern lebendig erhielt. Aber noch andere Deutsche, Thüringer, Baiern, Alemannen zogen denselben Weg nach Westen oder wurden durch staatliche und geschäftliche Veranlassung oder durch Familienverhältnisse massenhaft in die Landestheile des fränkischen Reiches geworfen, die man nach dem Vorwiegen der romanischen Mundarten als nichtdeutsche bezeichnen muß.

Doch bedeutete diese deutsche Einwanderung, wie eben bemerkt, keineswegs eine Veränderung in dem einmal feststehenden Typus der fränkischen Reichs- und Volkszustände: die Erfrischung des deutschen Blutes, die Erhaltung oder Belebung deutscher Sitte und Sprache mochte davon bedingt sein, aber das deutsche Wesen als solches konnte doch nicht weiter über die Grenzen hinaus greifen, die ihm gleich bei der Ordnung dieser Zustände gleichsam durch die Natur der Dinge und den verständigen Sinn der Menschen, die sich ihr fügten, gezogen waren. Nach wie vor blieb die Sprache des Staates, wenn er als solcher nach außen hin oder in großen Actionen nach innen hin sich darstellte, die lateinische. Alle Staatsschriften und Privaturkunden wurden nur in dieser Sprache verfaßt, die Gesetzgebung, auch wo sie nicht bloß von der Autonomie der Könige, sondern von der Mitwirkung der aristokratisch-ständischen Elemente abhing, bediente sich nur dieser Sprache. Die Kirche kannte selbstverständlich keine andere und es war eine selten vorkommende und daher immer nachdrücklich als Ausnahme betonte Connivenz, wenn ein fränkischer, d. h. ein der römischen oder lateinischen Kirche im

Frankenreich angehöriger Geistlicher etwa auch in der Volkssprache predigte und wenn er es that, so geschah es gewiß zehnmal häufiger in den lateinischen Vulgärmundarten als in der deutsch-fränkischen Sprache. Natürlich mußte das Bedürfniß des praktischen Lebens, die sociale Stellung der deutschsprechenden Minderzahl, wozu sogar der königliche Hof zu aller Zeit, wenn auch nicht bei jeder Gelegenheit gehörte, die Kenntniß des Deutschen auch vielen Romanen, und besonders den Geistlichen, die am Hofe und im Staate bald eine so bedeutende geschäftliche Stellung gewannen, unerläßlich machen. Romanen kann man aber auch die Angehörigen der fränkischen Kirche heißen, die dem Blute nach Franken waren, was bald von einer nicht unbeträchtlichen Anzahl, besonders der höheren Würdenträger galt. Sie hatten vor ihren fremdsprachigen Collegen das Deutsche als Muttersprache voraus, aber es ist kein Beispiel bekannt, daß sie sich dieses Vortheils zu irgend welchen nationalen Zwecken bedient hätten, zu solchen, die auf die Hebung oder auch nur auf die Erhaltung ihres Idioms abzielten. Sie scheinen sich in Hinsicht auf ihre sprachliche Stellung höchstens darin von ihren romanischen Collegen unterschieden zu haben, daß letztere von ihrem heimischen Vulgärlatein aus doch eher zu einer relativ gewandten, wenn gleich niemals correcten Handhabung der gebildeten lateinischen Schriftsprache kirchlichen Stils gelangten, was jenen sehr viel schwerer wurde und so viel man sehen kann, keinem einzigen von ihnen auch nur annähernd glückte. Wahrscheinlich hat sich aber auch keiner ernstlich darum bemüht. Und darin liegt zum guten Theil die Erklärung der schon oben erwähnten Thatsache, daß alles was aus dem Bereich der deutschen Sprache in dieser Zeit und zunächst auf eigentlich fränkischem Boden in schriftlicher Aufzeichnung auf uns

gekommen ist, einen Zustand ihrer schriftlichen Behandlung bezeugt, der das gerade Gegentheil von dem ist, was man unter literarischer Darstellung, oder auch nur unter systematischer Uebertragung der Sprachlaute in Schriftzeichen versteht. Vielleicht sind es nicht einmal vorzugsweise geistliche Schreiber — nicht geistliche gab es je länger desto weniger — deutscher Herkunft gewesen, die sich damit befaßt haben, und schon deshalb nicht, weil die bloße Kunst des Schreibens einem damaligen fränkisch-deutschen geistlichen Mann schon eine zu schwere Anforderung zu dünken pflegte. Aber selbst wenn deutsche Hände deutsche Laute und Worte in solcher Verstümmelung wiedergegeben haben sollten, müssen wir, um es begreiflich zu finden, immer fest im Auge behalten, daß die, die so schrieben, überhaupt nur Latein schreiben gelernt hatten und das lateinische Schriftsystem zum einzigen Maßstab jeder Art von Schreiben machten.

Schützte nun auch die fortwährende Ergänzung des deutschen Elementes die auf dem romanischen Sprachboden wohnhaften Franken einstweilen noch vor einem so raschen und vollständigen Vergessen und Aufgeben ihrer Muttersprache, wie es ohne dieselbe hätte erfolgen müssen, so war umgekehrt doch wieder die eigentlich deutsche Osthälfte des fränkischen Reiches durch ihre politische, sociale und geschäftliche Verkettung mit der romanischen Westhälfte, wenn auch nicht für den Augenblick doch für die Zukunft von dort her in ihrer Muttersprache gefährdet. Für den Augenblick nur insoweit, als sich auch im Osten genau dieselben Züge in der Gestaltung des Verhältnisses der beiden Hauptsprachen zu einander wie im Westen, nur dort gewöhnlich in je nach der Meilenzahl der Entfernung von dem Westen immer mehr abnehmender Stärke und Wirksamkeit, herausbilden mußten. So weit die

fränkiſche Bevölkerung auf deutſchem Gebiete reichte, oder ſoweit deutſche Landſchaften, deren Bevölkerung ſich nicht zum fränkiſchen Stamme zählte, einen unmittelbaren Theil des Reichs bildeten und keine ſelbſtändige politiſche Exiſtenz als Vaſallenſtaaten beſaßen, waren die kirchlichen Einrichtungen der romaniſchen Weſthälfte wenigſtens in rohen Umriſſen nach und nach entweder wieder hergeſtellt worden, wo ſich noch aus früherer Zeit Trümmer davon gerettet fanden, oder, wie es meiſtens geſchehen mußte, ganz von neuem begründet worden. Mit der Kirche trat auch die Sprache der Kirche der Volksſprache gegenüber in dieſelben Rechte wie dort und eine gelegentliche deutſche Predigt irgend eines gewiſſenhaften Seelſorgers in einer dem Namen nach chriſtlichen und deutſchen Gemeinde änderte daran nichts, wird auch nach allen geſchichtlichen Notizen aus dieſer Zeit ſelten genug gehalten worden ſein. Wie in der Kirche, ſo galt auch im Staat und öffentlichen Verkehr das Lateiniſche als die eigentliche Geſchäftsſprache im deutſchen Oſten ſo gut wie im romaniſchen Weſten und eine Urkunde, die im Elſaß ausgeſtellt werden ſollte, konnte ebenſo wie eine in Orleans nur lateiniſch geſchrieben ſein. So war alſo auch hier auf Seite derer, die den Begriff einer literariſchen Verwendung der Sprache gleichſam als nothwendigen Beſtandtheil ihrer Bildung in ſich tragen ſollten, doch keine Veranlaſſung, ja keine Möglichkeit das Deutſche unter dieſen Geſichtspunkt zu faſſen und ihm auch nur innerhalb der Grenzen ihres eigenen Berufskreiſes zu einer literariſchen Verwendung behilflich zu ſein. Noch viel weniger dachten aber die anderen, das eigentlich deutſche Volk fränkiſchen Stammes, daran. Es ließ ſich das Lateiniſche in Kirche und Staat gefallen, weil es mit beiden ſehr wenig in Berührung kam. Eine gewiſſe praktiſche Vertrautheit mit der frem-

den Sprache, nicht wie sie als Schriftsprache gebraucht wurde, sondern in ihren lebendigen Volksmundarten brachte der tägliche Verkehr auch hier noch immer oder wieder in ausgedehntem Maße mit sich, aber doch nur bei einigen, nicht bei vielen und in keiner Art zu vergleichen mit jenen täglichen und stündlichen Berührungen, denen kein Deutscher auf romanischem Boden sich entziehen konnte, auch nicht zu vergleichen mit dem Einst, als der größte Theil des jetzt von deutschredenden Franken bewohnten Landes vierhundert Jahre lang römische Provinz gewesen war. Damals hatte die doch schon meist deutsche Urbevölkerung links vom Rhein und rechts, soweit der spätere römische Grenzwall reichte, ihre Muttersprache so wenig wie ihre heimische Sitte vergessen, aber beide waren neben der alles beherrschenden und durchdringenden römischen Cultur in die versteckteſten Winkel des Landes oder des Hauses zurückgewichen. Jetzt stand eine Barbarei neben oder wenn man will über der andern: die romanischen oder lateinisch sprechenden Laute aus dem Westen sammt denen, die sich berufsmäßig als Angehörige der Kirche zu ihnen zählten, waren in ihrer Intelligenz, in ihrer Sittlichkeit, auch in ihren äußeren Lebensgewohnheiten um nichts besser oder civilisirter als die Masse deutschen Stammes, die des Lateinischen unkundig war und von solchen Lehrmeistern natürlich nicht zum Aufgeben ihrer Muttersprache und ihres ganzen geistigen und gemüthlichen Lebensschatzes gelockt werden konnte, selbst wenn es diesen je in den Sinn gekommen wäre ein solches damals absolut undenkbares Wagniß zu unternehmen.

Alemannen und Baiern, zeitweise auch die Thüringer, gehörten staatsrechtlich nur mittelbar zum fränkischen Reiche und demgemäß war bei ihnen der allgemeine Zusammenhang damit ein viel lockrerer, gelegentlich und oft nicht bloß auf

kurze Zeit ganz unterbrochen durch Verſuche ſich in ihrer volksthümlichen Abgeſchloſſenheit völlig unabhängig zu ſtellen. Zwar folgte jedem ſolchen Verſuch regelmäßig ein Gegenſchlag: das fränkiſche Königthum, die fränkiſche Kirche, die fränkiſche Ariſtokratie konnten doch auf dieſe mit der Gründung des Reiches nicht bloß, ſondern auch mit ſeinem ſpäteren Beſtand verwachſenen Dependenzen nicht dauernd verzichten. Stützpunkte hatte ſich die Fremdherrſchaft auch hier überall geſchaffen und es war in den meiſten Fällen weniger das Verdienſt der fränkiſchen Tapferkeit als der fränkiſchen Politik, welche die Parteiverhältniſſe in den einzelnen Ländern benutzte, um dadurch dem gemeinſamen Widerſtand jedes Stammes oder gar aller Stämme zuſammen gegen den gemeinſamen Feind ihrer Unabhängigkeit die Spitze abzubrechen.

So gab es hier überall eine Anzahl von Kreiſen, beſonders in den höheren Schichten der Bevölkerung, die man als fränkiſche Partei bezeichnen kann. Dazu gehörten die, wie es ſcheint, zahlreichen fränkiſchen Familien, welche auf dem auch hier überall zerſtreuten reichen Domanialbeſitz der fränkiſchen Könige oder, was daſſelbe war, des Staatsfiskus ihre Heimath gegründet hatten, endlich die Kirche, ſoviel davon theils noch von Alters her aus den Stürmen der Völkerwanderung ſich gerettet hatte, oder was durch fränkiſche oder unter fränkiſchen Schutz thätige Miſſionare hier ſpärlich genug Wurzel zu ſchlagen vermochte. Darum wiederholt ſich auch hier nur in noch bläſſeren Zügen das Bild der ſprachlichen Zuſtände, die eben gezeichnet wurden. Auch hier war nur die fremde Sprache, ſo ſelten ſie auch zur Anwendung kam, literariſch brauchbar: auch die Rechtsbücher der Alemannen ſeit dem Anfang des ſechsten, die der Baiern, aus zeitlich weit von einander abſtehenden Beſtandtheilen vom ſiebenten bis Mitte

des achten Jahrhunderts zusammengesetzt, sind doch selbstverständlich nur lateinisch niedergeschrieben, wenn auch das Rechtsprechen nach ihnen ebenso selbstverständlich nur in der Volkssprache geschehen ist. Auch tragen sie in allem dem, was man als barbarische oder speciell als deutsche sprachliche Einmischungen bezeichnet, denselben Stempel wie die Lex Salica oder die anderen Volksrechte der auf römischem Boden angesiedelten Deutschen, ja verglichen mit dem Lateinischen der ersteren, dürfte man wenigstens die meisten Stücke der alemannischen Gesetzsammlung und die ganze bairische für minder barbarisch gelten lassen, weil sie nicht so vom Vulgärlatein, der lebendigen Sprache ihrer Umgebung, durchzogen sein können, sondern mehr oder weniger doch einen Anlauf zu dem gelehrt literarischen Ausdruck wagen.

Die deutsche Landessprache ist natürlich hier noch unabhängiger von solchen particulären literarischen Leistungen in einer fremden Sprache geblieben, als auf fränkischem Boden. Doch fehlten auch hier, wie schon gezeigt, die Fäden der Verbindung zu dem romanischen Volks- und Sprachelement des eigentlichen fränkischen Reichs nicht ganz. Sie erklären es, daß manches Einzelne von dort her sich schon in dieser Zeit in die Landessprache eingeführt hat, was später, sobald sie literarisch wurde, schon längst vorhandenes und verjährtes Eigenthum geworden war. Uebrigens darf auch nicht übersehen werden, daß man sich hier im äußersten deutschen Süden, bei Baiern wie bei Alemannen, auf einem Boden bewegt, der vier Jahrhunderte lang im festen, wenn auch nicht unangefochtenen Besitz der Römer und der lateinischen Sprache stand und daß beide deutsche Stämme, so gründlich sie auch mit den Resten der Vergangenheit aufgeräumt haben mögen, doch nicht alle und jede Ueberbleibsel der römischen Cultur

und der romanischen Bevölkerung vernichten wollten oder konnten. Aus solchen, uns nicht mehr sichtbaren, nur geahnten, aber sicher vorhandenen Kanälen kann auch vieles von dem was wir als lateinisches oder romanisches Sprachgut später hier antreffen, sehr früh, schon vor der Verbindung mit dem Frankenreich oder auch später noch solange sie bestand, aber unabhängig davon hereingeflossen sein. Endlich berührten sich auch beide, Alemannen und Baiern, an ihrer Südgrenze längs der Alpen und zum Theil auch diesseits mit den damals noch sehr compacten Massen der heute sehr zusammengeschmolzenen sog. Rhätoromanen, der ganz romanisirten Provinzialbevölkerung rhätischen d. h. unbekannten Stammes in Graubündten, Vorarlberg und Tirol, und auch von daher konnte das Lateinische seinen Weg in das deutsche Gebiet finden.

Nördlich von dem alten römischen Grenzwall, also ungefähr nördlich von der Linie der Altmühl und des Mains in seinem Unterlauf fehlte die reale Grundlage des Römerthums und der römischen Colonisation. Daher denn selbst da, wo sich am mittleren Main oder jenseits des Thüringer Waldes unter Leuten, die dort Franken hier Thüringer hießen, fränkische Einflüsse viel ungestörter durch die volksthümliche Eigenart der Einwohner oder ihre politische Stellung zum Reiche durchsetzen konnten, noch weniger innere Beeinflussung des deutschen Wesens und der Sprache durch fränkisch-romanische Elemente, aber auch hier kein Ansatz zu einer einheimischen Literatur, kein Versuch, den altherkömmlichen Zustand der bloß mündlichen Tradition für das geistige Gut des Volkes und der Einzelnen durch das Mittel ihrer schriftlichen Aufzeichnung zu verändern.

Die beiden deutschen Nordstämme endlich, die Sachsen und die Friesen, wären ganz außer Rechnung zu lassen, wenn man

die nothwendigen Vorbedingungen für eine solche tiefgehende Revolution erwägt. Sie hätte wie bei den Gothen des vierten oder bei den Angelsachsen des siebenten Jahrhunderts nur durch eine lebendige Vermittelung und Einbürgerung des neuen Glaubens geschehen können, die sich jetzt so wenig wie zu Ulfila's Zeit ohne die Schöpfung einer Literatur in der Volkssprache denken ließ. Denn dadurch erst verlor das Christenthum, nicht bloß was seinen eigentlich religiösen Inhalt, sondern noch mehr was seine damalige, durch die Geschichte gewordene Physiognomie angeht, um die es sich thatsächlich allein handelt, seine dem deutschen Geiste so fremdartigen, wenn auch mitunter nicht unsympathischen Züge.

Aber für Sachsen und Friesen war die Zeit dazu noch nicht gekommen. Hier allein war noch immer, zwar nicht der unverfälschte Zustand des Urdeutschthums in Sitte, Recht und Glaube, aber doch noch so viel Nachklänge davon geblieben, daß man im neunten Jahrhundert, wenn man die Lebensbedingungen des achten schildern wollte — ehe durch die Macht Karls des Großen der gewaltige Riß in das sächsische Volksleben geschah — sehr naiv, aber keineswegs uneben mit einfacher Wiederholung von einigen Stellen der Germania des Tacitus aus dem Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Aufgabe lösen zu können glaubte. Fränkische Herrschaft und Christenthum verschmolzen hier in der Ferne zu einer viel innigeren Einheit als sie in der Nähe erscheinen, wo man nur das Auseinanderklaffen der Aeste und nicht das trotz alledem zusammenhaltende innerste Lebensband zwischen den einzelnen Aesten zu sehen pflegt. Man erwehrte sich beider auf einmal und durch dieselben Mittel, indem man die fränkischen Kriegsmänner und die christlichen Glaubensboten, auch wenn sie nicht von den Franken kamen, aus dem Lande

jagte, noch lieber erſchlug. Zwar wiederholten ſich die Verſuche des Angriffes von beiden Seiten trotz allem Mißlingen immer zu, aber es fehlte ihnen doch die Hauptſache, der einheitliche Wille, die geſchulte Intelligenz und die unerſchrockene Thatkraft jener Siegesgewißheit, die nicht bloß aus der Ueberzeugung des Einzelnen, daß er eine gerechte Sache verfechte, geboren wird. Sie ſetzt auch noch eine allgemeine ideale Erhebung des ganzen Zeitgeiſtes oder der Sphäre, welcher die Kämpfer angehören, voraus und die war nicht vorhanden. Die fränkiſchen Könige und der fränkiſche Staat hatten zwar ihr angeblich durch Theoborich den Sohn und Theodebert, den Enkel Chlodwigs, erworbenes Recht auf die Herrſchaft über die Sachſen niemals aufgegeben und die Frieſen wurden von ihnen immer nur Unterthanen genannt, ſchon wegen ihrer Nachbarſchaft bei den alten Stammſitzen des herrſchenden Frankenvolkes oder der Merowingiſchen Dynaſtie, aber Sachſen und Frieſen erkannten dieſe Anſprüche nur dann, wenn ſie mußten, was ſelten genug ſich ereignete. Die Miſſionare aber, äußerſt wohlgeſinnte und pflichteifrige Männer, durften doch nicht weiter ſich wagen, als zufällig einmal die fränkiſchen Waffen geboten oder als irgend eine innere Verwickelung in dem loſe zuſammengefügten Stamme den Fremden für eine Zeitlang eine Art von ſicherem Boden gewährte. Aber gewöhnlich zerrann dieſe günſtige Situation nach wenigen Monaten und daher auch alle Früchte gefahrvoller Bemühungen für den neuen Glauben. Denn waren erſt wieder die Landesfeinde geworfen, ſo ſchlug der Glaube an die Macht der alten Götter, die doch von den fremden Prieſtern verachtet und bekämpft wurden, in den Gemüthern von neuem deſto kräftigere Wurzeln.

Viertes Capitel.

Die ethnographische Stellung der deutschen Sprache in der fränkischen Zeit.

Wir sind hier bei den deutschen Nordstämmen zugleich an den äußersten Grenzen des ganzen Land- und Volksgebietes angelangt, das die deutsche Sprache im engeren Sinne etwa im achten Jahrhundert auf dem Continente umspannte. Wie weit sich ihre innere Organisation etwa seit der Zeit des Ulfila geändert habe, errathen wir nur aus einigen Fragmenten, deren geringer Umfang und dürftiger Ertrag auf Rechnung jener oben auseinander gesetzten Ursachen gebracht werden muß. Von einer wirklichen Sprachgeschichte, wenn sie einigermaßen vollständig, richtig gegliedert und deutlich geprägt in ihren Zügen sein soll, wie man es von dem Bilde irgend einer geschichtlichen Gestaltung verlangt, läßt sich hier nichts wahrnehmen. Und doch muß es eine solche thatsächlich gegeben haben: es wird sich kaum in einer andern Periode eine so durchgreifende, allseitige und fruchtbare Umwandelung des ganzen Sprachwesens vollzogen haben, wie in den letzten Jahrhunderten der ausgehenden Völkerwanderung und den ersten, in welchen sich die neuen Volkskörper einigermaßen aus ihrem embryonischen Zustand zu wirklichen Lebensgestalten der Zeit und der Zukunft consolidirten. Denn das war ja die Aufgabe der ganzen unendlich weit in ein vorgeschichtliches Dunkel zurückreichenden halb naturalistischen Katastrophe, die man nach einem ihrer drastischen Züge die große Völkerwanderung heißt und die ältere Historiker nicht bloß mit fast unbegreiflicher Kurzsichtigkeit, sondern mit absoluter Nichtbeachtung allerwärts greifbarer Thatsachen wohl gar erst vom Jahre 375 oder

irgend einem ähnlichen datirten. Das deutsche Volksthum als materielles Element spielt darin die vorzüglichste Rolle, wenn gleich daneben und noch mehr hinter ihm sich derselbe Proceß bei den anderen großen ethnographischen Typen, aus denen sich das neue Europa zusammensetzt, abwickelte. Denn wie von einer deutschen, so könnte man auch von einer slavischen, einer finnischen oder uralaltaischen Völkerwanderung sprechen und gewiß gehören die Evolutionen aller dieser Racen, von denen das weitere Dasein der europäischen Menschheit begründet wurde, ebenso gut der Weltgeschichte an als die Ansiedlung der Westgothen in Spanien, der Franken in Gallien, der Sachsen in Britannien.

Vom deutschen Standpunkt und noch mehr von dem specielleren der deutschen Sprachgeschichte haben diese übrigen Völkerrevolutionen zunächst nur insofern Bedeutung, als sie in das deutsche Volks- und Sprachleben eingriffen. Und das haben sie empfindlich genug gethan. Denn die osteuropäische Völkerwanderung, wie man sie kurz nennen darf, weil nicht bloß die geographische Zusammengehörigkeit ihres Gebietes, sondern auch der innere Rhythmus ihrer Erscheinungen trotz aller Blutsverschiedenheit ihrer Darsteller sie zu einer wirklichen Einheit stempelt, hat die äußere Stellung der deutschen Sprache zum großen Theil vollständig verwandelt. Fragt man nach den Ursachen, die ihr Verbreitungsgebiet im achten so ganz anders wie das im vierten oder ersten unserer Zeitrechnung geformt haben, so giebt fast immer die Geschichte der osteuropäischen Völkerwanderung die genügende Antwort. Daß das deutsche Sprachgebiet nicht bloß im achten, aber im achten ungefähr ebenso wie im sechsten, nach Osten hin bei den Baiern, den Mainfranken, den Thüringern, den Sachsen seine Grenze fand, oder wenn man Bodenabschnitte dafür setzt, nicht

weiter als bis an die Ens, den Böhmer Wald, den oberen Main, die Saale und die Elbe bis zu der Mündung der Havel etwa, weiter unten aber, die Elbe etwas überschreitend, bis an die Kieler Bucht und die Schley sich erstreckte, ist meist davon veranlaßt. Denn nur an der äußersten Ecke im Nordosten der hier bezeichneten Linie, auf der jütischen Halbinsel ist auch durch das Hereinspielen eines Seitenstromes der deutschen Völkerwanderung eine Aenderung der alten ethnographischen und linguistischen Zustände eingetreten. Hier hat das scandinavische Germanenthum, das einst auf diesem äußersten Auswuchs des deutschen Hauptlandes nichts zu suchen hatte, vielleicht schon ziemlich früh, aber gewiß nicht vor dem fünften Jahrhundert eingegriffen und sich hier selbst in die Sitze eines im engsten Sinne deutschen und niemals ganz scandinavisch umgebildeten Stammes, der Angeln nördlich von der Schley bis an die heutige jütische Grenze — nicht bloß in der heute so genannten Landschaft Angeln — eingedrängt. Nördlich und vielleicht auch nordwestlich davon, jedenfalls aber in der Inselwelt der Ostküste können die dort einst wohnhaften, später von den Dänen absorbirten germanischen Stämme nur insoweit deutsche heißen, als sich diese Benennung nach unserer früheren Auseinandersetzung auch auf die gothischen oder die germanischen Oststämme überhaupt anwenden läßt.

Alles Andere aber was sich hier im Osten und Norden am deutschen Sprachgebiete verändert hat, kommt auf Rechnung jener großen östlichen Wanderung und hier wieder vorzüglich, doch keineswegs ausschließlich, auf die ihres slavischen Factors. Im Anfang des vierten Jahrhunderts noch würde man von der Elbe bis zur Düna und zu den oberen Quellflüssen des Dnieper nur deutsche Laute gehört haben, hundert Jahre später, jenseits der Weichsel keine mehr und noch hundert

Jahre, um 500 etwa, lag die Sprachgrenze zwiſchen Deutſchen und Slaven an der ganzen langen Oſtlinie beinahe überall ſchon da, wo man ſie im achten Jahrhundert trifft. Nur der Untergang des thüringiſchen Reiches hat noch das verhältnißmäßig kleine Stück Landes zwiſchen der mittleren Elbe und Saale den Slaven überliefert, wahrſcheinlich auch nicht viel ſpäter eine ſlaviſche Coloniſation auf dem linken ſeit dem ſechsten Jahrhundert nur allein noch deutſchen Ufer der unteren Elbe (zwiſchen Lüneburg und Stendal) ſich feſtſetzen laſſen, wo ſie, den Rücken durch die breite Maſſe ihrer jenſeitigen Stammesgenoſſen gedeckt, ſich fortan gegen die ſächſiſchen Nachbarn behauptete; ebenſo am Fichtelgebirge und am obern Main, wo von der Pforte des böhmiſchen Slavenlandes her, von den Quellen der Eger, ſich einige Haufen nicht gerade tſchechiſcher aber doch nahe verwandter Stämme immer weiter nach Weſten den Main entlang ſchoben; oder auch in den Salzburger und Tiroler Alpen, wo in einem, wie es ſcheint, lange faſt verödeten, wenigſtens ſeit dem Sturze der Römerherrſchaft von jeglicher Cultur entblößten, ſchwer zugänglichen Terrain ſich gleichfalls ſlaviſche Stämme eindrängten, zu dem ſüdöſtlichen Zweige der Serben und Chrowaten gehörig, die von den Baiern unaufhörlich bekämpft und zurückgeworfen, doch immer wieder mit der ihrem Weſen eigenen paſſiven Zähigkeit aus ihren Schlupfwinkeln auftauchten.

So war die Donau, noch im fünften Jahrhundert ein Strom, der ſo gut wie die Elbe nur durch deutſches oder von Deutſchen bewohntes Land floß, ſeit dem ſechsten nur in einem Abſchnitt ihres Oberlaufes kaum bis zur Mündung der Ens noch deutſch, von da rings von Slaven umwohnt bis zu dem Gebirgspaß des eiſernen Thors jenſeits der Einmündung der

Sau und der Morawa, womit ihr Unterlauf beginnt. Diese Slaven ertrugen wohl auch zeitweise und gerade in den Jahrhunderten, die wir hier zunächst im Auge haben, eine Fremdherrschaft: die türkischen Avaren, eine der Völkerwellen, die eine noch östlichere Völkerfluth bis in den Westen, in die Mitte von Europa und in das Herz des Deutschlands der älteren Zeit getrieben hatte, treten ungefähr in derselben Weise als welterobernde Nomadenvolk da auf, wo einst Attila mit seinen Hunnen ganz Europa erschreckt und erschüttert hatte. Nur daß die Dauer der Hunnen in der schutzlosen Mitte der damals noch ganz von deutschen Stämmen bewohnten großen Donauebene eine sehr vorübergehende, etwa auf ein Menschenalter beschränkte gewesen war, die Avaren dagegen gewiß schon seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts noch die folgenden drei bis zum Ende des achten zwischen den unterdessen an Stelle der Deutschen eingewanderten Slaven als harte Herren und Gebieter sich behaupteten. Aber wegen ihrer Eigenschaft als Nomaden kann man sie nicht als die wirklichen Volks- und Sprachnachbarn der Deutschen bezeichnen. Nur ihr Staat, wenn man ihn so nennen will, war ein Nachbar des fränkischen Reiches und hat gegen dasselbe unzählige Fehden mit wechselndem Glück bis auf Karl den Großen bestanden, der ihn und das ganze Volk zersprengte.

Wirkliche Nachbarn der Deutschen im ethnographischen und linguistischen Sinne waren also auch auf diesem südlichen Abschnitt der Ostgrenze nur Slaven, die bleibenden Besitzer, wenn auch nicht immer die Herren des Bodens, den sie nicht bloß ausbeuteten sondern bebauten.

Auch drohte dem deutschen Sprachgebiet nach dem Verlust von reichlich zwei Dritteln seiner früheren Ausdehnung nach dieser Seite hin immer noch neue Einbuße, denn bis zum

achten Jahrhundert, eigentlich bis zu Karl dem Großen hin, der auch hier die bedrückende und schädigende Verwirrung früherer Zustände förderlich für das deutsche Interesse zu lösen verstand, dauert der Verlust auf deutscher Seite, der Zuwachs an Gebiet auf slavischer fort. Auch würde jener sich noch viel größer und gefährlicher gestaltet haben, wenn nicht die Anlehnung an das fränkische Reich den bedrohten deutschen Grenzlandschaften und Stämmen doch eine im äußersten Fall einigermaßen genügende Deckung gewährt hätte. Daß die Avaren nicht längs des Donauthales in das Herz von Baiern vordrangen, war doch allein die Folge der vielen blutigen Schlachten, die ihnen von so manchem fränkischen Könige und Heerführer geliefert wurden, auch wenn sie einmal unglücklich für die Franken und ihre deutschen Hilfs- und Schutzvölker ausgingen. Mit den Avaren konnten sich aber wohl die Slaven als Unterworfene vertragen, nimmermehr aber die Deutschen. Ebenso wurde die von den böhmischen und meißnischen Slaven schwer gefährdete Existenz Thüringens nur durch die Franken und die fränkisch-thüringischen Herzöge gerettet, die eine Zeit lang auf der fränkischen Wirzburg saßen, aber freilich nicht verhindert, daß sich immermehr einst deutsche Gemarkungen zwischen Saale und Werra abbröckelten und den Slaven in die Hände fielen.

Die Natur hatte hier vergessen eine Grenzlinie zu ziehen, welche die elementaren Ströme der Geschichte hätten respectiren müssen und so war hier wie freilich ein Jahrtausend, oder ein halbes Jahrtausend früher und, kann man zusetzen, auch noch später alles in die Hand des Zufalls gelegt, den der Verstand und die Kraft der Menschen ordnen sollten. Seltsam genug und ein Moment von der allertiefsten Bedeutung nicht bloß für unsere Sprachgeschichte ist es, daß es auch im Westen ähnlich stand. Denn jene allmählichen Uebergangszustände

von den völlig romaniſchen Theilen des Frankenreichs zu denjenigen, wo deutſch und romaniſch ſich zeitweiſe ungefähr die Wage hielten bis zu denen, wo das Deutſche entſchieden vorherrſchte, um noch weiter nach Oſten die allein herrſchende Sprache zu ſein, waren zwar zum Theil durch die eigenthümliche Zuſammenſetzung und die innere Geſchichte der Bildung und des Wachsthums des fränkiſchen Reiches bedingt, aber zum Theil doch auch nur dadurch möglich, daß von den Pyrenäen an nirgends eine große natürliche Marke dem Miſchmaſch der Sprachen und Nationalitäten — denn feſte Nationalitäten im heutigen Sinne hatten ſich ja noch nicht herausgearbeitet — Halt gebot oder eine gewiſſe überſichtliche und praktiſche Vertheilung und Beſchränkung vermittelte. So mußte unter dem doppelten Druck, der, trotz aller Reaction des deutſchen Elementes, doch immer ſtill fortſchreitenden Romaniſirung der deutſchen Enclaven im Weſten und der auch geographiſch ganz unbeſchränkten Zugänglichkeit des deutſchen Sprachgebiets, auch hier, nur nicht ſo jäh und maſſenhaft wie im Oſten ein Verluſt auf den andern folgen und hier um ſo bedenklicher für die Zukunft, da hier nicht wie im Oſten die rein körperliche Wucht des fremden Volks und der fremden Sprache das Deutſche verdrängte und unterdrückte. Hier waren es geiſtigere Mächte, wie ſie ſich in dem ſcheinbar ſelbſtverſtändlichen Bunde des romaniſch-lateiniſchen Idioms mit der römiſchen Kirche im Frankenlande am faßlichſten darſtellen, und ſolchen zu widerſtehen iſt den Deutſchen, ſo lange ſie Deutſche geweſen ſind, immer am ſchwerſten geworden. —

Im Norden und Süden ſchien die Natur das im Oſten und Weſten Vergeſſene nachgeholt zu haben. Doch iſt auch im Norden an der einzigen Stelle, wo das Uebergreifen einer zwar urverwandten, aber damals ſchon ganz ſelbſtändig und

insofern fremdartig gewordenen Sprache denkbar war, wie wir gesehen haben, ein solches geschehen, und im Süden hatte die slavische Colonisation, wie gleichfalls schon erwähnt, wenigstens theilweise sogar den natürlichen deutschen Grenzwall, die Alpen besetzt. Daß hinter ihm noch tiefer nach Süden sich bairische Ausläufer längs dem Lauf der Etsch hinab und bis zur Fühlung mit den alten deutschen Langobarden vorschoben, kam der Sicherheit des deutschen Sprachgebiets nicht mehr zu Statten, denn aus deutschen Langobarden waren schon im achten Jahrhundert romanisirte Lombarden geworden. Bei ihnen war es hergegangen wie bei den Westgothen oder bei den Burgunden, obgleich sie die einen wie die andern an nationaler Schneidigkeit übertrafen. Es hatte sich auch ihnen das geistige Uebergewicht des romanischen Elements und der damit vereinten römischen Kirche trotz ihrer heftigen und oft harten Widerstandsversuche früh genug fühlbar gemacht und wenn ihre tapferen kriegslustigen Könige den Päpsten des achten Jahrhunderts manche trübe Stunden bereiteten, weil sie den Territorialbesitz der römischen Kirche zu Gunsten der Abrundung des Gesammt-italienischen Staates antasteten, so hörten sie damit doch nicht auf fromme Katholiken und in Anschauung und Lebensweise romanisirte Deutsche zu sein, viel mehr als es jemals die feigsten und schwächlichsten Nachkommen Chlodwigs geworden waren. Den Langobarden fehlte auch die Anlehnung an eine breite Masse rein deutscher Stammverwandten. Ihre einzigen deutschen Nachbarn, im Norden die Baiern, im Nordwesten die Franken, soweit man sie in diesem Theile ihres Reiches, dem ehemals selbständigen Reiche der Burgunden noch deutsch nennen konnte, waren durch politische Feindschaft, die sich mit altem Stammeshasse verquickte, unversöhnlich von ihnen geschieden, wenn gleich hie

und da einmal Friede und intimer Verkehr wenigſtens zwiſchen den Fürſtenhäuſern die alte Fehde unterbrach. In ſich ſelbſt fanden ſie weder durch Zahl noch durch ihre etwas roh zugeſchnittene Geiſtesart die Kraft ſich als Deutſche zu behaupten und ſo ſank auch ihre deutſche Sprache bald zu derſelben Stellung herab, die das fränkiſche Deutſch im Weſten des fränkiſchen Reiches, aber doch noch ehrenvoller und einflußreicher, einnahm: ſie wurde zur Haus- und Familienſprache und konnte ſich natürlich auch in dieſem Verſtecke ihres übermächtigen Gegners nicht lange erwehren. Einſt hatte das Volk, wie die andern Deutſchen, in Liedern und Sagen einen reichen Schatz aus ſeiner Vorzeit beſeſſen, aber eine Literatur war daraus nicht entſtanden. Literatur gab es auch hier nur in der fremden Sprache, die freilich nirgends ſich ärgere Mißhandlung gefallen laſſen mußte, als hier auf dem klaſſiſchen Boden ihres Urſprungs. Deutſches erhielt ſich nur zufällig, ganz in derſelben Weiſe wie bei den romaniſirten Franken, und dieſe nicht unbeträchtlichen Reſte genügen wohl der Sprachforſchung, um ſich daraus die Hauptzüge des langobardiſchen Sprachbildes herzuſtellen und zu erkennen, daß es urſprünglich in ſehr enger Zugehörigkeit ſtand zu dem eigentlich Deutſchen, vielleicht in nächſter Verwandtſchaft mit dem, was wir ſeinen hochdeutſchen Typus in der Zeit vor der literariſchen Fixirung des Althochdeutſchen nennen könnten. Aber die deutſchen Nachbarn nahmen nichts davon wahr: ihnen galten die Langobarden auch ſchon als die deutſche Sprache bei ihnen noch nicht in den Winkel geſchoben war, für Fremde und Feinde und darum konnte auch von irgend einer belebenden oder ſchützenden Einwirkung auf das deutſche Geiſtesgebiet, die von jenſeits der langobardiſchen Grenzpfähle etwa zu den Baiern gedrungen wäre, nicht die Rede ſein.

Ungünſtig genug iſt das Reſultat der bisherigen Betrachtungen, die ſich doch nur auf das äußere Daſein, das Verbreitungsgebiet und die allgemeinen Lebensbedingungen der deutſchen Sprache am Schluſſe der Völkerwanderung beziehen. Ungeheure Einbußen an Land und Leuten ſind hier verglichen mit einigen Jahrhunderten früher zu verzeichnen. Noch in der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts, wo die Hauptmaſſe des gothiſchen Volkes die ganze untere Donau beherrſchte, wo Britannien von Deutſchen beſetzt wurde und wo ſogar in Nordafrika die alte Todfeindin Rom's Carthago in einem vandaliſchen Carthago wieder in gleicher Eigenſchaft auflebte, ſchien die Fülle der deutſchen Volkskraft für die Grenzen eines Welttheils, wenigſtens ſo weit es ſich verlohnte ihn zu bewohnen, viel zu groß, weil ſelbſt Afrika von ihrem Ueberfluß zehren konnte. Auch wenn man die öſtlichen oder gothiſchen Stämme als eine in vieler Hinſicht doch von den andern Deutſchen getrennte Nationalität und ihre Sprache als eine relativ ſelbſtändige Schweſter des Deutſchen im engern Sinne faßt, ſo hatte auch dieſes ſelbſt damals doch noch ſo gut wie nichts von ſeinem alten Gebiete verloren und in Britannien, Gallien, in den Süddonauländern auf Koſten der Römer faſt eben ſo viel noch hinzugewonnen.

Nun aber ſtand es ſo, daß zwar die Deutſchen in Britannien in ihren im fünften Jahrhundert gewonnenen Grenzen ſich und ihre Sprache nicht bloß behaupteten, ſondern auch langſam aber ſicher nach Norden und Weſten fortſchoben, aber ſeit dem ſechsten Jahrhundert ohne Verbindung mit der volksthümlichen Entwickelung ihrer continentalen Stammesgenoſſen waren. Dieſe aber ſind auf ein enges und noch dazu durch in jedem Sinne unſichere Grenzen ſehr gefährdetes Gebiet zuſammengedrängt. Neben den breiten Maſſen des Romaniſchen,

das man doch immer wenigstens im Gegensatz zu dem Deutschen als Spracheinheit gelten lassen muß, und des Slavischen, das damals noch viel mehr wie jetzt alles Individuelle und Trennende zwischen seinen Angehörigen verschwimmen läßt, macht das Deutsche um 700 eine sehr bescheidene Figur.

Doch wäre dies an sich noch kein Unglück für die Sprache selbst und weiter für die nationale Entwickelung unseres Volkes gewesen, wenn nicht noch die Ungunst innerer Verhältnisse dazu getreten wäre.

In keiner Periode unserer Geschichte hat die gehässige Verbitterung zwischen einzelnen größeren ethnographischen Gliederungen des deutschen Volkes sich so grell und rücksichtslos herausgewagt wie damals in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung. Begreiflich trägt diese die eigentliche Schuld nicht an der Thatsache überhaupt, die ja von jeher aus der Nachtseite des deutschen Volksgeistes bald so, bald anders gestaltet auftaucht, aber an der harten und im vollsten Sinn barbarischen Art, in der sie damals sich darstellte. Gerade weil das schlichte, auf unvordenkliches Herkommen gegründete Gefüge der aus Blutgemeinschaft erwachsenen Stämme, wie sie noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung neben neueren Gebilden anderen Ursprungs sich erkennen lassen, nunmehr von einer an allen Orten eingetretenen Durcheinanderwürfelung der verschiedenen Stammessplitter unwiederbringlich zerstört war, konnten die neuen Stämme oder Völkerschaften trotz des gemeinsamen Namens der Franken, Alemannen, Sachsen, Thüringer u. s. w. zu keinem festen inneren Zusammenschließen und Verwachsen gelangen, während sie nach außen jeder dem andern fremdartiger und feindseliger wie früher die alteingelebten wirklichen Stämme gegenüberstanden. Dazu hatte das weltgeschichtliche

Glück der Franken noch eine neue und sehr fruchtbare Saat der Zwietracht und des Argwohns ausgestreut. Man hatte kaum Zeit gefunden sich in den neuen Zuständen und meist auch in den neuen Wohnsitzen nothdürftig einzurichten, da trat an eine deutsche Völkerschaft nach der andern die Frage um die Fortdauer ihrer Unabhängigkeit. In den meisten, ja in allen Fällen wurde sie nur ungenügend gelöst, denn selbst die Sachsen und Friesen vermochten doch nicht ganz der fränkischen Herrschafts-Ansprüche sich zu erwehren und die andern, welche die Franken für Unterworfene ansahen, behielten doch so viel Widerstandskraft und Selbständigkeitstrotz, daß sie jene Ansprüche nur so lange gelten ließen, als sie sich dazu gezwungen fühlten.

Niemals war auch der ideelle Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen des deutschen Volkes geringer als damals. Jede Völkerschaft gewöhnte sich alles, was jenseits ihrer Grenzen bei den andern Stammverwandten geschah, als für sie nicht vorhanden zu betrachten. Die Gemeinsamkeit des alten Glaubens, des alten Rechtes und der alten Sitte bestand zwar in der elementaren Tiefe der Volksseele unzerstörbar fort, aber es hatte sich eine ganze Schicht von außen hereingetragener oder auch selbstwüchsiger Neuerungen darüber gelagert, die den Augen der Zeitgenossen als das allein Wesentliche und allein Normgebende galt. Noch war unendlich wenig von dem Christenthum bei allen den deutschen Unterthanen oder Zugehörigen des fränkischen Reiches festgewurzelt, aber den Sachsen und Friesen gegenüber fühlten sich doch die Franken am Niederrhein, die Hessen, die Thüringer als Christen oder richtiger als Feinde der Götter, die dort verehrt wurden, und von der andern Seite wurde natürlich diese gehässige Absperrung der Gemüther mit Zinsen zurückgegeben.

Unter solchen Verhältnissen mußte auch jenes wichtige

Einheitsband der Vorzeit, der gemeinsame Schatz idealer Tradition in Poesie und Sage, eine veränderte Haltung gewinnen. Auch früher hatte sich die allgemein deutsche Substanz desselben überall localisirt und individualisirt. Die bewegtesten Jahrhunderte der Völkerwanderung hatten dann durch die vorher nie in ähnlicher Energie vollzogene leibliche Berührung zwischen den verschiedensten Theilen unseres Volkes eine deutliche Verschmelzung des traditionellen Gutes der Einzelnen, das im Grunde freilich immer Allgemeingut gewesen war, hervorgebracht und daraus waren die Grundzüge eines wahren deutschen Epos erwachsen, das allen mit gleichem Rechte, wenn auch jedem in anderer Gestaltung angehörte. Es ist bezeichnend, daß der größte deutsche Held dieser Zeit, Theodorich der Ostgothe, in die ideale Mitte desselben gestellt wurde, wie er in der wirklichen Geschichte auch allein in dieser Zeit in die Geschicke aller deutschen Völker von einem einheitlich nationalen Standpunkt aus eingegriffen hatte. Aber die auseinandertreibenden Kräfte waren wie in der Wirklichkeit so auch in dem Bereiche der idealen Schöpfungen stärker als die zusammenhaltenden und so schoben sich die Ansätze zu einem großen Nationalepos alsbald wieder zurück hinter die particulären Gebilde, in denen jede Völkerschaft das, was ihr am meisten am Herzen lag, ihre auf sich gestellten Thaten und Leiden, selbstverständlich nie ohne die schroffste Heraushebung der Gegensätze zu den stammverwandten und darum besonders gehaßten Feinden, festhielt und zur Grundlage ihrer Stimmung machte.

Im engsten Zusammenhang damit mußte auch die Sprache von einer solchen fortschreitenden Zersplitterung des Volksgeistes berührt werden. Niemals hat es bei den deutschen Stämmen auch vor der Völkerwanderung ein einheitliches Idiom etwa des höheren Ausdrucks gegeben, an dem wenig-

ſtens nach der Vorausſetzung der es Gebrauchenden, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, die örtliche und ethnographiſche Unterlage nicht zu erkennen geweſen wäre. Nicht bloß der Mangel einer Literatur hat dies veranlaßt, obgleich das Beſtehen einer ſolchen die kräftigſte Stütze für eine Gemeinſprache ſein muß, wie die Erfahrung und Erwägung der natürlichen Verhältniſſe leicht ergiebt. Aber auch ohne Literatur wäre ſie denkbar geweſen. Daß ſie aber in der Vorſtellung der Fremden, die das Trennende überhörten und das Gemeinſame auffaßten, doch beſtanden hat, daß die Fremden von einer deutſchen Sprache als Einheit reden konnten, beweiſt noch nicht, daß ſie exiſtirte. Gewiß waren die Verſchiedenheiten der einzelnen Mundarten, wenn man ſie mit den politiſchen oder ethnographiſchen Gebilden zuſammenfallend denkt — was im allgemeinen richtig, im einzelnen manchen Beſchränkungen unterworfen iſt — im ſechsten, ſiebenten und ſelbſt noch im achten Jahrhundert nicht ſo groß, als daß ſich nicht alle deutſche Grenznachbarn jeder in der ſeinigen mit dem Andern hätten verſtändigen können. Ob auch die entfernteren, die Sachſen z. B. mit den Baiern, die Frieſen mit den Alemannen, möchte ſehr zu bezweifeln ſein, doch läßt ſich darüber bei unſerer Armuth an urkundlichen deutſchen Sprachzeugniſſen und noch mehr weil es uns heute unmöglich iſt, das Sprachgefühl von damals zu beurtheilen, nicht entſcheiden. Aber für das Bewußtſein dieſer damaligen Deutſchen war auch in der Sprache das Einheitsband zerſchnitten, wenn ſie auch durch die Thatſachen ſelbſt überführt hätten werden können, daß es noch beſtand, weil es auf ewige Dauer angelegt war. Jeder vermeinte nicht eine dem ganzen deutſchen Volk gemeinſame Sprache nur nach ſeinem beſondern Munde zu reden; weil es keinen Namen für das Ganze derſelben gab, ſo kannte er

keinen andern dafür als den, den er auch ſonſt als den ausſchließlichen Inbegriff ſeines Weſens feſthielt. Er ſprach nicht Deutſch, ſondern Alemanniſch, wenn er ein Alemanne, Sächſiſch, wenn er ein Sachſe war, Fränkiſch, wenn er ſich zu den Franken rechnete. Ob die Wirklichkeit oder der auf das Blut und die Abſtammung gegründete geſchichtliche Zuſammenhang mit dieſem Glauben immer ſtimmte, kommt nicht in Betracht. Seine Wirkung blieb doch zunächſt dieſelbe, als wenn es ſo geweſen wäre.

Solche Sprachzuſtände waren nicht dazu angethan, aus ſich heraus in eine andere Bahn einzulenken. Es wäre allmählich das thatſächlich geworden, was die Vorſtellung der Zeit ſich einbildete. Aus dem einen Stamm der deutſchen Sprache wären eine Anzahl von Zweigen ſo weit auseinander gewachſen, daß ſie ſich wirklich nicht mehr zu berühren oder eine gemeinſame Krone zu bilden vermocht hätten. Ob ſolche locale Gebilde in ſich die geiſtige Nahrung, und nach außen hin die ungeſtörte Sicherheit gefunden haben würden, die ihnen Dauer und Gedeihen verbürgt hätte, iſt ſehr zu bezweifeln. Erwägt man die geſchilderten Nothſtände an allen Sprachgrenzen, das Vordringen fremder Nationen oder fremder Sprachen auf deutſchem Boden, die Abbröckelung eines Stückes von dem alten Beſitz nach dem andern, dazu noch das innere Uebergewicht, welches die Sprache der höheren Bildung der Zeit, wie man ſie doch immer nennen muß, das Lateiniſche in ſeiner gelehrt traditionellen Form oder in ſeiner lebendigen Umgeſtaltung als romaniſche Volksmundarten, ſchon durch die Stütze der Kirche und des Staatsweſens über das Deutſche behauptete und in wachſender Progreſſion ſich erwerben mußte, je mehr beide Mächte wenn auch noch ſo langſam das zähe Alte überwältigten oder durchdrangen — ſo war der Zukunft deutſcher Particularſprachen kein günſtiges Horoſkop zu ſtellen.

Zweite Abtheilung.

Die althochdeutsche Zeit. Die Gestaltung einer deutschen Literatursprache.

Der Umschwung des fränkischen Wesens in der Zeit der ersten Karolinger.

Wirklich hatte sich schon eine solche selbständige sprachliche Abzweigung von dem gemeinsamen deutschen Stamme in dieser Zeit vollzogen und ihr war es einstweilen gelungen nach außen und innen hin nicht bloß unabhängig sondern auch lebenskräftig ihre Eigenart zu behaupten. Was man gewöhnlich als angelsächsische Sprache bezeichnet, — die einheimischen Schriftsteller nannten es schon im neunten Jahrhundert kurzweg Englisch, — ist zwar nicht nach moderner Vorstellung eine einheitliche Sprache, aber doch ein Gebilde von wesentlich gleichem Geiste, wenn auch in seiner örtlichen Gewandung nach den einzelnen örtlichen oder stammhaften Besonderheiten gemodelt, die bei den deutschen Einwanderern in Britannien auch in der neuen Heimath kaum minder als in der alten auf ihrem natürlichen Rechte des Daseins bestanden. Die geographische Weltstellung des Landes mußte hier noch stärker als anderswo auf den angeborenen deutschen Isolirungstrieb wirken. Wie das Staatswesen, die Verfassung und die häus-

liche Sitte so löste sich auch die Sprache von dem deutlich erkennbaren Boden der alten Zubehörigkeit rasch genug ab. Schon aus ihren ältesten Denkmälern läßt sich wohl die nächste Verwandtschaft einiger ihrer Hauptmundarten mit dem Sächsischen zwischen Weser und Elbe erweisen, aber daneben ist doch auch schon so viel Neues zugesetzt, daß das Ganze unzweifelhaft auf die Zeitgenossen auch dann den Eindruck einer völlig abgeschlossenen Sprache machte, wenn sie dieselbe auch noch kraft alter Gewöhnung hüben und drüben von der Nordsee mit dem Namen Sächsisch bezeichneten.

Die selbständige Ausgestaltung dieser Sprache war Hand in Hand mit ihrer Verwendung zu literarischem Gebrauche gegangen. Auch darin hatte das Angelsächsische seine eigene Bahn im Gegensatz zu allen seinen deutschen Verwandten eingeschlagen. Wie bei den Gothen gab auch hier das Eindringen eines neuen Glaubens, hier des römischen Katholicismus, den Anstoß dazu. Wie dort der Arianismus, so konnte hier die herrschend gewordene Kirchenform des sechsten Jahrhunderts ein solches Hilfsmittel zu ihrer wirklichen Einbürgerung auf dem neuen Boden nicht entbehren. Nur vollzog sich seine Anwendung jetzt nach dem andern Geist dieser katholischen Kirche und vielleicht der ganzen Zeit in anderer Weise wie dort. Die von Rom gesandten Missionare, die schon im Beginn des siebenten Jahrhunderts bedeutende Erfolge auf ihrem anfangs sehr unfruchtbar aussehenden Arbeitsfelde erzielten, konnten gar nicht fragen ob sie die deutsche Landessprache zur Kirchen- und Cultussprache machen sollten. Der von Rom mitgebrachte Grundsatz der strengsten Bewahrung der kirchlichen Uniformität, die dort als Katholicität galt, zwang sie das zu thun, was ihnen ohnehin das Bequemere war. Die Trümmer der altchristlich-römischen Kirche in Britannien und seinen

Nebenländern hatten sich nationalisirt und ihre heimische Sprache neben dem Latein in kirchlichen Gebrauch, dem Volke gegenüber in ausschließlichen genommen. Ebendeshalb galt diese britische Kirche zwar nicht als ketzerisch aber doch als verdächtig und da sie auch sonst in vielen Dingen auf ihrem alterthümlichen Standpunkt beharrte, so mußte die neue Saat des Christenthums so sorgsam als möglich vor jeder inneren Berührung mit jener gehütet werden. So erhielt das Lateinische in der Kirche der Deutschen in Britannien dieselbe officielle Alleinberechtigung wie in der Kirche der Deutschen in Gallien. Aber der Landessprache wurde daneben ein Platz gegönnt, und ebendeshalb arbeitete die Kirche selbst sofort mit Eifer an ihrer Pflege für ihre Zwecke d. h. für die innere Christianisirung des Volkes, wie sie dieselbe verstand. Ulfila hatte sich einst ein eigenes Alphabet, wenn gleich in sichtlicher Benützung mancher fremden Typen erfunden: die größere Gebundenheit der angelsächsischen Literatur zeigt sich schon daran, daß den Lauten ihrer Sprache meistens einfach das lateinische Alphabet angepaßt wurde.

Die gothische christliche Literatur hatte, soviel die uns davon überkommenen Notizen erkennen lassen, sich zu einer großartigen Vielseitigkeit entfaltet. Sie war nicht bloß im directen Dienste der Kirche und der inneren und äußeren Mission geblieben, sie hatte sich auch in das weite Feld des damaligen weltlich wissenschaftlichen Betriebes gewagt, sie scheint sogar den Versuch nicht gescheut zu haben sich das altererbte Geistesgut der nationalen Sage und Tradition anzueignen und im neuen Geist zu verarbeiten. Die angelsächsische Literatur kam ihr in solch weitem und kühnem Fluge weder in der ersten Zeit ihrer Entstehung, wo es nicht zu erwarten war, noch auch später ganz gleich, aber ähnliche Ziele verfolgte

ſie doch auch und in einem Stücke überholte ſie jene, ſo viel man bei der Dürftigkeit unſerer thatſächlichen Kenntniß dieſer Dinge ſehen kann. Von einer volksthümlich kirchlichen Poeſie in der Sprache und Literatur der Gothen weiß man nichts; das Angelſächſiſche hat eine ſolche im größten Stile und zwar gewiß ſchon in tonangebenden Anfängen bereits im Beginne des achten Jahrhundert, vielleicht ſchon im ſiebenten, geſchaffen, alſo etwa ein Jahrhundert ſpäter als die Bekehrung zuerſt ſichtbare Fortſchritte machte.

An dem Vorbild der Angelſachſen läßt ſich abnehmen, was für die andern deutſchen Mundarten oder, wie ſie ſich ſelbſt rechneten, Sprachen nöthig war, um ſie, deren alte Lebensbedingungen durch den Gang der weltgeſchichtlichen Entwickelung immer mehr bedroht wurden, widerſtandsfähig gegen die ſie untergrabenden inneren und äußeren offenen und verſteckten Anfeindungen zu machen. Sie mußten ſich eine Literatur ſchaffen, d. h. zunächſt den Gebrauch der Schrift ohne alle weiteren Nebenbeziehungen als auf das praktiſche Ziel, das ſie anderwärts verfolgte, wo es eine Literatur gab. Dies konnte nach der damaligen Lage der Dinge nur erreicht werden, wenn die neue Geiſtesmacht der chriſtlichen Kirche dieſe Schöpfung vollzog, wie es bei den Angelſachſen und im weſentlichen ganz ebenſo bei den Gothen geſchehen war. Aber dazu gehörte, daß die deutſche Kirche ſelbſt das Bedürfniß darnach als eine Gewiſſensſache ſo tief und warm wie möglich empfand, was ſie bisher nicht gethan hatte. Es war alſo in der beſtehenden Situation und in den Menſchen, die ſich darin formirt hatten, keine Möglichkeit dazu gegeben und wenn es geſchehen ſollte, mußte die Phyſiognomie der Zeit und der Menſchen eine andere werden.

In die Mitte des achten Jahrhunderts um den Zeitpunkt

festzuhalten, der oben als sprachgeschichtliche Marke aufgestellt wurde, fällt aber eine solche tiefgreifende Wandelung und die Mächte, die darin thätig waren, haben auch direct eingreifend oder direct fördernd das geschaffen, was geschaffen werden mußte, eine deutsche Literatur.

Betrachtet man die Geschichte des Franken-Reiches und Volkes im siebenten Jahrhundert, so scheint es als wenn der grenzenlosesten moralischen Verwilderung bei Hohen und Niedrigen, Geistlichen und Laien, dem Ruin der materiellen Wohlfahrt in allen Klassen der Bevölkerung, der gänzlichen Stockung aller höheren idealen Kräfte, dem absoluten Nichtdasein dessen, was man geistige und intellectuelle Interessen nennt, nichts als das völlige Chaos hätte folgen müssen, eine Auflösung schlimmer als sie irgend eine Phase der vielberufenen Völkerwanderung über einige Theile der europäischen Menschheit gebracht hat. Aber in der Tiefe gab es doch noch eine unzerstörbare Lebenskraft des Staates und des Volkes, nicht am wenigsten deshalb weil immerzu von Deutschland her frische, wenn auch sehr rohe Säfte in die faulige Gährung einströmten. Mochten sie auch sehr bald von ihr ergriffen und nichts Besseres, oft noch etwas viel Schlimmeres als das schon vorhandene Schlimmste werden — jedenfalls leisteten sie den so zu sagen rein materiellen Dienst eines kräftigen Ferments, das Leben und Bewegung, freilich nur wie in einer Eiterbeule unterhielt. Es liegt nun in den natürlichen Gesetzen, welchen die Entwickelung der Geschichte im Großen gerade so, aber auch nur gerade so und nicht weiter wie der concrete Einzelmensch unterworfen ist, daß sich aus der Pest, wenn sie nicht zu der Erstarrung des Todes führt, allmählich wieder etwas Gesundes, Lebensfähiges, eine partielle Genesung entwickeln muß. Das achte Jahrhundert sieht schon viel frischer aus als

das siebente. In harten Kämpfen steigt ein neues Herrschergeschlecht und mit ihm der Umriß einer neuen Zeit für das Volk und den Staat empor: die Karolinger, festgewurzelt in dem noch deutsch gefärbten Bestandtheile der fränkischen Aristokratie, entscheiden den bis dahin unentschieden hin- und herschwankenden Streit, ob das deutsche Element oder das romanisirte im Reiche die eigentliche Führerrolle zu übernehmen berufen sei, zu Gunsten des ersten. Pippin und Karl Martell sind der erstere trotz seines ganz romanischen, der andere trotz seines halbromanischen Namens ächte Deutsche „aus dem edelsten Stamme der Franken", vielleicht durch uralte, damals aber schon zu einer werthlosen Antiquität herabgesunkene Volkstradition an das alte Königs- und Heroengeschlecht angefügt, von welchem auch Chlodwig und sein Nachfolger ihre Legitimität ebenso sehr wie von ihrer Legalisirung durch die römischen Imperatoren ableiten wollten. Denn das eine war brauchbar oder unentbehrlich für ihre deutschen, das andere für ihre romanischen Unterthanen. Auch dafür sorgte später bei den Karolingern die Autorität, welche an die Stelle der alten Imperatoren getreten war, das Papstthum, und die seltsamen Versuche tendenziöser Hofgelehrsamkeit, ihrem Herrscherhause neben der geistigen Zugehörigkeit auch eine leibliche zu dem Römerthum anzudichten, indem man ihm eine senatorische d. h. römisch-aristokratische Genealogie erfand, sind im Vergleich mit jener der ganzen Zeit verständlichen Weihe durch die Hand des Nachfolgers Petri nicht weit über den Kreis hinausgedrungen, in dem sie entstanden waren.

Die große weltgeschichtliche Probe bestand das neue Geschlecht und die neue Zeit durch Karl Martell. Sein Verdienst ist es bekanntlich den bis dahin überall siegreich vordringenden Islam zum Stillstand und zu langsamem Zurückweichen ge-

zwungen zu haben. Wer hätte, hundert oder funfzig Jahre früher bei den Franken die gewaltige Naturkraft, die Festigkeit des Herzens und des Auges gefunden, die es erforderte um einen solchen Feind zu besiegen, gegen dessen idealistischen aber durch und durch mannhaften Fanatismus und unvergleichliche Kriegstechnik Avaren und Slaven tölpelhafte Barbaren, Horden von verwilderten Kindern waren? Daß es hauptsächlich die Körperkraft und der Schlachtenmuth der östlichen, der deutschen Franken und wahrscheinlich nicht bloß der Franken im eigentlichen Sinne, sondern aller ihrer deutschen Schutzverwandten gewesen ist, dem das römische Christenthum, die germanisch-romanische Welt des Mittelalters ihre Rettung aus einer Todesgefahr wie niemals vorher oder nachher verdankte, wußten schon die Zeitgenossen und darin liegt die materielle Erklärung des Wunders. Aber jenseit derselben muß man sich auch nach einer geistigeren umsehen und diese ist nur in dem frischen Aufleben des deutschen Elementes im fränkischen Wesen und im fränkischen Reiche zu finden.

Die aufsteigende Reihe der Karolinger findet in dem jüngeren Pippin, dem Sohne Karls, ihre völlig organische Fortsetzung, zugleich eine Ergänzung und Erweiterung des Gesichtskreises ihrer weltgeschichtlichen Mission. Er gab dem kriegerischen Heldenthum im Stile der altdeutschen Vorzeit oder der Völkerwanderung eine vergeistigte Durchbildung die es befähigte, nicht mehr bloß Schlachten zu gewinnen und Feinde zu zerschmettern, sondern auch Staat und Volk nach dem Maße dieser Zeit mit einem idealen Pathos zu erfüllen, das aus beiden ganz verschwunden war oder das beide nur auf Augenblicke in der besten Zeit der Heldenlaufbahn Chlodwigs besessen hatten. Der zur Carikatur gewordene Hochmuth des fränkischen Selbstbewußtseins verwandelte sich in die

gehobene Würde eines seiner Kraft und seines Willens bewußten und dadurch legitimen Herrschervolkes, das den Beruf der Weltherrschaft nicht als ein bloßes Raubgelüste, sondern als ein göttliches Amt verstand.

Ist an dem ältern Pippin und namentlich an Karl Martell jeder Zug deutsch, so könnte der jüngere Pippin, der Gründer des vom Papste gesalbten Königthums, der Rächer der Frevel, die langobardische Barbaren dem Fürsten der Apostel angethan, der Schutzherr, Wohlthäter und Freund — soweit er es als König sein konnte — aller hervorragenden Männer in seiner Landeskirche, von gemischter Art heißen. Eben jene idealen Züge, die zu dem charakteristischen Bilde seines Geschlechtes und Volkes in ihm noch hinzutraten, sind ja durchgängig aus der geistigen Quelle, gewöhnlich auch leiblich, aus dem Schoße des Romanismus entsprungen.

Die geschichtliche Fügung stellte als Ergänzung des christlichen Frankenkönigs, wie er sein sollte, auch noch den christlichen Priester wie er sein sollte, einen Bonifacius neben Pippin. Was die fränkische, also der größere Theil der damaligen römisch-katholischen Kirche diesem Manne verdankt, läßt sich nicht bloß in dem ihm traditionell beigelegten Namen „Apostel der Deutschen" zusammenfassen. Für uns ist diese Seite seiner Thätigkeit in jedem Sinne die bedeutsamste, aber wir vergessen dabei nicht, daß um ihr ihre weltgeschichtliche Schwerkraft zu geben, Bonifacius auch noch etwas Anderes als ein begeisterter und glücklicher Missionar sein mußte. Ein Gallus, Rupert, Willibrord u. s. w. waren dies auch gewesen und doch fehlte ihren Erfolgen der weltgeschichtliche Nachdruck. Es waren vereinzelte Keime, aus denen bei günstigeren Conjuncturen mit der Zeit etwas werden, die aber auch ebenso gut in's Stocken gerathen und ganz verkommen mochten, wozu

ſich vor dem Eingreifen dieſer einen durchſchlagenden Kraft des Bonifacius alles anließ. Er war der Ordner und Regenerator der geſammten fränkiſchen Kirchenverfaſſung, derjenige, deſſen Einfluß in den meiſten Fällen die neuen Menſchen, deren die neue Zeit bedurfte, an die rechte Stelle zu ſetzen wußte. Erſt dann als anſtatt der zerbröckelten Ruine des älteren fränkiſchen Kirchenthums ein Neubau zwar nicht dem Plane gemäß vollkommen ausgeführt, aber doch auf feſte Subſtructionen gegründet und in ſeinen Hauptgliedern kräftig in die Höhe geführt war, als überall, wie es immer in gleicher Situation geſchehen muß, die rechten Menſchen als helfende Arbeiter wie aus dem Boden herauswuchſen, war auch für die Chriſtianiſirung Deutſchlands die einzig praktiſche Anlehnung oder Baſis gewonnen. Keine Genialität, keine gottbegeiſterte Hingebung und wäre ſie noch viel größer als die des frommen angelſächſiſchen Mönches geweſen, hätte den Mangel jener nothwendigſten Stütze erſetzen können und war ſie vorhanden, ſo hätte auch wohl ein geringeres Maß von intellectueller und ethiſcher Größe, als ſie Bonifacius beſaß, ausgereicht, um das zeitgemäße Werk durchzuführen oder vielmehr in eine ſolche Bahn zu bringen, daß ſeine Durchführung nur noch eine Frage der Zeit war, aber nicht mehr von irgend einem Zufall wie bisher abhing.

Verfolgt man die innere Entfaltung der Idee, welche durch die concreten Perſönlichkeiten der erſten Karolinger thatſächlich gemacht wurde, ſo wird man in Pippin's Sohn, in Karl dem Großen zunächſt die begrifflich vollzogene Vereinigung des chriſtlichen Königs im Stile Pippin's und des chriſtlichen Prieſters im Stile des Bonifacius erkennen. Karl iſt aber mehr als eine Vereinigung dieſer beiden; es iſt in ihm auch noch alles das enthalten, was an ſeinen Ahnen vor Pippin

groß und eigenartig in die Zeit eingriff. Er ist ebenso gut auch der verklärte, in eine höhere Sphäre gehobene Karl Martell und gilt von jeher darum mit Recht für den alle Strahlen in sich sammelnden Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Männer, die man nach seinem Namen die Karolinger nennt.

Karl Martell hatte das altdeutsche Heldenthum des Frankenvolkes wieder erweckt. Von ihm datirt nicht bloß das ersichtliche mehr naturalistische Uebergewicht des deutsch fränkischen Elementes über das romanisirte, es ist auch als Ursache und Folge zugleich eine Erhebung des nationalen Bewußtseins durch ihn angebahnt, welche unter den günstigen Auspicien der nächsten Zeiten immer kräftigere und lebendigere aber auch mehr und mehr von idealer Weise verklärte Züge gewann. Zunächst blieb sie noch in ihrer traditionellen Abgeschlossenheit eine bloß fränkische und die Gegensätze zu allem übrigen Deutschen, was nicht fränkisch war, verschärften sich auf beiden Seiten eher noch als daß sie sich milderten. Thatsächlich aber kam das was das Deutschthum der Franken förderte, der ganzen Nation zu gute, ohne daß sie es ahnte. Und wie auf allen Gebieten ihres Daseins so auch auf dem ihrer Sprache.

Die älteren Karolinger, deutsche Franken von Geburt und Erziehung, hielten es darin wie es die andern nächsten Stammgenossen zu halten pflegten. Das Deutsche war ihre Hausprache, das Lateinische oder das Romanische blieb innerhalb der Sphäre, die es einmal beherrschte, in seiner herkömmlichen Stellung. Von einem activen oder reflectirten Interesse für ihre Muttersprache ist bei ihnen nichts zu bemerken. Sehr möglich daß der urdeutsche Typus in Karl Martell auch denjenigen Zug enthielt, ohne welchen er sehr unvollständig gewesen wäre, die treue Anhänglichkeit und das innige Ver-

ſtändniß für die im fränkiſchen Volke, ſo weit es noch deutſch geblieben war, gepflegte Kunſt der ſprachlichen Darſtellung, für die nationale Heldendichtung und Sage. Aber von da aus war es noch weit auch nur bis zu dem Eingang der Bahn, die betreten werden mußte, ſollte die deutſche Sprache oder, wie man correcter, dem Sinne der Zeit gemäßer ſich ausdrücken muß, die fränkiſche, wirklich emancipirt und zur Concurrenz mit dem Lateiniſchen und Romaniſchen befähigt werden. Daß Karl oder ſein Sohn Pippin auch nur eine Ahnung von dieſer Aufgabe gehabt, iſt ſchwerlich zu beweiſen, nicht einmal zu vermuthen. Aber ihre vergeiſtigte Wiedergeburt Karl der Große hatte ſie und nicht bloß als Ahnung, ſondern wie alles, was ſeine Seele erfüllte und geſchichtliche Thaten aus ſeinen Gedanken geſtaltete, als durchdachte, in folgerichtigen Zuſammenhang geſetzte, rationell begründete Maxime ſeines Handelns. Er iſt der erſte weltgeſchichtliche Mann geweſen, welcher es ſich zu bewußter Lebensaufgabe ſetzte — ſelbſtverſtändlich nur zu einer neben ſo vielen und ihm ſelbſt und der Zeit unendlich wichtigeren — dem bisherigen Knechtszuſtand ſeiner fränkiſchen Mutterſprache ein Ende zu machen, und als der intelligenteſte Menſch ſeiner Zeit griff er zu dem einzigen Mittel, das dafür geboten war, indem er ſeiner Sprache eine wirkliche literariſche Geſtalt zu geben verſuchte. Verſucht hatten es wohl ſchon manche Andere vor ihm, aber kein Einziger mit der Klarheit der Reflexion und dem ſichern Blick auf das Ziel wie er, ganz abgeſehen davon, daß es etwas Anderes bedeutete, wenn der Herrſcher der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit, der wiederſtandene Imperator Romanus, oder irgend ein namenloſer Mönch in irgend einem Gebirgswinkel ſo etwas unternahm.

Das berühmte 29. Capitel in Einhard's Leben Karl's des

Großen ſchildert dieſe ſeine Thätigkeit mittelſt einiger recht anſchaulich herausgegriffener Beiſpiele, aber für den eigentlichen Umfang und Inhalt hat der ſtreng kirchlich-lateiniſchgelehrte Mann trotz ſeines deutſchen Namens und ſeines deutſchen Blutes keine Faſſungskraft und wahrſcheinlich auch, wie die unendliche Mehrzahl ſeiner Bildungsgenoſſen, kein Herz gehabt. Seine Notizen genügen jedoch, ſoviel im Einzelnen auch der Forſchung und Kritik davon noch ſchwankend ſein mag, um alles das erkennen zu laſſen, worauf es eigentlich ankommt. Zuerſt daß die Initiative ganz allein aus dem großen Geiſte Karl's entſprang, aus keiner äußeren Anregung gelehrter Kenner und Vermittler, wie er deren ſo viele um ſich hatte und ſie ſonſt in allen den andern Sphären ſeines allſeitigen, das ganze Geiſtesgut der Zeit umſpannenden Bildungstriebes gebrauchte. Denn nicht auf eine bloße Liebhaberei war es abgeſehen. Ein bloßer Liebhaber hätte ſich nicht an die coloſſale Aufgabe gewagt eine grammatiſche Darſtellung der fränkiſchen Sprache, einer ſo gut wie noch nicht zu ſchriftlicher Fixirung gelangten Sprache zu unternehmen. Daß er ſie nicht ausführte, verſteht ſich ſo von ſelbſt, daß dadurch der Größe des Gedankens kein Eintrag geſchieht. Ferner: es handelt ſich für Karl nicht bloß darum das Fränkiſche zu einer Literatурſprache im Dienſte der Kirche zu machen, wie es Ulfila ſeinem Gothiſchen gethan oder wie es die freilich dann von den Thatſachen überholte Intention jener Schöpfer der angelſächſiſchen Literatur geweſen war. Auch er wollte ſeine Mutterſprache im Dienſte der Kirche ganz anders als bisher verwandt wiſſen: dahin zielen alle ſeine bekannten und von ſeinen chriſtlichen Helfern acceptirten, wenn auch meiſt nur lau executirten Maßregeln für die regelmäßige Einrichtung der Predigt in der Landes- oder Volksſprache, alſo auch in der deutſchen

und nicht bloß der fränkisch-deutschen, für den geistlichen Unterricht und die Katechisation in derselben Art. Hierin ist er, wie er schon oben genannt wurde, ganz und gar der wiedererstandene Bonifacius. Alles das gilt nicht dem Deutschen als Deutschen, sondern der Kirche oder richtiger der Geistesbildung der unter seinem Scepter versammelten christlichen Welt, das Deutsche ist hier nur das Mittel, in keiner Art Selbstzweck. Aber jene von ihm eigenhändig niedergeschriebene — so lauten die klaren Worte Einhard's und es ist kein Grund sie künstlich mit Hilfe eines lateinischen Idiotismus umzudeuten — Sammlung epischer Lieder des fränkischen Volkes hat mit diesem Zwecke nichts zu thun, ebensowenig die Namengebung der Monate und Winde durch fränkische althergebrachte oder neugebildete Worte. Hier und bei der Grammatik ist freilich über das Ziel hinaus geschossen, bei dieser, weil einer solchen Aufgabe überhaupt alle Geisteskraft nicht bloß der Karolingischen Zeit, sondern des ganzen Mittelalters nicht einmal annähernd gewachsen war, hier weil ein gelehrter Purismus in einen Bereich des Sprachlebens sich, wenn auch in bester Absicht, einmischte, wo er immer Fiasco machen muß. Aber um so deutlicher wird es daran, wie weit sich Karl sein Ziel gesteckt hatte. Offenbar sollte die fränkische Sprache, weil sie seine und seines eigenen Volkes Sprache war, eine dem Lateinischen ebenbürtige Literatursprache werden. Erhielt sie eine Grammatik, so war sie nicht mehr das, was sie auch ohne alle übeln Nebengedanken gewöhnlich geheißen wurde, eine barbarische; konnte sie aus der eigenen Geistesarbeit der Vorzeit Denkmäler aufweisen, die wenigstens dem Sammler als vortrefflich gegolten haben müssen, so besaß sie nicht bloß die Form, sondern auch den Gehalt einer Literatur im höchsten Stile. Konnte sie aus

ihren eigenen Mitteln die in sie eingedrungenen fremden Bestandtheile ersetzen, wie es hier gleichsam versuchsweise an den Monats- und Windenamen demonstrirt werden sollte, so war damit bewiesen, daß sie zu jeder Art von Gebrauch geeignet, also in jedem Sinne vollberechtigt sei.

Wenn nun auch Karl wie jeder große Bahnbrecher der menschlichen Cultur etwas Anderes wollte, als was er erreichte, so bleibt ihm doch das Verdienst, daß er damit den entscheidenden Schritt gethan hat das, was wirklich nach den Bedingungen der Zeit lebensfähig in seinen Plänen war, in's Leben einzuführen. Obgleich wir nichts übrig haben von den deutsch literarischen Ergebnissen seiner eigenen gelehrten Bemühungen als jene curiositätenartigen Notizen des Einhard, obgleich keine einzige der noch vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen, mit denen nun die urkundliche Geschichte unserer Literatur oder die Geschichte unserer Sprache als Schriftsprache greifbar heraustritt, direct auf ihn selbst oder auch nur auf eine direct von ihm stammende Anregung zurückgeführt werden kann, ist und bleibt er doch im höheren Sinn der Schöpfer unserer deutschen Literatur, unserer deutschen Schriftsprache, ist er für sie dasselbe geworden was Ulfila für die Sprache seines Volkes, ja noch mehr. Nicht etwa deshalb, weil seine eigenen Ziele gleich vom Anfang an großartiger oder nationaler gesteckt waren, als wir es bei Ulfila — so viel wir von ihm wissen, muß freilich hinzugesetzt werden — voraussetzen dürfen. Sondern weil das Lebensmark des gothischen Volkes oder des gesammten ostdeutschen Volkes und Sprachstes von so geringer Dauerhaftigkeit war. Der Ast, in welchen Karl der Große in seiner Art ebenso gut wie vierhundert Jahre später Heinrich von Veldeke das erste Reis einimpfte, war von anderer Zähigkeit und Derbständigkeit, sonst würde er allen

den Stürmen, denen er bisher schon ausgesetzt war, allen den zufälligen und absichtlichen Verstümmelungen, die er schon über sich hatte ergehen lassen müssen, nicht so lange und verhältnißmäßig so unbeschädigt in seinem innersten Kerne haben Widerstand leisten können. Er ist, nicht immer von der Gunst des Geschickes gepflegt, bis auf diesen Tag doch immer kräftig weiter gewachsen und das, was er später zu erleiden hatte, ist im Vergleich mit dem, was ihm drohte, ehe die mächtige Hand Karl's des Großen sich über ihn ausstreckte, von unendlich geringerer Gefahr für seine Existenz gewesen. Aber eben darum haben wir das Recht und die Pflicht Karl nicht nur als den großen Begründer der gesammten mittelalterlichen Lebensordnung, worauf doch trotz aller Revolutionen das Gebäude der heutigen Welt ruht, sondern als einen Hauptwerkmeister an dem stärksten und oft einzigen Einheitsbande unserer Nation, der deutschen Schriftsprache und Literatur, in dankbarem Gedächtniß zu verehren.

Zweites Capitel.

Die ersten Anfänge der deutschen Literatur.

Die Anfänge der deutschen Literatur dürfen nicht so von dem Eingreifen Karl's des Großen abhängig gedacht werden, daß man das Vorhandensein älterer, von seiner Anregung unabhängiger geschriebener Denkmäler in deutscher Sprache läugnen wollte. Aufzeichnungen in zusammenhängender deutscher Rede wurden schon vorher von der Hand geistlicher Männer gemacht. Ihr Zweck war dabei, gewisse Formulare, die man bei dem Verkehr mit dem deutschen entweder noch heidnischen oder schon christlichen Volke gebrauchen konnte,

durch die Schrift beſſer als durch das Gedächtniß zu ſichern oder auch andern Standesgenoſſen mitzutheilen, die ihrer benöthigt waren. Seitdem die Miſſion in Deutſchland lebhafter betrieben wurde und ſeitdem ſich auch in der deutſchen chriſtlichen Kirche ein ernſteres Beſtreben kund gab ihrem Beruf der chriſtlichen Volkserziehung gerecht zu werden — das eine wie das andere unter der perſönlichen Initiative des eben darum „Apoſtel der Deutſchen" genannten Bonifacius — ſteigerte ſich das Bedürfniß nach ſolchen Aufzeichnungen und ihre zufällig erhaltenen Ueberbleibſel geben inſofern doch ein richtiges Bild von ihrer Verbreitung, als ſie mit jedem neuen Jahrzehent ſeit dem erſten Drittel des achten Jahrhunderts immer häufiger werden.

Dadurch verbreitete ſich, ſchon vor Karl, eine Art von Gewöhnung, die deutſchen Sprachlaute auch mit andern Zeichen als den Runen ſchriftlich darzuſtellen. Noch geſchah es freilich nicht viel beſſer oder ſyſtematiſcher wie in jenen zufälligen deutſchen Einſchiebſeln in lateiniſche Texte, die zu ganz andern praktiſchen Zwecken, wie wir geſehen haben, ſchon von jeher gemacht und immer noch weiter abgeſchrieben zu werden pflegten. Jeder ſchrieb natürlich mit lateiniſchen Buchſtaben, weil er keine andern zum Schreiben kannte, ſelbſt wenn er von den Runen wußte. Jeder paßte dieſelben den deutſchen Lauten ſo an wie er ſie hörte und ſprach, oder wie er ſie zu hören glaubte, wenn er ein Fremder war. An irgend ein Princip dachte dabei keiner; wurde nur der einzige Zweck, der hierbei den Schreiber leitete, erreicht, ſo war die äußere Form der Niederſchrift gleichgültig.

Völlig verſchieden in ihrer Haltung trat ſeit Karl dieſer „Bedürfnißliteratur", wie man ſie wohl nennen kann, eine andere zur Seite, die auch einen beſtimmten praktiſchen Zweck

verfolgte, aber dabei doch die Mittel der sprachlichen Darstellung nicht als zufällig behandelte. Das älteste uns erhaltene Denkmal dieser Art ist die jedenfalls auf fränkisch-deutschem Boden und von einem landeseingebornen Geistlichen verfaßte Uebersetzung eines Theiles von einer erbaulichen Schrift des Kirchenvaters Isidor von Sevilla. Etwas jünger mögen die Fragmente einer Uebersetzung der Evangelien sein, deren Sprachformen auf ein bairisches Kloster weisen. Beide gehören wohl noch dem 8. Jahrh. aber gewiß seinen letzten Jahrzehnten an. Deshalb und wegen ihrer innern Beschaffenheit darf man sie als die ersten greifbaren Spuren der von Karl ausgehenden Bemühungen für eine wirkliche deutsche Literatur, zunächst eine geistliche oder kirchliche halten. Auch sie mußte, wie es in der Natur der Sache lag, mit Uebersetzungsversuchen beginnen, ehe sie sich an selbständigere Productionen wagte.

Die namenlosen Verfasser beider Werke haben uns nicht darüber unterrichtet, für welches Publicum sie ihre Arbeit bestimmt wissen wollten. Aber aus der Wahl ihrer Stoffe und aus der Art ihrer mehr erläuternden als streng wörtlichen Textesübertragung darf man schließen, daß sie ein solches vor Augen hatten, zu dessen Lebensgewohnheiten weder lateinische Literatur noch die Beschäftigung mit theologischer Fachgelehrsamkeit gehörte, also gebildete Laien, wie es doch überall in Deutschland schon einige gab, die, ohne eigentlich gelehrte Erziehung in einer der damals noch so seltenen Klosterschulen genossen zu haben, doch seit und durch Bonifacius mit dem Herzen für die Sache des Christenthums und der Kirche gewonnen waren. Am ersten aber wird man an jenen Kreis denken dürfen, der sich um Karl den Großen als höchste weltliche Würdenträger des Hofes und Staates versammelte und an deren jugendlichen Nachwuchs. In der Hofschule, unter dem directen Einfluß und der obersten

Leitung des kaiſerlichen Herrn, hat zwar, ſo viel wir wiſſen, das Deutſche keinen aparten Unterrichtsgegenſtand gebildet, aber es verſteht ſich doch von ſelbſt, daß alle die, welche in unmittelbarer Berührung mit dem großen Gönner und Pfleger der deutſchen Sprache lebten, auch am meiſten von ſeinem Beiſpiel angeregt wurden. Im Unterſchied von jener älteren Literatur des Zufalls, wie man ſie wohl auch heißen dürfte, verſuchten dieſe Schriftſteller mit einer gewiſſen Conſequenz und nach einem gewiſſen Syſtem zu Werke zu gehen. Sie hielten ſich nicht mehr an den zufällig erfaßten Laut oder das zufällig zunächſt ſich bietende Wort, ſondern ſie bemühten ſich den erſteren in möglichſt gleichförmiger Weiſe durch die lateiniſchen Buchſtaben, ohne welche auch ſie ſich ein Schreiben überhaupt nicht zu denken vermochten, zu befeſtigen, wie ſie es von ihrer lateiniſchen Schriftſtellerei oder Schreibübung her gewohnt waren. Häufig freilich legte ihnen die Natur der Dinge, das Nachahmen von deutſchen Lauten, für die es kein ausreichendes lateiniſches Schriftzeichen gab, und noch häufiger das in der lebendigen deutſchen Ausſprache begründete Schwanken in den deutſchen Lauten ſelbſt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Daß ſie ſich nicht an die zufällige Mundart ihrer allernächſten Umgebung oder die ihnen angeborene und im Haus angewöhnte binden durften, erkannten ſie wohl: ſchwerer aber war es zu ſagen, woran ſonſt? denn da das Deutſche überall nur in ſolchen Individualitäten lebte, da es keine über einen größeren Kreis von Menſchen verbreitete Gleichförmigkeit darin gab, ſo mußten ſie ſich ſelbſt, vielleicht im Hinblick auf diejenigen Geſellſchaftskreiſe, in denen noch am erſten ſich etwas dem Aehnliches gebildet haben konnte, einen gewiſſen Durchſchnittscanon für ihre Sprache ſchaffen. Aber über den mundartlichen Typus im gewöhnlichen Sinne ging derſelbe nicht

hinaus. Nicht bloß daß der fränkiſche Schreiber fränkiſch im allgemeinen ſchrieb, ſondern er ſchrieb ſo, wie er als Bewohner des Speiergaues oder der Umgegend von Mainz, als Mönch in Fulda oder in Wirzburg das Fränkiſche ſprechen hörte oder gelernt hatte.

Wie weit er damit in einem anderen mundartlichen Kreiſe oder etwa in ganz Deutſchland verſtändlich wurde, brauchte ihn nicht zu kümmern. In der That waren ja die Verſchiedenheiten zwiſchen ſehr vielen deutſchen Mundarten noch ſo wenig tiefgreifend, daß, wenn der einen ihre eigentlichſten Spitzen und Dornen etwas abgebrochen wurden, ſie den Angehörigen der anderen recht wohl zugänglich, wenn auch immer frembartig erſchien. Auch war die Abhilfe dafür von ſelbſt gegeben. Verbreitete ſich ein ſolches deutſches Erzeugniß etwa aus ſeiner rheinfränkiſchen Heimath nach Alemannien oder Baiern und fand hier ſolchen Beifall, daß man es ſelbſt zu beſitzen wünſchte, ſo ſchrieb man es ab und zwar ſo, daß man die ſtörenden Ecken des Originals etwas, bald ſtärker bald gelinder, abglättete. So entſtand zwar nicht ein Werk aus einem ſprachlichem Guſſe, wie das Original geweſen, aber ein ſolches, das ohne in dem, was den Leſern als das Weſentliche galt, etwas eingebüßt zu haben, ſie doch ganz anders anheimelte, wie jenes. Dieſe Procedur konnte mehr als einmal, je nach Bedürfniß, wiederholt werden, und viele uns erhaltene literariſche Producte dieſer Zeit zeigen die unverkennbaren Spuren nicht bloß einer, ſondern zweier und dreier mit ihnen vorgenommenen Umarbeitungen, wenn man es ſo nennen will, richtiger theilweiſer Umſchreibung in andere Mundart, wobei doch der urſprüngliche Typus nie ganz verwiſcht wurde.

Die Geſchichte unſerer Literatur verzeichnet den immer ſich vermehrenden, beinahe in geometriſcher Progreſſion an-

wachsenden Vorrath von schriftlichen Denkmälern in deutscher Sprache, nachdem einmal die richtige Bahn betreten war. Natürlich darf man sie sich weder an Umfang noch an Zahl nach dem Maßstabe einer neueren Literatur denken, aber im Vergleich mit der völligen Oede vor der Mitte des 8. Jahrh. und mit den schüchternen und sparsamen Ansätzen bis zum Schlusse desselben ist das, was das 9. hervorgebracht hat, bewunderungswürdig reichhaltig. — Karls große Intentionen hatten sichtbare Früchte genug getragen, aber doch dauerte es noch geraume Zeit, bis der eigentliche Kern seiner patriotischen Bemühungen für seine Muttersprache in einem lebenskräftigen Keime aufaufging. Denn wir haben gehört, eine bloß geistliche Literatur, noch dazu eine, die wesentlich von dem Gute einer fremden zehrte, wollte er nicht. Sein Sinn stand weiter und höher. Aber bis auf Otfrid hin hat ihn Niemand begriffen, denn was in deutscher Sprache niedergeschrieben wurde, gehörte entweder in das Gebiet der geistlichen Uebersetzungsliteratur oder in das der begreiflich immer zahlreicher und gewandter abgefaßten Formularien für die Bedürfnisse der Seelsorge oder in den Bereich des klösterlichen Schulunterrichts, der bei dem massenhaften Zuströmen deutschgeborener und deutschredender Zöglinge sich allerlei Hilfsmittel schaffen mußte um ihnen durch Benutzung ihrer Muttersprache den Zugang zum Lateinischen zu erleichtern, vielleicht den nicht immer ganz tactfesten Lehrern ähnliche gute Dienste zu thun. Alles, was nicht in eine dieser Rubriken fällt, das kam wegen seines geringen Umfanges und der nachweislich meist sehr geringen Verbreitung, die es fand, für die innere Erweiterung der literarischen Leistungsfähigkeit wenig in Betracht. Das Wessobrunner Gebet, das Muspilli, ja, selbst das Hildebrandslied, unschätzbar für unsere Alterthumskunde und für die Kenntniß der sprachlichen Individualitäten ihrer Zeit,

haben doch auf die Weiterentwickelung der Sprache zu dem ihr von Karl gesteckten Ziele gar keinen sichtbaren Einfluß geübt.

Blut und Landesart stellen den fränkischen Mönch Otfrid aus dem südlichsten Abschnitt des rheinfränkischen Gebietes, aus dem Speiergau, nahe aber nicht unmittelbar neben den großen Kaiser, der zwischen Ingelheim und Achen seine eigentliche Heimath hatte, wenn wir auch weder hier noch dort die zufällige Stätte seiner Geburt suchen werden. Aber die Umrisse des niederrheinisch-fränkischen Typus oder, wenn man es so nennen will, des mittelfränkischen, sind doch in ihm nicht zu verkennen. So wird auch der Schriftsteller Otfrid mit seinem Südfränkisch nicht ganz die Sprache wiedergeben, in der Karl gesprochen und geschrieben hat, aber doch eine nahe verwandte. Auch kann Otfrids früheste Kindheit allenfalls noch in die letzten Jahre Karls zurückreichen. Der Kern seines Lebens fällt gewiß schon ein Menschenalter später und eine solche Frist bedeutete für eine Sprache, die sich eben in der lebhaftesten innern Bewegung durch das Emporwachsen einer Literatur befand, sehr viel.

Der geistige Fortsetzer oder Vollender der Idee Karls ist er aber doch, auch wenn er durch manche leibliche Schranken von ihm getrennt ist. Nur muß man erwägen, daß er als Mönch sie anders fassen mußte als jener und dann, daß eine productiv angelegte Individualität gerade eben in ihrer Individualität eine relativ enge Grenze finden kann, ohne daß damit der Werth und die Bedeutung ihres Könnens sich mindern.

Unter diesen Voraussetzungen darf man Otfrids Evangelienbuch, das 867 höchst wahrscheinlich vollendet aber das Ergebniß eines ganzen Menschenlebens war, als die erste wahrhaft freie und insofern monumentale That der deutschen

Sprache als Literatursprache, als Hilfsmittel der höchsten nach den Umständen denkbaren künstlerischen Verwerthung derselben bezeichnen. Nicht als ob die Tradition der alten ungeschriebenen deutschen Volksdichtung nicht noch vieles enthalten oder der noch immer nicht versiegte Strom ihrer Schöpferkraft nicht fortwährend Neues hervorgebracht hätte, was an poetischem Gehalt und technischer Durchbildung hoch über Otfrid zu setzen wäre. Aber wie vortrefflich auch, lebensfähig war es nicht mehr: die Zukunft gehörte den neuen Mächten, dem Christenthum, dem Geiste, in dem Karl der Große geschaffen hatte, und die deutsche Sprache, so weit sie für die Zukunft eine Mission besaß, war gleichfalls an sie gebunden und darum nur als Literatursprache lebensfähig. In der Literatursprache aber steht Otfrid epochemachend da, weil er in der Literatur es geworden ist. Wie hoch man seine eigentliche poetische Begabung nach dem Maßstabe unseres ästhetischen Urtheils anschlagen will, ist dabei gleichgültig: es kommt nur darauf an, wie und wodurch er auf seine Zeit wirken konnte. Auch er ist von dem Texte des neuen Testaments materiell ebenso abhängig wie ein Uebersetzer, aber für seine literarische Bedeutung und insofern auch für seine sprachgeschichtliche handelt es sich nicht darum, sondern daß er in freier Form, als ein Dichter, was er unter dem Berufe eines Dichters verstand und was auch seine Zeit dafür gelten ließ, seinen Stoff gestaltete. Daß er den Reim eingeführt und in Tausenden von Versen durchgeführt hat, die wenigstens für das ganze christlichfränkische oder deutsche Volk bestimmt, wenn auch nicht von jedem Franken oder Deutschen gelesen oder gesungen wurden, war schon eine entscheidende That. Mag immerhin dies und jenes deutsche Bruchstück geistlicher Dichtung in Reimversen, z. B. der sog. Petrusleich oder das Gespräch zwischen dem Heiland und dem

ſamaritaniſchen Weibe ſchon vor ihm niedergeſchrieben, höchſt wahrſcheinlich vor ihm gedichtet ſein, es iſt doch ein Unterſchied, ob eine neue Kunſtform in einigen wenigen Strophen das Ohr berührt, oder ob ſie ſich durch ihre Maſſenwirkung deſſelben vollſtändig bemächtigt. Gleiches gilt von allen den andern Umwälzungen des poetiſchen Stils, die dieſe eine ebenſoſehr in ihrem Gefolge, wie zu ihrer Vorausſetzung hatte. Die alterthümliche Kunſtform der Alliteration mit ihren feſt geprägten Formeln, zu denen ſich wohl neue Synonyme erfinden ließen, worin aber keine Individualität oder Subjectivität poetiſcher Empfindung Platz fand, paßte zu dem chriſtlichen Stoffe und der ſelbſtändigen Hingabe des Gefühls an die in ihm beſchloſſene Gedanken- und Empfindungswelt ſo wenig wie die altrömiſche Toga zu einem modernen Italiener. Der Anfang des Weſſobrunner Gebetes und das Muſpilli zeigen zwar, daß man ſie durch die Schwerkraft der Gewohnheit auch hier zu halten verſuchte, aber auch wie unzureichend im Sinne der vorwärtsſtrebenden Ideen der Zeit ein ſolcher Verſuch ausfallen mußte. Daß er anderwärts auf angelſächſiſchem Sprachboden beſſer geglückt war — dort datirte er aber auch aus einer viel früheren Zeit — oder daß er in dem deutſchen Volke der Sachſen in dem ſog. Heliand, der Parallele zu Otfrid, uns modernen Menſchen in hohem Maße geglückt ſcheint, ändert nichts an der Wucht der geſchichtlichen Thatſache ſeines Mißglückens unter den nichtſächſiſchen Deutſchen und nimmt dem Verdienſt Otfrids, die allein zureichende Form der geiſtlichen deutſchen Volksdichtung zuerſt, d. h. zuerſt in großartiger Fülle ins Leben gerufen zu haben, auch nicht ein Jota. Die eigentliche Volksdichtung, diejenige die auf ihrem tiefer liegenden Boden weder literariſch ſein wollte noch konnte, mochte immerhin der alten Form noch treu bleiben, aber auch für ſie kam die Stunde, wo ſie

ſich dem Andrang des neuen Luftſtromes nicht mehr abſperren konnte. Auch ſie mußte ſich dem Reime und allen ſeinen Conſequenzen endlich fügen.

Drittes Capitel.

Die Benennung der deutſchen Literaturſprache.

Otfrid überſchreibt jene warm aus der Tiefe des Gemüths quellenden aber unbeholfen mit der neuen Gedankenwelt ringenden Verſe, worin er zum erſtenmal in deutſcher Sprache das Autorenrecht einer wirklichen Vorrede ausübt, einer Auseinanderſetzung zwiſchen der Individualität des Schriftſtellers und dem Geſchmack und den Bedürfniſſen des Publicums, mit den lateiniſchen Worten „Cur. scriptor hunc librum theotisce dictaverit“ (weshalb der Autor dieſes Werk deutſch geſchrieben). Wo er aber ſonſt in ſeinen deutſchen Verſen ſeine Sprache zu benennen hat, heißt er ſie durchweg die fränkiſche. Offenbar gelten ihm alſo beide Ausdrücke als gleichwerthig. Doch darf dies nicht mißverſtanden werden.

Der erſt ſeit Karl dem Großen hervorbrechende Ausdruck theotisce, lingua theotisca als die latiniſirte Form des deutſchen thiutisko oder thiutiska d. h. zunga, Sprache, wird jetzt zu Otfrids Zeit ſo allgemein von den gebildeten, folglich in lateiniſcher Sprache ſchreibenden Menſchen gebraucht, daß ſich daran allein ſchon jener innere Aufſchwung des nationalen Selbſtbewußtſeins, der von dem Emporkommen der Karolinger datirt, abnehmen ließe. Lingua barbara, wie früher auch Deutſchgeborene ohne alle Scrupel ihre Mutterſprache be-

zeichneten, verſchwindet wohl daneben noch immer nicht ganz; klang es doch zu excluſiv gelehrt oder war zu ſehr durch die Macht des Herkommens geheiligt, als daß es hätte verwehen können, aber wo es jetzt noch von Deutſchgeborenen gebraucht wird, oder wo es Fremde ſchreiben, hat es für unſer Gefühl und gewiß auch für das der Zeit nicht mehr die alte Naivetät, wo es gar nichts Böſes bedeuten ſollte, ſondern etwas Affectirtes oder etwas Geringſchätziges oder beides zuſammen.

Wenn auch nicht die breite Maſſe des Volkes, ſo wußten doch jetzt ſeine Führer und Lehrer, daß jenſeits der Beſonderheiten der Baiern, Alemannen, Sachſen, Thüringer u. ſ. w. noch etwas Allgemeineres, Zuſammenhaltenderes, zunächſt die Sprache, dann aber auch die Gemeinſamkeit des Blutes und der Herkunft alle Deutſchen zu einem Volke verbinde. Die Gelehrten hätten es wohl noch von den Zeiten der Römer her, deren Schriften ſie laſen, wiſſen können, aber die äußerliche Ueberlieferung einer bloßen Notiz, mit welcher ſich kein realer Inhalt verbindet oder die man mit den Thatſachen der unmittelbaren Erfahrung nicht verbinden kann, unterſcheidet ſich ſehr weſentlich von einem wirklichen Wiſſen. Jetzt erſt begriffen ſie es, wo gerade ſie, deren Hände die Feder führten, die Exiſtenz einer deutſchen Sprache durch den vollſtändigſten Beweis, den es geben konnte, dargethan ſahen, indem ſie ſelbſt oder viele und immer mehrere von ihnen das Wagniß, dieſe Sprache ebenſo wie ihre lateiniſche in Schriftzeichen darzuſtellen, leichter und ſeine Früchte wohlſchmeckender fanden, als ſie ſich es gedacht hatten.

Auch iſt es bezeichnend, wie man jetzt den eigentlich klaſſiſchen Namen für unſere Sprache als Einheitsſprache des ganzen Volkes ſo ſelten vernimmt, obgleich gerade dieſe Zeit —

dafür legt jedes lateinisch geschriebene Werk der kirchlichen Literatur das unzweideutigste Zeugniß ab — sich einer möglichsten Wiederherstellung der klassischen Reinheit in der lateinischen Diction befliß, im Gegensatz zu dem sorglosen und naturalistischen Schlendrian, wodurch das Lateinische auch der sparsamen kirchlichen Schriftsteller des 7. und 8. Jahrh. bis zu der großen Wende des Geisteslebens um seine Mitte herum eine so barbarische, rohe, oder auch lebensvolle, weil unmittelbar aus der Zeit abgezogene Physiognomie angenommen hatte. Nur vereinzelt und fast nie aus dem Munde eines Deutschgeborenen hört man Germanica lingua oder Germanorum l. Es ist als ob man schon durch die Wahl von theotisca seine wärmere Zubehörigkeit zu dem Gegenstand hätte bekunden wollen und als wäre die glatte Kälte des römischen Germanicus dem deutschen Gefühl der Zeit, auch wo es hinter lateinische Verkleidung sich versteckte, zu frostig und nichtssagend erschienen.

Daß man jetzt auch den Begriff der deutschen Sprachgemeinschaft oder der lingua theotisca weit über die Grenzen dehnte, worin er damals seine nächste Verwirklichung hatte, daß man dabei nicht etwa den einzig praktischen wenn auch nicht immer so leicht anwendbaren Maßstab anlegte, wie weit die unmittelbare Verständigung unter den Angehörigen der einzelnen Mundarten reichte und nur so weit eine gemeinsame deutsche Sprache gelten ließ, war bei dem unaustilgbaren gelehrten Beischmack, der dem Worte als einem latinisirten anhaftete, natürlich genug. Jetzt wurde nicht bloß gewöhnlich das ganze continentale, in unserm Sinn deutsche Sprachgebiet in seinen Begriff gezogen, also z. B. Sächsisch und Bairisch mit demselben Namen theotiscus bezeichnet, obgleich hier jenes oben aufgestellte Kennzeichen nicht vorhanden war, sondern man

ging noch weiter und rechnete gewiß weniger aus tiefer einbringender linguistischer Erkenntniß als in Wiederauffrischung der von den Römern überlieferten ethnologischen Nomenclatur die Sprache der scandinavischen Germanen, für die der landläufige Name Nordmannen galt, ja sogar das, was man zufällig von dem damals schon längst literarisch und wahrscheinlich auch als Volkssprache abgestorbenen Gothisch zu lesen bekam, in das geräumige Fach des Wortes theotiscus.

Die moderne Sprachwissenschaft braucht deshalb diesen Ausdruck nur mit Vorsicht. Sie erkennt, daß er zu wenig oder zu viel sagt, um für sie, die überall die organische Gliederung und Gruppirung des innerlich Verwandten auch in der Terminologie zu bezeichen bestrebt ist, brauchbar zu sein. Statt seiner hat Jacob Grimm den Namen Althochdeutsch eingeführt und dieser hat sich auch als ein äußerst treffend gewählter bewährt und in Folge dessen befestigt. Die Zeitgenossen selbst wissen nichts davon. Zwar der topische Begriff „Hochdeutschland" alta Germania ist schon im 8. Jahrh. gefunden, aber Niemand denkt daran ihn sprachlich zu verwerthen. Denn es mußte viel schwerer sein für die, die mitten in dem lebendigen Geschwirre der deutschen Mundarten standen, unter ihnen selbst wieder neue Gesichtspunkte der Vereinigung des innerlich näher Zusammengehörenden, der Trennung des weiter von einander Abstehenden herauszufinden, als für die ungefähre Gleichartigkeit aller zusammen einen allgemeinen Namen zu schaffen. Sah man nur auf die wirkliche Gliederung, so kam man nicht über die alten ethnographischen oder Stammes-Bezeichnungen hinüber, die ja in der Hauptsache sich mit den Grenzen der größeren linguistischen Gruppen deckten.

Für uns aber besagt der Name Althochdeutsch, daß wir von dem freieren Standpunkte der Spätzeit jene zufällige Ver-

wirrung von damals, wie es mit allen geschichtlichen Bildungen zu gehen pflegt, in ihre innerlich vorhandene, äußerlich durch den Zufall des Tages überdeckte naturwüchsige Ordnung zu bringen vermögen. Denn sobald nur überhaupt die Sprachquellen reichlicher fließen, läßt sich trotz aller Divergenzen im Einzelnen doch ein gewisser Gesammttypus einer großen Anzahl aller deutschen Mundarten nicht verkennen, der zwar nichts von dem in sich trägt, was wir heute unter einer einheitlichen Sprache verstehen, weil er jedem einzelnen Theile noch seinen vollen Spielraum individualer Bewegung läßt, aber doch von einer gemeinsamen elementaren Grundlage aus nach einem unbewußten Ziele hin strebt. Die Gemeinsamkeit des Typus hebt sich am schärfsten heraus, wenn daneben ein anderer, zwar verwandter, aber doch in sich selbst wieder eigenartiger gestellt werden kann. So hier neben dem Althochdeutschen das Altsächsische, eine Bezeichnung, die zuerst auch von Jacob Grimm in die wissenschaftliche Terminologie eingeführt wurde, wofür aber gegenwärtig und nicht unberechtigt der Ausdruck „Altniederdeutsch" der ja vollständig mit „Althochdeutsch" correspondirt vorgezogen wird.

Die locale Färbung, die beide Terminologien zur Basis haben, hoch und nieder, entspricht der Sache vollkommen, wenn auch nicht in dem pedantisch stricten Sinne, daß das ganze damalige deutsche Tiefland und nichts weiter dem Altniederdeutsch, das ganze deutsche Stufen- und eigentliche Hochland dem Althochdeutsch zufiele. Die Scheidung ist, wie schon bemerkt, zunächst eine ethnographische und insofern diese mit der topischen zusammenfällt, ist die letztere zugleich die Basis der linguistischen.

Ein bloßer Zufall ist hier bei dieser topischen Zweitheilung des deutschen linguistischen Gesammtgebietes auch in dem Sinne

ausgeſchloſſen, daß eben nur die Anſiedelung der Sachſen, der Frieſen u. ſ. w. im Tiefland, der Baiern, Alemannen u. ſ. w. im Hochland auch die linguiſtiſchen Gruppen hierher oder dorthin geſtellt hätte. Selbſt wenn man die Einflüſſe des Ortes auf das Organ noch ſo hoch anſchlagen will — in der That giebt es aber bis jetzt nur Vermuthungen darüber und keine irgend wie ſtichhaltige Beweisführung für eine ſolche dem zufälligen Geſchmack unſerer Zeit zuſagende Vorſtellung — wäre damit der eigentliche Kern des Unterſchiedes nicht getroffen. Dieſer iſt in einer viel tieferen Bodenſchicht zu ſuchen. Daß ſich die ſeit einer unvordenklichen d. h. mit Hilfe unſerer geſchichtlichen Kenntniß nicht mehr zu beſtimmenden Epoche beſtehenden Differenzen zwiſchen der hoch- und niederdeutſchen Gruppe im 8. und 9. Jahrh. ſo handgreiflich faſſen laſſen, um darauf eine Zweigliederung des ganzen eigentlich deutſchen Sprachzweiges zu gründen, iſt das Reſultat der inneren Geſchichte der deutſchen Stämme hauptſächlich ſeit dem welthiſtoriſchen Eingreifen der Franken. So weit der fränkiſche Einfluß reichte, ſo weit die chriſtlich-romaniſchen Elemente, oder wie man ſie ſonſt bezeichnen will, das deutſche Land, das deutſche Volk und mittelbar alſo die deutſche Sprache zu berühren und, widerwillig oder freiwillig, tiefer gehend oder mehr nur die Oberfläche ſtreifend, umzuwandeln vermochten, — und die Grenze dieſer von den Franken ausgehenden Strömung fällt genau zuſammen mit der ethnographiſchen zwiſchen den beiden Hälften Deutſchlands, — iſt auch die Sprache hüben und drüben in eine andere Richtung getrieben worden.

Daher ſtellten ſich von da ab ſämmtliche in dieſem Sinne hochdeutſche Mundarten, ohne ihre Individualitäten aufzugeben, doch immer näher an einander oder rückten immer weiter von den niederdeutſchen ab. In dieſe ſchon gegebenen Zuſtände fällt

die Schöpfung der deutschen Literatur zur Zeit Karls d. Großen. Nicht weil der Schöpfer ein Franke war, oder die, die zuerst seine Intentionen verwirklichten, dem fränkischen Volke angehörten, erhielt diese Literatur sofort einen hochdeutschen Typus oder wurde die althochdeutsche, wenn man sie nach ihrer einheitlichen Grundlage in der Tiefe bezeichnen will. Sondern weil nur innerhalb dieser schon herausgebildeten ethnographisch-linguistischen Grenze der Boden für eine Literatur überhaupt vorbereitet war und man in dem Sachsen- und Friesenlande der Zeit Karls des Großen gar nicht an den Versuch dazu anders, als um ein anderwärts gegebenes Beispiel äußerlich nachzuahmen, denken konnte. Solche Versuche sind begreiflich öfter gemacht worden und die altsächsische poetische Evangelienharmonie, der schon erwähnte sog. Heliand, ist der großartigste, freilich auch fast der einzige davon erhaltene. Aber der erste Blick zeigt, daß, so hoch man immer sein poetisches Verdienst rechnen will, hiermit ein Weg eingeschlagen war, der nach einem andern Ziele hinführen mußte, als das was Karl für die deutsche Literatur im Auge hatte und was nach ihm von Otfrid wirklich erreicht wurde. Wäre es denkbar gewesen, daß an den Heliand eine ähnlich reich entwickelte Literatur hätte anschießen können, wie an die mit ihm in jeder Art so nahe verwandte Dichtung der Angelsachsen, so würde die sprachliche Individualität des Altniederdeutschen, zunächst in seiner altsächsischen Specialisirung, sich vollkommen ebenbürtig, aber eben darum noch selbstwüchsiger und weiter abstehend neben die des Althochdeutschen gestellt haben. So aber blieb es bei erfolglosen Ansätzen: der sächsische Volksgeist ließ es sich gefallen ins Schlepptau der fränkisch-deutschen Culturbewegung genommen zu werden. Sein Selbstständigkeitsbewußtsein reichte nur so weit, diese ihm fremdartigen Einflüsse nach

Kräften zurückzustauen, nicht aber sie sich ganz ferne zu halten, noch weniger sich durch eine positive That davon zu emancipiren.

Eben deshalb deckt sich der Begriff des Althochdeutschen factisch mit dem der ältesten deutschen Schrift- oder Literatursprache. Denn das Sächsische, wenn es auch im 9. und den folgenden Jahrhunderten hie und da einmal zum schriftlichen, ja zum eigentlich literarischen Gebrauch diente, nicht bloß für das nächste praktische Bedürfniß, das diesem oder jenem Schreibkundigen die Feder in die Hand gab, ist doch keine Schrift- oder Literatursprache geworden: das Friesische ist für unsere Augen in dieser Zeit mit undurchdringlichem Dunkel verhüllt, wieder nicht zufällig, denn was die sächsische Eigenart unfähig machte eine Schriftsprache zu schaffen, lastete auf diesem äußersten Norden Niederdeutschlands mit doppelter und dreifacher Schwere.

Der gemeinsame Typus des Althochdeutschen sondert sich nur an einer Stelle nicht so schroff von dem Altniederdeutschen ab. Es ist da, wo die Natur, das Blut und die Geschichte es unmöglich machten, nämlich am Niederrhein und dem von ihm beherrschten Tiefland, soweit es von Leuten fränkischen Stammes bewohnt wurde. Nur dürftige Sprachdenkmäler bietet uns die älteste Periode unserer Literatur, die man mit relativer Sicherheit diesem Boden zuweisen und als Spiegel seiner Mundart gelten lassen kann. In ihnen ist eine gewisse Doppelnatur unverkennbar. Einmal geht durch sie und zwar in allem dem, was man innerlichere oder beseeltere Elemente der Sprache im Gegensatz zu ihrer körperlichen oder äußerlichen Hülle nennen könnte, der gemeinsam fränkische Zug. Insofern also der fränkische Separattypus doch recht eigentlich in der Mitte des Althochdeutschen steht, sind sie althochdeutsch.

Aber jene andern Bestandtheile fesseln sie an ihren niederdeutschen Heimathsboden und geben ihnen, namentlich wenn man sie, wie häufig geschieht, allein verwerthet, einen ebenso entschieden altniederdeutschen Stempel, stellen sie somit in nächste Zugehörigkeit zu dem Altsächsischen, womit ja auch die geographische Vertheilung der beiden Stämme harmonirt. Mag man sie nun, wenn es durchaus um stricte Nomenclatur zu thun sein soll, hier oder dort unterbringen, der inneren Begründung der sprachgeschichtlichen Zweitheilung in Althoch- und Altniederdeutsch wird durch eine solche Lücke der Boden nicht entzogen.

Auf diese Art fällt für uns, wenn wir den Terminus Althochdeutsch ins Lateinische rückübersetzen wollen, jenes theotiscus thatsächlich damit zusammen, nur daß wir es dann nicht mehr in dem vagen Sinne des 8. und 9. Jahrh. gebrauchen.

Aber zwischen der Entdeckung, die das Auge der Gelehrten oder Gebildeten der Zeit gemacht hatte, bis zu ihrem Durchdringen in der Praxis der Sprache lag noch eine weite Kluft. Man konnte immerhin wissen, daß das Einheitsband der deutschen Sprache schon den Römern und den Fremden überhaupt nicht verborgen geblieben sei, man konnte selbst in jener dilettantischen oder naiven Betrachtungsweise, die die Zeit überall in linguistischen Dingen kund giebt, z. B. in ihren Versuchen lateinischer Etymologie, sich durch diese oder jene Zufälligkeiten eine Art von thatsächlichem Beweis dieser Sprachgemeinsamkeit herstellen: damit aber ging man noch keinen Schritt über den bisherigen Zustand hinüber in einen andern, wo die deutsche Spracheinheit eine reale und in jeder Form der Darstellung sichtbare Macht war. Denn nach Otfrid wie vor ihm beherrschte die Mundart des Schriftstellers die ganze äußere Form seiner Darstellung, seine Orthographie, seine grammatischen und syntaktischen Wendungen, seinen Wortvorrath.

Daß durch die steigende Verbreitung des Schriftstellerns, Abschreibens und Leſens in deutſcher Sprache mehr und mehr aus einer Mundart in die andere, in den meiſten Fällen unbemerkt für den gebenden und empfangenden Theil, floß, iſt unverkennbar, aber es war ein langſamer und unſicherer Weg, der auch unter Umſtänden ſogar der Sprache im Ganzen hätte ſchädlich werden können. Denn ſie kam dadurch von ihrer natürlichen Wurzel im lebenden Volksmunde wenn auch unmerklich immer weiter ab: ſie gerieth ſo zu ſagen in ein Vacuum, wo es gar keinen Boden zum Ausruhen und zum Wiederſammeln der verwendeten Kräfte gab. Sie wurde dadurch eine bloße Schreiberſprache, noch ehe ſie ſo recht Schriftſprache und lange ehe ſie einheitliche Schriftſprache einer ganzen weite und tiefe Volksmaſſen beherrſchenden ächten Nationalliteratur geworden ſein konnte. Denn dazu hatte doch ſelbſt ein Otfrid, ſo hoch man auch ſein Verdienſt anſchlagen mag, wie es in unſerer Darſtellung gewiß geſchehen iſt, nur einen ſchüchternen Anlauf genommen.

Einige dieſer bedenklichen Conſequenzen ſind wirklich eingetreten; daß ſie nicht in dem möglichen Umfang eintreten konnten, dafür ſorgte eine Reihe von andern Factoren der zeitgeſchichtlichen Entwickelung, die mit der Sprache nicht unmittelbar zuſammenhingen, aber ſehr unmittelbar auf ſie und gerade in der ihr förderlichen Richtung wirkten.

Karl der Große hatte alle deutſchen Stämme zuerſt zu einer wirklichen Staatseinheit gebracht und auch darin die Aufgabe ſeines Hauſes oder die ſchon von den Gründern des älteren fränkiſchen Königthums geahnte Miſſion ſeines fränkiſchen Volkes vollendet. Das moraliſche Uebergewicht des eigentlichen herrſchenden Volkes, der Franken, beſtand trotz der Rechtsgleichheit Aller fort. Sie ſtellte zwar den mit Ge-

walt des Schwertes unterworfenen Sachsen so gut wie den in alter Treue ergebenen Thüringer oder Hessen vor Gericht und im Staate, überhaupt jeden Unterthan des Reiches auf gleiche Stufe mit seinen Standesgenossen fränkischer Herkunft. Aber wie es eine Ehre für die Unterworfenen schien, wenn sie unter dem deckenden Schilde des fränkischen Namens ihre eigene nicht immer an erfreulichen Erinnerungen reiche Stammesbesonderheit wenigstens den andern, den auswärtigen gegenüber verbergen konnten, so behielt auch thatsächlich das Volk, dem das Herrscherhaus angehörte, eine bevorzugte Stellung, die ihm trotz allem Neide der andern und trotz dem dadurch immer wieder von neuem angefachten traditionellen Stammeshasse nicht mehr genommen werden konnte, seitdem durch Karl die particularistischen Mächte fürs Erste wenigstens gründlich niedergeworfen waren. Karls Nachfolger mußten ihrer eigenen Unfähigkeit, die keinen von ihnen so weit über den andern erhob, daß er allein den Platz des Ahnherrn an der Spitze des einheitlichen Reiches ausfüllen konnte, das Opfer einer Theilung des Ganzen nach der Zahl der herkömmlich oder im Sinne des Privatrechtes Erbberechtigten bringen. Gewiß haben jene nationalen Sympathien und Antipathien, die zwischen Romanen und Deutschen, zwischen den einzelnen Gruppen beider untereinander im gewöhnlichen Leben unaustilgbar bestanden und sich sonst überall fühlbar machten, auf die Idee der Reichstheilung selbst gar keinen, auf die Principien, nach denen sie nicht bloß einmal, sondern in zufällig veranlaßter Wiederholung ungefähr ein Dutzendmal innerhalb des 9. Jahrh. ausgeführt wurde, nur einen sehr bedingten Einfluß geübt. Aber das Ergebniß derselben, vom Standpunkt unserer heutigen Betrachtungsweise angesehen, kam doch der Verstärkung aller einheitlichen Tendenzen im deutschen Volksdasein sehr zu gute.

Schließlich waren fast alle diejenigen Theile des fränkischen Volkes, welche sich unvermischt oder nur wenig gemischt mit den Romanen ihre deutsche Sprache erhalten hatten, mit den übrigen deutschen Stämmen zu einem politischen Ganzen verbunden und von ihrem Zusammenhange mit den romanisirten Theilen ihres eigenen Volkes gelöst. Die deutsche Sprachgrenze erhielt so nach Westen hin an der politischen Grenze, die freilich auch fürs Erste bis zu dem großen Begründer der sächsischen Dynastie öfters in Frage gestellt wurde, einen Halt, der ihr vorher fehlte. Daß beide Grenzen, die politische und die sprachliche im Einzelnen vielfach einander durchkreuzten, ist auf den ersten Blick zu ersehen und erklärt sich leicht aus dem oben Gesagten: bei dem Markten über den Zug der Grenzlinie entschieden alle möglichen anderen Beweggründe, aber daß irgend welche Rücksicht auf die Sprache der in Betracht kommenden Oertlichkeiten genommen worden sei, davon ist keine Spur wahrzunehmen. Den Menschen dieser Zeit mußte das ungefähre Zusammenfallen beider Grenzlinien ein reiner Zufall erscheinen, denn daß die entscheidenden Persönlichkeiten hüben und drüben, je nachdem sie in Sitte und Art mehr deutsch oder mehr romanisch gefärbt waren, doch immer unter dem instinctiven Druck dieses Moments die Situation behandelten, blieb ihnen selbst verborgen.

Für die deutsche Sprache wurde nach dieser Seite hin, der gefährdetsten wenn auch äußerlich nicht der bedrohtesten überhaupt, mit der neuen Reichsgrenze ein gewisser Schutz gegen das directe und leibliche Vordringen fremder Elemente gegeben, der sich im Wesentlichen bis heute als genügend ausgewiesen hat. Denn die deutsche Sprachgrenze von heute fällt fast überall noch mit der von damals zusammen. Die Aenderungen, die sie erlitten hat, sind ausnahmlos dem romanischen

Elemente zu gute gekommen, aber ſie ſind nicht beträchtlich. Das Romaniſche hat da, wo die deutſche Sprache über den allmählich befeſtigten und bis ins 16. Jahrh. erhaltenen politiſchen Grenzzug zwiſchen dem Oſten und Weſten des alten Frankenreiches hinüberreichte, einige Eroberungen gemacht, überall das Deutſche wenigſtens in jene ſubordinirte Stellung wieder zurück geworfen, in der es ſich vor den Karolingern und vor ſeiner Erhebung zu einer Schriftſprache gegenüber der damaligen romaniſchen Schriftſprache, dem gebildeten und dem Vulgärlatein befand.

In dieſem Sinne konnte der erſte König der Franken, welcher bloß den Oſttheil des Geſammtreichs beherrſchte, Karls Enkel Ludwig, zwar nicht von ſeinen unmittelbaren Zeitgenoſſen, aber ſehr bald nachher Germanicus „der Deutſche" genannt werden. Er ſelbſt aber durfte ſich ebenſo richtig König der öſtlichen Franken, wie König der Franken, Schwaben, Baiern, Thüringer, Sachſen heißen. In dem erſten Titel iſt mit einer Kürze, die damals keinen Anſtoß gab, der Kern oder der Grundſtoff dieſes politiſchen Organismus bezeichnet. Für die Sprache deſſelben war der Name Deutſch wenigſtens in lateiniſchen Schriften, wie ſich gezeigt hat, ſchon im allgemeinen Gebrauch, aber für das nationale oder politiſche Gemeinweſen konnte er noch nicht verwendet werden, da trat der andere aushelfend ein. Mit dem zweiten weitläufigeren Titel iſt ſowohl dem geſchichtlichen Herkommen wie der naiven Empfindung des Volkes Genüge gethan. Die trennenden und vereinigenden Mächte unſerer Volksgeſchichte halten ſich ſomit ungefähr die Wage, aber es war doch ſchon ein gewaltiger Fortſchritt gegen hundert Jahre früher, wo die erſteren allein walteten.

Die bedingte Präponderanz des Frankenthums ſo wie ſein

bedingtes Zusammenfallen mit dem Begriffe Deutsch, hat denn auch auf die Sprache sich übertragen. Der Vorzug der Franken beruhte nicht bloß darauf, daß fränkisches Blut in den Adern der Herrscher über alle deutschen Völkerschaften floß, daß diese nach fränkischem Rechte ihre Familien- und Eigenthumsverhältnisse ordneten, daß sie sich Franken nannten. Der fränkische Theil Deutschlands war seit der Trennung des Ostens vom Westen genau in die bevorzugte Stellung für den deutschen Osten gerückt, die einst das Kernland des vorkarolingischen Gesammtreiches, die romanische Landschaft um Paris, für das ganze Reich behauptet hatte.

Viertes Capitel.

Die Althochdeutsche Sprachentwickelung nach Karl dem Großen.

Schon Karl der Große, der sein vielbewegtes Leben vielleicht in den Rheinlanden begonnen, jedenfalls aber die Mehrzahl seiner Tage dort verbracht hat, förderte diese seine eigentliche Heimath in der Entwickelung der hier so günstig vereinten Vorbedingungen zu einer materiellen Suprematie vor allen andern Landschaften Deutschlands, direct und indirect auf das mächtigste. Nach der Theilung des Reichs fiel sie ihr von selbst zu. Wenn auch die deutschen Karolinger wie ihre Vorfahren je nach den Bedürfnissen und Neigungen des Augenblicks bald hier bald dort ihre Residenz aufschlugen, so änderte dies nichts an dem rheinfränkischen Typus ihres Hauses, ihres Hofes, ihrer Umgebung und damit auch des ganzen höheren

Staatswesens. Ludwig der Deutsche durfte auch in dem bairischen Regensburg, wo er so oft und so lange verweilte, sich mit Fug und Recht einen ostfränkischen König nennen.

Was der Sprache aus solchen Verhältnissen zufloß, ist leicht zu errathen, aber schwer in dem dürftigen urkundlichen Niederschlag davon zu erweisen. Daß sich eine fränkische Hof- und Staatssprache gebildet habe, ist jedenfalls ein schiefer Ausdruck, wenn man sich darunter das vorstellt, was man nach heutiger deutscher Wortbedeutung muß. Aber sicher ist, daß sich nicht die zufällige Mundart von Speier, Worms, Mainz, Ingelheim, Coblenz, Aachen allein in diesen hochvornehmen Kreisen vordrängen konnte. Es mußte sich von selbst hier ein gewisser mittlerer Durchschnitt auf rheinfränkischer Grundlage herausschälen, der im Munde des einzelnen Mannes immerhin noch seinen Zusatz von Localfarbe trug, aber doch so daß die Grundfarbe dadurch wie durch eine Lasur hindurchsah. So etwas zeigt das deutsche Formular der Straßburger Eidschwüre von 842, wo Ludwig und sein Bruder Karl — dieser ebenso in der fränkischen Sprache herangewachsen, wie sein älterer Stiefbruder, obgleich daneben auch wie jener der romanischen völlig mächtig — beide wie aus einem Munde deutsch sprechen. Es würde vergebene Mühe sein, wollte man die Localmundart daraus hervorklauben. Fränkisch, Rheinfränkisch ist es, das hört man leicht den durch das Ohr und die Hand eines oder mehrerer offenbar nichtdeutscher Schreiber hindurchgegangenen Lauten an. Und insofern wäre hier ein Stück der Hofsprache, aber ein solches, das wahrscheinlich nur bei derartigen hochofficiellen Veranlassungen zum Vorschein kam, nicht aber im täglichen und ungenirten Verkehr des Hofes oder in den Staats- und Rechtsverhandlungen, in denen die deutsche Sprache selbstverständlich allein gebraucht wurde, wenn man

auch nach wie vor alle Protocolle und urkundlichen Actenstücke nur lateinisch abfaßte.

Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter einem Scepter hatte schon zu Karls Zeit eine Menge von Menschen aller Stämme dauernd oder vorübergehend in alle möglichen engsten Verkehrsbeziehungen zu einander gebracht, die von selbst eine gewisse Ausgleichung der mundartlichen Besonderheiten der Einzelnen, ganzer Familien und Geschlechter mit sich führte. Die Wirkung ging begreiflich nach beiden Seiten hin: auch die Mundart des Ortes oder der Landschaft, wo die Fremden heimisch wurden, bequemte sich in etwas dem neuen Idiom an, wie dieses ihr noch größere Concessionen machen mußte. Trifft diese Art von Durcheinanderwürfelung der Stämme insbesondere die höheren in der Gesellschaft oder im Staate tonangebenden Schichten, die Kirche, die Beamtenwelt, die unzähligen Angehörigen des königlichen Krongutes und die in seiner Verwaltung Beschäftigten, so schafften die massenhaften Verpflanzungen bäuerlicher Colonen, die Karl systematisch als eine politische und zugleich eine nationalöconomische Grundmaxime betrieb, auch in den elementaren Schichten des Volks etwas annähernd Aehnliches. Es gab bald keinen Theil des ganzen weitläufigen Reiches, worin nicht der zähe Kern der einheimischen Bevölkerung durch solche künstlich eingesprengte Bruchstücke anders redender Menschen durchsetzt worden wäre. Karls Nachfolger vermochten auch hierin nicht der weltumfassenden Intelligenz und Willensstärke ihres Ahnherrn es gleichzuthun, doch im Einzelnen und Kleinen geschah noch manches in seinem Sinne, zunächst nur mehr im reinwirthschaftlichen Interesse und selten von höheren staatsmännischen Gesichtspunkten aus, die er so genial mit jenem völlig zu verschmelzen verstand. Aber in dem Osttheil des Frankenreichs veranlaßte die Beschränkung

seines Umfangs ganz von selbst noch eine nachhaltigere und eindringendere Vermischung der hier allein vertretenen deutschen Elemente, als bei der alten dreimal so großen Ausdehnung des fränkischen Reichsgebietes denkbar war. Damals ergoß sich eine Masse deutschen Blutes aller Stämme auch in die romanischen Theile, nach Gallien und selbst nach Italien, wo es doch für die deutsche Zukunft verloren ging. Jetzt stockte der Strom an der Grenze gegen die oft feindlichen, jedenfalls immer fremdartiger sich abschließenden ehemaligen Reichsglieder, aber nur um sich auf deutschem Boden desto lebhafter durch- und gegeneinander zu bewegen.

Diese fruchtbaren Keime einer Ausgleichung oder Angleichung der harten Gegensätze in der lebendigen Erscheinung der deutschen Sprache als Mundart des Einzelnen hätten aber doch einer andern Gunst des Geschickes bedurft, als ihnen zunächst zu Theil wurde, wenn sie sich rasch zu dem lebenskräftigen Gewächs einer wirklichen deutschen Einheitssprache entwickeln und der gelehrten Abstraction einer lingua theotisca eine thatsächliche Gestalt geben sollten.

Die erste Bedingung dazu schien sich durch Otfrid erfüllen zu wollen. Er hatte ein Werk geschaffen, das nach beiden Seiten hin, als literarisches Kunstproduct und als volksthümliche Verarbeitung des höchsten idealen Bildungsstoffes der Zeit, so vollkommen, wie es damals nur irgend geschehen konnte, die Brücke zwischen dem Leben und der Wissenschaft, zwischen der Volkssprache und der Literatur schlug. Aber statt daß sein Beispiel, wie man hätte erwarten sollen, gezündet, daß nun überall Aehnliches versucht und im Vorwärtsstreben der Meister bald überholt worden wäre, steht er einsam, wie ohne eigentliche Vorgänger, so noch mehr ohne Nachfolger da. Hatte er zuerst den genialen Gedanken Karls verwirklicht und den Franken

oder den Deutschen überhaupt eine Kunst-Schöpfung dargebracht, die sich nicht nach den überbescheidenen Geleitsworten, mit denen er sie hinaus zu Freunden und Gönnern sandte, wohl aber nach seiner eigenen Intention und gewiß auch nach seinem eigenen Selbstgefühl neben die verehrten Muster kirchlich poetischer Classicität stellen durfte, so hätte noch die Zeit Karls sein müssen, um eine solche Leistung nach ihrem ganzen Werthe zu verstehen.

Aber mit Karl war auch jene warme und energische Liebe für die deutsche Sprache auf dem Throne des Frankenreichs erstorben. Es war ja etwas ganz Anderes, daß die Könige deutsch sprachen und daß das Deutsche in fester Stellung am Hofe und in den Geschäften des Staates eher noch Fortschritte als Rückschritte machte. Keiner der Nachfolger Karls hat ein Verständniß für das worauf es hier ankommt, für die Erhebung seiner Muttersprache zur Sprache einer dem Lateinischen ebenbürtigen Literatur, irgend wie bethätigt. Denn daß eine gemüthliche, aber alles Beweises baare Vermuthung Schmellers Ludwig, den Enkel Karls — doch eigentlich nur weil er, wie schon erwähnt, Germanicus benannt wurde, aber in einem Sinne, der mit patriotisch-sprachlichen Tendenzen absolut nichts zu schaffen hat — die Trümmer des Muspilli eigenhändig an den Rand seines Gebetbuches aufzeichnen läßt, daß Otfrid ihm, seinem Landesherrn und königlichen Schirmvogt seines Klosters sein Evangelienbuch widmete, ist das Einzige, was wir von seinem Interesse für die zarte Pflanze der deutschen Literatur wissen oder vermuthen. Und in Otfrids Dedication ist es nur der fromme sieghafte König, der auch einmal in deutschen Versen angesungen wird, da ja die Hofdichtung nach wie vor noch im Ueberschwang lateinische zu diesem Behufe producirte. Dagegen ist ausdrücklich bekannt, daß schon vorher

Karls eigener Sohn, Ludwig der Fromme, ziemlich in allem, was zum Heile seines Volkes und Reiches und zu seinen eigenen gedient hätte, das volle Widerspiel seines Vaters, die heidnischen oder in deutscher Sprache verfaßten, — das lateinische gentilia carmina, womit sie sein Biograph bezeichnet, läßt beide Deutungen zu, deutsch waren sie aber jedenfalls — die er in seiner Jugend auf Geheiß seines Vaters hatte auswendig lernen müssen, später als Mann und Kaiser verachtete und so viel an ihm war auch Andere von der Befleckung durch eine dem Seelenheil so gefährliche Materie zurückzuhalten suchte.

Von den Nachkommen Karls auf dem westfränkischen Throne konnte man nicht erwarten, daß sie dem Vorbild ihrer großen Ahnen als Beschützer der deutschen Sprache und Literatur treu bleiben sollten. In ihren fast ganz romanischen Ländern trat das Deutsche von selbst nicht bloß vor dem Lateinischen, sondern auch vor den romanischen Volksmundarten zurück. Zwar erlosch es nicht sofort als Hof- und höhere Gesellschaftssprache, wie es ja noch Karl der Kahle als seine eigentliche Muttersprache gebrauchte. Deutsche Bücher wurden auch in den westfränkischen Klöstern gelesen und abgeschrieben. Auf westfränkischem, allerdings von deutsch sprechenden Franken bewohntem Boden, hart an der romanischen Sprachgrenze entstand noch 881 oder 82 das sog. Ludwigslied, die Feier des Sieges der Westfranken und ihres Königs Ludwig III. über die Nordmannen, in Sprachformen die gewiß nicht dem Volksmunde der Gegend angehören, aber darthun, daß das Deutsch, worin einst Karl der Kahle in Straßburg vor dem deutschen Heere sein Treugelöbniß gegen seinen Bruder geleistet hatte, noch am königlichen Hofe verstanden wurde. Aber dies alles konnte doch die Thatsache nicht verändern, daß hier im Westen das

Romaniſche zur alleinigen Volkes-, und bald auch wenigſtens zu einer Art von Gleichberechtigung als Schriftſprache mit dem Lateiniſchen berufen war.

Die ſonſt ſo herrlichen Ludolfinger, das ſächſiſche Herrſcherhaus das die ſtockende Kraft der Nation und ihres Staates zu großartigem Leben wieder flüſſig machte, haben für die Pflege der deutſchen Sprache nichts gethan. In allen andern Dingen ſtellt ſich die Heldengröße Otto I. neben Karl, hierin aber hat er auch nicht einen Zug von ſeinem Vorbild. Daß auf ein bedeutſames Ereigniß ſeines Lebens, ſeine Ausſöhnung mit ſeinem zweitgebornen Bruder Heinrich, ein deutſcher Geiſtlicher ein noch dazu nur halb deutſches Lied gedichtet und vielleicht in ſchriftlicher Aufzeichnung überreicht hat, iſt alles, was wir von des großen Kaiſers Beziehungen zur deutſchen Literatur wiſſen. Sonſt nur, daß man ſeiner Sprache die ſächſiſche Mundart doch etwas, wenn auch nicht ſtark, anhörte (leniter saxonizans) — immerhin eine Art von Zeugniß dafür, wie ſtark ſchon die ausgleichenden Einflüſſe in der lebenden Sprache der Zeit namentlich in den höchſten Schichten der Geſellſchaft auf die Beſeitigung der herbſten mundartlichen Eigenthümlichkeiten gewirkt haben. — Auch noch, daß ſein gewöhnlicher Gruß das romaniſche bon man, guten Morgen, geweſen, was er nicht erſt von ſeiner zweiten Gemahlin, der Burgundiſchen Adelheid, zu lernen brauchte, obgleich durch dieſe eine Menge von Landsleuten geiſtlichen und weltlichen Standes und damit auch eine nur heute nicht mehr recht zu ermeſſende Fluth romaniſcher Sitte und Lebensgewohnheit in den kaiſerlichen Hof einſtrömte. Sohn und Enkel, der erſte der Gemahl, der andere der Sohn der byzantiniſchen Theophano, ſind in ihrem Weſen kaum mehr recht deutſch zu nennen. Ein ſeltſames Gemiſch byzantiniſch-italieniſcher Renaiſſance der antiken, jetzt

nicht einmal bloß lateiniſchen, ſondern auch griechiſchen Claſſicität erfüllt die ganze Atmoſphäre um ſie. Gelehrte Frauen in Ueberfluß, auch gelehrte Männer zahlreicher als ſeit Karls Tagen je einmal pflegen das exotiſche Gewächs einer völlig von dem Leben und dem Verſtändniß des deutſchen Volk abgeſperrten Kunſt, einer Gelehrſamkeit, die, ſubtiler und weitſchichtiger wie die der Karolingiſchen Periode, doch ebendeshalb noch viel weniger in dem Boden des damaligen Deutſchlands Wurzel ſchlagen konnte, einer Literatur, die an geſchnörkelter Unwahrheit der Form kaum jemals überboten worden iſt, die, wenn es nur nicht gar zu mühſelig zu machen geweſen wäre, das griechiſche als das Exquiſitere und Sublimere gerne an die Stelle des allbekannten und trivialen Lateiniſchen geſetzt hätte. Es läßt ſich begreifen, mit welchen Augen dieſe Art Leute auf das Deutſche, die rohe Barbarenſprache, geſehen haben mögen. Der letzte der Sachſen, ein braver und tapferer Mann, wie alle mit einander, Heinrich II., den die Kirche den Heiligen heißt, hat wenigſtens das von ihm freilich nicht erſtrebte Verdienſt für die deutſche Sprache, daß er durch die Gründung und Pflege ſeines Bamberger Bisthums der Verbreitung der deutſchen Sprache am obern Main und bis über das Fichtelgebirge großen Vorſchub geleiſtet hat. Denn die Miſſion unter den noch tief im Heidenthum ſteckenden Slaven dieſer Landſchaften geſtaltete ſich von ſelbſt zu einer Miſſion für die Verbreitung der deutſchen Sprache. Inſofern dürften auch die beiden erſten Sachſen, namentlich Otto der Große, unter die Beförderer unſerer nationalen Sprache gezählt werden. Ihre großartige Heldenkraft hat die deutſche Oſtgrenze in ihrem ganzen langen Lauf vor dem noch immer nicht, trotz der Siege und der Markengründung Karls, ganz zurückgewieſenen Andrang der Slaven nicht bloß definitiv in ihrem

damaligen Zuge ſicher geſtellt. Sie haben auch durch die Erneuerung und Erweiterung der karolingiſchen Marken, Otto I. noch beſonders durch die Gründung des Erzſtiftes Magdeburg, der Stifter Zeitz-Naumburg, Merſeburg und Meißen der Miſſion der deutſchen Sprache für die Rückeroberung der Oſthälfte ihres ehemaligen Gebietes Stützpunkte von dauernder Kraft geſchaffen, aber gewiß ohne daß ſie dieſe Idee in die ebenſo frommen als ſtaatsklugen Combinationen mit aufnahmen, welche ſie bei dieſen kirchlichen Großthaten leiteten. Was für die Sachſen gilt, trifft auch ihre Nachfolger, das ihnen an Heldenhaftigkeit und Berufstreue gleiche, an Intelligenz und Wucht des Charakters überlegene ſog. Saliſche Kaiſerhaus. Auch hier welche Reihe glänzender Namen, aber von keinem von ihnen weiß man irgend etwas anzuführen, was ihn als Gönner und Förderer der deutſchen Literatur bezeichnete. Und doch war Heinrich III. wenigſtens dem literariſchen Intereſſe im Sinne ſeiner Hofgelehrſamkeit und höfiſchen Kunſt nicht abhold, wie ſchon ſein Verhältniß zu ihrem glänzendſten Vertreter Wippo zeigt und Heinrich IV. ein hoch gebildeter Mann. Nur von den Frauen iſt ein und der andere Zug überliefert, aus dem ſich abnehmen läßt, daß ſie auch deutſche Bücher laſen, doch fragt ſich dabei immer, ob bloß deshalb weil ſie ſie für die Zwecke der frommen Erbauung benutzen wollten, obgleich ſie deutſch waren, oder weil ſie es waren. Denn um Erbauung handelte es ſich hoffentlich, wenn die Kaiſerin Giſela, Conrads Gemahlin, eine koſtbare Handſchrift von Notkers deutſcher Pſalmenparaphraſe aus St. Gallen entlieh, um ſie nicht wiederzugeben, oder wenn die Kaiſerin Agnes, Heinrich III. Gemahlin, den Abt Williram den Verfaſſer einer deutſchen Paraphraſe des damals namentlich in den hochvornehmen Frauenkreiſen ſo überaus beliebten Hohenliedes

ehrte und begünstigte. Williram ist übrigens nur in diesem einen verhältnißmäßig unbedeutenden Producte als deutscher Schriftsteller und da auch nur als halbdeutscher aufgetreten. Denn die Hälfte davon besteht aus lateinischen Worten und Phrasen. Sonst ist er ein äußerst fruchtbarer theologischer Scribent in der noch immer oder jetzt wieder ausschließlich vornehmen und courfähigen Sprache der Kirche. Und doch wie damals die Verhältnisse lagen, mußte es die Person des Kaisers und konnte es keine andere sein, die zwischen der deutschen Literatur in den Händen der Schriftsteller geistlichen Standes und zwischen dem Volke oder zunächst zwischen den höheren Schichten der weltlichen Gesellschaft vermittelte. Nur die Initiative der höchsten Person im Reiche hätte die Gleichgültigkeit oder Abneigung der vornehmen weltlichen Kreise besiegen und sie, deren ideale Interessen in dem harten und lärmenden Getriebe der damaligen Zeit ohnehin sehr zurückgedrängt wurden, zu einer gewissen Theilnahme dafür zu erziehen oder zu bestimmen vermocht.

So wie sich die deutsche Literatur nach Otfrid gestaltete, begreift man wohl, daß die wetterharten Krieger und geriebenen Politiker dieser Zeit keinen Geschmack daran finden konnten. Fast nur auf dasselbe Publicum beschränkt, dem ihre productiven Kräfte angehörten, auf den geistlichen Stand und auch hier weder in der aristokratischen Höhe, wo mächtige Kirchenfürsten allen weltlichen Rivalen voran die Zügel des Reichs und der großen Politik in der Hand hielten, noch in der volksthümlichen Niederung, wo der deutsche Pfarrer mit seiner deutschen Gemeinde verkehrte, heimathberechtigt, blieb sie das, was sie zuerst gewesen war aber nicht so lange hätte bleiben dürfen, ein Hilfsmittel der kirchlichen Erbauung, der kirchlichen Einwirkung auf das Volk, oder der kirchlichen Un-

terrichtsanstalten, immer aber eine dienende Magd und nicht eine gleichberechtigte Genossin des Lateinischen. Selbst die riesenhafte Thätigkeit eines Notker verdiente ihm wohl bei seinen dankbaren Schülern und bei der Nachwelt den Ehrennamen des Deutschen — teutonicus, wie man in damals modernem Geschmack den alten Stammnamen zur Variation des theotiscus oder des noch älteren Germanicus verwandte — aber die Resultate davon kamen der eigentlichen Hauptaufgabe, um die es sich für die deutsche Sprache handelte, nur in bedingter Weise zu Statten. Daß er nicht über das bescheidene Verdienst eines Uebersetzers oder Erläuterers fremder Originale hinausging, bezeichnet einen viel eingeschränkteren Gesichtskreis als er zweihundert Jahre nach Karls d. Gr. Tode hätte maßgebend sein dürfen. Fühlte Notker dabei die Schranken seines Vermögens und respectirte er sie, so gereicht dies seinem Character zur Ehre, die Sprache aber durfte andere Anforderungen an die bedeutendste schriftstellerische Kraft dieser Zeit erheben. Auf den ersten Blick imponirt uns Späteren, fast noch mehr wie den Zeitgenossen, schon allein der weite Spielraum des Wissens, in welchem sich diese Thätigkeit bewegt, mit seiner fast überwältigenden Mannigfaltigkeit der Form und des Inhalts in den ins Deutsche gebrachten Originalen. Denn das von seiner eigenen Hand gegebene, durchaus authentische Verzeichniß: Boethius, de consolatione philosophiae, derselbe Boethius de Trinitate, Cato's Distichen, Virgils Bucolica, die Andria der Terenz, des Grammatikers Marcianus Capella Hochzeit der Philologie und des Mercur mit ihrem abstrusen Schwulste greisenhafter Aftergelehrsamkeit und ihrer bis zur Grimasse gespreizten Rhetorik, Aristoteles Kategorien und Hermeneutik, die Arithmetik eines ungenannten Verfassers, die Paraphrase des Psalters, der Hiob Gregor d. Großen, jener

unendlich weitschweifige erbauliche Commentar zum Hiob — bezeugt einen Umfang des Wissens bei dem Schriftsteller, mag er auch nur Uebersetzer sein, und bei den Lesern, auf welche er rechnete, den man in jener Zeit für unmöglich zu halten geneigt ist. Doch zeigen uns andere Beispiele, daß er einzeln wohl auch sonst vorkam, aber nur als eine Curiosität, die nicht einmal mit der gewöhnlichen kirchlichen Wissenschaftlichkeit der Zeit, noch weniger mit dem Gesammtgeiste der Kirche und am allerwenigsten mit der Nation in irgend einer Berührung stand. In der Abgeschiedenheit eines Klosters konnte er sich erzeugen, eine Zeit lang wohl dauern, aber um sofort bei dem ersten Lufthauch aus der wirklichen Welt zu zerstieben. So blieb nach dem Jahre 1023, wo Notker starb, kaum eine merkbare Spur seiner Lebensarbeit und die Nachwelt kennt bis heute die allermeisten dieser deutschen Uebersetzungskunststücke nur dem Titel nach.

Das Wunder verliert bei näherem Zusehen viel von seinem Glanze. Einmal zeigen die erhaltenen Reste, daß es dabei überhaupt gar nicht einmal auf das abgesehen war, was doch die ersten größeren Uebersetzungsversuche der Karolingischen Zeit gewollt und erreicht hatten. Nicht zum Ersatz des fremden Textes durch den deutschen, nicht zur Ueberführung des fremden Bildungsstoffes in das deutsche Volk soweit es nicht lateinisch verstand, sondern bloß zur besseren Einführung der Scholaren ins lateinische Original sollte die Muttersprache dienen, also immer nur dienen. Form und Gestalt kamen dabei nicht in Betracht, allein nur das materielle Verständniß des fremden Wortes oder die Erklärung der dabei vorkommenden antiquarischen Schwierigkeiten, soweit der Lehrer selbst sich darin Rath wußte, oder es für passend fand, das Gedächtniß seiner Schüler, das ohnehin schon mit dem bloßen Erlernen der

Fremdſprache genug zu thun hatte, auch damit noch zu beſchweren. Daß er bei der unendlichen Vielſeitigkeit der Gegenſtände die ſeine Ueberſetzungen berührten, auch einen relativ größeren Reichthum an deutſchen Sprachmitteln entfalten mußte, als irgend ein anderer deutſcher Schriftſteller dieſer Zeit oder der Vergangenheit, iſt ſelbſtverſtändlich.

Für uns iſt er dadurch unſchätzbar. Die damalige Sprache hat aber keinen Vortheil davon gehabt, außer dem Wenigen, was aus dem einzig lebensfähigen Stücke unter dieſer Maſſenproduction, den Pſalmen, auf verſchiedenen Umwegen durch Ueberarbeitungen bis in das ſpätere Mittelalter herab mit ihrem übrigen wirklich brauchbaren Gute ſich verband.

Dritte Abtheilung.

Die Mittelhochdeutsche Zeit.

Erstes Capitel.

Die Uebergänge vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen.

Auch der große Notker teutonicus ist uns also ein Beweis, daß die Resultate der althochdeutschen Sprach- und Literatur-Entwickelung nach dreihundert Jahren weit hinter dem vielversprechenden ersten Ansatze und noch weiter hinter den genialen Intentionen Karls des Großen zurückgeblieben waren. Verwechseln wir hier wie anderswo nicht unsere heutige freie Rückschau mit dem was aus der Zeit selbst heraus für die Zeit gilt. Wenn wir als Linguistiker oder Literarhistoriker von heute das reichhaltige Sprachmaterial überblicken, wie es z. B. in den 6 massiven Quartanten von Graffs Althochd. Sprachschatz und doch nur unvollständig vor uns aufgespeichert steht, so freuen wir uns des unserer heutigen Wissenschaft daraus fließenden unerschöpflichen Erkenntnißquelles so sehr, daß wir leicht darüber vergessen, wie wenig doch die Sprache im Ganzen, als lebendige Volkssprache gedacht, von allen diesen zahlreichen Neubildungen oder Umzeugungen des vorhandenen Schatzes gefördert werden konnte. Die lebendige

Volksſprache verſtand die meiſten von ihnen nicht einmal, obgleich ſie aus ihrem Gute und meiſt, wenn auch nicht allgemein, mit richtigem Inſtincte geſchaffen waren. Ihr blieb das Gebiet der geiſtigen Intereſſen, auf welches ſich die Literatur und ihre Sprache faſt ausnahmlos beſchränkten, nach wie vor verſchloſſen. Was hätte ein deutſcher Mann des 11. Jahrh. wenn er nicht in eine Kloſterſchule ging, um Cleriker und damit eben etwas Anderes als ein deutſcher Mann zu werden, mit einem deutſchen Ariſtoteles, mit einer deutſchen Rhetorik, mit einer deutſchen Muſik- und Harmonielehre anfangen ſollen?

So blieb es im großen und ganzen doch noch beim Alten, nur daß das Alte ſelbſt nicht mehr ſeine alte Seele, und nur zum Theil ſeine alten Geſichtszüge ſich bewahrt hatte. Aber nach außen hin und für das von dem Aeußern allein abhängige Empfinden des Volkes beſtand es doch noch fort. Eine deutſche Literatur exiſtirte für daſſelbe, als eine lebendige Macht, auch jetzt noch ſo wenig wie vor 300 Jahren und der directe Zuſammenhang zwiſchen Literatur- und lebender Volksſprache war jetzt eigentlich ein noch geringerer als damals. Damals hatte die Literatur ihre Sprache aus dem Volksmund, wenn auch mit ſelbſtverſtändlichem Eklekticismus geſchöpft, jetzt war ihre Sprache freilich auch noch nicht völlig iſolirt von der Volksſprache, aber doch auf dem Wege dazu. So wie das Sanskrit oder das Hebräiſche der nacherziliſchen Zeit, oder das Griechiſche ſeit dem 5. Jahrh. ſich als bloße Kunſt- oder Schulgebilde ganz auf ſich ſelbſt ſtellten, konnte es das Althochdeutſche nicht, weil es ſelbſt ſeinen geiſtlichen Pflegern nur als praktiſche Aushilfe oder als gemüthliche Curioſität galt. Blieb ja doch ihre Mutterſprache für das höhere Geiſtesleben nach wie vor das Lateiniſche und ſelbſt wenn ſie durch irgend eine Laune

des Zufalls, worunter auch persönliche Liebhabereien gehören, zu einem gewissen gemüthlichen Interesse an den heimischen oder volksthümlichen Geistesschöpfungen bewegt wurden, mußte die lateinische Sprache und der lateinische Vers ihrem Kunsttrieb die gleichsam von der Natur gebotene Kunstform liefern. Dicht vor, neben und nach Notker stehen jene merkwürdigsten Fragmente unserer damaligen volksthümlichen Zeit, die wir nach Schmellers, des ersten Herausgebers, Willen Rudlieb nennen, jener Waltharius des Ekkehard von St. Gallen, des Specialschülers des großen Notker, jene nur dürftig erhaltenen, gewiß aber einst reich vertretenen latinisirten Umgestaltungen von Scenen und Motiven aus der deutsch-fränkischen Thiersage, jene „Modi", künstliche lateinische Strophenformen, hinter denen deutsche Schwänke oder Lieder durchscheinen und andres derartige. Sage man immerhin, ein Geistlicher jener Tage habe nicht anders als unter dem schützenden Dache der heiligen Kirchensprache seinen patriotischen Passionen nachgehen dürfen. Darin liegt es ja eben, daß er es nicht durfte. Uebrigens ist es auch, so gesagt, ganz schief ausgedrückt und der wahre Grund nur darin zu finden, daß der Begriff einer literarischen Verwendbarkeit des Deutschen allen denen nicht aufgegangen war, die so etwas unternahmen. Der Einzelne trägt natürlich keine Schuld daran: er steht unter den Mächten seines Standes und seiner Zeit, aber diese Mächte selbst waren, wie gezeigt wurde, eben nicht die, welche die Sache der deutschen Sprachentwickelung fördern konnten. So hat diese von dem allen nichts empfunden. Daß aus der lateinischen Hülle überall für unsere Augen deutsche Solöcismen oder Barbarismen hervorlugen, sahen die damaligen Augen nicht, ihnen war es gutes Latein, weil das beste, das sie vermochten. Die lebendigen Träger der Sprache aber, das deutsche Volk in allen seinen

Schichten, soweit es nicht las und schrieb, d. h. mit verschwindenden Ausnahmen alle Deutsche, die nicht Kleriker oder Mönche waren, ahnte nicht einmal das Dasein dieser seltsamen Zwittergebilde. Wie hätte da seine Sprache darin getroffen werden sollen?

Wie immer ist das Erbe dieser stockenden Zustände unserer Sprache und Literaturentwickelung nicht durch eine rein aus dem Innern geborene Sammlung und Erhebung der in ihrem eigentlichen Bereich disponibeln Kräfte herbeigeführt worden. Von außen her, wie einst durch Karl den Großen, hat auch für sie eine neue Zeit, eine Zeit der Erfrischung und der lebendigen Entfaltung vieler scheinbar zertretenen, oder auch bisher nicht wahrnehmbaren Keime begonnen, diesmal aber nicht wie damals durch eine geniale Individualität, sondern durch das Zusammenwirken und Ineinanderspielen manichfaltiger Kräfte und Triebe der ganzen Zeit.

Die geniale Intuition Jacob Grimms hat auch für diese Neuzeit der Sprache, die ihre althochdeutsche Vergangenheit ablöste, eine treffende Bezeichnung „Mittelhochdeutsch" gefunden, woran die Wissenschaft für immer ebenso fest wie an jener andern halten wird. Denn aufs glücklichste ist darin ebenso die ethnographisch-geschichtliche Grundlage, worauf diese neue Phase ruht, wie das Neue, was sie für sich enthält, angedeutet. An Leib und Seele eine Fortsetzung oder Folge, eine Tochter, wenn man es recht verstehen will, des Althochdeutschen, verdankt sie ihre persönliche Eigenart, ihre individuelle Physiognomie ihrer Stellung zu der Zeit, zu dem Hoch-Mittelalter in der vollsten Bedeutung dieses Begriffes.

Es sei hier nur kurz an die eigenthümlichen Evolutionen erinnert, unter denen der Geist dieses Hochmittelalters in Deutschland seinen Einzug hielt und hier seine im Wesen, d. h.

wenn man sie bis zu ihrem abstracten Gedankeninhalt destillirt, so universalistisch aussehenden, in Wirklichkeit, in ihrem lebendigen Dasein so eigenartigen Schöpfungen erzeugte.

Mit dem Tode Heinrichs III. 1056 war der theokratisch-autokratische Einheitsstaat zusammengestürzt, den Karl der Große begründet, die großen sächsischen und salischen Kaiser durch die Uebermacht ihrer Persönlichkeit mühselig aufrecht erhalten hatten.

Die Revolution, die seinen Sturz herbeiführte, kündigte sich ebenso sehr an durch das nicht mehr zurückzudrängende Aufflackern des ganzen Zündstoffes particularistischer Elemente, die in allen Schichten und Ständen und in allen Theilen und Landschaften sich je länger je mehr massenhaft angehäuft hatten, wie durch den unheilbaren Riß in den herkömmlichen Bund zwischen dem monarchischen Absolutismus und der Hierarchie. Die aufständischen Sachsen, die im Namen ihrer Volksfreiheit gegen den fränkischen Tyrannen sich erhoben, Hildebrand, der im Namen der Freiheit der Kirche den Sohn des Kaisers, der 20 Jahre vorher 3 Päpste Kraft seines göttlichen Rechtes als Feinde der Gottesordnung in Kirche und Staat abgesetzt hatte, bannte und absetzte — damit war die alte Ordnung Karls des Großen, des Besiegers und Bekehrers der Sachsen, des Beschützers des apostolischen Stuhles in allen Dingen, des von Gott gekrönten Augustus, zu Grabe getragen.

Zunächst ward dem Kaiserthum durch den verbündeten Ansturm solcher Feinde, von denen einer fast schon zu stark gewesen wäre, der Boden unter den Füßen entzogen. Aber auch die Kirche und ihre Angehörigen, nach menschlichem Ermessen zuletzt trotz aller Wechselfälle siegreich in dem großen Kampfe, wurden, ohne zu wissen wie es geschah, aus ihrer bisherigen zwar stark angefeindeten, niemals aber ernstlich gefährdeten

Suprematie im Leben des deutschen Volks gedrängt. Ja, was die römische Kirche und hier wieder ihre monarchische Spitze gewann, so viel und noch mehr ging der deutschen Kirche und hier nicht bloß ihrer Aristokratie verloren.

Der große Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, die Ansprüche auf volle Legitimität, die jede gegen die andere erhob, schüttelten alle einzelnen Menschen der Zeit, auch wenn sie noch so wenig zu denken geneigt oder gewohnt waren, doch aus ihrer bloß passiven Hingabe an die einmal bestehende Ordnung auf. Jeder mußte hüben oder drüben Partei nehmen. Ob er es aus Gewissensdrang oder aus klar gewordener Ueberzeugung that, aus dumpfem Instinct, oder aus den zufälligsten kleinlichsten, oft auch im bürgerlich moralischen Sinne nichtswürdigsten Beweggründen ist gleichgültig: das, worauf es ankommt, ist, daß keiner neutral bleiben konnte und dazu gehörte, daß jeder wenigstens für sein eignes Bewußtsein die Gründe für oder gegen fand, abwog und unter ihrem Drucke handelte. So war das deutsche Volk, ohne es zu wissen, von der Allmacht der kirchlichen Autorität in dem Augenblicke emancipirt, wo es zum großen Theile für eben diese Kirche gegen seinen angestammten Kaiser die Waffen ergriff.

Die äußere Entscheidung ruhte jetzt in den Händen derer, die das Schwert führen konnten. Auch als sie es wieder in die Scheide steckten, als wieder relativ — nach mittelalterlichem Begriffe — ruhigere und geordnetere Zustände die 70 Jahre Krieg und Revolution unter den beiden letzten Saliern ablösten, war es nicht die Zerstörung der meisten Gotteshäuser, die Plünderung der in den sichern Zeiten vorher gesammelten Besitzthümer der Kirche, die Verfolgung und Beschädigung an Leib und Leben, die so viele Angehörige der Kirche abwechselnd von hüben oder drüben her getroffen hatte, was ihnen oder ihr,

der deutschen Kirche, den Weg zur Wiedererlangung der alten geistigen, politischen und materiellen Suprematie in der deutschen Nation verlegte. Sie konnten nicht wieder die Führer der Nation werden. Nur insoweit sie sich den Tendenzen der neuen Mächte anzubequemen oder unterzuordnen verstanden, bedeuteten sie fortan etwas und nur so mochte ihnen der Standesnimbus, der im Glauben der Zeit noch immer nicht von ihnen gewichen, förderlich sein, für sich allein reichte er gegen die so ganz nach anderer Richtung strebende Wirklichkeit nicht aus.

Zwischen dem Getöse des politischen, socialen und religiösen Bürgerkrieges vollzog sich geräuschlos, wie in allen ähnlichen Fällen, aber um so tiefer dringend eine Umwandlung der Seelenstimmung in der ganzen Nation, zu welcher jenes Aufsichgestelltsein des einzelnen Menschen den Rahmen geschaffen, große Eindrücke der gesammten weltgeschichtlichen Bewegung die Füllung gegeben hatten. Die Kreuzzüge sind nicht die Ursache, sondern die Folge des gründlichen Aufwühlens der religiösen Substanz, und zugleich der draſtischste Zug in der damaligen Signatur. Auch in Deutschland rankte sich an ihnen Gefühl und Phantasie des ganzen Volkes zwar langsamer, wie bei uns alle geschichtlichen Processe langsamer gehen, aber mit zäherer Gläubigkeit als anderwärts in Regionen empor, die dem Volksgeiste bis dahin kaum ahnungsweise zugänglich gewesen waren. Das ganze äußere Gepräge, Costüme und Colorit dafür stand schon fest, es ward von dem so viel formengewandteren romanischen Volksgeiste fertig dem schwerfälligen Nachbarn im Osten überliefert und dieser nahm es so wie er es erhalten, theils aus Bequemlichkeit, theils aus vertrauensvoller Hingabe an die imposante Erscheinung aus der Fremde. Vorbereitet dafür wie für jede idealistische Erhebung war die

deutſche Volksſeele genugſam, das hatte die Gährung der Gemüther, die endlich in der großen Revolution ſeit der Mitte des Jahrhunderts explodirte, hinlänglich dargethan. Denn nur aus der tiefſten Erregung der Leidenſchaften, aus der Aufrüttelung der eigentlich elementaren Mächte des Gefühls und Gemüthslebens hatte ſie ihre Gluth und ſich ſo lange nähren können, ohne ſie hätte ſie bald verlodern müſſen.

Daß eine ſolche innere Umwälzung des Empfindens, Vorſtellens und Wollens nicht überall in gleicher Stärke ſich wahrnehmbar machte, bedarf keiner Bemerkung. Aber etwas davon iſt doch überall in allen Theilen Deutſchlands, in allen Schichten des deutſchen Volkes vorhanden und inſofern kam in die Geſammthaltung der Nation jetzt mehr als bisher irgend einmal etwas Zuſammenſtrebendes, Vereinigendes, Ausgleichendes, nicht durch das Herrſcherwort eines Einzelnen, das gegen den Strom der Zeit ohnmächtig iſt, komme es auch aus dem Munde eines Karl des Großen, ſondern durch den Strom der Zeit ſelbſt. —

Der ganze Inhalt dieſer Bewegung der Geiſter kann im eigentlichſten Sinne poetiſch genannt werden. Die vergangenen Jahrhunderte mochten die Poeſie in der altherkömmlichen Weiſe als epiſche Volksdichtung, ſagenhaften oder geſchichtlichen, jedenfalls wirklichen Inhalts, wohl auch als geiſtlichen Volksgeſang in der Art, wie vielleicht ſchon vor Otfrid Anſätze dazu gemacht ſind, immerhin gepflegt haben, aber ihr ganzer Character iſt dennoch ein unpoetiſcher. Die veränderte Seelenſtimmung verlangte auch eine ihr genügende Darſtellung im Worte, das Neue brauchte nicht gerade das Alte zu verdrängen, aber das Alte wurde, ſoweit es ſich nicht von ſelbſt umbildete und in das Neue hineinwuchs, in den Winkel der bloßen gewohnheitsmäßigen Tradition geſchoben, und ſo war dem

Neuen ein weiter Spielraum eröffnet, auf dem es sich mit voller Energie entfalten konnte.

Bisher hatte das Volk selbst seine überlieferte poetische Kunst geübt und sie war deshalb außer allem organischen Zusammenhang mit der gleichzeitigen deutschen, mit der althochdeutschen Literatur, wenn auch vielleicht einmal ein Mann geistlichen Standes, also ein solcher der berufsmäßig in der literarischen Sphäre stand, als Volksdichter aufgetreten sein mochte. Denn solche geistliche Dichter muß man doch immer wenigstens da voraussetzen, wo die Erzeugnisse des geistlichen Volksgesangs schriftlich aufgezeichnet wurden. Weniges davon hat sich erhalten, aber sicher gab es doch einen ziemlich reichen Vorrath solcher Producte, nur daß von ihnen aus weder der gelehrte oder systematische Betrieb der literarischen Darstellung in deutscher Sprache beeinflußt wurde, noch von diesem aus eine allgemein zugängliche Brücke zu jener hinüberführte.

Jetzt aber wurde es anders. Das neue Leben erfaßte auch die deutsche Geistlichkeit so stark wie das ganze Volk. Stand doch sein innerster Kern, die Erweckung der religiös gestimmten Phantasie und die Erwärmung des Gefühls gleichsam in Mitten ihres eigensten Berufes und Interesses. Mochte die Hierarchie ihre Führerstellung im Reiche, der Clerus seine ausschließliche geistige Suprematie verloren haben, der einzelne Geistliche, wenn er sich dem Zuge der Zeit hingab, war jetzt wenigstens der geborene Volksdichter. Weil er aber in den Traditionen seines Standes und seiner Bildung beschlossen war, konnte er nicht, wie das eigentliche Volk, dem verhallenden Wort das Erzeugniß seines Geistes anvertrauen. Er schrieb es oder ließ es schreiben, wie es Otfrid einst auch gethan, aber nach ihm so wenige seiner Standesgenossen.

Erwägt man diese Zeitbedingungen, so wird es weder ein

Zufall noch ein Wunder ſcheinen, wenn noch vor dem Schluſſe des 11. Jahrh. die ſchweigende Oede auf dem Felde der deutſchen Dichtung, d. h. der Dichtung, die durch literariſche Fixirung ſich der Nachwelt urkundlich erhalten hat, durch eine laute Fülle großangelegter, vom friſcheſten Hauche unmittelbarſten Zuſammenhangs mit dem Leben der Zeit geſchwellter Erzeugniſſe abgelöſt wird. Es iſt als ob jetzt die Saat auf einmal aufginge, die Otfrid ausgeſtreut hatte, und doch liegen zweihundert Jahre dazwiſchen, in welchen das Auge kaum irgendwo eine Keimſpitze aus der Erde hervordringen ſieht. Auch läßt ſich ein directer körperlicher Zuſammenhang zwiſchen jener Vergangenheit und dieſer Gegenwart weder nachweiſen, noch als möglich denken. Soviel man ſieht iſt Otfrid für die geiſtliche Dichtung des 11. Jahrh. ganz verſchollen, obgleich ſie im Geiſte nichts Anderes als ſeine Wiedergeburt oder die zeitgemäße Erfüllung ſeines Strebens iſt, gerade ſo wie die eigentliche Tiefe des Idealismus eines Karls d. Großen erſt jetzt den Menſchen aufging und nicht mehr bloß der Scheinbeſitz einiger auserwählter Geiſter blieb.

Dieſer neue Ton des chriſtlich-kirchlich-volksthümlichen Geſanges in der Art Otfrids, nur nicht mehr in ſeiner Sprache, entäußerte ſich, eben weil er ſo ganz volksthümlich war, der Verſchnörkelungen theologiſcher oder mönchiſcher Dialektik, die jenem ſo natürlich, den Leſern und Hörern aber, wenn ſie nicht derſelben Sphäre angehörten, ſo fremdartig erſchienen. Nur Weniges davon verräth auch jetzt noch, daß es nicht die naturaliſtiſche Stimme des frommen Herzens, ſondern die bewußte That eines auf der Höhe der gelehrten Bildung ſtehenden Künſtlers iſt, die man vor ſich hat, und inſofern iſt die Bezeichnung Volkspoeſie doch in ganz anderem Sinne dafür zu brauchen, wie etwa für das deutſche Volkslied der ſpäteren

Jahrhunderte oder für einen großen Theil der späteren Heldendichtung auf deutscher Basis.

Aber dieser eine Ton erschöpfte doch nicht das ganze poetische Bedürfniß der Zeit. Sie war nicht bloß fromm, sie war auch thatenlustig und sie verlangte dafür ein entsprechendes Spiegelbild in der Kunst. Der Geist und die concrete Gestaltung eines in christlicher Glaubenshingabe wurzelnden, daneben aber auch in voller Selbstwüchsigkeit sich darstellenden Kriegerthums, der auf romanischem Boden schon länger in der Poesie sein zureichendes Idealbild geschaffen hatte, drängte auch in Deutschland über die für ihn viel zu engen Schranken der geistlich-volksthümlichen Epik. Das Ritterthum, als es im Laufe des 12. Jahrh. auch in Deutschland seine zuerst so nebelhaften Umrisse als besonderer Stand zu verdichten begann, mußte sich zunächst, wenn es eine seinem Ideal noch näher stehende Kunst haben wollte, an die Leute hatten, welche darin die traditionelle Uebung besaßen. Ritterliche Dichter, Dichter aus der Mitte des Standes selbst, konnte Deutschland erst dann hervorbringen, als die deutsche Ritterschaft selbst ihre romanischen Vorbilder erreicht hatte und dies geschah nicht eher als bis die großen Familienkämpfe zwischen den Staufern und den Welfen wenigstens vorläufig ausgetragen waren, nach der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Die Tradition des Mittelalters knüpft die entscheidende That der Schöpfung einer ritterlichen Dichtung in deutscher Sprache an den Namen des Heinrich von Veldeke, und mit Recht, wenn er auch der Zeit nach nicht der Erste gewesen ist, der die Bahn betreten hat, auf welcher nicht bloß dies eine Ziel, sondern auch das andere, die Schöpfung einer von dem unmittelbarsten Geiste der Zeit erfüllten, gebildeten und, was jetzt damit zusammenfiel, zum literarischen Gebrauch geformten

Sprache erreicht werden ſollte. Betrachtet man die geiſtlichen Literaturerzeugniſſe des 11. und des 12. Jahrh. von der ſprachlichen Seite, ſo wird man ihnen ihre Zubehörigkeit zu der neuen Zeit ſofort anſehen. Sie ſind auch als ſprachgeſchichtliche Denkmäler nicht mehr althochdeutſch, ſo wenig wie durch ihre Seele und Compoſition. Manche von ihnen mögen nur durch wenige Decennien von einem Williram, ſelbſt von einem Notker getrennt, ja einige vielleicht älter als das hohe Lied des erſteren ſein, aber ſie ſind deswegen doch auch in der Sprache nicht mehr neben dieſe zu ſtellen. Es begreift ſich auch leicht, wie die Iſolirung der althochdeutſchen Literatur und die damit verbundene Iſolirung ihrer Sprache in einzelnen Fällen noch in eine Periode hineinragen oder vegetiren konnte, die in der Hauptſache ſchon in einer ganz veränderten Atmoſphäre lebte. Solchen Archaismen begegnet man überall in der Entwickelungsgeſchichte der materiellen und ideellen Beſtrebungen der Menſchen.

Dieſe Sprache hing mit dem Leben ſo viel enger zuſammen, wie der Geiſt und die Tendenz ihrer literariſchen Erzeugniſſe ſo viel mehr aus der unmittelbaren Wirklichkeit der nationalen Seelenſtimmung entſprungen waren als dort. Ein Williram konnte nur in einem ganz excluſiven Kreiſe geleſen und gewürdigt werden: das große volksthümliche Epos von den Wunderthaten Chriſti auf ſeiner irdiſchen Wallfahrt, dem man den wenig paſſenden Namen Friedberger Chriſt und Antichriſt in Ermangelung eines urkundlich überlieferten gegeben hat, mindeſtens nicht jünger als Williram, war für alle frommen und poetiſch geweckten Gemüther, alſo für das ganze deutſche Volk und mußte deshalb, und zwar ohne daß dazu ein reflectirter Entſchluß ſeines Dichters nöthig war, in der Sprache des Volkes erzählen.

Dennoch konnte auch dieſe Sprache den immer raſcheren Schwingungen der Zeit nicht folgen. Sehr bald zeigte auch ſie nicht etwas Erſtarrtes und Verknöchertes, wie es einer Schulſprache zu geſchehen pflegt, weil ſie dazu nicht werden konnte, aber doch etwas Befangenes, Ungelöſtes in ihren Zügen, das den Einen wie unverſtändlich, den Andern wie roh erſchien. Denn die im Weſen dieſer geiſtlichen Poeſie ſelbſt begründete Begrenzung auf eine gewiſſe Gattung von Stoffen oder, als man darüber hinausging, wenigſtens auf die Grundſtimmung, von der ſie anfänglich getragen war, und in Folge davon auch auf die Stiliſirung, die ſie einmal gewonnen hatte, ließ für das unmittelbare Gefühl der jetzt ſo raſch ſich wandelnden oder fortſchreitenden Nation auch die Sprache veralten, die ſelbſtverſtändlich von der Grundſtimmung und der Stiliſirung nicht geknechtet, aber doch in beſtimmter Abhängigkeit gehalten wurde. Daher denn auch die bekannte literargeſchichtliche Thatſache, daß fortwährend neue Verſuche gemacht wurden, dieſen poetiſchen Gebilden durch Umarbeitungen nach dem veränderten Geſchmacke der Zeit eine verlängerte Lebensdauer zu verleihen. Solche Umarbeitungen trafen aber nur das Aeußerlichſte in der Sprach- und Versform, worauf ſie ſich doch zumeiſt beſchränkten, die Lautgeſtalt des Wortes, allenfalls die härteſten Archaismen im Gebrauche einzelner unverſtändlich gewordener Ausdrücke. Begreiflich konnte auf ſolche Art, die ja ganz dem Zufall und der Subjectivität des Einzelnen anheimfiel, das doch nicht, nicht einmal annähernd erreicht werden, was man erſtrebte. Wie der excluſiv geiſtlich-kirchliche Inhalt des Stoffes, oder wenn darin, wie im Rolandslied, der Kaiſerchronik, dem Alexanderlied dem nach weltlichen Stoffen lechzenden Zeitgeiſt Conceſſionen gemacht waren, die ſtrenge Beſchloſſenheit der ſpecifiſch-kirchlichen Stimmung dem größeren

Theile der Nation, insbesondere aber dem, welcher an der Spitze der lebendigen Bewegung der Zeit stand, dem Ritterthum, den Eindruck einer immer unverständlicheren und ungenießbareren Herbe und Einseitigkeit machte, so auch die Sprache, in der es geschah. Auch sie war nicht das lebendige Organ des Geistes, sie war ähnlich wie es dem Althochdeutschen in seiner literarischen Verwerthung zuletzt gegangen, wieder durch eine tiefe Kluft von der wirklichen Sprache der Nation geschieden, aus deren Boden sie doch ganz wie das Althochdeutsche herausgewachsen ist. Die Kluft ist eine andere, aber ebenso breit, welche die Verskunst dieser geistlichen Dichter von der Höhe zeitgenössischer Leistungsfähigkeit trennte, die nach der dankbaren Annahme seiner Nachfolger zuerst Heinrich von Veldeke erreicht haben sollte. Da seine poetische That auch darin entscheidend war, so wird ihr Werth dadurch nicht geschmälert, daß in dem Vorrath der älteren, vor ihm schon vorhandenen Erzeugnisse der deutschen Verskunst sich mindestens eines findet, welches dieselbe, ja vielleicht noch eine geistvollere Ausbildung der Verstechnik zeigt, das Fragment der poetischen Bearbeitung der Pilatus-Legende. Ebensowenig wird ja auch sein Verdienst als Bahnbrecher des neuen Geistes und des neuen Inhalts der Dichtung, als Vater der deutschen ritterlichen Poesie irgend dadurch geschmälert, daß in den „Graf Rudolf" benannten Fragmenten eines ritterlichen Epos schon um ein oder zwei Decennien früher dieselbe Bahn im Stil und in der Verstechnik betreten war. Es zeigt sich darin nur, wie die ganze Atmosphäre der Zeit von dem neuen Kunstideale erfüllt war. Nicht der einzelne Dichter hat es geschaffen oder in einem fremden Muster entdeckt, er faßt nur, was alle wollen, zuerst mit sicherem Griffe und der Zufall entscheidet darüber, ob gerade er oder irgend ein anderer Mitstrebender

und Gleichbegabter an die begünstigte Stelle zu stehen kommt, von wo aus die nachhaltigste und vielseitigste Einwirkung auf die Nation möglich ist. In diesem Sinne entschied es auch der Zufall, daß die neue Epoche der ritterlichen Dichtung mit Veldeke und keinem Andern begann.

Zweites Capitel.

Die Entstehung der mittelhochdeutschen Literatursprache.

Von der eigentlich sprachlichen Seite her wird man Veldeke nur bedingt eine solche epochemachende Bedeutung zuerkennen. Zwar alles was in das innere Gebiet der Sprache gehört, was den Inhalt und die Verwendung des Wortvorraths, seine Zusammenfügung im Satze und den Stil der Rede angeht, ist bei ihm neu im Vergleich mit der Sprache jener geistlichen Volksdichtung. Es ist eben der zutreffende Ausdruck der Bildung, des Empfindens und Denkens seines eigentlichen Leserkreises, der ritterlichen Welt, der er selbst angehörte und in deren glänzendsten Mittelpunkten an den Höfen von Cleve, von Thüringen, an dem kaiserlichen Hofe Friedrichs I., er seine und seiner Kunst wahre Heimath sah. Aber Veldeke hat auch für seine Dichtung die Sprachformen seiner Geburtslandschaft gebraucht, weil er in ihnen zu sprechen gewohnt war. Als Limburger fällt er sogar außer den Bereich des Hochdeutschen. Laute und Formen seiner Wörter und die darauf gebauten Reime sind nicht hochdeutsch, geschweige denn mittelhochdeutsch in jenem specifischen Sinne, in welchem es uns bald begegnen wird.

Seine dankbaren Geistessöhne haben an dem ihnen doch meist frembartigen Sprachgewande des Altmeisters keinen An-

ſtoß genommen und auch wir dürfen nicht vergeſſen, daß durch die Feſtſetzung der inneren Sprachform der wichtigſte Schritt geſchehen war. Das Andere, die Durchführung einer vollkommen zuſagenden äußern Gewandung, mußte ſich verhältnißmäßig leicht daran reihen.

Der nächſte Großmeiſter der deutſchen Poeſie dieſer Zeit, Hartmann von Aue, hat dieſen Schritt ſchon gethan. Welcher Landsmannſchaft Veldeke angehört habe, würde einem gründlichen Kenner der deutſchen Sprachgeſchichte nicht ſchwer zu beſtimmen ſein, auch wenn die ohnehin nur dürftigen und unſichern urkundlichen Notizen über ſeine Herkunft ganz fehlten. Und doch hat Veldeke verhältnißmäßig nicht viel geſchrieben außer ſeiner epochemachenden Aeneide, eine gereimte Legende vom heiligen Servatius und einige wenige lyriſche Kleinigkeiten und alles iſt, bis auf den Servatius, in einer durch ſyſtematiſche und zufällige Umgeſtaltung ſehr verdunkelten Form überliefert. Woher aber der ſo viel größere und ganz gewiß ſo viel fruchtbarere Hartmann ſtammt, er, der ſo recht eigentlich auf den Schultern Veldeke's ſteht und ſein Werk mit unendlich feinerem Verſtändniß und reicherem Kunſtgefühl fortſetzt und vollendet — darüber wird bis heute noch geſtritten. Der Streit ſelbſt kümmert uns hier nicht, inſofern ein beſtimmtes Ergebniß dabei herauskommen ſoll. Wir laſſen einſtweilen das Gewicht der Gründe, mit denen man des Meiſters ſchwäbiſche Abkunft darthun will, auf ſich beruhen. Aber daß darüber nicht aus bloßer Rechthaberei, ſondern mit ehrlicher Ueberzeugung geſtritten werden kann und immer von neuem geſtritten werden wird, iſt was wir für unſern Zweck gebrauchen.

Faſt alle Denkmäler der deutſchen Literatur bis zu Hartmann, wenn ſie nur einigermaßen durch Umfang und leidlich ſorgſame Ueberlieferung eine ſolide Baſis der Forſchung ge-

währen und ſich ein leidlich vollſtändiger Ueberblick ihrer Sprachformen gewinnen läßt, tragen das Merkzeichen ihrer Ortsangehörigkeit an der Stirne und wir bedürfen meiſt gar nicht anderer, ohnehin meiſt unſicherer Notizen über die Herkunft und die mundartliche Stellung ihrer Verfaſſer oder Schreiber. Auch wenn man Hartmanns Schwabenthum beweiſen will, an das man augenblicklich mit Vorliebe glaubt, beruft man ſich auf ſeine Sprache, weil andere urkundliche Anhaltspunkte bis jetzt fehlen oder nur eine ſehr ſchwache Stütze gewähren. Aber wie geringfügig, zweifelhaft, bedenklich, je mehr man es nicht bloß von einer Seite her beleuchtet, iſt das, was ſeine Sprache über ihn ausſagen ſoll. Nicht mehr, als daß die Möglichkeit, er ſei eine Schwabe, nicht ausgeſchloſſen iſt.

Oder wenn Hartmann allein nicht genügt, obwohl er es in jeder Art könnte, um darzuthun, daß jetzt in der eigentlich tonangebenden, die Höhen des geiſtigen Lebens beherrſchenden Literatur eine Sprache geſprochen wurde, für die es keine Heimath giebt, die, weil ſie nirgends heimathberechtigt iſt, auch überall es geweſen ſein wird, — ſo möge ein anderer Kunſt- und Zeitgenoſſe genannt werden, Walther von der Vogelweide. Bei ihm wiederholt ſich dieſelbe vergebliche Jagd auf die Heimath- und Geburtsſtätte bis heute nur noch mit heftigerem und leidenſchaftlicherem Gebahren der gelehrten Waidmänner. War er ein Oeſterreicher, ein Franke, ein Tiroler, ein Thurgauer, oder wer weiß was ſonſt? Wie Homer hat auch er mindeſtens ſieben Geburtsſtädte oder Stätten, eine mit genau ebenſo berechtigten Anſprüchen wie die andere. Und doch müßte es ſich bei ihm, wenn andere Urkunden fehlen, aus der Sprache leicht erkennen laſſen, wenn man überhaupt aus der Sprache, die die deutſche Dichtung in ihm und ſchon in Hartmann zu

ſprechen gelernt hatte, ſo etwas erkennen könnte. Denn die zwei oder drei armſeligen Reime, die man als Beweiſe für Walthers Oeſterreicherthum immer wieder vorführt, weil man durchaus nichts Anderes und kräftiger Beweiſendes zu ſchaffen vermag, würde man doch bei ruhigem Blut einfach eine Lächerlichkeit, aber nicht einen ſprachgeſchichtlichen Beweis nennen.

Drittes Capitel.

Die Stellung der höfiſchen Kunſtſprache in der deutſchen Sprachgeſchichte.

Daß ſich innerhalb eines oder zweier Decennien, denn nur ſo viel liegt im äußerſten Fall zwiſchen der Aeneide Veldeke's und dem Erek, dem älteſten uns erhaltenen Produkte Hartmanns, die Sprache des ritterlichen Bildungskreiſes in Deutſchland nicht ſo gründlich umwandeln, alle mundartlichen Beſonderheiten abſtreifen, gleichſam zu einem immer in der Luft ſchwebenden Paradiesvogel umgeſtalten konnte, verſteht ſich von ſelbſt, ebenſo, daß die Umwandlung nicht auf die ſubjective That eines Einzelnen, ſei es Hartmanns oder irgend eines Andern zurückgeführt werden kann. Selbſt ein Dante hat doch nur in ſehr beſchränkter Grenze etwas Derartiges in ſeiner Sprache vermocht, aber unter ganz anderen Verhältniſſen und in ganz anderer Zeit, worin der freien Kraft des individuellen Genius ein Wirkungskreis geöffnet war, der anderthalb Jahrhunderte früher, auf deutſchem Sprachboden in Mitten einer durch und durch gleichförmig conſtruirten, man könnte ſagen demokratiſch nivellirten Geſellſchaftsſphäre wie die der ritterlichen Welt undenkbar iſt.

Wo aber sind die Wurzeln und die Triebkräfte dieses Phänomens? Wenn eben bemerkt wurde, daß sich in der unendlichen Mehrzahl aller literarischen Denkmäler bis zu Hartmann, in den einzigen uns zu Gebote stehenden Quellen der Sprachgeschichte überall der Bodengeschmack, die heimathliche Abstammung wenigstens mit annähernder Sicherheit heraus erkennen lasse, so ist dabei zugleich zugegeben, daß es vereinzelte derartige Zeugnisse giebt, denen dies Kennzeichen beinahe fehlt, die wie Hartmanns und Walthers Sprache ebenso da oder dort in Deutschland heimathberechtigt sein können, oder es in gewisser Weise überall sind. Daß sie nicht zahlreicher auftreten, beweist nichts für die weitgehende Bedeutung, die ihnen zukommt. Es zeigt nur, daß die überwiegende Mehrzahl aller derjenigen, die literarische Leistungen in deutscher Sprache hervorbrachten oder niederschrieben, nach anderen Grundsätzen in ihrer sprachlichen Formgebung verfuhren, oder wenn es nicht Grundsätze waren, nach anderen Gewohnheiten und Traditionen.

Eines der charakteristischsten Zeugnisse dieser „Gemeinsprache", wie wir sie einstweilen bezeichnen wollen, ist schon in anderm Zusammenhange uns begegnet: im Pilatus eines unbekannten, wahrscheinlich aber dem geistlichen Stande angehörigen Dichters, wohl nicht später als in den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts entstanden. Ein anderes, nur sprachgeschichtlich merkwürdiges, sonst in keiner Art mit jenem vergleichbares sind die umfangreichen Bruchstücke einer deutschen Uebersetzung eines ascetischen Tractats des heiligen Norbert, jedenfalls nicht vor 1130 anzusetzen, außerdem einige wenige Reste geringeren Umfangs, die nur in der Anlehnung an diese größeren und daher durchsichtigeren Documente werthvoll sind. Will man den Kern der sprachlichen Eigenthümlichkeiten beider

Hauptzeugniſſe bezeichnen, ſo wird man beide hochdeutſch in der früher ſchon gegebenen Begriffsbeſtimmung nennen. Nur auf dem Gebiete, das ſich ſeit Karl dem Großen in einer durch die Natur und die Geſchichte ſelbſt feſt begründeten inneren Conformität des Sprachgeiſtes, wenn auch in äußerlich bunteſtem Farbenſpiel der Sprachform, als eine organiſche Einheit geſtaltete, ſind beide und was ihnen gleicht möglich. Aber dies Gebiet erſtreckt ſich, wie wir ſahen, ſehr weit. Es umfaßt ganz Oberdeutſchland und den größten Theil von Mitteldeutſchland. Hier nun eine noch engere Begrenzung zu ziehen, die aber auch dann noch keine eigentlich mundartliche, oder landsmannſchaftliche wäre, iſt ſchwer und nur mit großem Vorbehalt zu wagen. So ſcheint es, als wenn das ältere der beiden Denkmäler eine mehr oberdeutſch-fränkiſche, etwa eine oſtfränkiſche Herkunft, das jüngere vielleicht mit noch etwas deutlicheren Zügen eine mittelrheiniſch-fränkiſche durch die allgemein gültigen hochdeutſchen oder ſpecieller oberdeutſchen Typen durchſchimmern ließe. Daß beide in ihren Sprachformen trotz der beherrſchenden Einheit ihres Gepräges von einander merklich abſtehen, findet ſeine natürliche Erklärung einmal in dem geringen, aber doch nicht ganz fehlenden örtlichen oder mundartlichen Zuſatz, der hier ein anderer als dort iſt, noch mehr aber in der Zeit, die zwiſchen beiden liegt. Sie hat die Sprache unterdeſſen ſo viel weiter gefördert und vieles, was 1130 noch an ihr lebendige Form, iſt 1160 ſchon durch eine neue, wenn auch verwandte Hülle erſetzt.

Daß dreißig Jahre kräftigſter Regung des geſammten nationalen Lebens, der tiefgreifendſten und vielſeitigſten Wandlungen in Sitten, Denkweiſe und Anſchauungen auch die Sprache zu beſchleunigtem Schritte getrieben haben werden, verſteht ſich von ſelbſt. Aber an der Mehrzahl aller ihre ſchriftlichen Zeug-

nisse ließ er sich doch nur sehr unvollkommen wahrnehmen, wie es die andern gleichzeitigen Werke des geistlich volksthümlichen Stils so deutlich bezeugen. Nur diese beiden halten Schritt mit dem Leben der Zeit und der lebendigen Sprache der Zeit.

Dann aber sollte man denken, hätten sie erst recht die Eigenart des Ortes, die Localfarbe herauskehren müssen. Ist diese ja doch, wie wir sahen, selbst in allen jenen Produkten der geistlich volksthümlichen Literatur trotz ihrer archaistischen Stilisirung stark genug aufgetragen. Warum nur hier das Gegentheil davon?

Erinnern wir uns, schon in karolingischer Zeit mußte sich ein gewisser äußerer oder leiblicher Zusammenschluß der lebenden Sprache ganz von selbst als nothwendiges Ergebniß der großen geschichtlichen Mächte der Zeit bilden. Unsere Schriftdenkmäler gewährten wenigstens einige urkundliche Bestätigung für diese Thatsache, die auch ohne sie als eine naturnothwendige feststünde. Es ist unmöglich den innern und äußern Phasen dieser Gemeinsprache genauer nachzugehen, nur daß sie, einmal geschaffen, nicht wieder verschwinden konnte, läßt sich in der Zwischenzeit, von der Mitte des 9. Jahrhunderts an, bis zu diesem ihrem literarischen Niederschlag im 12. Jahrhundert, nicht bloß wieder durch innere Begründung, sondern durch freilich sehr dürftige äußere Zeugnisse beweisen. —

Diese Gemeinsprache wohnte in den Höhen der Gesellschaft. Eine karolingische Hof- und Reichssprache und, dem entsprechend, eine sächsisch-fränkische, ist eine an sich bedenkliche, jedenfalls äußerst schwerfällige Benennung, die man deshalb besser vermeidet. Aber Reich und Hof d. h. die im Staat und in der Gesellschaft tonangebenden Kreise sind ihre Pfleger, Reich und Hof, oder Höfe sind ihre rechten Heimathsstätten. Diese Ge-

meinſprache der höheren Geſellſchaft iſt von der einen Seite geſehen auf ſich geſtellt und abgerückt von der conventionellen oder traditionellen Sprache der geiſtlichen Literatoren ihrer Zeit, wie von der unverhüllten, unabgeſchliffenen, elementaren Mundart des Volkes und Ortes, doch ebenſo gewiß durch uns unſichtbare, aber nichts deſto weniger vorhandene Fäden des leiblichen und geiſtigen Contactes mit der einen wie mit der andern in beſtändiger Wechſelwirkung des Nehmens und Gebens.

Die Culturgeſchichte Deutſchlands hat nachgewieſen wie im Laufe des 12. Jahrhunderts die Begriffe höhere Geſellſchaft und Ritterthum oder Ritterſtand ſo ineinander wuchſen, daß ſie ſich beinahe deckten; demgemäß kann man die lebendige Gemeinſprache der höheren Geſellſchaft, weil ſie jetzt von ſelbſt eine gewiſſe Begrenzung innerhalb eines immer ſich feſter abſchließenden Standes fand, auch die Sprache der ritterlichen Welt, des Ritterthums nennen.

Aber wenn man ſie ohne weiteres als die Umgangsſprache der ganzen deutſchen gebildeten Welt — Welt im ſtrict mittelalterlichen Sinne im Gegenſatz zu der iſolirten Kirche — bezeichnen wollte, ginge man doch viel zu weit. Einmal iſt es immer nur die ſüdliche Hälfte des ganzen damals deutſch ſprechenden Landes, wo dieſe Gemeinſprache ihren gleichartigen Typus auch in dem Aeußerlichen der Laut- und Formengebung durchſetzte, was doch für das Ohr bei jedem ſprachlichen Vorgang das nächſt Entſcheidende iſt. Auf hochdeutſcher Baſis erwachſen, erlangte ſie auch nur innerhalb dieſer natürlichen, durch die Geſchichte ſo ſehr befeſtigten Grenzen jenen Stempel der Einheit, der ſie als eine Gemeinſprache bezeichnen läßt. Die höhere Geſellſchaft jenſeits der Grenzen der hochdeutſchen Mundarten oder des geſammten hochdeutſchen Sprachgebiets mag vielleicht hie und da durch irgend welche Zufälligkeiten

auch davon berührt worden sein, es mag z. B. einst an dem Hofe der sächsischen, eigentlich nicht einmal reinsächsischen, sondern halbthüringischen Ottonen etwas dem Aehnliches gegolten haben, wie schon früher angedeutet worden ist, aber im Großen und Ganzen war auch ihre Umgangssprache ganz sicher von dem Typus ihres sprachlichen Heimathbodens bestimmt. Auch hier mußte sich naturnothwendig aus den socialen und Bildungsunterschieden und Gegensätzen zwischen den einzelnen Ständen, Berufs- und Bildungskreisen ein Unterschied zwischen einer Sprache des höheren Verkehrs und der eigentlichen Volksmundart herausstellen, ganz so wie auf hochdeutschem Bereiche oder wie innerhalb jedes Sprachbereiches jeder Zeit und jedes Landes, sobald die elementare Einheit des Volksdaseins durch das Eindringen sondernder Cultureinflüsse aufhört. Aber ein äußerer Anschluß an die Gemeinsprache des übrigen Deutschland erfolgte darum doch nicht, weder früher, noch damals, als sie zu einer Sprache der ritterlichen Bildung geworden war. Diese letztere hatte gerade auf niederdeutschem Sprachboden, am Niederrhein und in den westlichen deutschen Landschaften, wo sie sich leiblich mit ihrer romanischen Lehrmeisterin berührte, zuerst in kräftiger Plastik sich entfaltet. Nur dort war ein Heinrich von Veldeke möglich, weil dort die eigentliche Heimath des Ritterthums seiner Zeit lag und es anderwärts erst sich völlig einzuleben begann, was ihm dann freilich rasch genug durch ganz Deutschland gelang. So ist denn auch das Aeußere der Sprache, in der er, der Ahnherr aller ritterlichen Sprachkunst, gesprochen, dem Hochdeutschen fremd, d. h. soweit es ein Aeußeres ist. Daß die innere Sprachform, der Geist und die Seele seiner Sprache völlig dieselben sind, weil sie es sein mußten, wenn der Dichter, dem sie angehörten, dem ganzen deutschen Ritterthum als vollkom-

meiste Erfüllung seines Kunstideals gelten sollte, kommt hier, wo wir die äußere Conformität allein im Auge haben, nicht in Rechnung.

Aus der hochdeutschen Gemeinsprache schöpften die Schriftsteller, die entgegen der Mehrzahl aller derer, welche die deutsche Sprache bisher zu literarischen Zwecken anwendeten, nicht einer Mundart, sondern einer ganzen Zeit und einer ganzen Sprache in der ihr gezogenen geographischen oder ethnographisch-culturgeschichtlichen Grenze gehören, ebenso die unbekannten Verfasser jener obenerwähnten zwei geistlichen Werke, wie der bekannte Hartmann v. d. Aue. Die ersteren nur um dreißig oder fünfzig Jahre älter als der letztere; die einen noch vor dem allgemeinen Durchbruch der ritterlichen Geisteseigenart, wie im Leben so in der Kunst, der andere, nachdem schon Veldeke das Ideal seiner Zeit und seines Standes im Wesentlichen genügend verleiblicht hatte. Und darin liegt die Erklärung, des auf den ersten Blick schon deutlichen Unterschieds oder Fortschritts, den die Sprache, diese hochdeutsche Gemeinsprache, dieses Mittelhochdeutsch im specifischsten Sinne des Wortes von den einen bis zu dem andern gemacht hat. Geist und Seele der Sprache, die Veldeke nicht als Einzelner, sondern als berufener Mund aller seines Gleichen gesprochen, waren unterdeß in die Gesellschaft eingelebt. Als der Pilatus gedichtet wurde, zog wohl schon ein Hauch davon durch die deutschen Lüfte, aber sein Verfasser ist nicht davon angeweht, vielleicht weil er ein Geistlicher, ebenso wahrscheinlich aber auch, weil er anderswo zu Hause war, als an den zu seiner Zeit noch nicht über das ganze deutsche Land hingesäten Heimathsstätten ritterlicher Bildung und ritterlichen Verkehrs.

So ist auch die Sprache Hartmanns, dieses älteste Mittelhochdeutsch, trotzdem daß keine heimathliche Erdscholle an ihren

Füßen oder ihrem Gewande klebt, im Weſen eine durch und durch lebende, nur in anderem Sinne als man die ungebändigte Mundart ſo nennen wird. Sie iſt Eines ſo ſehr, wie das Andere, eine Schriftſprache, eine ſolche, die in dem Detail ihrer äußeren Formengebung ſich von allem Zufälligen und Beſonderen ganz oder beinahe ganz — wenigſtens ſoweit, daß wir es nicht mehr ſehen — zu befreien und mit bewußtem Kunſtgefühl eine ſolche Freiheit anzuſtreben vermag. An ſich freilich folgt dies aus dem bloßen Mechanismus des Schreibens nicht. Er war nunmehr ſo feſt durch die Gewöhnung vieler Jahrhunderte eingebürgert, auch durch die Sitte der romaniſchen Vorbilder aller deutſchen ritterlichen Lebensäußerungen ſicher geſtellt, daß es ſich für die ritterlichen Künſtler und ihr Publicum von ſelbſt verſtand, daß jedes zum Genuß Vieler beſtimmte Spracherzeugniß niedergeſchrieben werden müſſe. Ob dem Gedächtniß überhaupt die Aufgabe zugemuthet werden könne, jene Tauſende und Zehntauſende von Verſen, wie ſie jetzt der Strom der ritterlichen Dichtung aus ſeinen geöffneten Schleußen hervorwälzte, feſt zu halten, kümmert uns hier nicht. Das Schreiben war einmal Sitte oder Mode geworden und inſofern wurde die ganze Sprache dieſer Kunſtſphäre oder dieſer ritterlichen Welt, ſobald ſie ein ſprachliches Kunſtwerk producirte oder aufbewahrte, zur Schriftſprache. Sie bekam durch dieſen von der einen Seite zufälligen Beiſatz ganz von ſelbſt alle die Merkmale und Eigenthümlichkeiten, die jeder Schriftſprache zukommen. Mochte ſie immer fort durch den beſtändigen und ausſchließlichen Verkehr, der den Schriftſteller oder Dichter aus dem ritterlichen Kreiſe mit dem Leben ſeiner Standesgenoſſen verband, in dem vollen Strome der Wirklichkeit ſchwimmen, in etwas, wenn es auch nur etwas weniges war, erhielt ſie doch ſchon durch den Act des Schreibens und alles,

was ſich weiter daran knüpft, eine beſondere, will man es ſchroff benennen, iſolirte Exiſtenzmöglichkeit. So lange Leben und Kunſt harmoniſch demſelben Ziele zuſtrebten, gereichte ihr dies nur zum Vortheil, ſobald aber die Harmonie geſtört wurde, konnte auch ſie, dieſe urſprünglich von dem warmen Athemzuge des Lebens und der Wirklichkeit beſeelte Sprache, auf einen Weg gerathen, wo ſie nicht nur im materiellen, ſondern auch im geiſtigen Sinne ein bloßes Luftgebilde wurde, ohne Wurzel im Boden der Nation und der Zeit. Zunächſt aber drohte ihr dieſe Gefahr noch nicht.

Selbſtverſtändlich wurde nicht an allen deutſchen Höfen und auf allen deutſchen Burgen, in die das ritterliche Leben der Zeit eingezogen war, die Sprache der ritterlichen Bildung aus einem Munde geredet. Hartmanns Mittelhochdeutſch galt allen als die muſtergiltige Höhe des ſprachlichen Ausdrucks, aber das Geſpräch der gebildeten Menſchen bewegte ſich nicht in denſelben Formen und Wendungen, die der Kunſtſtil des Verſes von ſelbſt aus der Sphäre der alltäglichen, wenn auch noch ſo verfeinerten geſellſchaftlichen Converſation rückte. Doch war dies nicht der einzige Unterſchied. Alle dieſe Ritter und ganz gewiß auch alle ritterlichen Dichter als Glieder der ritterlichen Geſellſchaft ſprachen Vocale und Conſonanten etwas anders aus, intonirten die Wörter etwas anders an den Ufern der Donau als an den Ufern der Etſch oder des Rheins. Die landſchaftliche Umgebung ſchuf auch damals wie zu jeder andern Zeit gewiſſe Nüancirungen einer und derſelben die Summe des Geiſtes beherrſchenden Formeneinheit. Es geſchah in allen andern Dingen des Lebens und des menſchlichen Verkehrs, der Gewohnheiten und Sitten, alſo auch in der Sprache. Aber es geſchah, ohne daß die Betheiligten ſelbſt es ſich bewußt worden wären, noch weniger, daß ſie

ihre Eigenart reflectirt zu behaupten oder herauszukehren versucht hätten.

Eine starre Gleichförmigkeit konnte also auch in der Sprache das Leben und die Wirklichkeit nicht dulden, zumal unter deutschen Menschen, deren Gemüth so sehr daran hängt ihre Privatexistenz und Privatphysiognomie schonungsvoll von jedem Andern behandelt zu sehen und auch dem andern sein Recht darauf zu vergönnen. Doch würde damit für ein Auge, das nicht für die allerfeinsten Farbenschattirungen geschärft gewesen wäre, die ungetrübte Gleichartigkeit des Gesammtbildes kaum gestört worden sein. Stünden uns unmittelbarere Documente der lebendigen Sprache der gebildeten deutschen Welt zu Gebote, die wir nur aus mittelbaren durch Rückschlüsse uns construiren können, wir würden im Großen und Ganzen auch hier nur das eine Sprachbild erkennen, was uns die höchsten Kunstproducte der Literatur bieten, wir würden wenigstens überall das Bestreben wahrnehmen den höchsten Anforderungen des nicht auf abstracte Regeln gebrachten, aber auf feindurchgebildeten Instinct gegründeten guten Geschmacks zu genügen. Wo man das Ziel erreichte, geschah es immer nicht durch vorsätzliche oder bewußte Betonung der sprachlichen oder mundartlichen Eigenart, das würde eben so gegen den Glauben an die Allmacht der ritterlichen feinen Sitte, der wahren „Zucht" verstoßen haben, wie irgend ein grober Excess im Trunke oder in der Gebärde und würde ebenso sehr, wie dergleichen, den härtesten und beschämendsten Tadel des bäuerischen, tölpischen Wesens, der „Dörperheit" verdient haben. Und wie im Verkehr des Tages so und noch mehr in der Kunst. Auch hier werden die so unendlich geschärften Sinne der feinsten Kenner selbst an der Sprache eines Hartmann das herausgehört haben, was wir jetzt mit unsern todten wissenschaftlichen Formeln durch-

aus nicht entdecken können, den heimathlichen Accent, aber freilich nur so, daß auch das gebildetste Ohr davon nicht beleidigt, sondern eher angenehm getroffen wurde, wie von dem Pulsschlag des wirklichen Lebens, der das Gefühl, etwas Lebendiges und nicht bloß ein künstliches Schattengebilde vor sich zu haben, giebt. Daß Anderen es nicht so vollkommen gelang, alles, was in der heimathlichen Mitgift ihrer Sprache Andere stören mochte, auszumerzen, begreift sich sehr leicht je nach der künstlerischen Anlage der Einzelnen und nach der größeren oder geringeren Schwere, womit die heimische Mundart auf ihnen lastete. Einem Thurgauer z. B. oder jedem andern Hochalemannen, einem Baier, einem Hessen, selbst einem Thüringer oder einem Meißner war es viel schwerer gemacht, das feinste Sublimat der höfischen Sprache sich anzueignen im Leben und in der Kunst, wie einem Manne vom Ober- und Mittelrhein, einem Franken, einem schwäbischen Alemannen, einem Oesterreicher oder selbst einem Tiroler. Denn hier hatte die Geschichte selbst den eigentlich geweihten Sitz der höchsten ritterlichen oder höfischen Bildung hin verlegt und dem zu Folge lag auch hier die Sprache dieser Bildung am meisten in der Luft, in der die Menschen athmeten und von der sie ohne es zu wissen, getragen und gehalten wurden. Dort aber, ebenso sehr auf dem Boden der eigentlich oberdeutschen Mundarten, die den andern hochdeutschen, namentlich denen gegenüber, welche mit dem fränkischen Volksthum leiblich und geistig am engsten zusammenhingen, immer eine gewisse spröde und eigensinnige Zurückhaltung bewahrten, oder auch da, wo das mitteldeutsche Sprachelement bei aller seiner ideellen Zugehörigkeit zu dem hochdeutschen doch auch eine gewisse ebenso körperliche wie geistige Berührung mit dem ganz fremdartigen Niederdeutschen nicht verläugnen konnte, folgte aus anderen Ursachen

doch dieſelbe Wirkung; hier wie dort war es die Atmoſphäre, nicht der Wille, am wenigſten ein bewußter Wille der Urheber, was die Erzeugniſſe der Kunſt niemals das Ziel der abſoluten Reinheit und Vollendung der höfiſchen Sprache, die abſolute Freiheit von allem Bodengeſchmack — immer in der Beſchränkung, die oben ausdrücklich bezeichnet worden iſt — ganz erreichen ließ. Daher ſind denn auch wirklich alle die claſſiſchen Werke der höfiſchen Literatur nur innerhalb jener engeren Grenzen der reinſten Schrift- und Verkehrsſprache entſtanden, oder, was daſſelbe iſt, Erzeugniſſe von Künſtlern, die dort ihre Heimath hatten oder dort als heimathberechtigt durch ihren Bildungs- und Lebensgang einwurzelten. So weit unſere urkundliche Kenntniß der Thatſachen und Perſonalien dieſer Literaturperiode reicht, duldet dieſer Satz keine Ausnahme und da wo ſich urkundliche Zeugniſſe verſagen, wird es erlaubt ſein, ſeine Conſequenzen zum Erſatz derſelben zu gebrauchen.

Daß eine ganz beſonders angelegte künſtleriſche Individualität gelegentlich auch wohl einmal, um ihre Originalität freier und kräftiger als in dem durch unzählige und oft recht enge Schranken der conventionellen oder von der Mode geheiligten Regelrichtigkeit eingeengten Ziergarten der höfiſchen Kunſtſprache ſich bewegen und austönen zu laſſen, in die Mundart oder die Mundarten griff, kam ſelbſt damals vor, wo doch der Geiſt der Geſammtheit alle Individualität ſo ſtark wie es uns unbegreiflich iſt und unerträglich wäre, bändigte. Die genialſte Künſtlernatur unſeres deutſchen Mittelalters, Wolfram von Eſchenbach, hat es und zwar mit vollem Bewußtſein, wie man vermuthen darf, und mit entſchiedener, aber keineswegs ungetheilter Wirkung auf ſein Publicum gethan. Je feiner das Kunſtgefühl der Andren beſaitet war, deſto unangenehmer wurde es dadurch berührt und der bittere

spöttische Tadel, mit dem Gottfried von Straßburg seinen für uns so viel größeren Rivalen überschüttet, die „bickelwort", zusammengewürfelte Worte, die er ihm vorwirft, bezieht sich zwar nicht allein, aber doch auch mit auf diese Art von Sprachmengerei, der volle Widerspruch des kristallenen, abgeklärten absolut gebildeten Redeflusses eines Hartmann und der andern echten Meister der Sprache.

Betrachten wir die zufällige Ueberlieferung, die uns die Denkmäler dieser höchsten Kunstblüthe der Sprache überliefert hat, so ist der Anblick, wenn man auch die Oberfläche und nicht was hinter und unter der Oberfläche ist, gelten lassen will, freilich ein anderer, ein solcher, der leicht dazu führen könnte und in der That auch dazu geführt hat den einheitlichen Typus dieser höfischen Sprache, dieses Mittelhochdeutsch im eminenten Sinne, zu läugnen und seine Existenz nur für eine fingirte, für ein Ergebniß moderner gelehrter Reflexion und reflectirten Calculs zu erklären. Wer aber die innere Geschichte der geistigen Gestaltungen der Zeit eindringend zu erkennen sich bemüht, würde, auch wenn die äußern Urkunden das Gegentheil beweisen sollten, doch auf der Thatsache einer solchen einheitlichen Sprache der ritterlichen oder höfischen Bildungssphäre bestehen müssen, weil sie mit zwingender Nothwendigkeit aus allen ihren übrigen Lebensäußerungen folgt. Auch widersprechen jene äußeren Urkunden nur scheinbar und nicht wirklich. Nämlich nur dann und insoweit als man sich über das Verhältniß der Niederschrift zu der lebendigen Sprachform keine klaren Begriffe gebildet hat.

Allerdings ist die Kunstübung in mittelhochdeutscher Sprache ohne Schrift nicht denkbar; wie schon dargethan, ist die Sprache von Anfang an literarisch und ist es immer geblieben. Aber die Schrift oder schriftliche Aufzeichnung steht doch in jeder

Weise anders zu der Schöpfung des Künstlers als heute und es ist nöthig heute und damals nicht mit einander zu vermengen.

Niemals ist der Künstler zugleich der Schreiber, oder wenn es sich ja einmal so gefügt haben sollte, ist es eine zufällige Ausnahme, die keinen Einfluß auf das allgemeine Verhältniß geübt hat. Im besten Falle, d. h. wie wir es ansehen, ist er derjenige, der sein geformtes Sprachkunstwerk, seine Verse einem Andern in die Feder dictirt. Oft wird man das voraussetzen dürfen, was Wolfram von sich selbst und sichtlich als das zu seiner Zeit und in seiner Sphäre Gewöhnliche bekundet: Der Autor kann weder lesen noch schreiben. Hartmann hat wenigstens lesen gekonnt, aber man weiß auch, wie viel er sich auf diese Kunst zu gute thut; daß er je die Feder geführt habe, ist mehr als unwahrscheinlich, selbst wenn er etwa, wie gar manche seiner Standesgenossen, seine Namensunterschrift unter eine Geschäftsurkunde zu setzen im Stande war. Das heißt noch nicht schreiben können. So war der Autor in den meisten Fällen dem Schreiber ohne Controle in die Hand gegeben, und es lag ganz in dessen Willkür oder Geschick, wie er mit dem Texte auch des Dictates umgehen wollte. Schreiber sind, so viel wir wissen, noch immer zum größeren Theil die geblieben, denen diese Kunst als verjährtes Privilegium zustand, Geistliche, damals gewöhnlich Weltgeistliche niederer Herkunft und niederer Weihen, Anfänger in ihrer geistlichen Berufslaufbahn, auf der sie häufig, weil sie sich ganz dem lohnenderen Ertrag der Feder widmeten, nicht weiter kamen. Ihre Bildung kann unter Umständen eine nach unseren Begriffen sehr vielseitige gewesen sein und weit über den engen Horizont des ritterlichen Geistes gereicht haben. Gehören ja doch jene fahrenden Cleriker, deren lateinische Poesien alles schlagen, was

die deutſche, die franzöſiſche, die provenzaliſche Poeſie dieſer Zeit geſchaffen hat, keinem andern Lebenskreiſe an. Aber feingebildete, in alle Subtilitäten eingeweihte Kenner einer ſo zierlich ausgefeilten Sprache, wie das höfiſche Mittelhochdeutſch, waren ſie nicht, dazu hätten ſie im Schoße des Ritterthums geboren, in ihm ihre natürliche und nicht bloß eine vorübergehende und zufällige Heimath haben müſſen. Dies gilt von den geiſtigen Spitzen dieſer Zunft: von der Maſſe, gerade von denen, die aus dem mechaniſchen Schreiben ihren nährenden Beruf machten, gilt begreiflich noch viel Schlimmeres. Wir ſind alſo zu der Annahme berechtigt, daß kein mittelhochdeutſches Kunſtwerk in einer ganz unverfälſchten Geſtalt niedergeſchrieben werden konnte, weil es Niemand gab, der dazu vorbereitet geweſen wäre. Noch weit ſchlimmer geſtaltet ſich dann das Verhältniß der weiteren Copien und ihrer Abſchriften. Wir beſitzen mit verſchwindenden Ausnahmen keine Niederſchrift irgend eines größern literariſchen Denkmals der Zeit, die wir in dem oben feſt umſchriebenen Sinn Original nennen dürften, ſondern nur ſecundäre, tertiäre u. ſ. w. Redactionen und auch dieſe meiſt mit ſichtbarer Flüchtigkeit gemacht, nicht bloß mit den nothwendig anklebenden Fehlern behaftet. Es wäre an ſich ebenſo unmöglich aus ihnen ein im Einzelnen, worauf es hier doch ankommt, völlig treues Bild ihrer Originale wiederherzuſtellen, wie es etwa im Bereiche der Plaſtik unmöglich iſt, aus den doch ungleich höher ſtehenden römiſchen Copien griechiſcher Originale die volle Herrlichkeit dieſer wiedererſtehen zu laſſen, wenn nicht die natürliche Beſchaffenheit der künſtleriſchen Darſtellungsmittel der Sprache einem ſolchen Unternehmen ſo viel günſtiger wäre. Wie es zu machen iſt, um aus der ſchmutzigen Schale der zufälligen Fahrläſſigkeit und Rohheit den glänzenden Kern der feinſten Kunſt und der durch-

gebildetſten Technik herauszuſchälen, das gezeigt zu haben bleibt Lachmanns Verdienſt. Im Einzelnen mag eine Vertiefung und Bereicherung der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß ſeine Reſultate bezweifeln, verwerfen oder ergänzen; das Princip der poſitiven Kritik, wie er es gefunden und praktiſch verwerthet, wird nur da angefochten werden, wo man ſeinen eigentlichen Inhalt nicht begreift. Er hat nicht, wie ihm von ſolchem befangenen Standpunkt aus vorgeworfen wird, ein Phantaſiegebilde des Mittelhochdeutſchen der Wiſſenſchaft aufgedrängt, er hat die Augen geöffnet, eine der zarteſten und kunſtvollſten Schöpfungen der ſprachbildenden Kraft des menſchlichen Geiſtes, eben dieſe mittelhochdeutſche Kunſtſprache, ſehen und begreifen zu lernen.

Denn dazu war ſie in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit geworden. Wenn man die literariſchen Leiſtungen vergleicht, die wirklich mit einander verglichen werden dürfen, weil ſie in demſelben Boden und in derſelben Atmoſphäre gewachſen ſind, alſo hier das Rolandslied oder die Kaiſerchronik mit dem, was Hartmann und ſeine Zeitgenoſſen in ihrer Sprache vermochten, ſo zeigt ſich recht wie äußerlich und zufällig die Zahl der Jahre für das Werden und Entfalten geſchichtlicher Gebilde iſt. Ein halbes Jahrhundert hat hier eine Umgeſtaltung hervorgebracht, die größer iſt, als was von Karl d. Großen bis zum Schluſſe des 11. Jahrhunderts geſchehen war. Literariſch konnte die Sprache ſchon unter den Händen der geiſtlichen Dichter und Moraliſten ſeit der Erweckung des religiöſen Volksgeiſtes in der Mitte des 11. Jahrhunderts heißen und zwar mit beſſerem Rechte als in der althochdeutſchen Zeit, wo ſie freilich auch oft genug und ſcheinbar zu noch vielſeitigeren Zwecken beliebig verwendet d. h. geſchrieben worden war, als ſeitdem. Aber eine Literaturſprache exiſtirt doch erſt dann, wenn ſich das Volk oder ſeine geiſtigen

Führer gewöhnt haben, die ganze Summe der geistigen Interessen ihrer Zeit oder derer, die ihnen zugänglich sind, in dieser Sprache nicht bloß darzustellen, sondern auch diese Darstellung durch die Schrift als das einzige dafür vollkommen ausreichende Mittel festzuhalten und weiter zu bilden. In diesem Sinne hat das Althochdeutsche nur die Ansätze zu einer Literatur gemacht: seine Sprache blieb für die unendlich überwiegende Mehrzahl seines geistigen Besitzes das Lateinische der Kirche. Im 11. und 12. Jahrhundert hat jene geistliche Volksdichtung sich insofern anders gestellt, als sie zwar nach wie vor dem Lateinischen sein Privilegium als Sprache der exclusiven Bildung der Wissenschaft wie der Kunst nicht bestritt, aber daneben doch in einer Sphäre, und zwar in der des idealen Lebens der Zeit, die ihr selbst als die höchste galt, in der religiös ethischen, der Volkssprache eine wirkliche Heimathsberechtigung und damit auch eine wirkliche, wenn auch in ihrer Tendenz äußerst beschränkte Literatur schuf.

Die Literatur der ritterlichen Bildung ist nun gleichfalls auf einen für heutige Begriffe engen Raum beschränkt, aber er ist doch unendlich weiter als jener war. Er umspannt doch das ganze Gebiet der poetischen Stoffe, gleichviel welchen Inhalts und welchen Ursprungs, das die Zeit kannte. Das classische Alterthum, unsre eigne Urzeit, ihren Nachklang in der Völkerwandrung und in den früheren Phasen des Mittelalters, celtische, romanische Mythen, Sagen und Geschichte, dazu aus dem bunten Leben der näheren Vergangenheit ja selbst der Gegenwart — alles das konnte diese mittelhochdeutsche Sprache und alles mit gleicher Virtuosität behandeln. Wir haben hier ganz von dem separaten Maße dieses oder jenes Dichters abzusehen: die Sprache selbst, die den Einzelnen beherrschende Macht ist es, die auch dem Einzeltalent es möglich

machte dem faſt unüberſehbaren Vorrath poetiſcher Motive überhaupt nahe zu treten: wie weit aber der Einzelne die Andern, von gleicher Vorausſetzung Ausgehenden, mit dem gleichen Rüſtzeug Ausgeſtatteten übertraf, oder hinter dem Durchſchnitt zurückblieb, geht die Sprachgeſchichte nichts an.

Auch iſt es, wenn man die Mittel dieſer Sprache und ihre daraus abzuleitende Leiſtungsfähigkeit erwägt, nicht zu bezweifeln, daß ſie weit über den Kreis poetiſcher Motive und Formen hinaus, worin ſie ſich mit ausgeſprochener Vorliebe hielt, alles, was überhaupt eine gebildete Sprache ihrem Volke und ihrer Zeit zu leiſten vermag, auch gekonnt hätte. Dieſes Mittelhochdeutſche beſaß, wie man aus zwar ſpärlichen, aber doch genügenden urkundlichen Zeugniſſen entnehmen kann, ebenſo gut die Fähigkeit zu proſaiſcher Darſtellung jedes denkbaren und in der Zeit vorhandenen Stoffes, die abſtracte Wiſſenſchaft oder die theologiſche Schulgelehrſamkeit ausgenommen, für die überhaupt keine der Nationalſprachen des Mittelalters brauchbar ſein konnte.

Vierte Abtheilung.

Die deutsche Schriftsprache in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters.

Erstes Capitel.

Die Auflösung des Mittelhochdeutschen.

Diese mittelhochdeutsche Sprache vermochte sich natürlich nur so lange auf der Höhe ihrer künstlerischen Verwerthung oder auch, was dasselbe bedeutet, in dem Besitz der Hauptzüge nicht bloß, sondern auch all' des an sich untergeordneten, zu ihrer Eigenart aber so wesentlichen Beiwerks feinster Durchbildung zu halten, als der Boden, auf dem sie stand und aus dem sie fortwährend ihre Nahrung zog, seine Beschaffenheit nicht veränderte. Sobald die gesellschaftliche Sphäre, der sie angehörte, das Ritterthum selbst in eine schwankende oder abwärtsgleitende Bewegung gerieth, mußte auch die Sprache, das energischste, ja geradezu das einzige Kunstmittel, wodurch jenes seinen Seeleninhalt darstellt, ins Schwanken und Sinken gerathen.

Sofort mit den Klagen über den Verfall der ritterlichen Zucht, des im Leben concret gewordenen ritterlichen Idealismus, beginnen auch die über den Verfall der ritterlichen Sanges-

kunst. Walthers, des typischen Repräsentanten ihrer höchsten Spitze, Weherufe über die rohen Klänge, die von den Bauern her in die Höfe eingedrungen sind, bezieht man direct auf Neidhart's von Reuenthal sogenannte höfische Dorfpoesie, jene uns Späteren häufig so viel wärmer und lebensfrischer anmuthende humoristisch-idyllische Schwester des eigentlichen stilgerechten, aber für uns conventionell eingehegten Minnegesanges. Von der technischen Seite der Kunst oder der Sprache vermögen unsere Augen hier nichts Rohes zu entdecken: dieser Dichter ist den ersten seiner Zeit und seines Standes, selbst seinem älteren Kunstgenossen Walther mindestens ebenbürtig, durch seine freie Genialität fast allen überlegen. Und doch darf man von hier aus den Verfall der Kunst und der Sprache datiren. Hier wurde der Hebel angesetzt, der das ganze zierliche, aber allzu luftige Gebäude aus seinen Fugen bringen mußte. Denn das Eindringen roher Klänge, nicht sowohl von den Bauern als von allen Seiten her in das sorgsam eingefriedete, mühsam gepflegte Gefilde der echten ritterlichen Bildung und Art hat die Kunst und die Sprache verwildert. Nur daß diese Verwilderung uns nicht wie den Zeitgenossen, deren Herz und Verstand gänzlich mit dem Alten verwachsen war, als etwas absolut Schädliches und Bösartiges oder gar Nichtswürdiges erscheint. Auch wir sind bereit die in ihrer Art einzige Vollendung der Kunst und der Sprache auf der Höhe der mittelhochdeutschen Periode zu bewundern, aber wir begreifen, daß ein solches Phänomen, dessen Voraussetzungen allzu künstlich und zart waren, nicht zu langer Dauer bestimmt sein konnte und anderen derberen Gestalten Platz machen mußte.

Die Mitte des 13. Jahrhunderts gilt herkömmlich und mit Recht als die große Epoche in der innern und äußern Geschichte des deutschen Mittelalters, wo sich die Ohnmacht der

bis dahin die Nation beherrſchenden aber nicht erfüllenden Mächte politiſcher und ſocialer Art zuerſt greifbar herausſtellte. Ein Kaiſerthum und Ritterthum gab es auch nach dem großen Interregnum, aber es ſind nur die Namen geblieben, ihr Inhalt iſt ein anderer geworden, das ſieht auch ein minder ſcharfes Auge ſofort, wenn es die Züge Rudolfs von Habsburg mit denen Friedrich Barbaroſſa's oder des ganzen Staufergeſchlechtes vergleicht, wenn es das Leben und Treiben an den Höfen und auf den Burgen dieſer Zeit neben das Bild ſtellt, das allerdings weniger die Wirklichkeit, als das in die Wirklichkeit eingebildete Ideal der Vergangenheit fünfzig Jahre früher darbot.

Die neue Zeit iſt wie immer denen, welche allein an jenes Ideal der Vergangenheit glaubten, als ein finſteres Chaos, eine Vernichtung alles des Guten und Schönen, was allein dem Leben Werth giebt, erſchienen. Daß ſie auch einen poſitiven Inhalt habe, wollten und konnten ſie nicht ſehen. Uns aber iſt derſelbe nicht verborgen, ja wie der Zug der Geiſter heute iſt, ſind wir ſogar geneigt, ihr im Gegenſatz zu der Vergangenheit, die ſie abzulöſen und zu ſtürzen berufen war, eine für das Ganze der nationalen Entwickelung förderlichere Tendenz zuzuerkennen als jener. Ihre allgemeine Signatur faßt man mit Recht als eine weſentlich bürgerliche oder demokratiſche auf politiſchem und ſocialem Gebiete im Gegenſatz zu der weſentlich ariſtokratiſchen oder excluſiven des von der erſten Rolle auf der weltgeſchichtlichen Bühne verdrängten Ritterthums. In dieſem Gegenſatze von ariſtokratiſch und demokratiſch liegt etwas von dem, was unſere Zeit mehr hierhin als dorthin zieht. Er bedeutet aber auch, wenn man ihn auf die dahinter liegende Seelenſtimmung der Menſchen bezieht, eine realiſtiſch-proſaiſche Richtung des Empfindens, Denkens und Wollens, im Gegenſatz

zu dem durchaus idealistisch und darum durchaus poetisch gestimmten Grundton der Vergangenheit und gerade darum eben fühlt sich unsere Gegenwart mit so starken Magneten wahlverwandter Geisterconstruction zu diesem neuen Zeitalter hingezogen und von dem vorigen ebenso entschieden abgestoßen.

Auch dieser neue große Umschwung des deutschen Lebens vollzog sich in der Wirklichkeit in so allmählichen Wandelungen, daß dem Einschnitte, den die zusammenfassende spätere Betrachtung für ihre Zwecke mit einem bestimmten Jahr oder Jahrzehnt macht, im Leben selbst keine festbegrenzten großen revolutionären Katastrophen oder Thaten entsprechen. Für die Menschen dieser Zeit, soweit sie in der neuen Zeit sich nicht zurecht finden konnten, blieb es unbegreiflich, warum denn die alten Formen und Gestalten in Staat und Gesellschaft sich nicht wieder mit dem alten Inhalt füllen wollten, denn sie selbst waren, freilich nur als Formen und Gestalten, immer noch da und behaupteten sogar durch die Schwerkraft der Gewohnheit ihre alten Privilegien als die ersten und tonangebenden Mächte einer Zeit, die doch in Wahrheit von ganz anderen gerichtet und belebt wurde. Wie in dem Bereiche des wirklichen Lebens, so auch in dem der Kunst, folglich auch in dem der Schriftsprache. Auch hier brachte gerade jene Zeit, die von der einstimmigen Meinung der Mitlebenden als eine Periode immer tieferen Verfalls verurtheilt wird, scheinbar immerzu das alte Kunstideal, die alte Sprachform wieder hervor, und wenn es nur auf die Massenhaftigkeit der Production angekommen wäre, hätte ein Konrad von Wirzburg alle seine Vorgänger weit überflügelt. Auch an Talent und an ernsthaftem Bemühen um die Ausstattung der Form steht er keinem nach. Wie er uns Späteren doch nur als ein Epigone,

wenn auch als der vorzüglichſte unter allen gilt, ſo hat er ſelbſt die Kluft zwiſchen ſeinem Wollen und Können mit einer wehmüthigen Verzagtheit empfunden, die aus der Tiefe der Ueberzeugung quillt, nicht aus einer zufälligen Verſtimmung, aber auch die eigentliche Urſache davon: den Verfall der Kunſt als Folge des Verfalls der ritterlichen Zucht, des ritterlichen Idealismus. Nicht der Einzelne oder ein Einzelner trägt die Schuld, wohl aber alle Einzelne bewußt oder unbewußt und alles Einzelne, das von den Menſchen gedacht und geſchaffen wurde und umgekehrt wieder das Denken und Schaffen der Menſchen beherrſchte.

Wo die immerhin lebloſen Formen der Vergangenheit auch noch eine neu werdende Zeit beherrſchen, weil ſie noch da ſind und den Raum ſo füllen, daß das Neue nur in den Lücken zwiſchen ihnen, oder unter ihren ausgehöhlten Fundamenten ungeſehen von außen in ſie hineinwachſen muß, wo keine gewaltſame und ſyſtematiſche Zerſtörung den Boden der Zeit ganz geebnet hat, iſt es viel leichter, die fortſchreitende Zerbröckelung des Alten als das Keimen und Hervorwachſen des Neuen mit den Augen zu verfolgen. So läßt ſich auch hier der Verfall der Kunſt und ihrer Sprache von Menſchenalter zu Menſchenalter an draſtiſchen Zeugniſſen darthun, aber es hält namentlich in den erſten Phaſen dieſer Periode ſchwer das Neue, was ſpäter allerdings in völliger Deutlichkeit auf ſich ſelbſt gegründet neben den Trümmern des Alten oder an ihrer Stelle ſteht, in ſeinen anfänglichen Lebensregungen zu faſſen, wenn auch die Lebenskraft aus der ſie ſtammen nicht ſchwer zu erkennen iſt. Es iſt mit einem Worte viel leichter die Geſchichte des Verfalls und der Auflöſung der mittelhochdeutſchen Literatur und Sprache darzuſtellen, als die des Werdens und der Fortſchritte der ſie erſetzenden Geſtal-

tungen, für die es sogar unmöglich ist einen gleich vom Beginn an zutreffenden Namen zu finden, der in seiner Art dieselbe Berechtigung hätte, wie der frühere.

Eben deshalb hat die wissenschaftliche Terminologie durch eine ihr wohl bewußte Connivenz den alten Namen weit über seine wahren zeitlichen und sachlichen Grenzen hinüber noch immer gelten lassen. Man spricht von der mittelhochdeutschen Literatur- und Sprachperiode als unmittelbarer Nachbarin und Vorgängerin des Neuhochdeutschen. Das Neuhochdeutsche datirt man, wenn es gilt eine allgemein bekannte und weltgeschichtliche Gestalt oder geschichtliche Gestaltung als festen Anhaltepunkt und krystallinischen Kern der Anschauung zu gewähren, von Luther oder von der Reformation. Daß die Bezeichnung „Uebergangsperiode vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen" des ersten Erfordernisses der Präcision und Anschaulichkeit entbehrt, weil sie zu umständlich und noch mehr weil sie rein negativ ist, läßt sie, die sonst dem wahren Sachverhältniß viel besser als jene scheinbar positive entspricht, zu keiner allgemeinen Verwerthung gelangen.

Für unsere Zwecke ist die eine wie die andere Terminologie gleich brauchbar oder unbrauchbar und wir werden uns keiner von beiden bedienen, allerdings aber auch keiner anderen an ihrer Stelle. Wir begnügen uns mit der Anerkennung der relativen Berechtigung der beiden, die mit einander verbunden wenigstens einige Hauptzüge der damaligen Literatur- und Sprachbewegung hinlänglich characterisiren, die Bedeutung des Bodens, auf welchem die Neuzeit sich gestalten und einrichten mußte und das Schwankende und Unfertige der neuern Gebilde, die darauf zu stehen kommen. In sofern also nur das Negative des ganzen Vorganges, nicht die in ihrer Art allen früheren positiven Schöpfungen in Literatur und Sprache

ebenbürtigen oder gleichberechtigten positiven Thaten dieser Neuzeit oder Uebergangspunkte. Für die abstracte Reflexion zerfällen sich die Gesammterscheinungen auf dem sprachlichen Gebiete dieser Zeit von selbst in die beiden Gruppen der Vergangenheit und der Gegenwart oder Zukunft. In der Wirklichkeit aber ist begreiflich eine solche Scheidung nirgends zu finden. Ueberall ist etwas von beiden und nur die Mischungsverhältnisse sind in jedem einzelnen Falle andere, und je nachdem das eine oder das andere, das Alte oder das Neue stärker hervortritt, wird man das Einzelne bedingt dahin oder dorthin stellen. Man muß sich darein finden „die Zwittergebilde", die auf solche Art den ganzen Vordergrund der geschichtlichen Scene füllen, als solche gelten zu lassen, wie sie ja auch in ihrer Zeit gelebt und wenigstens momentan den Anforderungen an den sprachlichen Ausdruck ihres Innenlebens Genüge gethan haben.

Wie immer in ähnlicher Situation, namentlich aber auf unserem heimathlichen Boden, dessen natürliche Schwere einem raschen Ablauf geschichtlicher Processe gleichviel welchen Inhalts so große Hindernisse in den Weg legt, hat auch hier das Alte eine Zähigkeit bewiesen, die dem Neuen den vollständigen Sieg erst nach einer unverhältnißmäßig langen Zeit ermöglichte. Erst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist er entschieden und wahrscheinlich wäre er es auch damals noch nicht, wenn nicht eine an sich mit der Literatur und Sprache nicht innerlich verkettete Katastrophe, die Reformation, durch ihr Uebergreifen auf alle Gebiete des nationalen Daseins auch hier das Alte völlig und für immer beseitigt hätte. Erwägt man, wie kurze Zeit es bedurfte um den mittelhochdeutschen Typus der Sprache und Literatur in seiner absoluten Vollendung durchzusetzen, wie nur ein Jahrhundert zwischen Williram und

Veldeke und nicht viel mehr zwiſchen jenem und Hartmann liegt, und daß der Contraſt zwiſchen ihnen in jeder Art, auch wenn man ſich nur an das Aeußerlichſte der Sprachformen hält, ſchärfer und einſchneidender iſt, als etwa zwiſchen Hartmann und Sebaſtian Brant — falls man dieſen als Vertreter der höchſten Leiſtungsfähigkeit der Sprache ſeiner Zeit gelten laſſen will — die doch durch volle drei Jahrhunderte von einander getrennt ſind, ſo wird man jenem im allgemeinen wohl gültigen Geſetz der Trägheit in dieſem beſondern Falle doch nicht alles allein auf Rechnung ſetzen dürfen. Dort wenigſtens iſt es auf dem gleichen Gebiete ohnmächtig, warum iſt es hier allmächtig? Nur deshalb, weil ihm hier Bundesgenoſſen zu Hilfe kamen, die ihm dort entweder ganz oder doch faſt ganz fehlten.

Der kräftigſte davon iſt einer, deſſen beſtimmende Macht auf die Geſtaltung der Sprache hier zuerſt, ſo lange es eine deutſche Sprachgeſchichte giebt, wahrgenommen werden kann. Wäre das Mittelhochdeutſche eine bloß in lebendiger Tradition wurzelnde und von ihr getragene Sprache geweſen, es hätte in der Beſonderheit, in welcher es dieſen ſeinen Namen beanſprucht, nicht länger dauern können, als die Sitte und die Bildung der Geſellſchaft, aus welcher es geboren war, und in der es ſeine Heimath hatte. Mit dem Untergang der ritterlichen Zucht, mit der Veränderung nicht bloß in der Geſinnung, ſondern auch in dem äußern Gebahren der Menſchen wäre es von ſelbſt verſchwunden oder hätte von ſelbſt ſich allen den Schwingungen des Lebens fügen müſſen, die ſo bald und ſo dauernd eine völlig andere Phyſiognomie der höheren deutſchen geſellſchaftlichen Kreiſe erzeugten. Wenn die Sprache des gemeinen Lebens, dieſe oder jene Mundart des Ortes oder der Landſchaft, oder auch eine fremde durch fremde Gäſte eingeſchleppte ſich ohne Scheu in der vornehmſten Geſellſchaft breit machen

durften, trotz den bitteren Bemerkungen derer, denen noch die alte gute Zeit ehrwürdig war und die keine von ihren Tugenden antaſten laſſen wollten, ſo mußte die feine Sprache der höfiſchen Converſation nicht bloß, ſondern auch die Sprache, in welcher der kunſtgerechte Dichter ſeine meiſterlichen Werke ſchuf, völlig verklingen. Ueberall, nur wie es die Art der zufälligen Menſchen und des Ortes mit ſich brachte, hier roher und ſelbſtgefälliger als dort, hatte die Bauernſprache, der Gegenſatz zu der höfiſchen, Platz gefunden, ſelbſt an dem Hof in Wien, wo einſt das Sublimat des feinſten Tons die ritterliche Welt entzückte, wo einſt die Hochſchule der ritterlichen Kunſt und Sprache für ganz Deutſchland geweſen war. Auch hier ſtand es kaum zwei Menſchenalter ſpäter gerade ſo und wahrſcheinlich nicht ſchlimmer als anderswo und es iſt ein bloßer Zufall, daß wir eben hier in Wien und Oeſterreich aus directen Zeugniſſen darthun können, wie weit ſchon jene rohe Bauernſprache oder die nicht naiv ſondern trotzig und ſelbſtbewußt ſich vordrängende Mundart in Mitte der ſocialen Ariſtokratie ſich durchſetzen durfte. Das Mittelhochdeutſche als lebende Sprache und in dem Sinne, welchen unſere früheren Auseinanderſetzungen genügend beſtimmt haben, war noch vor Ablauf des dreizehnten Jahrhunderts, deſſen zwei erſte Decennien ſeine höchſte Blüthe geſehen hatten, verwelkt. Aber das Mittelhochdeutſche war ſtets auf die Schrift verwieſen und ſo konnte es, nachdem es aufgehört hatte eine lebende Sprache zu ſein, eine Bücherſprache werden und als ſolche nicht bloß alles, was ſpäter geſchrieben wurde, in der Art einer ſolchen beeinfluſſen, ſondern auch mittelbar wieder durch die Schrift oder das Schreiben auf die lebendige Sprache ſelbſt zurückwirken.

Jedoch gilt dies nur von dem derberen Gefüge der Sprache, gleichſam von ihrem Skelete. Alles, was ſie den feineren Nerven

ihrer ebenbürtigen Zeitgenoſſenſchaft verdankte und was dieſe wiederum in ihr als den eigentlichen Reiz und die eigentliche Schönheit empfanden, konnte ſchon darum nicht in eine mit andern Nerven ausgeſtattete Nachwelt dauern. Dazu rechne man die von Anfang unſichere oder ungenügende Form der ſchriftlichen Tradition. Wir haben geſehen, warum ſie nicht anders ſein konnte und es ſchadete nichts, ſo lange das Ohr des lebenden Kenners die Schrift nur als eine Chiffre benutzte, über deren wirklichen Werth die Eingeweihten — und dazu gehörten alle wahrhaft Gebildeten, die leſen gelernt hatten — niemals in Zweifel ſein konnten. Aber wenn das Ohr ſtumpf wurde, wenn es die reinen Töne nicht mehr hörte, dann mußte die Schrift, ſo wie ſie war, eine brutale Autorität gewinnen. Natürlich verſchlechterte ſich aber in Wechſelwirkung mit ſolchen Zuſtänden der lebenden Sprache auch die ſchriftliche Tradition immer mehr und je mehr ſich die Fertigkeit des Schreibens verbreitete, deſto ſchlechter wurde geſchrieben.

Was die neue Zeit producirte, war von vornherein viel ausſchließlicher als auf der Höhe der mittelhochdeutſchen Literatur auf die Schrift gewieſen. Einſtmals war ſie nur ein unentbehrliches Hilfsmittel aber nichts weiter. Hätte das Gedächtniß zugereicht oder vielmehr wäre die Uebung des Gedächtniſſes eben ſo ein Gegenſtand der Ausbildung geweſen, wie andere Kenntniſſe und Fertigkeiten, ſo würde man der Schrift nicht benöthigt geweſen ſein, obgleich nicht zu verkennen iſt, daß etwas von jener geheimnißvollen Weihe, welche jede Art von Schreiben in den Augen derer hebt, die es ſelbſt nicht verſtehen oder in den Augen der Wenigen, die es unter den Vielen verſtehen, auch dem geſchriebenen Buch in den Augen der Ritterſchaft zukam. Was geſchrieben wurde, ſtand ſchon deshalb eine Stufe höher in der allgemeinen Achtung als

was so zu sagen in der Luft schwebte, was die fahrenden Leute in alter Weise bloß aus dem Gedächtniß declamirten oder sangen.

Jetzt gab aber auch die praktische Richtung der Zeit der Kunst des Schreibens eine Verbreitung und Allgemeingültigkeit, die man früher nicht gekannt hatte. Man schrieb nicht bloß, wenn man ein Schreiber von Beruf war, sondern sehr viele Leute des Mittel- oder Bürgerstandes betrachteten diese Kunst als einen erst sehr achtungswerthen, bald als einen unentbehrlichen Zubehör zu dem Ideal eines praktischen Mannes, wie es ihrem Stande und Berufe angemessen war. Kamen sie durch irgend welche innere oder äußere Veranlassung dazu, selbst etwas in gebundener oder ungebundener Rede zu produciren, so bedurften sie jetzt keiner fremden Federn mehr. Ja sie schrieben auch dann, wenn es sich bloß um Dinge handelte, die nur ihnen selbst von Werth waren, Tagebücher, Rechnungen und Uebersichten ihres Haushaltes, allerlei ihnen interessante Notizen und dergleichen, wobei die Schrift selbst wieder, weil sie gleichsam nur als Geheimschrift behandelt wurde, auf keine Art von systematischer Pflege Anspruch machen konnte.

Die eigentlichen Schreiber von Beruf gehörten jetzt, wo sich die Nachfrage in enormer Progression steigerte, zum immer größeren Theil nicht mehr dem geistlichen Stande an, obgleich es noch immer federfertige Geistliche genug gab und manches Kloster, namentlich der jetzt in den Städten eingebürgerten jüngeren Orden und die freien geistlichen Congregationen des 14. und 15. Jahrhunderts, besonders die Brüder vom gemeinsamen Leben, Gerhard Groote's Schöpfung, die Schreiberei zugleich als freie Beschäftigung und fabrikmäßig oft als die hauptsächlichste Quelle ihrer Subsistenz betrieben. Doch

gaben jene weltlichen Schreiber und ihre Werkstätten ganz entschieden den Ton an. Die große Nachfrage schaffte wie immer große Concurrenz und schon im 14., noch mehr im 15. Jahrhundert kann man recht deutlich alle Folgen eines solchen fabrikmäßigen Betriebes sehen. Es wurde jede Art von Producten geliefert, aber jede in Folge davon, trotz des glänzenden Aeußern und des oft nach der Sitte der schauluſtigen Zeiten angebrachten reichen Bilderſchmucks, möglichſt wohlfeil und dies konnte, um den Markt zu behaupten, nur auf Koſten der innern Güte, der ſorgfältigen Behandlung des Textes geſchehen. Hier wurde an Zeit ſo viel als möglich geſpart und das Schnellſchreiben zu einer uns heute beinah unglaublichen Fertigkeit geſteigert. Wie die Texte dabei fuhren, beachteten weder die Verkäufer noch die Käufer, die ſich immer mehr gewöhnten ſogenannte Prachthandſchriften bloß nach der Zahl und dem Werthe ihres Bilderſchmuckes zu taxiren. Aber jedes Product dieſer leichtfertigen Technik konnte doch, ſo wie es da ſtand, muſtergültiges Beiſpiel für irgend wen werden, der, ohne im Beſitz eines größeren Büchervorrathes zu ſein, gleichviel was es war, ſchreiben wollte. Er hatte ja kein anderes Vorbild als die Bücher oder Schriften, die ihm zufällig in die Hände liefen oder wenn er ein Schreiber von Beruf war, die Tradition ſeiner Schreibſtube und ſeiner Lehrmeiſter. Was für das Verhältniß der Schreiber geiſtlichen und weltlichen Standes zu der Sprache der Zeit gilt, iſt auch ohne alle Einſchränkung auf den daneben aufkommenden Druck mit beweglichen Lettern auszudehnen. Auch in den Druckereien wurde immer im Hinblick auf die gerade herrſchende Mode der Schreiberwerkſtätten verfahren, nicht nach hier ſelbſtändig gebildetem eigenen Syſtem oder Gewohnheiten, die ſich bis zu Ende des 15. Jahrhunderts in dieſer Kunſt nicht fixiren konnten, weil ſie

factiſch doch nur noch, trotz ihres überraſchenden Aufſchwungs, mit der Feder concurrirte, ſie aber noch nicht verdrängt, kaum zurückgedrängt hatte.

Zweites Capitel.

Schriftſprache und Mundarten.

Es hätte nur ein Mittel gegeben die Reinheit der Schriftſprache zu bewahren, aber dieſes verſagte in dem damaligen Deutſchland gänzlich. Wenn ſich eine ſyſtematiſche Betrachtungsweiſe des vorhandenen und als muſtergültig anerkannten Sprachſtandes etwa in der Blüthezeit der mittelhochdeutſchen Literatur hätte bilden können, wenn man auch nur nach dem äußerlichen und mechaniſchen Schema der mittelalterlichen lateiniſchen Schulgrammatik eine deutſche Grammatik und Stiliſtik geſchaffen hätte, ſo wäre damit der Sprache ein Halt verliehen worden, der ſie zwar nicht ganz vor Verluſten bewahrte, aber doch einen ganz anderen Schutz gegen die Zufälle des Tages gewährte als die allerdings vorhandene, mündliche und dadurch ſo leicht zu verrückende Ueberlieferung gewiſſer praktiſcher Regeln über Betonung und metriſche Bedeutung und Reimfähigkeit einzelner Wörter, die man nur ſehr ſelten und dann ſehr unvollſtändig niederſchrieb, offenbar mehr zu eigener Nachhilfe des Gedächtniſſes als um von Anderen geleſen zu werden. Aber Niemand dachte daran die Sprache als Ganzes oder unabhängig von ihrer Verwendung als literariſche Kunſtform in's Auge zu faſſen. Geſchah es doch auch dem Lateiniſchen, das ſeine Grammatiken beſaß, nur weil es einmal ſo herkömmlich war und es zu dem Relief der ſpecifiſchen Wiſſenſchaftlichkeit,

was dieſer Sprache nach wie vor eigen blieb, paßte; bei einer lebenden Sprache hätte man ein ſolches Unternehmen für eben ſo ſchwierig wie überflüſſig gehalten und nach wie vor ſtand Karls des Großen geniale Idee einer deutſchen Grammatik noch ohne Nachfolge, wie ohne Verſtändniß da. Daß eine romaniſche Literatur, die provenzaliſche, eine Art von ſyſtematiſcher Poetik und Stiliſtik und inſofern auch von Grammatik producirte, ſcheint in Deutſchland unbeachtet geblieben zu ſein, eben ſo wenig wußte man hier etwas von den viel älteren Verſuchen isländiſcher Gelehrten und Schriftſteller, innerhalb einer germaniſchen Sprache etwas Aehnliches zu leiſten. Daß es einen Notker gegeben habe, der mit Hilfe der Mutterſprache die Regeln des correcten Lateiniſchen ſeinen Schülern beizubringen verſucht hatte, war vollends vergeſſen.

Doch blieb die Sprache eben deshalb auch jetzt, wo die Schrift eine immer weiter greifende Bedeutung gewann, vor dem Gefährlichſten, was ihr zuſtoßen konnte, glücklich bewahrt. Sie wurde auch jetzt noch nicht eine vom Leben abgezogene, bloß auf ſich ſelbſt und die reflectirte Willkür ihrer Adepten geſtellte Kunſtfigur. Jeder der ſchrieb bemühte ſich zwar nach beſten Kräften, nicht ſo zu ſchreiben, wie er ſprach oder ſprechen hörte. Jeder ſuchte ſich mit größerem oder geringerem Geſchick und mit größerer oder geringerer Feinfühligkeit ſolche Muſter ſeines Stils und ſeiner äußeren Umgebung aus, die ihm die beſten dünkten, aber jeder gerieth doch, wie ſein Muſter ſelbſt ſchon und jede folgende Generation vor ihnen, immer tiefer in die Verſtrickungen der wirklichen Sprache hinein. Das Gegengewicht, welches die Tradition gewiſſer Regeln doch immer nur einer beſchränkten Anzahl von Schreibern, vorzugsweiſe den berufsmäßigen und dieſen nicht allgemein bot, reichte nicht hin, um die viel größere Schwierigkeit der natürlichen

Einflüſſe des Ortes und der Umgebung zu paralyſiren, höchſtens nur ſie einigermaßen zu beſchränken. Denn die Mehrzahl derer, die literariſche Productionen in die deutſche Welt ſandten, welche von Andern jetzt auch nicht mehr wie ſonſt vorleſen gehört, ſondern recht eigentlich geleſen werden ſollten, ſtand doch außerhalb der als eine Art von Zunftgeheimniß überlieferten Regeln der Technik des Schreibegewerbes, mit denen das, was begreiflich gar nicht dazu gehört, jene ſtiliſtiſchen und linguiſtiſchen Traditionen thatſächlich untrennbar verbunden waren. Gerade ſolche auf ſich ſelbſt angewieſene Schriftſteller gewannen aber durch ihr Talent und durch die richtige Wahl ihrer Stoffe die größte Leſerzahl und in Folge deſſen auch mittelbar wieder den größten Einfluß auf die weitere Geſtaltung der Sprache. Fielen ihre Bücher der zunftmäßigen Schreiberei oder den Schreiberwerkſtätten in die Hände, ſo mußten ſie ſich ſo gut wie alle andern viele von jenen formalen Umänderungen gefallen laſſen, die gerade hier oder dort Mode waren, wie wir ſagen würden oder wie die betreffenden Menſchen ſelbſt es anſahen, die allein richtigen ſein ſollten. Die jetzt immer häufigeren Verwahrungen des Autors gegen ſolche Verunſtaltungen ſeiner mühſamen Arbeit halfen natürlich nichts. Aber doch blieb trotz der größten und durch keine innere Schranke des Stils und Sprachgefühls gebändigten Willkür der Schreiber noch immer genug von der Eigenart des Originals übrig, das dann in ſeiner barocken Vermiſchung mit ſolchen willkürlichen Zuthaten wieder zu einem Muſter neben manchem andern oft von ganz anderer Individualität für ſpätere Schreiber und Schriftſteller wurde.

Schon aus dem bisher Geſagten läßt ſich abnehmen, in wie weit als ein Hauptcharacterzug dieſer Sprachperiode das Hervorbrechen der Mundarten in der Schriftſprache gelten

kann. Dem Mittelhochdeutschen auf seiner Höhe gegenüber unbedingt; denn alle die Ingredienzien, welche die spätere Sprachfärbung hervorgebracht haben, sind entweder unmittelbar aus den Mundarten geflossen oder durch sie vermittelt. Aber so wenig wie die althochdeutsche Schriftsprache nur ein Abklatsch der althochdeutschen Mundarten heißen darf, obgleich alle ihre Denkmäler mundartlich gefärbt sind, so wenig auch die Schriftsprache seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. Eigentlich geschieht auch jetzt nichts Anderes als was selbst während der feinsten Ausfeilung des Mittelhochdeutschen doch immer geschehen war: auch damals ist eine leise mundartliche Lasur auch da gewiß vorhanden gewesen, wo unsere stumpferen Augen sie nicht wahrnehmen; stärkere Uebergänge desselben Farbstoffes entdeckt man aber deutlich genug und zwar wieder in allen denkbaren Scalen in einer fast unübersehbaren Masse von literarischen Erzeugnissen, deren Verfasser auch als Zeitgenossen Hartmanns, Gottfrids oder Rudolfs von Ems es doch nicht so weit in der Kunst brachten wie sie. Wo wir z. B. die so zahlreiche geistliche Literatur, die Legende, nicht von ritterlichen sondern von geistlichen Dichtern gepflegt sehen, wo fahrende Leute aus dem eigentlichen Volke und zunächst für dasselbe dichteten, da ist überall die Mundart das Element, was den Sprachformen ihre relativ rohere d. h. naivere Gestalt giebt, auch da, wo diese Mundart vielleicht mehr nur als verborgenes Ferment wirkt und sich nicht als bestimmt gefärbte Kruste erkennen läßt.

Genau derselbe Zustand setzt sich auch jetzt nur immer vergröbert fort. Wie einst jeder, auch wenn er noch so wenig Technik und Kunstübung mitbrachte, falls er überhaupt sich berufen glaubte Verse zu machen, sie so gut machen wollte wie die besten, die er kannte, oder, was dasselbe heißt,

wie er so richtig und gebildet die Sprache zu handhaben befliſſen war, wie es die größten Muſter, die er kannte, gethan, ſo wollte auch jetzt jeder, der ſchrieb, es den beſten Vorbildern gleich thun. In wie fern dieſe ſelbſt muſtergültig waren, darüber entſchied bei dem gänzlichen Fehlen jedes objectiven Sprach- und Kunſtcanons nur das ſubjective Gefühl des Nachahmers oder ſpäteren Schreibers. Aber ſtand ſeine Sprache auch noch ſo ſehr hinter der früheren zurück, inſofern man dieſe als muſtergültig betrachtet, ſo würde doch kein Späterer dieſe ihm ſelbſt durchaus nicht verborgene Thatſache durch eine Berufung auf das natürliche Recht ſeiner Mundart gerechtfertigt haben. Nicht immer ohne daß er es bemerkte, immer aber ohne daß er es beabſichtigte, gab ſie ſeiner Sprache ein Gepräge, das dem Schriftſteller und dem Leſer in jedem Falle als ein unſchönes oder, wenn man will, ein ſprachwidriges erſchien. Nirgends gilt, ſoweit der Bereich des Hochdeutſchen ſich ausdehnt, in dieſer Zeit die Mundart für etwas Anderes als für ein Kennzeichen der Unbildung. Auge und Ohr hatten ſich unſtreitig ganz anders dafür geſchärft, als in der Glanzperiode des Mittelhochdeutſchen, wo alle derartigen volksthümlichen Naivetäten ſo tief unterhalb der Höhe der gebildeten Geſellſchaft lagen, daß ſie ſie entweder gar nicht ſah oder nur ironiſch belächelte. Damals wäre eine bei aller Kürze doch ſo treffende Characteriſtik der lebenden Volksſprache in allen möglichen Theilen Deutſchlands, wie ſie der gelehrte Magiſter Hug von Trimberg um das Jahr 1300 in ſeinem Renner giebt, undenkbar geweſen, aber er gab ſie nur um daran zu zeigen, wie man nicht ſchreiben ſolle. Wenn gelegentlich ein Konrad von Megenberg in ſeinem Buch der Natur um die Mitte des 14. Jahrhunderts ſein „mütterliches Deutſch“ von dem unterſcheidet, in welchem er ſein gelehrtes und großangelegtes Werk

verfaßt hat, so ist damit dasselbe gemeint. Oder wenn ungefähr um dieselbe Zeit der unbekannte Uebersetzer der Evangelien, der für den Klausner Matthias von Beheim in Halle sein auch sprachlich sorgfältig geglättetes Werk gearbeitet hat, sein Deutsch als das mittelste Deutsch bezeichnet, so will er damit nichts weiter sagen, als daß man in seiner Heimath, die in der Mitte Deutschlands liegt, so und nicht anders zu schreiben pflegte, wenn man sich Mühe gab gut oder richtig Deutsch zu schreiben. Irgend eine reflectirte Beziehung auf die Mundart und ihr Recht in der Schrift darin zu finden, widerspricht eben so dem Wortlaut der Originalnotiz wie dem allgemeinen Verhältniß von Mundart und Schriftsprache in jener Zeit oder vielmehr dem Bilde, was sich die Literatur der Zeit von diesem Verhältniß construirt hatte und an dem sie in gutem Glauben unwandelbar festhielt. Nichts wäre ungerechtfertigter als der Schluß, daß diesem Unbekannten schon die Einsicht in die specifischen Eigenthümlichkeiten des Mitteldeutschen aufgegangen sei, die wir erst der neuesten Phase unserer germanistischen Sprachforschung verdanken, oder daß er gar die Legitimität dieses Mitteldeutsch als Schriftsprache habe betonen wollen. Wahrscheinlich würde er es als ein schlechtes Compliment empfunden haben, hätte ihn Jemand wegen der kräftigen und entschiedenen mundartlichen Individualität seiner Sprache loben wollen; wie alle andern guten und schlechten Scribenten der Zeit trachtete er nach einem andern Ziele: er wollte es so gut machen, wie die besten, die vor oder neben ihm in deutscher Sprache die Feder führten, er wollte nicht correctes Mitteldeutsch im heutigen Sinne der Wissenschaft, sondern correctes Deutsch schreiben.

Diese oft unbewußten, immer unbeabsichtigten mundartlichen Zuthaten können, wie schon erwähnt, in allen möglichen Mischungsverhältnissen auftreten. Das reine Gold der höfi-

schen Sprache hat oft nur eine ganz kleine Legirung und sein natürlicher Werth ist dadurch kaum vermindert. So in jener weit in's 14. Jahrhundert hinein dauernden, ebenso reichen wie unterhaltenden Nachblüthe der höchsten Kunstleistung der besten Zeit, der poetischen Erzählung, wie sie so häufig in Sammelhandschriften sich findet und durch den Abdruck einiger derselben, z. B. der Coloczaer, des Liederbuchs der Clara Hätzlerin, oder am anschaulichsten wenn auch kritiklos in v. d. Hagens Gesammtabenteuer zugänglich ist. Hier widersteht die Kraft der Tradition ohne Frage am längsten dem zerstörenden oder verunstaltenden Hauche der Zeit, wie in der Technik des Verses, so in der Reinheit der Sprache. Aber nicht bloß hier, sondern auch bei den geistlichen Schriftstellern in Prosa, die gleichsam nachträglich noch den von den Rittern unterlassenen Beweis führen, daß das Mittelhochdeutsche nicht bloß für den Vers, sondern auch für die ungebundene Rede das vollkommenste Organ ist, welches der deutsche Sprachgeist sich irgend wo und irgend wann geschaffen hat. Ein David von Augsburg, ein Bruder Berthold der Franciscaner, dessen welterschütternde Kraft des lebendigen Wortes wir doch immer nur sehr unvollkommen aus den schriftlichen Redactionen seiner Predigten kennen, ein Meister Eckhart, der größte aller deutschen Denker des Mittelalters und so viele andere benannte und unbenannte Standes-, Geistes- und Gesinnungsgenossen haben noch in einer Sprache geschrieben, deren Reize durch die allerdings auch unserem Auge nicht verborgene mundartliche Färbung nicht entstellt, im Gegentheil für unsere Empfindungsweise — ob aber auch für die der eigentlichen Kenner unter ihren Zeitgenossen, ist mehr als fraglich — noch durch diese lebendigere Beseelung individueller Originalität erhöht werden.

Wie hier ein neuer Geist, von dem die ritterliche Welt kaum das erste leise Wehen empfand, die Sprache innerlich zu etwas Neuem umschafft, aber die alten Formen in ihrer zierlichen und geschmeidigen Eleganz schonend erhält, so umgekehrt da, wo der Geist oder vielmehr das Gespenst des ritterlichen Idealismus in der Dichtung in Versen und Prosa noch mitten in der so ganz anders-fühlenden und denkenden Welt sich mit vorsätzlicher und reflectirter Hartnäckigkeit oder auch bloß dem Zuge der alten Gewöhnung folgend krampfhaft zu behaupten versuchte. Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts bricht erst die Fluth jener immer lebloseren Copien der alten Meisterstücke ächt höfischer Epik und in noch stärkerem Schwalle die von ewig sich neu gebärenden Um- und Neudichtungen volksthümlicher Sagenstoffe herein, für welche in der eigentlich classischen Zeit die Nibelungen, Gudrun, und die älteren Gedichte aus dem beliebtesten von allen, aus dem Kreise Dietrichs von Bern den Ausgang und Anhalt boten. Bis tief in's 15. Jahrhundert herab erlahmt diese Reproduction noch immer nicht und der sogenannte Kaspar von der Rhön mit seinem Heldenbuch ist weder der Einzige noch der Letzte, der auf dieser Bahn den Lorbeerkranz erstrebte. Hier verbürgte der Stoff von selbst die Alterthümlichkeit der Sprache, nur in anderer Weise, als wir von unsern modernen Vorstellungen aus im ähnlichen Falle uns gebahren würden. Das Aeußere der Sprache ist hier sehr frühe und sehr gründlich von dem, was man im Gegensatz zu dem Sprachideal der Vergangenheit das Rohe und Gemeine der Zeit zu nennen berechtigt ist, was aber auch von einem freieren Standpunkt aus bedingungsweise diesen Namen verdient, überschwemmt, alles Farbenglanzes und aller Zierlichkeit der Ornamentik beraubt: plumpe mundartliche Subjectivität macht sich überall in jeder Wortform, wie in jedem Verse an

der Stelle breit, wo einst die raffinirteste Objectivität der Alle beherrschenden Kunstregel oder des Kunst- und Stilgefühls allein gegolten hatte. Aber das innere Gefüge der Sprache leidet nicht so stark daran, um nicht noch deutlich genug aus den übereinandergelagerten Schlammschichten der Spätzeit, der Unwissenheit und Tölpelei dieser Versedrechsler oder ihrer Abschreiber herausgeschält werden zu können. Kein draſtischeres Zeugniß dafür als eines aus einer Zeit, in welcher die neue Sprache schon so vollkommen die Oberfläche und die Tiefe der deutschen Literatur beherrschte, daß das Mittelhochdeutsche ihr innerlich und äußerlich ungefähr ebenso ferne entrückt war, wie einem Hartmann die Sprache Notkers. Das Heldenbuch an der Etsch, das Hans Ried in Botzen im Auftrage und auf Kosten des wahren und einzigen Romantikers auf dem Throne der Habsburger, Maximilian I., bis zum Jahre 1515 zusammenschrieb, hat nicht bloß das für unsere Alterthumskunde so große Verdienst sich erworben, die einzige Textesüberlieferung des Erek Hartmanns v. d. Aue, der Gudrun und des Biterolf, alles hervorragende Denkmäler der höchsten Kunstblüthe des Mittelhochdeutschen, der Nachwelt erhalten zu haben, es ist auch trotz allem, was die Ungunst der Zeit und die grobe Mundart des Ortes an der ursprünglichen Schönheit dieser Unica verdorben haben mag, immer noch möglich nicht bloß ihres Stoffes, sondern auch ihrer Kunst- und Sprachformen habhaft zu werden. Die moderne wissenschaftliche Kritik hat es gewagt und innerhalb gewisser Grenzen auch geleistet, die Originale selbst in ihrer ganzen Eigenart wiederherzustellen. Sie hätte es nicht unternehmen können, wenn nicht das Meiste von dem, was dem Wörterbuch und der Satzfügung zugehört, sich unter dem Schutte der Spätzeit leidlich ungestört erhalten hätte.

Drittes Capitel.

Die einheitlichen Tendenzen in der Schriftsprache.

Doch würde auf die Dauer der gute Wille oder der gute Glaube der Schriftsteller allein nicht im Stande gewesen sein, dem immer stärkeren Andrang der mundartlichen Elemente auch nur soweit zu widerstehen, wie es im Ganzen und Großen geschehen ist. Denn nach dem, was sich über die Art der literarischen Tradition ergeben hat, mußte diese selbst einen immer schwächeren Halt der Correctheit oder des sprachlichen Gemeingefühls gewähren. Alle elementaren Kräfte der Zeit drängten in wachsender Stärke nach möglichst rückhaltloser Herausgestaltung jeder Art von origineller oder individueller Anlage in den Menschen. Was man als die realistische Richtung der Periode bezeichnet, ist ja im tiefsten Grunde nichts Anderes: der Einzelne will sich immer ungenirter, immer ungehinderter in seiner vollen Eigenart regen, er rüttelt immer stärker an den Schranken der herkömmlichen Autorität, der traditionellen Ordnung der Gesellschaft und der Sitte, um an deren Stelle das Individuum, seine Bedürfnisse und seine Ideale zu setzen. So geartete Menschen konnten, auch wenn sie es wollten, sich immer weniger der Regel oder dem Herkommen im Schreiben fügen. Noch glaubten sie daran, wie an die andern Autoritäten in Staat und Kirche, aber der Glaube war hier wie dort ein todter, eine hohle Formel geworden. Die Praxis widersprach ihm in jedem einzelnen Falle immer herber. So wäre es allerdings denkbar gewesen, daß sich das factisch bestehende Verhältniß umgekehrt hätte, daß die Mundart, und zwar gerade in ihrer derbsten Unmittelbarkeit

äußerlich greifbar, die Schriftſprache oder die ſchriftliche Tradition nicht bloß überwuchert, ſondern ganz ausgefüllt hätte. Daß es nicht geſchah, daß ſie trotz ihrer immer bedrohlicheren Fortſchritte, namentlich in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf Koſten der Ueberreſte des einheitlichen ächten Mittelhochdeutſch doch immer eine bald mehr bald minder anmaßliche Magd blieb und nicht die gebietende Herrin der deutſchen Sprache wurde, dafür ſorgte weniger der Wille und der Verſtand der Menſchen als die natürliche Schwerkraft der Dinge, der nach einheitlicher Zuſammenfaſſung der nationalen Kraft drängende Zug der deutſchen Entwickelung. Aber immer und auf jedem Gebiete des nationalen Daſeins entſchied ſich auch hier der Kampf der trennenden und zuſammenhaltenden Mächte im deutſchen Weſen ohne bewußtes Zuthun der Menſchen oder gegen ihre eigene particulariſtiſche Widerſpenſtigkeit, ſobald eine große weltgeſchichtliche Kriſis eintrat, zu Gunſten der letzteren.

Die Mittel, die hiezu gebraucht wurden, ſind nicht ſo ſehr vom Zufall abhängig, wie es auf den erſten Blick ſcheinen möchte. So lange die einzelnen Mundarten ungefähr mit gleichem Gewicht neben einander ſtanden, war jede gewiſſermaßen in ihrem Rechte, denſelben freien Spielraum für ſich zu fordern wie die andern. Wenn aber eine durch irgend welche Urſachen ein fühlbares Uebergewicht über die andern erhielt, ſanken dieſe von ſelbſt herab zu Abweichungen von der gemeingültigen, d. h. durch die Maſſenhaftigkeit und Breite ihrer Productionen alle andern überflügelnden Sprache, nicht mehr Mundart. Sprache ſchon in dem Sinne, daß ſie nach Maaß und Gewicht eine ſolche Bezeichnung verdiente, noch mehr aber, weil ſie in der That das einigende Princip der früheren Phaſen der deutſchen Sprachgeſtaltung in ſich am correcteſten, jedenfalls viel correcter als eine der andern Mundarten dar-

ſtellte, immer aber in unflectirter Naturwüchſigkeit, nicht in bewußtem Streben nach dieſem der Zeit überhaupt völlig verhüllten und doch ſie inſtinctiv ſo mächtig bewegenden Ziele.

Jenes „Mittelſte Deutſch", das ein Schriftſteller des 14. Jahrhunderts als muſtergültig im Auge hatte, war ſchon damals und wurde noch mehr in der Folgezeit etwas ganz Anderes als die andern deutſchen Mundarten, die ihrem Weſen oder ihrer Geſchichte nach ihm einſt gleichgeordnet oder gleichwerthig, an Bedeutung für die frühere Geſtaltung der hochdeutſchen Sprache ſogar überlegen genannt werden könnten. Die große Coloniſationsarbeit in der Oſthälfte des deutſchen Landes, wo die deutſche Bevölkerung und die deutſche Sprache einſt länger als ein halbes Jahrtauſend einem fremden Volk und einer fremden Sprache hatte weichen müſſen, gab dem Mitteldeutſchen allmählich eine dominirende Stellung unter allen deutſchen Mundarten. Aber die ſprachliche und nationale Wiedereroberung des deutſchen Oſtens war, wie man weiß, keineswegs von Mitteldeutſchland allein ausgegangen. Schon in der Zeit der Karolinger und noch gründlicher unter den Ottonen, hatte man an der mittlern Donau die Grenze des deutſchen Nationalgebiets bis an die Leitha und die Drau vorgeſchoben. Oeſterreich und Steier, ſelbſt ein Theil von Kärnthen waren nicht „germaniſirt", ſondern gründlich beſiedelt von Deutſchen und zu deutſchen Ländern geworden, ehe es noch an den andern Stellen der Oſtgrenze der deutſchen Nationalität gelang auf ſlaviſchem Boden dauernde Eroberungen zu machen. Oberdeutſchland ſtellte an der Donau die Mehrzahl der deutſchen Einwanderung, Baiern, als Grenznachbarn, oberdeutſche Franken — daneben verſchwindende Bruchtheile anderer deutſchen Stämme. Dem entſprechend wuchſen hier auch nur entſchieden oberdeutſche Mundarten hervor, jede,

sobald man sie urkundlich verfolgen kann, in kräftiger Individualisirung. Auf diesen oberdeutschen, dem bairischen nächst verwandten und doch wieder so eigenartig disponirten Boden konnte die einheitliche Sprache der höfischen Bildung mit ihrem wesentlich oberdeutschen Colorite eine bevorzugte Heimstätte finden und es war nicht bloß die fürstliche Munificenz und ritterliche Glorie der babenberger herzoglichen Markgrafen, oder der Weltverkehr auf der größten deutschen Weltstraße, der einst Wien zum Brennpunkt der höfischen Kunst und der ritterlichen Dichtung machte. —

Daß die schmale Leitha dem Strom der deutschen Colonisation nicht Halt gebot, war natürlich. Als Ungarn christlich und ein Glied der idealen Staatseinheit der abendländischen Welt, des römisch-deutschen Kaiserreiches wurde, schlug auch dahin längs der Donau mehr als eine Welle aus dem deutschen Oesterreich und den übrigen deutschen Landschaften bis zu der Mündung des Rheins. Waren es doch Leute von den Ufern der Schelde „Flandrenses", die König Geisa von Ungarn in dem wüsten Lande, wo jetzt die deutsche Hauptstadt Siebenbürgens, Hermannstadt, sich erhebt, ansiedelte und ebenso ist das Stammeselement der ungefähr gleichzeitig beginnenden deutschen Colonisation in den ungarischen Karpathen ursprünglich von überwiegend niederdeutsch-fränkischer Farbe. Doch in den Städtegründungen und ländlichen Ansiedelungen, in welchen unser Volk damals das Gewebe europäischer oder menschlicher Cultur auf dem starren Boden der asiatischen Barbarei Ungarns begann, gab das oberdeutsche, das österreichische Volksthum und dem entsprechend auch die oberdeutsche Sprache den Zettel, alles andere Deutsche den Einschlag.

Als hier im Südosten die Donau beinahe schon so weit wie in den Tagen des großen Theodorich wieder ein deutscher

Strom geworden war, begann erst die Arbeit an der Elbe. Sie hat, auf die alten karolingischen und noch mehr auf die ottonischen Marken gestützt, innerhalb zweier Jahrhunderte, von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14., noch viel größere Gebiete als dort an der Donau zurückerobert und zwar zu dauerndem Besitz für unser Volk und unsere Sprache. Ihre einzelnen Geschicke berühren wir hier nicht: für unsern nächsten Zweck kommt es nur darauf an, daß auf diesem ganzen großen Ostabschnitte des deutschen Tieflandes, sowie in den dazu gehörigen Stufenländern, Böhmen, Meißen, Lausitz und Schlesien, die Mundart der deutschen Einwanderung, soweit man sie urkundlich verfolgen kann, immer nur einen und denselben mitteldeutschen Typus zeigt. Die localen Unterschiede des Bodens, der Landesherrschaft, der Grenznachbarschaft, endlich auch der verschiedene Procentsatz in der Zusammensetzung der deutschen Einwanderer selbst haben, wie sich von selbst versteht, von Anfang diese Gemeinsamkeit im Ganzen und Einzelnen individualisirt, aber schwächer als anderswo auf einer gleich großen Fläche deutschen Sprachgebiets trat hier dies Besondere dem Allgemeinen gegenüber. Will man eine örtliche Anlehnung dieser mitteldeutschen Colonisationsmundarten auf dem altdeutschen Boden suchen, so bietet sich zuerst Thüringen, wohin auch alle übrigen Fäden der Cultur, der Gesellschaft, des Verkehrs und der politischen Beziehungen weisen. Aber daß daneben und an einzelnen Stellen, in Schlesien und im nördlichen Böhmen sogar vorwiegend, auch das mundartlich nicht ferne stehende ostfränkische, innerfränkische, mainfränkische Element die Volkssprache färbte, ist gewiß. Alle andern deutschen Zusätze verschwimmen in dieser einen mitteldeutschen Farbe, wie in der Sprache so in der ganzen übrigen Volksart dieser Landschaften.

Damit hatte das eigentliche und centrale Mitteldeutsch „das mittelste" Deutsch, einen Rayon sich zu eigen gemacht, der schon an sich weitläufiger war als ihn irgend eine andere Mundart der Zeit beherrschte. Die einst auf den kleinsten Raum zusammengedrängte war die ausgedehnteste von allen geworden. Aber sie sollte noch größer werden, nicht als Mundart im strengen Wortsinn, aber als mundartliche Basis der Schriftsprache.

Denn wer hier in diesen Colonieländern schrieb, that es gerade so wie in dem Mutterlande im besten Willen und Glauben deutsch zu schreiben, mit Anlehnung an die ihm gerade bekannten Muster. Wir haben schon früher gesehen, daß jenes Thüringen, dessen Wartburg und Neuenburg die Heimathsstätten der größten künstlerischen Genien ihrer Zeit, wie die Burg in Wien gewesen, doch nicht dazu befähigt war, die feinste und geläutertste Vollendung der Kunstsprache zu erzeugen. Allen thüringischen Dichtern auch der besten Zeit ist ihre Heimath an dieser oder jener Spracheigenheit anzusehen, die dem scharfen Ohre der Kenner gewiß nicht wohlthuend klang, obwohl wir heute milder oder ganz anders von unsrem Standpunkt des wissenschaftlich-linguistischen Interesse darüber urtheilen. So waren die nächst erreichbaren Muster und dem zufolge auch die lebendig darauf gegründete Tradition der Sprache hier von einer Beschaffenheit, die einem relativ freieren Walten der Mundart größeren Spielraum öffnete. Aber die Mundart selbst oder die Mundarten waren auf der einen Seite, wie sich gezeigt hat, so an einander geschlossen, auf der andern Seite doch auch wieder durch ihre Vorgeschichte und volksthümliche Unterlage in so enger Fühlung mit der Sprache und Art des deutschen Westens und des nördlichen Abschnittes des inneren Süddeutschlands, daß das Bild der zur schriftlichen

Verwendung gelangenden Sprache bei aller seiner localen Färbung doch in allen wesentlichen und entscheidenden Zügen sich sehr enge, und um so enger, weil es ganz durch natürliche Spannkraft und ohne alle reflectirte Vorsätzlichkeit geschah, an den Mittelburchschnitt des hochdeutschen Sprachwesens der Zeit, an das Mittelhochdeutsche in seiner weitern neuen Fortbildung zu einer volksthümlichen Literatursprache anschloß und dabei doch seine mittelbeutsche Eigenart festhielt.

Die nordöstlichen Landschaften sind bekanntlich ebenso überwiegend von Leuten niederdeutscher, fränkischer, friesischer und sächsischer Herkunft und Sprache bevölkert worden. Bis hinauf an den finnischen Meerbusen sind schon seit dem 12. Jahrhundert einzelne Vorposten geschoben: dazwischen die intensivste und für die Nation bedeutendste aller Colonien, das Ordensland zwischen Weichsel und Memel, Preußen nach den fremdsprachigen älteren aber nicht ältesten Einwohnern genannt. Wenn irgendwo, so ist hier im äußersten Nordosten auf dem Gebiete des deutschen Ordens und seines Filiales, der Schwertbrüder in den jetzt russischen Ostseeprovinzen, eine Amalgamirung der verschiedenartigsten deutschen Stammelemente und zwar schon sehr früh gründlich erfolgt. Der Orden war seiner Verfassung nach deutsch im abstractesten Sinne, factisch aber hatte mittel- und süddeutsches Blut in ihm das Uebergewicht. Dem gegenüber stand die in ihrer Mehrheit, keineswegs ausschließlich niederdeutsche einwandernde Landesbevölkerung und so machte es sich ganz von selbst, daß hier, wenn das Deutsche als Geschäftssprache oder überhaupt als literarische Sprache auftrat, die mittelbeutsche Färbung desselben die Oberhand gewann. Vereinzelte Versuche das Niederdeutsche daneben durchzusetzen haben doch nie rechten Boden gewinnen können. Mittelbeutsch war hier auf einem weiten und ohne

Frage auf dem cultivirtesten Raume, der damals von Deutschen bewohnt wurde, nicht wie an der Saale, der mittlern und obern Elbe und Oder, eine wirklich in der Luft schwebende Schriftsprache.

Es dauerte nicht lange, so machte sie auch nach rückwärts hin Eroberungen. Zwischen der Weichsel oder richtiger zwischen der westlichen Grenze des nur halb germanisirten Pomerellens (Westpreußen) und dem ganzen Lauf der Elbe im eigentlichen Tiefland, also nördlich von Wittenberg, war das Niederdeutsche mit vorherrschend sächsischem Grundton die deutsche Volkssprache, selbst wieder sich rasch individualisirend, wie es die deutsche Art mit sich brachte, aber doch durch die noch stärkeren Bande innerer und äußerer Gleichartigkeit eng an einander gehalten, ähnlich aber noch entschiedener wie jene oben charakterisirten mittelbeutschen Volksmundarten. Aber auch hier wußte sich das Mitteldeutsche neben dem Niederdeutschen in schriftlicher Verwendung einzudrängen, selbstverständlich mit der unbeobachteten Geräuschlosigkeit eines Naturprocesses. Verdrängen ließ sich hier einstweilen das Niederdeutsche auch aus dem literarischen Gebrauch nicht, dazu lagen hier die Verhältnisse für dasselbe doch zu günstig, viel günstiger als im Ordenslande, auch lehnte es sich an den festen Rückhalt der niederdeutsch-sächsischen lebenden und Literatursprache, die auf dem altdeutschen Ufer der Elbe alles beherrschte.

Nachdem sich das Mitteldeutsche in einer, dann in vielen Colonien in die Function einer literarischen Gemeinsprache eingesetzt hatte, griff es noch immer weiter. So weit die Colonisation hauptsächlich des städtebauenden Bürgerstandes über die weiten Räume des polnischen Reiches, ja über dieses hinaus in die russischen Grenzgebiete sich ergoß, überall wurden die Stadtrechte und andere constituirende Urkunden, wenn

deutſch, mitteldeutſch verfaßt. Die lebende deutſche Mundart mochte ſein welche ſie wollte: für die Schrift wurde nur Mitteldeutſch gebraucht und gewiß wirkte dann dieſes Gemeindeutſch der Schrift ſehr oft umbildend auf die Mundart ſelbſt. Oft iſt es nur zu vermuthen, oft und gerade an entſcheidender Stelle urkundlich zu erweiſen. Jene niederdeutſche Coloniſation in den Karpathen und in dem Siebenbürger Alpenlande war aus niederdeutſchem Grundſtoff erwachſen: ſie iſt ſchon im Mittelalter mitteldeutſch umgefärbt und nicht bloß in ihren Urkunden und ſonſtigen geſchriebenen Sprachdenkmälern. Auch die lebende Volksſprache iſt es, wenn auch nur bedingt und zaubernd geworden.

Damit dehnt ſich der Horizont des Mitteldeutſchen geradezu ins Unendliche, wie der der deutſchen Coloniſation im Oſten, für die es noch am Schluſſe des Mittelalters keine Schranke mehr zu geben ſchien.

Aber auch nach anderer Richtung hin hat dies Mitteldeutſch eine begünſtigte Stellung vor allen andern deutſchen Mundarten der Zeit. Im Grunde war ja auch die Volksſprache und, ſoweit ſie in die Schrift eingedrungen, die Schriftſprache von der Werra, der Weſtgrenze des mitteldeutſchen Kernlandes Thüringens, bis zur Maas, der deutſchen Sprachgrenze im Weſten, von Alters her ihr ſo nahe verwandt, daß man ſie trotz aller Blutverſchiedenheit ihrer Träger — hier Thüringer, dort Franken — auch noch Mitteldeutſch nennen darf und wirklich ſo benennt. So exiſtirte hier eine nicht bis zur Gleichförmigkeit, aber bis zu einem hohen Grade von Gleichartigkeit gediehene, von der Natur oder der deutſchen Geſchichte ſelbſt vorbereitete ſprachliche Zuſammengehörigkeit, die mehr als zwei Drittel aller hochdeutſch redenden und ſchreibenden Menſchen umſpannt. Wie ſie ſogar jenſeits der Grenze der

im weiteren Sinne hochdeutschen Mundarten sich festsetzen oder auch in die niederdeutsche Grundfarbe einen fremdartigen Ton bringen konnte, ist schon dargestellt. Daß es ihr nicht vollständig gelang, das selbständige Gebiet des Niederdeutschen noch mehr zu beschränken, oder ganz zu erobern, wenn auch nur einstweilen als eingewanderte Schrift- und Literatursprache, kann in einer Zeit nicht befremden, deren innerster Geisteszug hier wie überall in den Gebilden des nationalen Daseins dahin ging das besondere, das landschaftliche und örtliche über das Allgemein-Deutsch, das Individuum oder die Gruppe über die Zusammengehörigkeit des ganzen Standes oder gar des ganzen Volkes zu erheben. Dieselben Mächte, welche den hochdeutschen Mundarten seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ein so viel derberes und rücksichtsloseres Auftreten in der Schriftsprache verstatteten, haben auch das Niederdeutsche eben so sehr in seinen concreten Mundarten wie als eine ideale sprachliche Gesammtheit fester als je auf seinem geerbten Boden wurzeln lassen.

Damals als das höfische Mittelhochdeutsch wenigstens annähernd in die Stellung einer gemeinhochdeutschen Literatur- und Cultursprache einrückte, war das Niederdeutsche überall auf seinem weiten Gebiete von der äußersten Westgrenze an der Somme bis zu seiner Nord- und Ostgrenze an der Schley und Elbe eine literaturlose Sprache. Die dürftigen Trümmer schriftlicher Aufzeichnungen von rein praktischer Bestimmung ändern an dieser Thatsache so wenig wie die urkundlich nachweisbaren Versuche hier eine wirkliche Literatur in der Volkssprache zu schaffen. Selbst der großartigste von allen, der altsächsische Heliand, war ja spurlos verhallt. Nur an einer Stelle ging es anders. Jener von der Natur so hoch begünstigte, von der Cultur des deutschen Mittelalters so früh mit Vor-

liebe gepflegte Abschnitt des Niederlandes am Rhein zwischen ihm und der Maas, ehe sie sich mit ihm vereinigt, gehörte den Franken und zwar den entschieden niederdeutsch sprechenden bis an die Roer auf dem linken, die Sieg auf dem rechten Rheinufer. Dicht daran lag das größte Culturcentrum des 11. und 12. Jahrhunderts, Cöln, aber der Mundart nach schon mitteldeutsch und insofern dem hochdeutschen Sprach- und Literaturbereich angehörig. Von hier aus pflanzte sich die dort so lebhafte literarische Thätigkeit, die in ganz Deutschland bis zu dem Durchbruch der höfischen Kunst nirgends so reich wie hier entfaltet war, auch in die niederdeutsche Nachbarschaft fort: der Altmeister der höfischen Kunst, der Mundart nach ein niederdeutscher Franke, Heinrich von Veldeke, ist nur dadurch das geworden, was er eigentlich nicht zu werden beabsichtigte, der Vater der mittelhochdeutschen Kunstsprache.

Auch während der Blüthezeit derselben ging hier am Niederrhein das autonome Sprachleben in der Literatur nicht unter, obwohl es begreiflich wenigstens in seiner innern Form und zum Theil auch in Aeußerlichkeiten sich dem specifisch Hochdeutschen näher anschmiegte und auch dann, als überall die Mundarten ihre legitimen Rechte wieder forderten, nie außer Fühlung mit dem stammverwandten Mitteldeutsch nördlich von der Mosel und der Lahn gerieth.

Dagegen schuf dieselbe Geistesbewegung, der die mittelhochdeutsche Literatur- und Schriftsprache ihren plastischen Abschluß verdankte, auf dem nordwestlichen Gebiete der niederdeutschen Mundarten wenigstens etwas Aehnliches und zwar aus derselben Wurzel, wie dort. Heinrich von Veldeke ist nicht bloß der Vater des Mittelhochdeutschen, sondern auch des Mittelniederländischen, so heißt der seit Jacob Grimm allgemein angenommene und recht passende Name der nordwestlichen niederdeutschen

Schriftsprache; auch verdankt sie ihm ihre literarische Geburt. Hier wie dort verschwinden die Vorgänger gegen die glückliche That des vom Schicksal berufenen Meisters. Diese mittelniederländische Literatur und ihre Sprache sind, sobald sie einmal sich auf eigene Füße gestellt hatten, fortan selbständig geblieben. Ihre Geschichte gehört nicht hierher; nur soviel, daß die innere Berührung zwischen der hochdeutschen Schriftsprache und ihr während des ganzen Mittelalters eine sehr vielseitige, aber doch nicht eigentlich eine innige war. Es wäre schwer zu sagen, welche von beiden mehr die Rolle der Geberin oder mehr die der Empfängerin gespielt hat. Unzweifelhaft sind viel zahlreichere mittelniederländische Literaturwerke in Versen, aber auch manche in Prosa auf das hochdeutsche Gebiet, vielleicht auch, wenn man sie genau zählen könnte, mehr mittelniederländische Worte oder französische durch niederländische Vermittlung in die hochdeutsche Schriftsprache, zum Theil auch in die lebende Volkssprache verpflanzt als umgekehrt. Aber zur Entscheidung der Frage über das Abhängigkeitsverhältniß zweier Sprachen reicht das noch lange nicht aus. Auf dem Gebiete, das mehr in der Tiefe liegt, dürfte sich der Thatbestand anders stellen: da ist das Niederländische nicht gerade von der Schriftsprache, aber von den Mundarten mit hochdeutschem Kerne zunächst von den rheinisch-fränkischen sehr stark beeinflußt und diese Einflüsse halten lange Zeit den ganz fremdartigen, aber doch durch den Gang der Geschichte hier so mächtig beförderten des französischen Sprachelements ungefähr die Wage.

Was dem mittelniederländischen und dem westlichen Abschnitt des niederdeutschen Land-, Volk- und Sprachgebietes gelang, das setzte auch das Sächsische, wie man es ethnographisch heißen kann, das eigentliche Niederdeutsch des gewöhn-

lichen Sprachgebrauchs, oder nach J. Grimms Bezeichnung das Mittelniederdeutsch, in dem Lande zwischen Rhein und Elbe durch.

Während der Blüthe des Mittelhochdeutschen schwankte hier der Kampf zwischen der Zähigkeit der einheimischen Mundarten und dem Uebergewicht von Bildung und Geist, das dem Mittelhochdeutschen nicht bloß nach unserem heutigen Urtheil, sondern auch nach dem Instincte oder dem Gefühl der fortgeschrittenen Theile der Nation zukam. Niederdeutsche versuchten so gut wie geborene Hochdeutsche die höfische Sprache zu schreiben und gewiß auch zu reden. Daß es nur annähernd gelang, nimmt nicht Wunder. Aber ebenso begreiflich ist es, daß man es sich auch bequemer machte und so schrieb und sprach, wie es in dem Heimathslande üblich war. Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts ist eine respectable niederdeutsche Literatur erwachsen. Sie erfaßt den Geist der Zukunft gleichsam im voraus, indem sie sich der Prosa mit Vorliebe und mit großem Talente zuwandte. Was der Sachsenspiegel und die Repgow'sche Chronik damals schon im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts erreichten, das wurde der hochdeutschen Sprache erst ein volles Menschenalter später möglich, als die ersten großen geistlichen Volksschriftsteller erstanden.

Die Geschichte der mittelniederdeutschen Sprache als Schriftsprache reicht ebenso wie die der mittelniederländischen Schwester über die Grenzen unserer Aufgabe. Nur ihre allgemeinsten Beziehungen zu dem Hochdeutschem des späteren Mittelalters müssen berührt werden. Im 14. und 15. Jahrhundert konnte sie sich ihm nicht an Zahl der Literaturproducte, aber an innerer und äußerer Vielgestaltigkeit derselben völlig ebenbürtig an die Seite stellen. Hier wie dort bildete sich auf der Basis der lebendigen Mundarten von selbst doch eine gewisse einheitliche Gleichartigkeit der literarischen Form der

Sprache: Boden- und Volksart rückten hier in Niederdeutschland von selbst alles näher an, einander und glätteten die Ecken des Besonderen und Localen viel mehr als in Oberdeutschland mit seiner schroffen Individualisirung.

Das Niederdeutsche war neben dem Hochdeutschen erwachsen, die äußere und innere Geschichte hielt es fest bei ihm, obwohl Niederdeutschland in der großen Politik, wenn man für diese Zeit von einer solchen sprechen darf, seit Rudolf seine eigenen Wege ging, unbekümmert und unbeirrt von dem was im Süden geschah. Aber die große Politik war dasjenige, was damals am wenigsten geistig und leiblich den Einzelnen oder eine Gesammtheit von Einzelnen umgestaltete oder beherrschte. Unendlich kräftiger griff z. B. der materielle Verkehr ein, selbst in das Innere der Menschen, anderer feinerer und eben deshalb noch stärkerer Kräfte der zeitgenössischen Bildung gar nicht zu gedenken. Der sprachliche Zusammenhang wurde durch das Mitteldeutsche nicht bloß äußerlich hergestellt; dieses, zwar hochdeutsch in seinem Kerne, war doch von jeher oft unmerklich in das Niederdeutsche übergegangen oder diesem und umgekehrt dieses ihm innerlich und äußerlich so nahe gestellt, daß damals noch mehr wie heute eine scharfe Scheidung der hieher oder dorthin gehörenden Volksmundarten an vielen Stellen des langen Grenzzugs unmöglich gewesen wäre.

Was zwischen Mittelniederländisch und Hochdeutsch fraglich ist, wer mehr gegeben oder empfangen hat, kann es hier nicht sein. Das Niederdeutsche hat sich niemals, auch in seiner relativ höchsten literarischen Blüthezeit, Ende des 15. Jahrhunderts, der Führung und Suprematie des hochdeutschen Sprachgeistes entwunden. Was es und zwar sehr sichtbar vom Mittelniederländischen in sich aufnahm, dem es ja auch das Original seiner größten literarischen That, des Reineke Vos,

verdankt, ist doch geringfügig im Vergleich mit dem allseitigen, fortwährenden Einströmen hochdeutschen Sprachgeistes und Sprachstoffes. Umgekehrt hat auch das Mitteldeutsche, und durch dasselbe das Hochdeutsche in immer schwächeren Wellenringen von der niederdeutschen Seite her sich manches, doch nur mehr äußerlich angeeignet, nur muß man davon die uralte, nie verlöschende Wahlverwandtschaft des mitteldeutsch-hochdeutschen Typus zu dem Niederdeutschen wenigstens begrifflich streng unterscheiden, wenn es auch im concreten Fall oft sehr schwer sein möchte.

Es wäre unbegreiflich, wenn nicht auch das übrige Drittel Deutschlands etwas von dieser Wucht der mitteldeutschen Schriftsprache empfunden hätte. Der Rhein war von jeher die größte natürliche Verkehrsstraße für alle Arten des nationalen Besitzes zwischen Mittel-, resp. Niederdeutschland und Oberdeutschland. Man hat mit Recht bemerkt, wie hier zu aller Zeit trotz und über den localen Eigenthümlichkeiten der selbst wieder mannigfach abgestuften fränkischen und alemannischen Mundarten etwas gemeinsam Rheinisches in der Sprachatmosphäre schwebt. Am Schlusse des Mittelalters sichtbarer wie je. Nur ganz oben in seinem Oberlauf, wo damals die eben sich vollziehende politische Abtrennung der hochalemannischen, südrheinischen Landschaften, der oberländischen Eidgenossenschaft, jeder Art von particularistischer Absonderung Vorschub leistete, vermochte die Sprache sich diesen Einflüssen ganz zu verschließen, aber nicht im Elsaß, in Straßburg, selbst nicht einmal in Basel, an der großen Pforte des Oberrheins. Von den innern oberdeutschen Landschaften verhielten sich aus andern Ursachen ebenfalls fast ganz ablehnend Schwaben und Baiern, während das innere Franken schon von selbst jenen Einflüssen offen stand.

Im Südosten, in der deutschen Colonie an der Donau,

ging die Volksſprache ihren oberdeutſchen Weg und die Literatur ſchloß ſich ihr enger als anderwärts an. Das reine Mittelhochdeutſch, hier einſt vorzugsweiſe gepflegt, iſt hier mit am erſten aus der Schriftſprache verdrängt, obwohl die natürlichen Bande der Zuſammengehörigkeit der Mundart in ihrer innern Conſtruction ſelbſtverſtändlich ein, wenn man es ſo nennen will, ſpecifiſcher mittelhochdeutſches Gepräge geben als etwa der thüringiſchen oder heſſiſchen.

Aber gerade hier in Oeſterreich vollzog ſich von unſcheinbaren Anfängen eine weitere Phaſe des vom Mittelbeutſchen eingeleiteten neuen Amalgamationsproceſſes der hochdeutſchen Schriftſprache. Oeſterreich war ſeit der definitiven Beſetzung des Stuhles Karls des Großen durch die Habsburger, ſeit 1438 das Centrum des deutſchen Staatslebens, inſofern man mit Hintanſetzung aller modernen Vorſtellungen von einem ſolchen damals reden kann. Jedenfalls war es lebenskräftig genug, um in dem ſchon damals mächtig hereinbrechenden papiernen Zeitalter eine erfreuliche Thätigkeit in der Schreibſtube oder, wie ſie vornehmer hieß, Kanzlei zu entfalten. Dem entſprach nicht ganz eine gleiche, aber doch eine annähernde Regſamkeit in allen gleichen, wie Pilze hervorſchießenden Localitäten anderer deutſcher Staaten oder richtiger fürſtlicher, ſtädtiſcher, ſogar ritterlicher legitimer Atome des zerfahrenen oder noch nicht gefundenen deutſchen Staatsbegriffes. In der kaiſerlichen Kanzlei bildete ſich, vielleicht ſehr bald und hier zuerſt mit einer Reflexion, die freilich ſehr nahe lag, ein gewiſſes Beſtreben in den hier concipirten und in aller Herren Länder beſtimmten deutſchen Schriftſtücken eine Sprachform zu finden, die nicht bloß allgemein verſtändlich, ſondern auch, wie wir uns ausdrücken würden, auf der Höhe der Zeitbildung oder des Zeitgeſchmackes ſtehen ſollte. Die Baſis war gegeben: es war die

natürliche der an Ort und Stelle herrschenden Schriftsprache und damit eine oberdeutsch-mundartliche Färbung. Aber allerlei Ingredienzien offenbar mitteldeutschen Ursprungs mischten sich darein, die hier, wo das Mitteldeutsche aus den südöstlichen und nordöstlichen Colonien, insbesondere von Böhmen her, soweit es sich da seit 1410 vor dem anmaßlichen Tschechenthume halten konnte, gleichsam leiblich hereinragte, leichter als etwa in Baiern oder in Tirol oder in der Schweiz zu finden waren. Hütet man sich auch dem Einfluß dieser kaiserlichen Kanzleisprache eine Art mystischer Zauberkraft für das Einigungswerk der deutschen Schriftsprache ihrer Zeit zuzudecretiren, so darf man doch mit Nachdruck geltend machen, daß sie in ihrer, durch das Leben bewirkten allseitigen Verbreitung an unzähligen Orten regster literarischer oder auch nur Schreibethätigkeit von selbst, schon durch das Relief ihrer Herkunft, ein gewisses Vorurtheil der Mustergültigkeit sich erwarb und sich darum namentlich da rasch einbürgerte, wo die fortgeschrittene Vielseitigkeit des Verkehrs, die Höhe der materiellen Cultur, die natürliche Weichheit der Volksart, und nicht am wenigsten eine gewisse, in der Mundart selbst begründete Verwandtschaft, die keineswegs eine durchgreifende oder gar für unsere Augen genetische zu sein brauchte, ihr die Einbürgerung erleichterten. Daher hat sie in den mitteldeutschen Colonien, in den Stufenländern längs des großen mitteldeutschen und ostdeutschen Gebirgsgrates, in Böhmen, Schlesien, Lausitz, Meißen, ja selbst in Thüringen eher und entschiedener Eroberungen gemacht als am Rhein, in Baiern und Schwaben, obgleich auch hier ihr Einfluß zunächst in dem engeren Kreise, auf welchen sie durch ihre rein geschäftliche Tendenz angewiesen war, nicht spurlos vorüberging. Noch völlig unberührt aber blieb der südwestliche, zur Eidgenossenschaft gehörige Winkel, auch von diesem einheitlichen

Zuge. Dies oberländiſche Separatbewußtſein hat denn auch ſchon um 1470 in Niclas von Wyle, einem geborenen Aargauer, dem Prototyp der jetzt aufkommenden neolateiniſch gebildeten Literaten und Geſchäftsmänner, und inſofern Schreiber im eminenten Sinne, ſeinen reflectirten Ausdruck gefunden. Er hält ſtreng an „unsers landes tütsche“, wie man bisher gewohnt geweſen zu reden und noch viel ſtrenger, wie man bisher gewohnt geweſen zu ſchreiben. Schon daß jetzt ſchwäbiſche Schreiber ſich unterfangen ei für ai zu ſchreiben, erſcheint ihm als ein „grosse unnütze endrung unsers gezüngs, obwohl die Ausſprache nichts davon empfand, „dar mit wir loblich gesündert waren von den gezüngen aller umbgelegenen landen.“ Schwaben ſelbſt konnte ſich, das bezeugt ſelbſt dieſer hartköpfige Verfechter der berechtigten Eigenthümlichkeiten d. h. des grillenhaften Eigenſinns in der Sprache, dem nivellirenden Strome der Zeit nicht entziehen. Er ſelbſt aber, obgleich er in ſeiner noch entſchiedener oberdeutſch gefärbten Heimath eine andere Schreibweiſe gelernt und in ſeiner ſpäteren Heimath Schwaben erſt wieder hatte umlernen müſſen — zu Hauſe war ſeine Feder an jenes verpönte ei gewöhnt, weil daneben î nach mhd. Art geſchrieben und geſprochen wurde — machte ſich doch aus Princip zum Ritter einer verlorenen Sache, bloß weil ſie die des Particularismus war. Deutlich bezeichnet er die Schreiber in den fürſtlichen und in ihrem Gefolge die in den ſtädtiſchen Kanzleien als die Verbreiter dieſer ihm ſo widerwärtigen Neuerungen. Hinter dieſen aber ſtand die kaiſerliche Kanzlei und ihre Schreibgewohnheiten. Die eigentliche Literatur aber nahm noch am Schluſſe dieſer Periode keine bewußte Notiz davon und was zufällig doch in ſie von dorther tranſpirirte, entzieht ſich zuerſt dem mit der erforderlichen Nüchternheit forſchenden und urtheilenden Blick der Gegenwart.

Viertes Capitel.

Die Leistungsfähigkeit der hochdeutschen Schriftsprache am Ende des Mittelalters.

Auf solche Art blieb nicht durch das bewußte Handeln eines Menschen oder einer Anzahl von Menschen, sondern durch die Schwerkraft der natürlichen Verhältnisse die hochd. Schriftsprache vor einer drohenden Zersplitterung auch in der so ganz von individualisirenden Tendenzen durchzogenen Schlußperiode des Mittelalters bewahrt, ähnlich wie sie im Beginne ihrer geschichtlichen Laufbahn, zur Zeit der Karolinger, einem solchen Schicksal entgangen war. Ist es auch nur dann erlaubt sie mit dem Namen einer einheitlichen Sprache zu bezeichnen, wenn man sich aller modernen damit verknüpften Vorstellungen entäußert, so war sie es doch, nur in anderer Weise, auf anderen Grundlagen und in einem andern Verhältniß zu den von ihr erfaßten Stoffen und Menschen, ebenso sehr geworden, wie das Mittelhochdeutsche auf der Höhe seiner Entwickelung und jedenfalls viel durchgreifender, als es von dem Althochdeutschen in irgend einer seiner Phasen gilt.

Denn was ihr an äußerer Geschlossenheit fehlte, das ersetzte sie durch andere Eigenschaften, die keine der früheren Sprachgestaltungen besessen hatte. Sie übertraf das Mittelhochdeutsche und noch mehr das Althochdeutsche durch ihre allseitige Einbürgerung in allen Schichten der deutschen Nation, soweit sie hochdeutsche, ober- und mitteldeutsche Mundarten redeten, vielleicht noch mehr oder folgenreicher durch den unvergleichlich größeren Kreis von Aufgaben, denen sie sich gewachsen zeigte oder wenigstens gewachsen zu sein glaubte.

Das Althochdeutsche gehörte den Geistlichen, das Mittelhochdeutsche den Rittern: diese Sprache aber der ganzen Nation.

Denn thatsächlich giebt es keinen Stand von den höchsten Spitzen der Gesellschaft bis zu ihrer untersten Tiefe, der jetzt nicht bloß zufällig einmal, sondern in feststehender und als selbstverständlich geltender Sitte sein Contingent zu der deutschen Literatur gestellt hätte. War auch die äußerste Höhe und die äußerste Tiefe am wenigsten vertreten, so war sie doch nicht ausgeschlossen. Muß man auch dieser Literatur mehr als irgend einer andern die Bezeichnung „bürgerlich" schon wegen der Herkunft der großen Mehrzahl ihrer Vertreter geben, so darf man doch nicht vergessen, daß an vielen fürstlichen Höfen und auf vielen Burgen, von Rittern und fürstlichen Frauen — die Fürsten selbst waren zu vornehm und zu roh dafür geworden — noch immer gedichtet, übersetzt, geschrieben wurde, wie einst zur Zeit der Staufer. Daß es nicht so kunstgerecht geschah wie einst, auch nicht so allgemein, ist wahr, aber es geschah doch und wurde noch immer als ein, wenn auch nur selten erfülltes Gebot der feinen Bildung und der bevorzugten Lebensstellung festgehalten. In der Tiefe aber betheiligte sich der Bauernstand als solcher, so weit er in seiner naiven Beschlossenheit noch fortlebte, begreiflich nicht an der Literatur in der Art, wie sie damals zu sein pflegte. Aber wie sich gerade hier die eigentlich volksthümliche Tradition in Schwank, Sage und Lied am frischesten erhielt, so strömte auch von den oberen Ständen her sehr vieles, was dort die Literatur erzeugte, in ihn wieder zurück, um sich dort mit seinem eigenwüchsigen Gute zu vermischen und dann wieder von neuem innerlich und äußerlich umgeboren den Kreislauf nach oben und in die eigentliche Literatur zu beginnen. Der Mittelstand dagegen, selbst wieder eine fast unübersehbare Welt lebendig individualisirter Gruppen, ist überall, wo man nur hintastet, auf gleiche Weise productiv und während sonst in allen Dingen,

die die gesellschaftliche Stellung der einzelnen Menschen ihr Verhältniß zu dem Gemeinwesen und zu ihrer Umgebung angehen, wieder die schroffsten Unterschiede und Gegensätze den nur begrifflich als Einheit vorhandenen Kern der Nation zerspalteten — in der activen und passiven Theilnahme an der Literatur sind der reiche Großhändler und der arme Webergeselle dieselben Menschen. Selbst die stärkste Scheidewand, die es in der mittelalterlichen Gesellschaft gab, zwischen „den Pfaffen und den Laien", ist jetzt von der Literatur niedergerissen. Wollte man statistische Formeln aufstellen, so würde die Verhältnißzahl der Geistlichen, die jetzt als Schriftsteller in deutscher Sprache thätig sind, wahrscheinlich sehr genau der andern ihres Procentsatzes innerhalb der Gesammtbevölkerung der deutschen Städte entsprechen, denn die Landgeistlichkeit, die mehr und mehr der bäuerlichen Sitte sich fügte, schloß sich auch in ihrer Beziehung zu der literarischen Bewegung der Zeit ihrer natürlichen Umgebung an und stellte nur ausnahmsweise, ganz so wie der Stand aus welchem sie hervorging und in welchen sie wieder zurücksank, einen und den andern schreibelustigen und schreibefertigen Mann.

Die städtische Geistlichkeit dagegen, wozu im weiteren Sinn die so überaus zahlreichen Angehörigen der verschiedenen Orden und der freieren geistlichen Corporationen gehören, wetteiferte nicht bloß in der Zahl der Schriftsteller, die sie hervorbrachte, mit ihrer weltlichen Umgebung, sondern auch darin, und das ist das eigentlich Characteristische, daß sie jedes Gebiet der Stoffe und Darstellungsformen, das dieser Zeit überhaupt zugänglich war, wie ihr rechtmäßiges Eigenthum mit vollem Selbstvertrauen, ohne alle Spur von Scheu betrat. Noch in der mittelhochdeutschen Zeit fiel es doch sehr auf, daß ein Abt von St. Gallen Liebeslust und Liebesleid in Tageliedern so

ſchön wie der feurigſte Minneſänger geſungen hatte: jetzt hätte von Standeswegen Niemand daran und an noch viel bedenklicheren Dingen Anſtoß genommen. Umgekehrt giebt es auch in dieſer Literatur kein dem geiſtlichen Stande vorbehaltenes Gebiet. Nicht bloß die mit verſchwindenden Ausnahmen nur aus Laien beſtehenden Mitglieder der ſtädtiſchen Singſchulen behandelten mit Vorliebe und ſtatutenmäßiger Bevorzugung eigentlich geiſtliche Stoffe, ſondern auch andere fürſtliche, adelige und bürgerliche Schriftſteller haben alle möglichen kirchlichen oder geiſtlichen Gegenſtände in allen möglichen Formen, Verſen und Proſa als ihr legitimes Eigenthum an ſich gezogen.

Niemals hat unſere Literatur ſich ſo gleichförmig durch alle Theile Deutſchlands verbreitet. Sie hat dabei ſogar die natürlichen Grenzen der hochdeutſchen oder mittelbeutſchen Mundarten weit überſchritten, wie ſchon gezeigt wurde. Es wäre ſchwer zu berechnen, in welcher deutſchen Landſchaft im fünfzehnten oder im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts am meiſten geleſen oder ſchriftſtelleriſch producirt wurde. Beſchränkt man den Blick nur auf einzelne Städte, ſo iſt es leicht, gewiſſe literariſche Mittelpunkte herauszufinden, aber es gab in jedem natürlich und geſchichtlich geſchloſſenen oder individuellen Abſchnitte des ganzen deutſchen Landes mindeſtens einen ſolchen Brennpunkt des literariſchen Verkehrs neben ſehr vielen andern beſcheideneren. Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Wien, Köln, Zürich, Baſel, Bern, Mainz, Frankfurt, Erfurt, — wer könnte ſie alle zählen oder nur das Maß ihrer relativen Productionskraft beſtimmen? Vorübergehende und zufällige Verhältniſſe mögen wohl einmal die einzelnen Factoren anders ſtellen. Die Summe, auf die es hier allein ankommt, bleibt doch dieſelbe. Nicht bloß verglichen mit der althochdeutſchen

Periode war ein totaler Umschwung eingetreten. Auch im Vergleich mit der lebhaftesten und allseitigsten Entfaltung der mittelhochdeutschen Literatur hat die der folgenden Jahrhunderte eine viel gleichförmigere Dichtigkeit ihrer Verbreitung gewonnen. Sie ist auch im realsten Sinne in allen Winkeln und Falten des deutschen Bodens ansäßig geworden, und löst ihre Aufgabe, eine wirkliche Volksliteratur zu sein, auch von dieser Seite her viel gründlicher und gewissenhafter als irgend eine ihrer früheren und, setzen wir hinzu, eine ihrer späteren Phasen bis auf den heutigen Tag.

Diese Literatur verstand es auch den Kreis der ihr zugänglichen Stoffe und Formen bis an die äußersten Grenzen der durch die damaligen allgemeinen Culturbedingungen gegebenen Möglichkeit zu erweitern. Denn daß die strenge Wissenschaft ihr lateinisches Gewand mit einem nationalen vertauschen sollte, war eine Forderung, die damals noch nirgends erhoben wurde und auch nach dem Wesen der damaligen Wissenschaft nirgends erhoben werden konnte, nicht einmal von der gebildetsten unter den Nationalsprachen jener Zeit, der italienischen. Eine solche Forderung war den Universitäten des 14. und 15. Jahrhunderts gegenüber ebenso undenkbar, wie den Kloster- und Stiftsschulen des 9. und 10. Aber alles Andere, was nicht der strengen Wissenschaft angehörte oder was nicht ein unverrückbares kirchliches Herkommen der kirchlichen Sprache vorbehielt, zog die deutsche Sprache dieser Zeit in ihren Bereich. Wie gut oder wie schlecht sie in jedem einzelnen Falle ihrer Aufgabe gerecht wurde, ist gleichgültig, weil es nur unser subjectiv-modernes Urtheil angeht. Für die Zeit selbst war sie dazu befähigt, weil sie dafür gehalten wurde.

Das Mittelhochdeutsche war die Sprache der Poesie, das Althochdeutsche die der Prosa gewesen: diese Sprache handhabte

die eine wie die andere Darstellungsform mit derselben ungehemmten Geläufigkeit und behaglichster Selbstzufriedenheit, in welche nur selten der Schatten eines wirklichen Zweifels fiel. Denn daß die Meistersinger pietätsvoll ihre zwölf großen Meister als unübertroffene Vorbilder ihrer Kunst priesen, war doch nur eine Phrase, die sie nicht in ihrer Selbstbewunderung störte, sondern sie nur sich und den Andern erträglich machte und daß wir alle Verse dieser Zeit, vielleicht mit Ausnahme des ganz naturwüchsigen Volksliedes, das gar keine gelehrten Traditionen kannte, für sehr roh, wenn auch nicht alle für sehr schlecht halten, macht zwar unserem Geschmack Ehre, entspricht aber keineswegs dem Urtheil und der Empfindung der Zeit selbst. Thatsächlich bestanden ja noch alle die kunstreichsten poetischen Formen der kunstreichsten Meister von ehemals, ja sie waren durch die Meistersinger und was sich an ihre Art anschloß, noch in allen Stücken überboten. Auch verstand man jetzt nicht bloß, wie einst, alle möglichen Stoffe ernsten oder schnurrigen Inhalts, weltlicher oder geistlicher Geschichte, Sage und Legende, das was ein Epos hätte füllen können, ebenso handfertig wie die kürzeste Anecdote oder Fabel in deutschen Versen zu eigener und aller Leser vollständigster Befriedigung vorzubringen. Dazu hatte man sich in dem Drama aller möglichen Gattungen, wenn auch mit Vorliebe in dem religiösen und in dem burlesken ein grenzenloses Gebiet erobert, das die deutsche Sprache noch im 13. Jahrhunderte kaum zu betreten wagte. Der lehrhaften Dichtung vollends, wenn man sie wegen ihrer Reime so heißen darf, war nichts mehr im Himmel und auf Erden unzugänglich, wenn es nur irgend zum Entfalten oder Auskramen des gesammten populären Wissensvorraths oder zur breitesten Reflexion über die sittlichen Beziehungen, welche die Welt und die Menschen zusammenhalten sollen, Gelegenheit bot.

Genau alles dieſes, aber ihrer Beſchaffenheit nach außer dieſem noch viel Anderes traute ſich die Proſa zu. Es war nicht mehr die innere Eigenart irgend eines Stoffes, die ihm dieſe oder jene Form, Vers oder Proſa, angeſtaltete. Entweder die Gewöhnung der Feder, oder die Rückſicht auf den Wunſch und die Neigung eines Gönners und des nächſten Leſerkreiſes, oder die Mode des Tages, oder die Eitelkeit des Autors, der in dem ſchwierigeren Verſe deſto glänzendere Lorbern verdienen wollte oder beſonders empfindliche Nerven gegen den hier um ſo leichter möglichen Mißerfolg beſaß — ſolche und andere unüberſehbare Zufälligkeiten entſchieden, ob die mühſamere oder die bequemere Form gewählt wurde. Mit Recht ſieht man in dieſem Zuſammenfließen der Grenzen von Proſa und Poeſie, das ſich immer noch mit den barockeſten Verſchnörkelungen der poetiſchen Technik verträgt, eins der Hauptkennzeichen dieſer Periode und zugleich der relativen Unvollkommenheit, die den meiſten Producten der ſogenannten ſchönen Literatur, durchweg aber den poetiſchen anklebt. Die Sprache ſelbſt als Darſtellungsmittel iſt jedoch inſofern nicht ſchlecht dabei gefahren, als ſie, wenn auch noch ſo naturaliſtiſch und ſubjectiv dilettantiſch, ſich doch in alle möglichen Arten des Stils und Ausdrucks hineinfinden lernte und immer gleichſam ihre ganzen Vorrathskammern für jeden, ob Poeten oder Proſaiker, zu öffnen ſich gewöhnte.

Ohne Zweifel hat die Proſa, wo ſie wirklich feſt als ſolche und nicht in rhetoriſcher Verbrämung als Paraphraſe des Verſes einſetzte, das Größte in dieſer Periode geleiſtet. Die Proſa der zahlloſen Volksprediger, Moraliſten und Popularphiloſophen, die gewöhnlich deutſche Myſtiker genannt werden, aber nur ſehr bedingt den zweiten Namen beanſpruchen dürfen, hat nicht bloß an Umfang alle früheren vergleichbaren Lei-

ſtungen in deutſcher Sprache weit hinter ſich zurückgelaſſen. Es iſt ſchon darauf hingewieſen, aus welcher Quelle einſt die unübertroffene Eleganz und Geſchmeidigkeit ihrer Sprache floß. Hat es auch kein Späterer einem Bruder Berthold, einem Meiſter Eckhart, einem Tauler, ſelbſt einem Hermann von Fritzlar ganz gleich gethan in der Kunſt oder natürlichen Genialität des Proſaſtils, ſo ſind doch viele ihnen ſehr nahe gekommen. Die Geſchichtſchreibung in deutſcher Sprache, die populärwiſſenſchaftlichen Darſtellungen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, die faſt unabſehbare Literatur des deutſchen Rechts von jenem immer noch räthſelhaften Spiegel deutſcher Leute an bis zu den ehrenwerthen, wenn auch unpraktiſchen Verſuchen das neuaufkommende römiſche Recht ganz auf dieſelbe Art wie das deutſche in deutſchen Bearbeitungen jedem Geſchäftsmann verſtändlich darzuſtellen — alles dies ſchuf eine maſſenhafte Proſaliteratur. — Daß alles und jedes, es mochte Namen haben wie es wollte, was zu dem eigentlichen Geſchäftsbetrieb in der Stadt und auf dem Lande, vor Gericht und an den Höfen oder bei Landesbehörden, in Handel und Wandel, in Haus, Acker und Garten, kurz in jedem großen und kleinen Kreiſe des factiſchen Lebens gehörte, gleichfalls von der deutſchen Schrift erfaßt, gelegentlich auch Gegenſtand eigentlicher literariſcher Behandlung wurde, verſtand ſich in einer Zeit von ſelbſt, die ſich in ihrer kleinbürgerlichen Nüchternheit immer mehr auf die abſolute Sicherheit des geſchriebenen Wortes verließ. Ebenſo, daß die geſammte Sprache des officiellen Staats- und Rechtsverkehrs ſich allmählich, wenn gleich nicht ſo ſchnell und vollſtändig, wie es möglich geweſen wäre, verdeutſchte. Seit Rudolf von Habsburg verſchwindet ſogar aus den Kaiſerurkunden die gewohnte Staatsſprache der alten Imperatoren mehr und mehr und wenn man auch für den doch

immer sehr dürftigen internationalen Verkehr des Lateinischen nicht entbehren konnte, wenn die Kirche auch für ihre staatsrechtlichen Beziehungen es immer noch gerne festhielt, so verschwanden doch diese vereinzelten Fälle seiner Verwendung in der Masse der deutschen Privat- und Staatsurkunden, Actenstücke, Relationen, Gutachten u. s. w., die jetzt schon zu ganzen Gebirgen von Papier und Pergament anschwollen.

Das Lateinische besaß, wie wir sahen, noch die ganze eigentliche Wissenschaft, ohne daß ihm das Deutsche Concurrenz machte. Daß es daneben auch noch die ganze literarische Sphäre, die es überhaupt irgend einmal eingenommen hatte, dem Deutschen nicht Preis geben wollte, ist dem Selbstbewußtsein und der Lebenskraft des Deutschen erst ganz zuletzt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hinderlich geworden. Nach wie vor schrieben im 13. und 14. Jahrhundert deutsche gelehrte Geistliche, auch wohl einmal gelehrte Laien lateinische Verse nach allen möglichen classischen und unclassischen Mustern, lateinische Chroniken, Tractate philosophischen und moralischen Inhalts, kurz alles Mögliche, wozu jemals diese eigentliche Sprache der höheren Bildung und des schriftgemäßen Ausdrucks in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters gebraucht worden war. Aber es geschah seit dem 13. Jahrhundert immer seltener und was producirt wurde, macht nicht bloß auf uns den Eindruck immer größerer Lebloſigkeit. Wo sich Deutsch und Lateinisch berühren, was doch viel seltener geschah, als man von vorneherein anzunehmen geneigt ist, erscheint das Deutsche selbst dann, wenn es urkundlich ein lateinisches Original der Zeit wiedergiebt, als der eigentlich originale und lebendige Ausdruck des Zeitgeistes, als die wirkliche Sprache, das lateinische Original als ein blutloser Schatten. Nur da ist das Lateinische vollsaftiger, wo es von dem Deutschen umgemodelt,

aus der pseudoclassischen Tradition der Schule gedrängt und barbarisirt wird. Je mehr Küchenlatein, desto frischer, desto mehr lebendiges Sprachgefühl nicht für das Lateinische, das für Jedermann seit einem Jahrtausend begraben war, um nie wieder, oder nur als Gespenst wieder aufzustehen, aber für die Sprache überhaupt. Aber gerade diese Geisterbeschwörung geschah auch in Deutschland, später als in Italien, oder in Frankreich, doch nach deutscher Art mit nachdrücklicher Beharrlichkeit und ehrlicher Ueberzeugungstreue, die wie immer gerade nur das eine, was ihr als Heil erschien, auch für das absolute Heil Aller gelten lassen wollte. Die Geschichte der sogenannten Wiedererweckung der Wissenschaften, der Einbürgerung und Verbreitung der sogenannten humanistischen Richtung und der sie vertretenden neuclassischen oder, wie sie oben richtiger genannt wurde, pseudoclassischen Latinität ist ein Blatt voll der denkwürdigsten Geistesthaten unseres Volkes, aber seiner Literatur und Sprache ist wenigstens damals nicht viel Gutes davon zugewachsen. Einmal wurden eine Menge productiver Kräfte und Talente, die sonst die vaterländische Sprache gebraucht haben würden, nun zu ausschließlich lateinischen Poeten, Rhetoren und Historikern gestempelt. Die wärmste Begeisterung für alle nationalen Interessen hinderte doch einen Celtis, einen Trithemius, einen Pirkheimer, einen Wimpfeling, einen Bebel, ja selbst einen Hutten nicht, das Lateinische als die natürliche Muttersprache jedes Gebildeten allein zu handhaben und wenn einer von ihnen, wie Hutten, doch durch große praktische Interessen gedrungen wird deutsch zu schreiben, da beweist er auf die traurigste Art, daß er und seinesgleichen es nicht verstanden. Aber nicht die Sprache, sondern er selbst ist Schuld, daß seine glänzende und geläufige lateinische Feder nur rohes und stumpfes Deutsch zu schreiben

vermag. Denn neben ihm schrieb schon ein Murner seinen Eulenspiegel, ein Luther seine Vermahnung an den christlichen Adel der deutschen Nation, ein Pauli sein Schimpf und Ernst. Man darf es noch jetzt beklagen, wo doch die alten Wunden längst vernarbt sind, daß solche Kräfte der deutschen Sprache entzogen wurden. Raum genug für ihre Genialität hätte sie ihnen geboten, mehr als die flosculöse Gespreizheit und lügenhafte Unnatur des verwelschten Lateinischen, das sie in gläubiger Begeisterungsseligkeit als ihr Schönheitsideal anbeteten und nachahmten.

Ebenso bedenklich war es aber auch für die deutsche Schriftsprache, daß sie jetzt wo sie zwar noch in voller Naivetät, aber mit dem sichersten Instinct das Ziel, welches sie erstreben sollte, beinahe erreicht hatte, wo sie fast die ganze höhere Sphäre der nationalen Bildung zu bewältigen und zu verarbeiten verstand, durch die erneute Concurrenz mit dem Lateinischen ganz von selbst in eine Art von Unklarheit über sich und ihre Leistungsfähigkeit gerieth. Daß ihr die Fachwissenschaft noch entzogen blieb, hätte nichts geschadet, aber daß jetzt immer mehr Leute sich zu dem Glauben bekehrten, man könne nur auf Lateinisch gute Verse machen, zierliche Briefe schreiben, piquante Anecdoten erzählen, große Haupt- und Staatsactionen darstellen, war sehr gefährlich. Noch gefährlicher aber, daß selbst die, welche der deutschen Sprache treu blieben, mehr und mehr in die bewußte oder unbewußte Abhängigkeit von den so überschwänglich gepriesenen und daher auch gläubig verehrten fremden Mustern geriethen. Je nachdem sie mehr oder minder selbst mit der lateinischen Diction vertraut waren, ließen sie auch in ihr Deutsch dies und jenes lateinische Wort mitunter aus Bequemlichkeit, öfter in reflectirter Vornehmthuerei einfließen und selbst diese handgreifliche, grobe

Sprachmengerei, deren vorlautes und jähes Gebahren sehr wohl von der naiven und insofern bescheidenen Einbürgerung fremden Sprachstoffes zu unterscheiden ist, die stets zwischen verschiedenen Sprachen stattfinden muß, war noch nicht das Schlimmste. Unwillkürlich formirte sich bei den an lateinische Lectüre, zum Theil auch an die angeblich wieder erfundene Kunst der lateinischen Schriftstellerei gewöhnten deutschen Schriftstellern der Geist der Sprache, wie er in ihrem Satzbau und der Gliederung der einzelnen Bestandtheile ihres Ausdruckes lebt, nach dem Muster eines so ganz heterogenen Typus und so war in das stets gesunde, wenn auch oft etwas confuse und rohe Streben der deutschen Sprache am Schlusse des Mittelalters ein Krankheitsstoff hineingetragen, der ihr noch viele Beschwerden bereiten sollte.

Unsere Sprache, das getreue Spiegelbild unserer Literatur, und diese so ganz nicht bloß aus dem Leben heraus- und in das Leben hineingewachsen, sondern gleichsam das Leben selbst in seinen unmittelbaren Pulsschlägen, waren beide völlig demokratisirt oder plebejisch nivellirt und eben damit der Gefahr ausgesetzt, sofort von einem fremden Bildungselement überflügelt zu werden, sobald dieses eine exclusive Superiorität in der Meinung eines Theiles dieser großen gleichartigen Masse zu gewinnen verstand. Von selbst aber lag doch gerade eben in dieser Gleichartigkeit oder Gleichberechtigung der Ansprüche und Leistungsfähigkeit Aller etwas was den Einzelnen dazu trieb, sich davon abzusondern und sich, wenn auch nur aus Eigensinn, auf sich selbst zu stellen. Da bot die humanistische Bildung eine treffliche Handhabe es im großen Maßstabe und auf eine von Allen anerkannte Weise zu thun. Durch sie konnte man damals allein das werden was wir einen gebildeten Mann heißen, gleichfalls ein exclusiver Begriff, ohne den es aber keine

Bildung geben würde. Der Sprache erwuchs aber da derſelbe Schade wie der Kunſt und dem Recht, die auf ſelben Untergrund der plebejiſchen Verſchwommenheit das Bedürfniß nach einer Sammlung und Iſolirung wirklich berufenen Kräfte empfanden und es nicht anders durch rückhaltloſe, man möchte faſt ſagen gedanken- und eh Hingabe an die aus der Fremde importirten Typen zu friedigen wußten.

Zweites Buch.

Erste Abtheilung.

Die hochdeutsche Lautentwickelung.

Bisher haben wir darzustellen versucht, welche geschichtliche Kräfte und Triebfedern die äußere Stellung unserer Sprache seit der Zeit ihrer ersten Handhabung als Schrift- und Literatursprache bedingt und gerichtet haben. Ihr geographisches Vorbereitungsgebiet, ihre Beziehungen zu den Nachbarsprachen und Literaturen, ihre Verwendung zum Gebrauche in den nächsten praktischen Bedürfnissen des Tages und für den Kreis der höheren, idealen oder geistigen Interessen der eigenen Nation, das Hin- und Herwogen vereinigender und auseinandertreibender Strömungen — das und Anderes der Art gehört zu den wesentlichen Zügen des Bildes der äußeren Sprachgeschichte.

Von nun aber handelt es sich darum, diesem seine innere Füllung zu geben. Wir wollen zeigen, wie unter dem Drucke jener geschichtlichen Mächte an dem Leib und an der Seele unserer Sprache jene Umgestaltungen, Weitergestaltungen, Verunstaltungen sich vollzogen haben, die ihr am Ende des 15. Jahrhunderts eine von jeder ihrer früheren, in relativer Originalität und Selbständigkeit herausgetriebenen Erscheinungsformen so abweichende Individualisirung gegeben und doch das Gepräge der Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit zu ihnen

nicht verwischt haben. Wenn wir aber bildlich von einem Leib und einer Seele der Sprache reden, so geschieht es mit demselben Recht wie überall, wo man sich dieser Ausdrücke bedient. Factisch sind beide in ihrer Erscheinung nicht zu trennen, aber unsere Reflexion kann sie aus praktischen Gründen als isolirte Begriffe handhaben, wenn sie nur das wahre Sachverhältniß nicht vergißt.

Die äußere Sprachgeschichte durfte oder mußte von dem Zeitpunkt ausgehen, wo sich an ausreichenden Urkunden die literarische Verwendung unsrer Sprache zuerst nachweisen läßt. Was vor der althochdeutschen Periode liegt, brauchte nur als ergänzende Voraussetzung berührt zu werden. Auch hier wollen wir nicht einen Abriß der inneren Geschichte der ganzen deutschen Sprache geben; wir beschränken uns nach unserer ganzen Aufgabe nur auf die der hochdeutschen Schriftsprache, was in Hinsicht des zu Gebote stehenden Materials mit den Grenzen ihrer äußeren Geschichte zusammenfällt.

Aber die Natur des Gegenstandes verlangt doch hier eine etwas andere Behandlung wie dort, eine etwas häufigere Ueberschreitung dieser Grenzen, wenigstens den Schein als ob es geschähe. Das Wurzelgeflechte der Ereignisse und Zustände, welche die althochdeutsche Literatur ins Leben gerufen haben, ist weit verzweigt und tiefgründig genug, aber es reicht doch nicht in eine unzugänglich tiefe Bodenschicht. Fast auf alle Fragen, die gestellt werden können, giebt die Culturgeschichte oder die gesammte äußere und innere Geschichte des früheren Mittelalters, der Zeit der Völkerwanderung nach der gewöhnlichen Terminologie und dessen was sich daran schließt, genügende Antwort.

Hier aber liegt es ganz anders. Die innere Structur der ältesten urkundlich faßbaren hochdeutschen Schriftsprache

würde sich nur zum Theil aus einer althochdeutschen Grammatik und einem althochdeutschen Wörterbuch erklären, wenn es ganz auf diesen einen Horizont sich beschränkte. Ueberall ist die Wissenschaft darüber hinausgegangen. So schwankend auch der Boden ist, auf den sie jenseits gerieth, so hat sie ihn doch betreten. Die deutsche historische Grammatik hat zuerst wenigstens unbedenklich das Gothische zur Erklärung dessen verwandt, was ihr im Althochdeutschen dunkel blieb. Bald aber zeigte es sich, daß damit nicht auszureichen war, denn es ergab sich, daß dieses Gothische zwar die älteste bekannte deutsche Sprache mit literarischer Verwendung, aber keineswegs die unmittelbare leibliche und geistige Voraussetzung des Althochdeutschen gewesen ist und daher auch principiell nur eine bedingte Berechtigung als Schlüssel zu dessen innerem Verständniß beanspruchen darf. Doch um so werthvoller war es, ihn richtig gebrauchen zu lernen, und da in dem Gothischen, wenn man es auf sich selbst stellen wollte, sich beinahe dasselbe wiederholt, was für das Althochdeutsche in solchem Falle gilt, so erweiterte sich der Horizont der deutschen Sprachwissenschaft noch mehr. Die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen bot die Hilfsmittel dazu. Es ließ sich nachweisen, daß das Deutsche überhaupt, und das Gothische als sein ältestes urkundliches Zeugniß am deutlichsten, eine gewisse nähere Beziehung zu einer Gruppe von anderen Sprachen besitzt, für die man, weil sie in Asien und Europa einst oder auch noch jetzt Heimathsrecht haben, die Bezeichnung Indogermanisch gewählt hat und auch mit Fug beibehält, trotz allem Unzureichenden, was diesem und den meisten wissenschaftlichen Kunstausdrücken anhaftet. Will man das Bild „nächste Verwandtschaft" gebrauchen, so ist dagegen nichts einzuwenden, man kann aber auch irgend ein anderes zur Versinn-

lichung des hier in Frage kommenden abstracten Begriffes wählen.

Die Wissenschaft ist schon heute ungefähr im Stande, das Gemeinsame in dem Bildungstypus dieser verwandten Sprachen herauszufinden und es insofern zur Beleuchtung und Erklärung des Besondern in jeder von ihnen zu verwenden. Auch die Genesis oder das genetische Verständniß der deutschen Sprachbesonderheit erhält dadurch eine neue und fruchtbare Begründung. Daß dabei aber mehrere einschränkende Voraussetzungen festzuhalten sind, darf niemals vergessen werden.

Zuerst: auch wenn es möglich wäre, alle individuellen Züge des Gothischen oder jeder anderen deutschen Zweigsprache, die nicht von dem Gothischen ausgegangen ist, durch die vergleichende Grammatik zu erklären, würde damit doch nicht das wirkliche Bild des Urdeutschen oder wie man es sonst nennen will, das Bild der deutschen Sprache vor ihrer Verzweigung in die historisch greifbaren Aeste wiederhergestellt werden können. Eine bloße Abstraction, die allein auf dem Wege der analytischen Vergleichung und der synthetischen Combination gewonnen wird, kann nie die individuellen Züge des concreten Leben erzeugen, die doch allein berücksichtigt werden müßten, wenn man eine Geschichte, also etwas ganz Concretes, der deutschen Sprache geben will.

Dann: alles was jenseits dieses selbst nur schattenhaften Urzustandes der deutschen Sprache liegt, ist noch mehr in Nebel gehüllt und wird es immer bleiben. Mehr oder minder annehmbare Conjecturen mögen hier eine Reihe von Evolutionen aus einem selbst wieder nur als unbewiesene und unabweisbare Voraussetzuug existirenden Zustand der Identität aller indogermanischen Sprachen, einer gemeinsamen indogermanischen

Urſprache, bis zu jenem Urdeutſchen nachzuweiſen und in ihrem Weſen begreiflich zu machen verſuchen: Geſchichte der deutſchen Sprache kann man ſolche, an ſich recht verdienſtliche Experimente der Combinationsgabe nicht nennen.

Endlich: ſelbſt wenn es möglich wäre, dieſer indogermaniſchen Urſprache als des älteſten Spiegels und zugleich Schlüſſels des Deutſchen in allen ſeinen thatſächlichen und gemuthmaßten Geſtaltungen habhaft zu werden, ſo würde doch ſofort wieder daſſelbe Bedürfniß an die wiſſenſchaftliche Forſchung herantreten, was ſie über das Althochdeutſche zum Gothiſchen und von da aus immer weiter bis zur Urſprache ſelbſt führt. Auch dieſe bedarf ebenſo ſehr der genetiſchen Erklärung, wie ſie in gewiſſer Weiſe befähigt iſt, allen ſpäteren Sprachererſcheinungen eine ſolche zuzuführen. Iſt dort dem Blicke der Forſchung alles in Nebel gehüllt, der doch der Hoffnung Raum läßt, daß er einmal der Sonne weichen werde, ſo lagert hier die Nacht ſelbſt, deren Zeitdauer Niemand ermeſſen kann. Aber die Forderung beſteht dennoch zu Recht und die Wiſſenſchaft, ſelbſt ſoweit ſie heute ſieht, muß ſich ſagen, daß ihr die Löſung dieſer unmöglichen Aufgabe nothwendig wäre, wenn ſie im Beſitz aller der Hilfsmittel ſein ſollte, die ſie theoretiſch als zur Löſung ſprachgeſchichtlicher Probleme im Bereiche des indogermaniſchen Sprachſtammes, alſo auch ſeines deutſchen Aſtes, nothwendig erkennt.

An uns wird nur ſelten das Bedürfniß herantreten in jene dunkeln Regionen hinabzuſteigen. Die weſentlichen Züge des älteren deutſchen Sprachbildes laſſen ſich, ſo weit als es zum Verſtändniß des ſpäteren und heute noch lebendigen nöthig iſt, auch ohnedies erkennen und es kommt hier nicht das in Betracht, was die deutſche Sprache irgend einmal und irgendwo geweſen iſt, ſondern was als ihr Bleibendes in allem

Wechsel Stand gehalten und wie dies Bleibende durch seine eigene Triebkraft oder durch ihm fremdartige Einflüsse der verschiedensten Art sich allmählich verändert hat. Das Auge wird also nach diesen zwei Hauptpunkten gerichtet sein müssen und von der gehörigen Hervorhebung und Gruppirung ihres Ineinanderfließens und Gegeneinanderstoßens wird die innere Wahrheit des Bildes abhängen, das hier gezeichnet werden soll.

Erstes Capitel.

Das Verhältniß der Schrift zu den Lauten.

Wie es herkömmlich ist, betrachten wir zuerst von den eben festgestellten Gesichtspunkten aus die Klänge, mit denen der deutsche Mund das innerlich entstandene Sprachbild dem Ohr vernehmbar darstellte. Die Lautlehre gilt mit Recht als die elementarste Grundlage der Linguistik, weil sie die einfachsten Bestandtheile der Sprache in ihrer Isolirung zum Gegenstand hat. Daß dabei eine äußerst schwierige Abstraction nöthig war, indem die naive Wahrnehmung des wirklichen Sprechens überall nur auf größere und kleinere Gruppen solcher Laute als eine zu der Darstellung irgend eines Gedankenbildes untrennbar verbundene Einheit stößt — kann bei Seite gesetzt werden, weil der menschliche Geist sich schon jedenfalls in einer vor aller Geschichte liegenden Zeit zu jener großartigen That der Zerlegung und Isolirung der menschlichen Rede in ihre begrifflichen und sinnlichen Urbestandtheile aufgeschwungen hat. Es mußte schon geschehen sein ehe die Buchstabenschrift erfunden wurde, und wo diese Eingang gefunden hat, ist auch von selbst dem Volksgeiste die Einsicht in die isolirte Geltung

der Laute ſeiner Sprache aufgegangen, wenn er ſie nicht ſchon vorher beſaß. Die Buchſtabenſchrift unſerer erſten Vorzeit, die Runen, ſetzen alſo die Empfindung dafür voraus oder führen ſie als ihre nothwendige Folge mit ſich. Die eigenthümliche Gedankenwelt, die ſich an dieſe Runen anrankte, läßt ahnen, daß in unſerem deutſchen Volke das Sprachgefühl für die einzelnen Laute verhältnißmäßig ſehr ſtark entwickelt war. Denn wenn auch die Phantaſie von dem geſchauten Bilde des Lautes, dem Zeichen an ſich, dem Buchſtaben in Bewegung geſetzt wird, ſo kann dies doch nie geſchehen, ohne daß zugleich damit der Klang deſſelben im Ohre aufſteigt. Auf dieſe Art entſtand eine myſtiſche Verkettung des Lautes mit dem Zeichen, wie des in dem Zeichen dargeſtellten Lautes mit einem Begriffe oder einer Vorſtellung, worin ſich nur auf neuem Wege der urſprüngliche Vorgang wiederholte, welcher zur Erfindung der Buchſtabenſchrift, zur Zerlegung der Sprache in ihre Laute geführt hatte. Beides wäre unmöglich geweſen, wenn nicht vor der ſyſtematiſch einſetzenden Thätigkeit der Abſtraction, die das große Werk durchführte, dem Geiſte ein Inſtinct oder ein dunkeles Bewußtſein von der phyſiologiſch-pſychologiſchen Bedeutſamkeit der einzelnen Sprachlaute eigen geweſen wäre. Je weiter die gegliederte Zuſammenfügung der Laute zu dem, was wir Wort und Satz nennen, fortſchritt, deſto mehr trat jene Anlage zurück, obgleich ſie niemals ganz verwiſcht werden konnte. Nur wäre ſie nicht mehr ſtark genug geweſen, um ſpäter in der einmal plaſtiſch entwickelten Sprache ohne Anregung, Vorbild, oder directe Uebertragung von außen her ganz durch die eigene Kraft des Sprachgefühls eine Zerlegung derſelben in ihre Laute oder, was die Folge davon iſt, ein darauf gegründetes Schriftſyſtem zu ermöglichen. Auch für die deutſche Sprache war der Zeitpunkt, wo ſie noch aus

eigenen Mitteln sich ein Alphabet hätte schaffen können, versäumt worden und darum konnte auch hier nur ein fremdes Alphabet existiren. Aber der Volksgeist verstand es so ganz sich mit Phantasie und Gemüth in dasselbe einzuleben, daß jede Spur seiner Fremdartigkeit für die Erinnerung sich verwischte und daß wenigstens annähernd jene ursprüngliche lebendige Beziehung zwischen dem Einzellaut und dem Vorstellungsvermögen sich wiederherstellte.

Unsere Kenntniß der Lautzustände einer früheren Periode haftet an ihrer schriftlichen Fixirung. Könnte dabei vorausgesetzt werden, daß dasselbe Schriftzeichen immer und überall denselben Lautwerth ausdrückt, den wir damit verbinden, so wäre es nicht schwer, durch eine systematische Vergleichung der Bezeichnungsweise einen festen Grund für die Einsicht in die Veränderungen, welche unser deutsches Lautsystem durchgemacht hat, zu legen. Es wäre dabei gleichgültig, daß für unser Gefühl diese Schriftzeichen rein conventionell geworden sind, daß also bei vorausgesetzter allgemeiner Uebereinstimmung der Schreibenden und Lesenden ebenso gut das Zeichen A für den Lautwerth, den wir bisher mit B ausgedrückt haben, gebraucht werden könnte und umgekehrt, wenn wir nur wüßten, daß niemals vorher eine solche oder eine ähnliche durchgreifende Veränderung stattgefunden hat, oder wenn wir eine solche, falls sie vorgegangen ist, vollständig und genau zu übersehen vermöchten.

Nun hat allerdings, wie früher gezeigt, etwas Derartiges in der Geschichte des Schriftwesens der deutschen Sprache sich ereignet. Das lateinische Alphabet hat das Runenalphabet verdrängt und ersetzt, schärfer ausgedrückt: die einzelnen Laute der deutschen Sprache, die schon in einem bestimmten Schriftsystem als solche für die Anschauung zerlegt waren, sind in

der Körperlichkeit, die sie dort gewonnen hatten, von einem neuen Schriftsystem mit andern Zeichen dargestellt worden. Die aber, welche zuerst Deutsch mit lateinischen Buchstaben schrieben, haben es nicht so gethan, daß sie für das Runenzeichen des Lautes A das lateinische Zeichen dafür schrieben. Sie haben nicht aus der Runenschrift übersetzt, entweder weil sie dieselbe nicht kannten, oder weil sie ihnen, und mit Recht, für etwas Anderes galt als für das, was sie mit ihrer schriftlichen Fixirung der deutschen Sprache bezweckten. In jedem Falle von dem lateinischen Lautwerth des Zeichens ausgehend, übertrugen sie diesen auf den deutschen Laut. Von vorneherein war damit etwas Willkürliches und nicht ganz Zutreffendes geschehen. Ulfila, der Erfinder des gothischen Alphabets, hatte zwar auch etwas Aehnliches gethan: auch er hatte neue Lautzeichen, zum Theil mit sichtlicher Entlehnung aus fremden Alphabeten geschaffen, aber sein Alphabet kann man in gewisser Weise doch eine Umgestaltung des Runenalphabets, der durch die Geschichte mit dem Laute zusammengewachsenen Schrift seiner Volkssprache nennen, weil es sich innerlich an dasselbe anschloß, weil es von dem ihm zu Grunde liegenden System der Auffassung der Sprachlaute ausging und die fremden Zeichen dieser anpaßte und einfügte. Die Schreiber aber, welche das lateinische Alphabet auf deutsche Laute anwandten, gingen den umgekehrten Weg. Ihnen galt der lateinische Lautwerth als Canon, dem sich der deutsche anpassen mußte. Außerdem stand ihnen selbst nicht einmal ein und derselbe lateinische Lautwerth für die einzelnen Buchstaben fest. Die Unterschiede in der damaligen Aussprache des Lateinischen nach den verschiedenen Ländern oder ehemaligen Provinzen des römischen Reiches waren nicht so groß, daß etwa der eine aus Britannien stammende Schreiber, ein britischer oder irischer

Mönch, der in einer deutschen Zelle deutsche Worte und Sätze niederschrieb, das lateinische Zeichen a für den deutschen Laut e oder i gebrauchen konnte, wo ein anderer aus Gallien stammender oder unter der Herrschaft der dermaligen gallischen Aussprache stehender die jetzt dafür gebräuchlichen Zeichen angewendet haben würde. Aber sie waren doch groß genug um in allen den Fällen, wo die lateinische Aussprache schwankte und wo die deutschen Laute selbst sich bald mehr dahin, bald dorthin neigten, Verwirrung anzurichten, d. h. dem einen Schreiber zu erlauben den deutschen Laut, den sein Ohr gerade so wie ein anderer Schreiber vernahm, je nach seinem mitgebrachten lateinischen Lautbilde anders wie der andere zu geben. Schrieb er auch nicht a wo der andere i oder e, so schrieb er vielleicht doch i wo der andere e, a wo der andere o, weil das lateinische Schriftzeichen ihm diesem deutschen Laute am nächsten zu liegen schien. Galt es endlich deutsche Laute zu schreiben, für welche in dem lateinischen Lautsystem nichts ganz Entsprechendes zu finden war, wie manche deutsche Kehllaute, über deren barbarische Rauhheit damals ganz so wie heute fortwährend Klagelieder aus lateinischem oder romanischem Munde erschallen, oder die verschiedenen Lautabstufungen des Zahnlautes, die zwischen unserem harten T und dem S in der Mitte liegen, so war das lateinische Alphabet überhaupt unzureichend und jeder Schreiber half sich auf eigene Hand so gut er konnte. Denn man kann sich die Isolirung und die Autonomie dieser ältesten Begründer des deutschen Schriftsystems nicht stark genug denken; zeigt doch Otfrids lateinische Dedicationsepistel an seinen geistlichen Oberhirten und Gönner, den Erzbischof Liutbert von Mainz, daß sich noch 50 Jahre nach Karl d. Großen und dessen Bemühungen für die deutsche Sprache der Einzelne gleichsam von vorne mit

der Feststellung einer deutschen Orthographie abmühen zu müssen glaubte, wenn er auch thatsächlich von dem, was bisher deutsch geschrieben worden war, mehr als er ahnte, abhängen mochte.

Alles dies zusammen genommen dient zur Begründung des Satzes, daß wir unser ältestes hochdeutsches Lautsystem nur sehr bedingungsweise klar zu durchschauen und zu beurtheilen vermögen, schon weil uns das Schriftsystem, das es überliefert, nicht mehr ganz durchsichtig ist. Es ist also schon deshalb unmöglich Bild neben Bild, die älteste Vergangenheit neben die spätere Zeit zu stellen und von der einen unvermittelt in die andere hinüberzugreifen.

Dazu kommt noch jene schon oben geschichtlich begründete Vielgestaltigkeit der Mundarten, die jeder einheitlichen Regelung entbehrend und widerstrebend gerade in dem Aeußerlichsten, als dem am meisten in die Sinne Fallenden, in den Lauten ihrem Trieb nach möglichster Individualisirung am schrankenlosesten fröhnten. Die Gemeinsamkeit des nationalen Geistesbandes mochte sie innerlich viel enger zusammenhalten und einander viel näher rücken, als sie selbst wußten: ihre augenfälligsten Züge, das sind eben die Laute, sind für uns vielleicht noch mehr wie für die Zeit selbst so buntscheckig, daß es oft schwer hält auch hier den zusammenhaltenden Faden herauszufinden.

Begrifflich lassen sich die beiden Ursachen, denen die schwankende und gleichsam zufällige Gestalt des ahd. Lautsystems in einer schriftlichen Ueberlieferung zugerechnet werden muß, scharf genug von einander trennen. Aber in den meisten praktischen Fällen ist es sehr schwer, aus diesem allgemeinen Princip heraus zu entscheiden und mit Bestimmtheit zu erkennen, ob wir, wenn der eine Schreiber z. B. ch da verwendet, wo der

andere hh, eine wirkliche Verschiedenheit der Aussprache, bedingt von Ort und Zeit, voraussetzen dürfen oder ob derselbe Lautwerth nur je nach Laune und Gewohnheit der Schreiber verschiedene Bezeichnung mit lateinischen Buchstaben gefunden hat, von denen weder die eine noch die andere — so viel ist unbestreitbar — ganz und vollkommen den deutschen Laut deckte.

Daß sich allmählich eine gewisse instinctive Gleichförmigkeit in dem System der Verwendung der lateinischen und dann deutsch gewordenen Lautzeichen herausbildete, ist unverkennbar, doch auch dann ist die Grenze, innerhalb deren es geschah, nicht mit der scharfen Sicherheit zu ziehen, die doch für ein wirkliches Wissen unerläßliche Vorbedingung wäre. Auch hier ist das, was man Wissen nennt, sehr häufig nur ein mehr oder minder wahrscheinliches Rathen und Meinen. Daß aber die deutsche Orthographie überhaupt seit dem 10. Jahrhundert gleichförmigere Züge annahm, ist die Folge zweier verschiedener Ursachen. Einmal erzeugte die immer häufigere Gewohnheit des Schreibens doch von selbst nicht eine Nöthigung aber eine gewisse Neigung, die Schrift möglichst zu vereinfachen, wobei man sich nach dem Beispiel anderer Schreiber richtete und die originellsten oder unbeholfensten Auswüchse der eigenen Schreibweise aufgab, wenn man damit Zeit und Mühe sparen konnte. Die Laute des 10. und 11. Jahrhunderts haben sich im Vergleich mit denen des 8. und 9. kaum vereinfacht, die Schreibweise der Zeit aber vermeidet jene überladenen Buchstabencombinationen von damals und ersetzt sie durch einfachere Zeichen. Die andere Ursache ist der ebenso unverkennbare Einfluß der lebendigen Sprache, die wenigstens in bedingter Weise und in gewissen Schichten der deutschen Gesellschaft einheitlichere Züge herausarbeitete. Mochte die literarische oder Schreibethätigkeit der Zeit noch so isolirt von dem wirklichen

Leben ſein, ganz konnte ſie ſich doch ſeinen Einflüſſen nicht entziehen und etwas davon ſpiegelt ſich in den Fortſchritten zu einer gleichförmigen Lautbezeichnung, worin man ſchon damals und in der Wende von der althochdeutſchen zu der mittelhochdeutſchen Periode manchmal weiter ging, als die wirkliche Mundart des Schreibers es geſtattet hätte.

Immer aber ſteht doch als oberſter leitender Grundſatz feſt, wenn auch keine Doctrin ihn mit beſtimmten Worten ausſprach, weil es keine ſolche Doctrin in ſprachlichen Dingen gab, daß die Schrift ſich dem lebendigen Laut anzubequemen habe. Dieſer Grundſatz der phonetiſchen Orthographie, wie man ſie am beſten bezeichnet, kann aber nur da völlig rein durchgeführt werden, wo noch gar kein Alphabet exiſtirt oder wo durch eine mit vollem Bewußtſein unternommene und allſeitig gebilligte Revolution dies Princip an die Stelle der älteren hiſtoriſchen Schreibweiſe geſetzt wird, wie es z. B. in neuerer Zeit beinahe mit erſchöpfender Conſequenz in der ſpaniſchen und tſchechiſchen Orthographie geſchehen iſt. Das deutſche Mittelalter dachte nicht daran, hier revolutionär zu verfahren und ſo ſchrumpft der Einfluß des phonetiſchen Princips, obgleich es das begriffsmäßig leitende war, factiſch doch in ziemlich enge Grenzen zuſammen. Selbſt das Mittelhochdeutſch auf dem Höhepunkt ſeiner Ausbildung hat doch in der Schrift ſeine Laute nirgends ganz reinlich und conſequent dargeſtellt, ſondern immer nur annähernd das Ziel erreicht, dem es als lebendige Sprache ſo viel näher gekommen war. Nur im Vergleich mit dem, wie vorher die deutſche Schrift behandelt zu werden pflegte und noch mehr mit dem, was ihr ſpäter widerfuhr, darf die mittelhochdeutſche Orthographie rein und zweckentſprechend genannt werden und darum iſt auch hier mehr wie früher und ſpäter ein einigermaßen deutlicher Ein-

blick in das Lautbild der Sprache denkbar. Die „Aussprache" des Althochdeutschen endgültig zu entscheiden, ist in den meisten Fällen und nicht bloß in denen, wo die schwankende Gestalt der Lautbezeichnung stutzig macht, sehr schwer, häufig unmöglich, die des Mittelhochdeutschen aber läßt sich, einige streitige Fälle abgerechnet, meistens nach dem Maßstab unseres heutigen Lautwerthes begreifen, ohne erheblichen Zweifeln Raum zu geben.

Je näher der lebendigen Sprache der Gegenwart, desto leichter, sollte man glauben, müßte die Bestimmung der Laute sein. Doch die äußere Sprachgeschichte hat schon die Factoren aufgezählt, die das gerade Gegentheil davon zu Werke bringen. Das erneute Hervordrängen der Mundarten, die verknöchernde Tradition der Schreiberschulen und der im Wesen der Zeit so tief wurzelnde Eigensinn der Individuen haben die Einfachheit und Durchsichtigkeit der mittelhochdeutschen Orthographie, das wenn auch immer dürftige Abbild der damals erreichten Höhe künstlerischer Durchbildung der Sprache, so verzerrt und mit Schutt aller Art überdeckt, daß es beinahe unkenntlich geworden ist. Alle diese entstellenden Einflüsse vermehrten ihre Kraft im Verhältniß zu ihrer Dauer, und wie man von der Sprache selbst, sobald man das Mittelhochd. als Canon festhält, unbedingt, und wenn man davon absieht, doch immer bedingt sagen kann, daß sie von Generation zu Generation immer mehr der Entartung verfallen sei, so kann man es mit absoluter Gültigkeit, ohne alle relative Beschränkung von der Orthographie. Ihr schadete zuletzt noch ein immer deutlicher heraustretendes Bestreben eine gewisse systematische Ordnung, die durch sich selbst gültig wäre, hineinzubringen oder ihr aufzudrängen. Schon nahte sich die Zeit, wo die gelehrte Reflexion sich auch der Sprache bemächtigen sollte, wie sie überall die bisherige

Legitimität des alten naiven und instinctiven Gebahrens, des bloßen Herkommens und der Macht der Gewohnheit durch die wahre Legitimität des seiner Gründe im Handeln bewußten Verstandes ersetzen wollte. Mitten hinein in das Gegenspiel jener oben characterisirten naiven Kräfte wurden jetzt schon allerlei Maximen über die Rechtschreibung geschleudert, die von einem sehr beschränkten Kreise eigener Beobachtung und Kenntniß zufällig abgezogen waren. Sie steigerten die ohnehin schon allgemeine Verwirrung der Praxis zu einem Chaos, das in seinem Wesen, natürlich nicht in seinen äußeren Formen, sogar die confusen Anfänge der althochdeutschen Orthographie gelegentlich überbot. Freilich gab es auch hier, wie in der Sprache selbst, wenn auch minder lebenskräftig und faßlich herausgebildet, einen gewissen Zug nach Ausgleichung der Gegensätze, ein gewisses Bestreben, eine gemeingültige deutsche Orthographie zu gewinnen, aber von vornherein verkümmert durch die Pedanterie der Reflexion, wie die orthographischen, Maximen so drastisch darthun, welche der schon oben erwähnte Niclas von Wyle mit größter Selbstgefälligkeit und Unfehlbarkeitszuversicht als die einzig mustergültigen vorträgt.

Es war auf diese Art die deutsche Orthographie am Schlusse des Mittelalters etwas Neues geworden, gerade so wie die Sprache selbst, aber das Neue konnte gerade auf diesem Gebiete zu keiner einstweilen abschließenden Ausgleichung der Gegensätze gelangen. Während der Eine noch harmlos so fortschrieb, wie er es in seiner Jugend gelernt hatte, bequemte sich der Andere einer irgendwo abgesehenen neuen Manier, gewöhnlich aber auch nicht einmal vollständig, ein Dritter versuchte auf eigene Hand das, was ihm in der zunächst bekannten Orthographie fehlerhaft oder unschön dünkte, auszumerzen. Dabei geschah es, daß die Neigung an dem einen Ort gerade

nach dem entgegengesetzten hinging von dem, was anderwärts gefiel. Im Ganzen begreift es sich z. B. aus dem Charakter der Zeit sehr leicht, daß auch in die Orthographie das bauschige, breitspurige Wesen eindrang, welches das Leben und alle seine Aeußerungen gleichviel ob in der Kunst oder in der Kleidertracht beherrschte. Daher die Neigung zu — historisch und phonetisch — überflüssigen Doppelbuchstaben, namentlich am Schlusse der Wörter, wo sie am meisten in die Augen fielen und von der Feder am energischsten herausgetrieben werden konnten. Wir wissen aus directen Zeugnissen, daß dies für „hübsch und vornehm" galt, aber nicht bei allen Leuten. So gut wie es viele Augen gab, welchen die geschlitzten und gepufften Aermel und die Schleppenkleider abscheulich dünkten, so wollten auch viele Schreiber diese neuen Doppelbuchstaben auch da nicht gelten lassen, wo sie dem lebendigen Laute recht wohl entsprachen und kein bloßes Schnörkelwerk waren. Während die einen die wirklich gehörten oder gesprochenen Diphthonge ihrer Zeit auch in der Schrift möglichst genau wiedergaben, schrieben die andern, wie es von dem Mittelhochdeutschen hergebracht war, noch i und u, unbekümmert darum, daß sie ei oder au sprachen.

Dieser unentschiedene Kampf zwischen dem conventionellen und dem naturalistischen Principe erschwert am meisten die klare Einsicht und die sichere Beurtheilung des einzelnen Falles. Die für den ersten Blick unabsehbare Masse des Materials, eine natürliche Folge der unendlich gesteigerten Schreibethätigkeit in allen Zweigen des Lebens und der Literatur, ließe sich doch noch bewältigen; die wilde Regellosigkeit der Individuen müßte sich, wenn auch nicht unter allgemeingültige Gesetze ordnen, so doch als der Ausdruck des Zeitgeistes kraft seines eigenen Rechtes verstehen lassen, wenn sich darin das wirkliche

Leben der Sprache oder zunächst der Sprachlaute getreu spiegelte. So aber ist der Spiegel sehr ungetreu, weil er aus so ganz verschiedenartigem Material zusammengesetzt ist. Wäre es möglich durch einen kritischen Schmelzprozeß, denn bloße mechanische Lostrennung ist undenkbar, die einzelnen Bestandtheile reinlich zu sondern, das conventionelle und das naturalistische, das historische und das phonetische Element, so könnte die Wissenschaft damit operiren. So aber muß sie sich mit dem Wuste abfinden so gut sie kann. Dies ist auch der Grund, daß sie sich verhältnißmäßig noch so wenig damit befaßt hat. Wie Jacob Grimm selbst diese Periode unserer Sprachgeschichte in seiner deutschen Grammatik nach seinem eigenen Geständniß mehr umgangen als berührt hat, ist es auch von allen seinen Nachfolgern gehalten worden. Außer einigen unzureichenden Ansätzen zur Sammlung und äußerlichen Schematisirung des Materials ist nichts Durchgreifendes versucht worden, während die älteren Sprachperioden im Vergleich mit dieser viel gründlicher erforscht und dargestellt sind, so weit auch da noch der Comparativ „gründlicher" hinter dem Positiv „gründlich" zurückbleibt.

Hier wo es sich nicht um die Grammatik der deutschen Sprache, am Ende des Mittelalters, sondern um die Herausbebung der eigentlich gestaltenden Züge in dem deutschen Sprachbilde der Zeit handelt, kann die Controverse über das Strittige und Schwankende in unserm schriftlich überlieferten Material bei Seite bleiben. Jene Grundzüge lassen sich, wie wir glauben, auch ohne dieselben mit der nöthigen Deutlichkeit und Zuverlässigkeit zeichnen. Aber immer müssen wir uns dabei bewußt bleiben, daß in dem Gebiete, welches man das elementarste nennen kann, im Bereiche der Sprachlaute, der Boden am unsichersten ist: je weiter in das Innere der Sprache

hinein, desto sicherer. Unter dieser Voraussetzung versuchen wir im Folgenden das eigenthümliche Wesen dieser Sprachlaute in ihrer Vereinzelung und in ihrem Zusammenfluß zu größeren Gebilden darzustellen und es so viel als nöthig durch die Entwickelungsgeschichte früherer Sprachperioden zu begründen.

Zweites Capitel.

Vergleichende Charakteristik des späteren hochdeutschen Lautstandes mit dem früheren.

Wenn man den allgemeinsten Eindruck des deutschen Lautwesens am Ende des Mittelalters auf sich wirken läßt, so ist er für unser heutiges Sprachgefühl im Vergleich mit den vorhergehenden Bildern, des Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen ein ungünstiger. Laut gegen Laut, ohne alle Rücksicht auf Bedeutung und Verwendung zu geistigen Zwecken, klingt das Mittelhochdeutsche unserm Ohr um vieles feiner und weicher, wie reiner und einfacher. Es ist nicht leicht diesen allgemeinen Eindruck in seine einzelnen begründenden Momente zu zerlegen und hier am Anfang unserer Betrachtung können wir es um so weniger, weil der Verlauf derselben gerade die Einzelheiten erklärend zur Anschauung bringen soll. Um aber doch einige Hauptpunkte zu erwähnen, so entspringt der Eindruck größerer Feinheit z. B. schon aus der sorgfältigen Behandlung der consonantischen Laute, welche am Wortschluß stehen. Das Mittelhochdeutsche Organ duldete hier keine weichen Consonanten und keine verdoppelten, die spätere Zeit empfindet von dem ästhetischen Gesetze, das dabei waltet, nichts mehr: sie spricht und schreibt nicht bloß Rad, wo früher rat galt, sondern auch Gott

für got u. ſ. w. Weicher iſt die ältere Sprache, ſchon weil ſie die unzähligen Ausſtoßungen von Vocalen in den letzten Theilen des Wortes oder am Ende, ſelbſt nicht oder in ſehr beſchränktem Maße zuläßt, die jetzt allgemein gelten: Kinds für Kindes Gotts oder Gots für Gottes, gäb für gaebe, wurd oder würd für wurde oder würde wären früher unerträglich oder nur unter ganz beſonderen Modalitäten erträglich befunden worden. Einfacher erſcheint die ältere Sprache ſchon für das Auge, weil ſie mit einer viel geringeren Menge von Lautzeichen auskommt und wenn auch, wie ſich ergeben hat, der Luxus der Schrift noch keineswegs auf eine durchweg entſprechende Fülle von lebendigen Lauten zu ſchließen berechtigt, oder wenn es auch unſtatthaft wäre, das Gewirr der Laute, die in der lebendigen Sprache der ſpäteren Jahrhunderte hier oder dort in Gebrauch waren, mit dem einheitlichen und eng geſchloſſenen Lautſyſtem des Mittelhochdeutſchen zu vergleichen, ſo zeigt doch jedes einzelne Sprachdenkmal oder jede landſchaftliche und mundartliche Gruppe ſolcher, die ungefähr in demſelben Sinn wie das Mittelhochdeutſche als eine linguiſtiſche Specialität gelten darf, wie ſich die Laute, namentlich die vocaliſchen der ſpäteren Zeit, immer mehr ſpalten. Ueberall drängen ſich jetzt z. B. Doppelvocale hervor, wo ſich die ältere Sprache mit einfachen begnügte: das alte i wird zu ei, das u zu au und da dieſe Lauterweiterung weder gleichförmig noch allgemein durchgedrungen iſt, ſondern überall, auch wo ſie ſchon am weiteſten ſich durchgeſetzt hat, noch mit den Reſten des älteren Lautſtandes zu kämpfen hat, ſo wird dadurch die Buntſcheckigkeit des ganzen Eindrucks noch vermehrt. Reiner klingt das Mittelhochdeutſche hauptſächlich, weil es zwiſchen den eigentlichen Charaktervocalen, zwiſchen A, I und U, jene Zwiſchenlaute, die wir einſtweilen als Umlaute bezeichnen, zwar auch ſchon

in weiteſten Umfang als E und O entwickelt hat, aber doch in der ferneren Spaltung und zugleich Verflötzung der Vocale ſich um vieles ſparſamer als die ſpätere Sprache erweiſt. Die ſpätere Sprache verſtattet dem Umlaut, noch dazu ohne jede Spur von inſtinctivem Gefühl ſeiner genetiſchen Berechtigung, das dem Mittelhochdeutſchen, wo es ihn verwandte, faſt nirgends fehlte, einen unbeſchränkten Spielraum und beeinträchtigt dadurch die reinen Grundtöne auch viel mehr als jede frühere Sprachperiode.

Verglichen mit einer noch älteren, mit der althochdeutſchen, erſcheint das Deutſche am Schluſſe des Mittelalters ſtumpf und klanglos. Das gilt zwar auch für das Mittelhochdeutſche jenem gegenüber, denn die faſt erdrückende Klangfülle des Vocalismus, das zarte und melodiſche Spiel des Vocalwechſels in den äußeren Theilen des Wortes, Ableitungs- und Flexionsſilben, wodurch das Althochdeutſche aller Mundarten, natürlich die eine noch prägnanter als die andere, ſich als die klangreichſte aller deutſchen Sprachbildungen überhaupt darſtellt, iſt ſchon in dem ausgebildeten Mittelhochdeutſchen völlig verſchwunden und dieſes ſteht darin wenigſtens der ſpäteren Sprache gleich. Aber die eigenthümlichen Vorzüge, welche das Mittelhochdeutſche außerdem zu entwickeln verſtand, ſichern ihm doch trotz dieſer offenbaren Einbuße an ſinnlicher Schönheit oder Wirkungsfähigkeit eine nur anders begründete äſthetiſche Gleichberechtigung. Die ſpätere Sprache hat das Eine wie das Andere eingebüßt: ſie iſt farblos und ebenſo wenig melodiös wie das Mittelhochdeutſche, entbehrt aber ganz ſeiner feinen Selbſtbeſchränkung und zierlichern Geſchmeidigkeit: es iſt ihr das Lebenselement jener Zeit, „die Zucht“, auch in ihren Lauten verloren gegangen.

Der „äſthetiſche“ Eindruck könnte einen ſubjectiven und

dilettantiſchen Maßſtab zur Abſchätzung des relativen Werthes unſerer verſchiedenen deutſchen Sprachphaſen bedeuten, wenn man ihn zum alleinigen machte. Zwar in unſerm Falle wird jedes Ohr aus jedem Verſe in dem Narrenſchiff des Sebaſtian Brant, dem nach der Meinung der Zeitgenoſſen hervorragendſten Erzeugniß der deutſchen Dichtkunſt um 1500, verglichen mit einem Verſe des Iwein Hartmann's, oder des althochdeutſchen Evangelienbuches Otfrids alle die Mängel heraushören, welche die hochdeutſche ſpätere Sprache zu ihrem Nachtheil von der früheren unterſcheiden. Der Eindruck iſt ſo beſtimmt und ſo feſt umſchrieben, daß hier jede Subjectivität verſchwindet. Dilettantiſch aber könnte man eine ſolche Abſchätzung nur dann nennen, wenn man der ſinnlichen Geſtalt einer Sprache gar keine Berechtigung zugeſtehen wollte, wenn die Laute und Worte bloß als zufällige oder conventionelle und inſofern gleichgültige Schemen gelten dürften, die ſo oder anders klingen können, wenn man ſich nur über Sinn oder Inhalt verſtändigt hat. Damit aber wäre das Weſen der Sprache überhaupt gründlich verkannt. Sollte die Sprache nichts Anderes, ſo würde ſie von dem menſchlichen Geiſte überhaupt nicht geſchaffen worden ſein. Das Ohr und ſeine eigenthümliche Nervenwelt vermittelt die geſtaltloſen Vorſtellungen und Eindrücke durch die Schallwellen als geſtaltete Lautbilder der Seele. Beſchränkt durch die Beſchaffenheit der Organe, die zu deren Erzeugung dienen, hat die Mundhöhle und die Stimmritze das Recht dies nach ihren eigenen Geſetzen zu thun. Das äſthetiſche Bewußtſein entſcheidet, urſprünglich unter jener eben bezeichneten Beſchränkung, allein darüber, was das Ohr hören oder was der Mund ſprechen ſoll. Daß die thatſächliche und von Anfang an gegebene Individualiſirung des abſtracten Begriffes „Menſch" auch eine Individualiſirung des äſthetiſchen Princips

in der Sprachbildung herbeiführte, ist selbstverständlich, und so war mit der Sprache selbst der Keim der Sprachen gelegt, zugleich auch jeder derselben die eigenthümliche Ausbildung ihres ästhetischen Bewußtseins vorgezeichnet. So giebt es auch eine eigenthümliche Aesthetik der deutschen Sprache die zunächst von dem sinnlichen Eindruck ihrer Laute bedingt, wenn auch nicht in diesem allein beschlossen ist. Das deutsche Ohr wird um so unbefangener darüber zu urtheilen befähigt sein, je mehr es von nur einem Durchschnitt der Sprachgestaltung abstrahirt und die eigene Sprache in ihren verschiedenen Wandelungen verfolgt oder auch je reicher seine aus andern fremden Sprachindividualitäten gewonnenen Erfahrungen sind. In diesem Sinne ist der Wohllaut einer Sprache ein wesentliches Moment für ihre Characteristik und ihre relative Werthabschätzung, auch wenn dabei nichts weiter als der Eindruck, den das Ohr von ihr empfängt, erwogen wird. Und in diesem Sinne müssen die Züge, welche wir an dem Lautbild der spätmittelalterlichen Sprache wahrnehmen, das ungünstige Urtheil nicht über die ganze Sprache, aber über ihr Aeußeres befestigen, selbst wenn einige davon durch andere aufgewogen oder beschränkt werden, die man als eigenthümliche Vorzüge dieser Sprachperiode gegen das Frühere ansehen darf.

Dazu ist dem Mittelhochdeutschen gegenüber zu rechnen der entschieden vollere und derbere Klang des späteren Lautwesens, allerdings nach Mundart und Zeit wieder sehr verschieden gefärbt, doch im Ganzen, worauf hier doch allein abgesehen werden kann, unverkennbar. Gerade jene oft so überaus harte Verstümmelung der Endsilben, der Ausstoß des hier zumeist herrschenden farblosen e, das Aneinanderrücken gewaltiger Consonantenmassen, das damit gegebene Ueberwiegen lebhaft gefärbter und kräftig betonter Vocale, die neuen Di-

phthonge an Stelle einfacher Längen, endlich die Erzeugung fast ungezählter neuer Längen an Stelle älterer Kürzen, geben der späteren Sprache gegenüber dem beinahe weiblich zarten und überfeinen Mittelhochdeutsch eine männliche und energische Physiognomie: in dem Bereiche der Sprache also derselbe Eindruck, den wir auf andern Gebieten der materiellen und idealen Lebensäußerungen der Zeit empfangen.

Dem Althochdeutschen gegenüber wird man die gedrungenere Einfachheit des Lautes, die zusammengerückte Wortform auch nicht bloß als einen Verlust ansehen dürfen. Die Sprache ist dadurch doch um vieles beweglicher und ganz von der Wortbedeutung abstrahirt, verständlicher geworden. Es kostet jetzt so viel weniger Mühe die Lautmasse, welche zum Ausdruck eines Vorstellungsbildes dienen soll, hervorzubringen, wie sie in dem Ohre aufzunehmen und der Seele zu vermitteln. Die Sprache dieser Zeit weist schon, ohne daß man sie zu verstehen oder zu analysiren braucht, darauf hin, daß die Menschen, die sich ihrer bedienten; rascher dachten oder Vorstellungen an einander knüpften, als die Zeitgenossen Karls des Großen oder Heinrichs IV.

Neben dem Besondern in diesem Lautbilde der Sprache, muß es aber — immer nur von seiner rein sinnlichen Seite gefaßt — doch auf jedes Ohr, das es mit irgend einem früheren, dem Mittelhochdeutschen, dem Althochdeutschen, ja selbst dem leiblich gar nicht direct damit verbundenen Gothischen vergleicht, den Eindruck der innern Zugehörigkeit machen. Der gemeinsame Grundton läßt sich aus allem Wechsel doch sehr bestimmt heraushören und das Deutsche der gothischen Bibel und irgend einer der Bibelübersetzungen unmittelbar vor Luther sind im Klange so enge verwandt, daß sie von jedem fremden Ohre, dem nicht alles Sprachverständniß abginge, als zu einer und

derſelben Sprache gehörend erkannt werden müßten. Daher denn auch zu allen Zeiten dieſelben Eindrücke auf die wechſelnden Beurtheiler. Die Vorwürfe oder die Anklagen, die Fremde gegen den Klang unſerer Sprache um das Jahr 1500 erheben, gleichen denen auf ein Haar, die um 800 oder noch viel früher gehört wurden. Ihre unbeſtimmte Allgemeinheit läßt ſie freilich auf ſehr verſchiedene Sprachen paſſen, aber einiges darunter, die Härte und Rauhheit der Laute, die Schwierigkeiten, welche gewiſſe deutſche Laute, insbeſondere die Gutturalen, jedem fremden Organ entgegenſetzten, die Häufung von Conſonanten überhaupt, die dem Munde und Ohr ſo unbequem wird, die nicht daran gewohnt ſind, das würde auch ein deutſcher Beurtheiler, ſelbſt wenn er nicht, wie ſchon Otfrid that und es ſeitdem immer Stil geblieben iſt, bloß den Fremden nachſpräche, daran auszuſetzen, aber zugleich als die bleibende Signatur ſeiner Sprache zu erkennen haben. —

Drittes Capitel.

Der deutſche Accent und ſein Einfluß auf die Lautgeſtalt.

Dieſer gleichbleibende deutſche Stempel des Lautſyſtems wird uns innerlich verſtändlich, wenn wir ſehen, wie es von Anfang durch das Walten eines und deſſelben Geſetzes oder einer und derſelben beſtimmenden Macht beherrſcht wird. Die geſchichtlichen Einflüſſe, welche die beſonderen Phaſen unſerer Sprachbildung herausgetrieben haben, mögen als die Urſachen dieſer Beſonderheiten erkannt werden, aber wie weit man ſich auch ihre Wirkungsſphäre denken mag, ſie ſind doch niemals ſo mächtig geweſen, jenes Bleibende zu verſchütten oder zu etwas ganz

Anderem umzubilden. Jenes ist die eigentliche Triebkraft des Sprachlebens und nur das äußerlich darum gerankte Blätterwerk ist das Andere oder Neue, aber weil es aus derselben Wurzel hervorgegangen und von demselben Lebenssafte genährt ist, doch auch immer das Alte nur in neuer und weiterentwickelter Gestalt.

Im Bereiche der Laute zeigt sich dies dauernd Deutsche in allem Wechsel der Zeiten am deutlichsten da, wo an sich selbst und doch auch wieder in Folge der Eigenart der deutschen Sprache das Leben am vollsten und wärmsten pulsirt. Wenn wir die gesammte Lautmasse in ihre selbständigtönenden und ihre nur bedingt oder in Verbindung mit andern tönenden Bestandtheile, Vocale und Consonanten, — daher Selbstlauter und Mitlauter einmal nicht unpassend puristisch verdeutscht — zerfällen, so haben die ersten in unserer Sprache und deren Geschichte eine entschieden größere Rolle gespielt als die letzten. Nicht als wenn jene für die Darstellung des Gehaltes der Sprache von größerer Bedeutung wären: auf dem Gebiet der Bedeutungslehre der Sprachgestaltungen wird das Gewicht der Vocale ungefähr ebenso groß sein, wie das der Consonanten und in sehr vielen Fällen, z. B. bei der Betrachtung der Wurzel- oder Stammformen selbst, ist es unmöglich im Deutschen wie in allen seinen verwandten Sprachen dies Gewichtsverhältniß auch nur annähernd zu bestimmen. Wir müssen uns mit dem allgemeinen Satze begnügen, der mehr aus dem Gesammteindruck abgeleitetes Axiom als Resultat der alles Einzelne erfassenden wissenschaftlichen Deduction ist, daß im Indogermanischen also auch im Deutschen beide Hauptbestandtheile des Lautwesens für die Darstellung der geistigen Functionen der Sprache von gleichem Werthe, daß Vocalismus und Consonantismus zwei gleichberechtigte Mächte sind, daß es hier nicht wie in den semitischen Sprachen

iſt, wo die eine, der Vocalismus, nur als Farbendecke für die durch die Conſonanten gegebenen Contouren des Sprachbildes dient.

Aber hier geht uns der Laut in ſeiner Beziehung zu der Bedeutung noch nichts an. Bloß auf ſich geſtellt, gilt für ihn als eine characteriſtiſche deutſche Eigenthümlichkeit, daß trotz dem immer hervortretenden Maſſengewicht unſeres Conſonantismus der deutſche Vocalismus zu jeder Zeit ein relativ bewegteres Daſein geführt, relativ friſcher und lebhafter bis in eine Sprachperiode hinein ſich erhalten hat, wo die Bewegung und das Leben der Conſonanten ſchon ſehr viel langſamer von Statten ging und daher auch auf den Beobachter, der nur die hervorſtechenden Züge des Bildes gelten läßt, den Eindruck macht, als ſei da alles verknöchert, für immer an die einmal gewonnene Geſtalt gebannt oder höchſtens noch durch Zertrümmerung und Auflöſung, aber nicht mehr durch innerliches Wachsthum und Neubilden zu verändern. Dies iſt der Eindruck, den das Verhältniß zwiſchen Vocalismus und Conſonantismus am Ende des deutſchen Mittelalters macht, und wenn er auch nur in bedingter Weiſe richtig iſt, ſo genügt er doch, um für dieſe Zeit das Ebengeſagte von der relativen Bevorzugung des Vocalismus zu rechtfertigen. Frühere Durchſchnitte der deutſchen Sprachgeſchichte zeigen einen ſtetigen Fortſchritt dahin. Der älteſte, das Gothiſche, wird jenes vorausgeſetzte Gleichgewicht des Vocalismus und des Conſonantismus für die Bedeutung der Sprache auch in ihrer rein ſinnlichen Erſcheinung ziemlich richtig darſtellen. Das Sprachleben iſt hier wie dort gleich kräftig. Im Althochdeutſchen iſt das Gleichgewicht ſchon geſtört, indem ſich bei unbefangener, nicht an Zufälligkeiten haftender Beobachtung herausſtellt, daß in dem überaus regen Getriebe der elementaren oder ſinnlichen Mächte der Sprache doch der Vocal — trotz der ſog. ſpäter zu betrachtenden

zweiten Verſchiebung der Conſonanten — noch vielgeſtaltiger, noch unerſchöpflicher in ſeinen Evolutionen iſt. Für das Mittelhochdeutſche, ehe es ſich zu ſeiner als Kunſtſprache fixirten Claſſicität erhob, gilt daſſelbe nur noch viel entſchiedener: ſeine Neuerungen im Lautſyſtem, die ihm dem Althochdeutſchen gegenüber ſeine Originalität geben, ſind zum allergrößten Theil in dem Vocalismus zu ſuchen; und daſſelbe iſt, wie ſchon geſagt, für die weitere Sprachgeſtaltung über das Mittelhochdeutſche hinaus gültig. So ſchreitet die Triebkraft des Vocalismus von Periode zu Periode fort, oder genauer ausgedrückt, ſie iſt im Ganzen immer ſo lebendig geblieben, wie ſie im Anfang war, wogegen der Conſonantismus ebenſo ſichtbar an Geſtaltungstrieb immermehr verloren hat.

Warum der deutſche Sprachgeiſt den Vocalismus in ſolcher Art bevorzugt, entzieht ſich, wie wir glauben, jeder nicht bloß auf ſubjectivem Ahnen und Empfinden beruhenden Begründung. Wir nehmen die Thatſache als ſolche hin und erwägen dabei nur, daß die Natur der vocaliſchen Laute der geſtaltenden oder zerſtörenden und aus der Zerſtörung neuſchaffenden Sprachthätigkeit ein günſtigeres, bequemeres und leichter zu beſtellendes Feld bot als die Conſonanten. Die Umwandlung eines a in e, eines u in au wirkt auch auf unſer naives Sprachgefühl energiſcher, es ſcheint ihm damit viel mehr gethan oder der plaſtiſche Trieb viel genügender befriedigt, als wenn d in t, ſelbſt p in f, oder k in ch ſich „verſchiebt.“ Daß ein fremdes Sprachgefühl anders darüber empfinden kann, iſt zuzugeben, aber gerade weil es ſo iſt, läßt ſich darin wenigſtens etwas von der ſeeliſchen Grundkraft ahnen, welche in der deutſchen Sprache hierbei waltete.

Die bloße Erkenntniß, daß unſer Vocalismus ein ſo viel reicheres Leben wie der Conſonantismus entwickelt hat, hilft

noch nicht viel, auch genügt es nicht, wenn man die einzelnen Phänomene und wenn auch nicht alle, so doch die eigentlich typischen, wie etwa die des Umlauts, der Brechung, der Bildung neuer Diphthonge, der Veränderungen in der Quantität der Vocale u. s. w. jede für sich in historisch-genetischem Ueberblick vorführen wollte. Das eigentliche Lebensband, das was als immer ein und dasselbe in allen diesen Einzelerscheinungen, je nach der verschiedenen Construction des Materials vielgestaltig, sich bethätigt, muß gefunden werden.

Dies ist für uns die eigenthümliche Accentuation unserer Sprache. Daß hier in der Besonderheit des deutschen Accentes etwas enthalten ist, was dem Deutschen zu seinem specifischen Gepräge so unentbehrlich wie seine Laute, Flexionsformen oder sein Wörterbuch ist, läßt sich schon aus einer Thatsache erkennen. Alle deutschen Sprachen haben im Gegensatz zu andern der Vergleichung zunächst liegenden Gruppen, z. B. den romanischen und slavischen, sich außerordentlich stark individualisirt. Man kann sagen, ihr deutsches Skelet ist durch eine überall so eigenartige Muskelschicht verdeckt, daß es nicht bloß für die empirische Auffassung, sondern auch für die systematische Forschung oft sehr schwer ist, bis zu jenem durchzudringen. Das Neuisländische und das Neuhochdeutsche stehen unendlich weiter von einander ab, als Russisch und Tschechisch, Italienisch und Französisch. Aber in einem Punkte, der doch ganz auf der äußersten Oberfläche des Sprachlautes liegt, sind sie alle von einer solchen Gleichartigkeit, daß man sie fast starre Gleichförmigkeit nennen könnte: in der Betonung. Da gelten in dem Englisch von heute durchaus dieselben leitenden Grundsätze wie in dem Angelsächsischen vor tausend Jahren, da ist das Altnordische und das Althochdeutsche nicht verwandt, sondern identisch; Zeit und Raum, sonst so wichtige Factoren im Sprach-

leben, ſcheinen hier wirkungslos zu ſein: wo überhaupt jemals ein deutſches Wort erklang, da ſetzt gerade auf derſelben Stelle ſchon vor anderthalb Jahrtauſenden der Accent ein, wie heute. Alles hat ſich an der Sprache verändert, nur dies ſcheinbar Flüchtigſte und Beweglichſte iſt geblieben. Und warum? Auch hier läßt ſich keine andere Antwort geben, als daß es ſo iſt, auch hier wäre es unpaſſend, das, was die Ahnung des einzelnen Geiſtes empfindet, als das wirklich löſende Wort für Alle auszuſprechen. Einigen Aufſchluß gewährt die Beobachtung des Zuſammenhangs, in welchen die deutſche Sprache dieſes ſinnliche Sprachmittel mit der Bedeutung der Sprachbeſtandtheile gebracht hat. Ueberall nämlich und zu jeder Zeit gilt das Geſetz, daß der vocaliſche Laut derjenigen Silbe des deutſchen Wortes, die für die Bedeutung die entſcheidende iſt, das größte Tongewicht trägt oder wo und wann nur ein einziges Einſetzen der Accent genannten Verſtärkung des Eigentons, der jedem Vocale in gewiſſer natürlich gegebener Abſtufung zugehört, vernehmbar wird, ſo iſt an dieſer Stelle der Kern der Wortbedeutung enthalten. Der deutſche Accent iſt ſomit eine weſentlich reflectirte Function und es iſt deshalb kaum anzunehmen, daß die älteren und naturaliſtiſcheren Zuſtände der Sprachbildung ihn ſchon in dieſer Art gekannt haben. Aber wann und wodurch er dazu geworden, entzieht ſich der Beobachtung.

Dieſes an ſich abſtracte Princip hat doch auf das Allerconcreteſte, auf das was der natürlichen Seite das Sprachdaſeins am meiſten angehört, auf den Laut und hier wieder vorzugsweiſe auf den Vocalismus einen ſo durchgreifenden Einfluß gewonnen, daß alle jene anderweits gleichſam von ſelbſt ſich vollziehenden Umbildungen der Vocale hier im Deutſchen zwar auch denſelben allgemeingültigen Naturgeſetzen unterworfen

sind, aber daß die individuellen Züge, die sie zu deutschen machen, sich wesentlich, obgleich nicht ausschließlich, nur aus dem Accent verstehen lassen.

Steht nun auch das Princip der deutschen Accentuation von Anfang an fest, soweit wir unsere Sprache kennen, so ist es doch nichts Starres, sondern hat seine eigene lebensvolle und lebenwirkende Geschichte. Wenn wir den Faden nur so weit verfolgen, als er die späteren Gestaltungen des Hochdeutschen mit der frühesten greifbaren verbindet, mit dem Althochdeutschen, so sieht man, wie sich das Innerste des Grundgedankens, aus welchem dieser ganze Charakterzug der deutschen Sprache hervorgewachsen war, gleichsam immer klarer dem Sprachbewußtsein offenbart. Im Althochdeutschen spaltet sich noch die Wucht des Accentes einigermaßen, indem er sich neben seinem vollsten Einsatz auf der Hauptbedeutungssilbe des Wortes abstufend auch über alle anderen Worttheile verbreitet. Das Gefüge des deutschen Wortes bringt es mit sich, daß der Hauptbedeutungsbestandtheil gewöhnlich am Anfang steht, die erste Silbe ausmacht und so kann man auch den Thatbestand beschreibend aber nicht erklärend sagen: die erste Silbe des Wortes hat gewöhnlich den höchsten oder stärksten Toneinsatz, den Hochton, die anderen folgenden einen schwächeren, Nebenton oder Tiefton, von dem relativen Herabsinken der im Hochton potenzirten Stimmthätigkeit so genannt. Dieser Nebenton ist bei einem ausgedehnteren, mehrsilbigen Worte selbst wieder ein verschiedener, verhallender. Jede folgende Silbe hat ursprünglich, ganz unabhängig von dem natürlichen Tongewicht ihres Vocales, einen etwas schwächeren Nebenton als die vorhergehende, keine aber bis zum Wortende ist ganz davon entblößt. Diese Betonung strömt also noch gleichsam über ihre begriffliche Grenze hinaus. Ob es die Emphase der damaligen

Intonation des Accents gewesen ist, die nicht auf einer Silbe allein Platz hatte, oder umgekehrt, weil noch nicht völlig das Sprachgefühl seine eigenen Intentionen erfaßte, die es dazu trieben den Accent auf die Hauptbedeutungssilbe zu verlegen, wer kann es sagen? Vielleicht beide Momente mit und ineinander. Das auch sonst so ersichtliche Behagen dieser althochdeutschen Sprache an der Heraus- und Durchbildung der am meisten in die Sinne fallenden sprachlichen Processe, ihre intensive Thätigkeit in der Veränderung und Neugestaltung der vocalischen und consonantischen Laute weist darauf hin, daß ein in seiner Art so abstractes, überwiegend geistiges oder begriffliches Princip, wie das von der Verbindung der Wortbedeutung mit dem Wortton, damals noch eher durch andere aus der Region des rein sinnlichen Sprachlebens stammende Einflüsse beschränkt und in seiner rücksichtslosen Durchführung aufgehalten werden konnte.

Doch strebte es, da es einmal der Sprache angeboren oder von ihr erzeugt war, schon damals deutlich genug dieses System der gleichsam rhythmisch abgewogenen Accentuation von sich abzuschütteln. Es ist ihr weder damals, noch später vollständig gelungen: der Hauptton ist immer von einem Nebenton begleitet, aber das Gewichtsverhältniß zwischen ihnen hat sich doch schon im Mittelhochdeutschen und noch mehr in der spätern Periode gründlich verändert. Der Nebenton ist in dem Verhältniß schwach geworden oder ganz verschwunden wie der Hauptton an Stärke wuchs.

Will man es der Anschaulichkeit halber mit Zahlen ausdrücken, deren Gültigkeit freilich nur relativ sein kann, so mag das Verhältniß für das Althochdeutsche wie 2 : 1, für das Mittelhochdeutsche wie 3 : 1, für die spätere Sprache 4 : 1 angesetzt werden. Die unendliche Vielgestaltigkeit der lebenden

Sprache wird in keinem einzelnen Fall dieſen Durchſchnitt völlig eingehalten haben, dennoch darf er wie jede andere Durchſchnittszahl für das eigentlich immanente Maß und Regulativ der ganzen Erſcheinung gelten.

Je mehr ſich das Leben des Accents auf die Bedeutungsſilbe zurück zog, deſto mehr zog es auch dorthin alles Leben der Vocale. Hier concentrirten ſich mehr und mehr alle die Erſcheinungen des Vocalwechſels, die man als wirkliche Fortſchritte oder weitere Stufen auf der Entwickelungsbahn bezeichnen kann, ganz abgeſehen davon, ob das äſthetiſche Moment der Sprachbildung dabei günſtig oder ungünſtig behandelt wurde. Die des Tones immer mehr verluſtig gehenden Wortbeſtandtheile, mochten ſie vor oder, wie es in der unendlichen Mehrzahl der Fälle geſchieht, hinter der Tonſilbe ſtehen, verloren in demſelben Maße die Entwickelungsfähigkeit ihrer vocaliſchen Beſtandtheile: die conſonantiſchen dagegen bleiben unangetaſtet. Es trat alſo in der deutſchen Sprache niemals das ein, was in ihrer franzöſiſchen Nachbarſprache geſchehen iſt, wo die Concentration des Tones auf einer Silbe oder das Uebergewicht dieſer Tonſilbe die tonloſen Endungen nicht bloß in ihren Vocalen geſchwächt, ſondern „ſtumm" gemacht, d. h. ihre Conſonanten ſamt dem Vocale vernichtet hat, wo aus lat. ámant ein aim' geſchrieben aiment geworden iſt. Im Deutſchen hätte nichts Anders als ein ſo, wie es geſchrieben ſteht, ausgeſprochenes aiment daraus werden können.

Die Abſchwächung der unbetonten Vocale muß, eben weil ſie eine Abſchwächung, eine Zerſtörung iſt, nach ganz anderen Geſetzen vor ſich gehen, wie die Vocalveränderungen in der Tonſilbe, wo das Leben des Vocals allein pulſirt. Oder: Geſetze im wahren Sinne des Wortes, feſte und in ſich ſelbſt begründete Vorgänge, die wir zwar nicht immer bis

in ihren innerſten Kern verſtehen, ſtets aber wie eine Naturmacht alles beherrſchend walten und wirken ſehen, giebt es nur für die betonten, nicht für die unbetonten Vocale. Auch hier vollzieht ſich der Auflöſungsproceß nach gewiſſen weitgreifenden Analogien, wodurch der einzelne Fall in die Reihe einer Menge anderer geſtellt wird. Aber Analogien ſind noch keine Geſetze und ſoweit es gelingt, jene durch dieſe zu erſetzen und zu legitimiren, ſieht man gewöhnlich, daß das Sprachgefühl ſelbſt von den mannigfachſten Eindrücken und Einflüſſen hierhin und dorthin gezogen wurde, ohne einem davon ausſchließlich oder auch nur mit bedingter Folgerichtigkeit ſich hinzugeben.

Hält man ſich an das bloße Aeußere der Sprache, an ihren ſinnlichen Eindruck, ſo iſt auch dieſer Zerſtörungsproceß geſtaltungsreich, ja wenigſtens in manchen Perioden geſtaltungsreicher als ſein Gegenſtück. Gerade hier erzeugte das Ineinanderſpielen der verſchiedenartigſten Einflüſſe und Kräfte eine Fülle der einzelnen Ergebniſſe, die dort, wo der Ton den Vocal ebenſo ſehr veränderte, wie in ſeiner urſprünglichen Individualität zuſammenhielt, beſchränkt ſein mußte. Wenn ſich für das Sprachgefühl die ganze Kraft der Bedeutung des Wortes auf eine Stelle zuſammendrängte und alle übrigen Worttheile zwar nicht wirklich bedeutungslos geworden waren, aber geworden zu ſein ſchienen, war dort der Willkür, dem bloßen Spiel mit dem Laute, von ſelbſt der Weg verlegt. Insbeſondere durfte das eigentlich äſthetiſche Moment dort keine oder nur eine ſehr untergeordnete Berückſichtigung verlangen, während es hier in einer Allgewalt ſich durchſetzen konnte, die man unbeſchränkt nennen dürfte, wenn ſie nicht an der fortſchreitenden Gleichgültigkeit für alle dieſe Lauterſcheinungen, die mit dem Tone ihren Werth für das

Sprachgefühl verloren hatten, eine immer engere Schranke gefunden hätte.

Das Ziel, das die Sprache im Auge hatte, läßt sich kurz so bezeichnen. Alle unbetonten Vocale sollen in den unbestimmten Vocal aufgelöst werden, für welchen das lateinische Schriftzeichen e in Ermangelung eines andern gebraucht wird — trotz seiner Concurrenz mit andern grundverschiedenen Verwendungen, als „offenes" oder „geschlossenes", als „langes" vielleicht selbst wieder in seiner Qualität unterschiedenes e, jedenfalls aber immer als ein solches, das abgesehen von allem Silbenton den natürlichen Eigenton dieses Vocals e, zwischen a und i mitten inne an Höhe stehend, besaß. Dieser unbestimmte Vocal e kann ebenso gut ein Nichtvocal genannt werden, da ihm alle die natürlichen Kennzeichen eines Vocals: Eigenton, bestimmte Articulationsstelle und in Folge davon feste Einreihung in die dem Ohre vorschwebende vocalische Tonleiter abgehen. Er hat mit allen Vocalen eine verschwimmende Aehnlichkeit und mit keinem eine entschiedene. Selbstverständlich steht er den Mitteltönen, die wir einstweilen Umlaute nennen wollen, näher als den reinen Grundlauten, dem wirklichen e in allen seinen Schattirungen oder dem ö näher als dem a, dem i oder u; aber näher ist noch nicht nahe und es ist ein bloßer Zufall der localen oder individuellen Aussprache, wenn er so nahe an einen dieser wirklich vocalischen Laute heran rückt, daß er damit vertauscht werden zu können scheint. Aber ist es kein eigentlicher Vocal, so ist es noch weniger ein Consonant und wenn einmal alle Sprachlaute unter eine dieser beiden Rubriken untergebracht werden sollen, so wird er in der ersteren stehen müssen, wohin er auch durch seine Geschichte gehört.

Die deutsche Sprache hat diesen Schwebelaut in allen ihren Phasen gekannt, mit Ausnahme des Gothischen. Für

unſeren hochdeutſchen Entwickelungsfaden genügt es darauf hinzuweiſen, daß er ſchon im älteſten Althochdeutſch nicht geringen Umfang gewonnen hat. Wenn wir hier einem fiskes, fiske an der Stelle des Gothiſchen fiskis, fiska begegnen, ſo haben wir ihn ſchon in ſeiner ganzen Eigenart vor uns. Aber erſt mit der Feſtſetzung des mittelhochdeutſchen Sprachcanons iſt er als das beherrſchende Princip der tonloſen Worttheile durchgedrungen. Was Althochdeutſch noch ga- oder gisungun lautete, lautet jetzt gesungen, machōnt machent, fallōndi fallende, deganā degene u. ſ. w., alſo auch gleichviel, ob der alte wirkliche Vocal vor oder nach der Tonſilbe und vor Conſonanten oder ohne ſolche, in der erſten oder in einer ſpäteren Silbe hinter der Tonſilbe ſtand, ob er urſprünglich lang geſprochen wurde, wie in machōnt, fallōndi, deganā oder eine Kürze war, wie in den übrigen Beiſpielen.

Die verſchwimmende Gleichgültigkeit des Lautes konnte es herbeiführen, daß ſich die Sprache ſeiner ganz entäußerte. Dies geſchah nach einem deutlich erkennbaren Princip, deſſen Anwendung auf den einzelnen Fall aber durch die Vielgeſtaltigkeit der hiebei in Betracht kommenden Momente kaum überſehbar, hier jedenfalls nicht darſtellbar iſt. Das Princip heißt: der conſonantiſche Beſtandtheil der Silben, in denen ein ſolches e ſtehen oder, was uns hier beſchäftigt, ausgeworfen werden könnte, wenn es einſtmals hier geſtanden hat, muß immer erhalten oder darf höchſtens nur inſoweit euphoniſchen Modificationen unterworfen werden, als ſein eigentliches Gefüge dadurch dem Sprachgefühl nicht zerſtört wird. Dies würde geſchehen, wenn das Zuſammenrücken von mehreren Silben, die Folge der Ausſtoßung ihres Schattenvocals, Conſonantenverbindungen hervorbrächte, die dem oder einem beſtimmten deutſchen Organe unerträglich ſind. Nur da, wo ſie ihm zuſagen,

kann jenes e ganz schwinden, also wie es das Mittelhochdeutsche mit seinem gewöhnlichen feinen Tacte als Regel beobachtet, nach r und l, weil diese beiden „flüssigen" d. h. am meisten mit relativ selbständigem Klange begabten Consonanten sich am leichtesten mit andern verbanden. Aus dem Althochdeutschen farandi oder mit dem e farende konnte so ein farnde werden, nicht aber aus betônde ein betnde, sondern nur ein betende. — Daß die Sprache noch feiner unterschied und die Abstoßung dieses e auch noch davon abhängig machte, ob die betonte Silbe mit einem einfachen Consonant geschlossen war und eine reine vocalische Kürze enthielt, oder ob ihre Tonstärke durch den Widerstand, welchen die Häufung mehrerer Consonanten am Ende seinem Verhallen entgegensetzte, oder, wie wahrscheinlicher, wegen der unwillkürlich durch eine solche Häufung consonantischer Laute erzeugten größeren Emphase, die die Aussprache dieser Tonsilbe erhöht, oder endlich durch eine in ihr enthaltene vocalische Länge, wozu in diesem Sinne auch die Doppellaute zu rechnen sind, an Schwere und Breite relativ zunahm, ist eine Besonderheit des Mittelhochdeutschen, die weniger auf die lebendige Sprache der späteren Zeit als auf ihre Schrift gewirkt hat. Aber aus ihr erklärt es sich, daß das mittelhochdeutsche fielen nicht fieln, fallen nicht faln u. s. w. geben konnte und daß auch in der späteren Sprache, so weit sie von der Schrift beherrscht ist, Ausstoßungen des e an dieser Stelle nicht statthaft befunden wurden, obgleich die lebendige Sprache unter dem Einfluß der meisten, besonders oberdeutschen nach möglichster Concentration der Wortformen strebenden Mundarten von diesem Grundsatz auch am Ende des Mittelalters so häufig oder noch häufiger wie jetzt, abgewichen sein muß wie wir es aus den bald zahlreicher, bald spärlicher in ihre schriftlichen Denkmäler gelegentlich und regellos

eingedrungenen ſyncopirten und apocopirten Formen entnehmen, auf die wir ſchon oben hinwieſen. Wie überall, ſo iſt auch hier in dieſem einzelnen Fall der mittelhochdeutſche Sprachcanon die ideelle Norm des ſpäteren, doch in der Wirklichkeit, in neue Bildungen umgeformt, die nur da, wo die äußerliche Tradition der Schrift das Alte feſthielt, nicht durchgedrungen ſcheinen, überall aber ohne wirkliche Allgemeingültigkeit gleichſam nur als Ausdruck der jedesmaligen zufälligen Individualität oder der zufälligen Laune des Schreibers auftreten.

Dieſer durchgreifenden Abtödtung aller tonloſen Vocale hat die Sprache aber doch auch da, wo ſie ſie am vollſtändigſten anerkannte, eine Schranke entgegengeſtellt. Sie zu begreifen führt in das innerſte Walten des deutſchen Sprachgenius hinein. Gewiſſe, außerhalb oder nach der Tonſilbe ſtehenden Silben haben ihre urſprünglichen wirklichen Vocale entweder in ihrer urſprünglichen Reinheit oder doch in einer Modification, bei der ſie noch immer wirkliche Vocale ſind, lange, meiſt bis über das Mittelhochdeutſche hinaus, bewahrt.

Aus dem Althochdeutſchen kindilîn, silubarling, samanunga, finstarnissi iſt kein mittelhochdeutſches und ſpäteres kindelen oder kindeln, silberleng, samenenge, vinsternesse, geworden, ſondern kindelîn, ſpäter mit derſelben Spaltung des ī in ei wie in der Tonſilbe — ein, silberling, samenunge, vinsternisse und ſo noch in vielen andern Fällen, wo die Regel ein e oder eine völlige Ausſtoßung des Vocals verlangte. Der Vocal ſelbſt kann damit nichts zu ſchaffen haben, denn die i, die ī, die u, werden ſonſt wie alle anderen behandelt, d. h. wo ſie nach dem Geſetz es ſollen, in e verwandelt oder ausgeſtoßen. Betrachtet man die Function der Silben, in denen dieſe Abweichung ſtattfindet, ſo ergiebt ſich, daß ſie mit einer einzigen, ſpäter zu erwägenden Ausnahme, Ableitungsſilben von ſtark

empfundener, der Sprache vorzugsweise lebendig gebliebener Kraft sind. Es ist also etwas vom Laute ganz Unabhängiges, das ihnen den Vocal erhalten hat und insofern ein Seitenstück zu der an sich gleichfalls nur durch freie That des deutschen Sprachgeistes, aber nicht durch natürliche Nöthigung geschehenen Concentration des Accents auf der Bedeutungssilbe und in Folge davon des ganzen vocalischen Lebens. Hier in dem Conflicte zweier so ganz heterogener Principien darf es nicht verwundern, häufig auf scheinbares Schwanken und Inconsequenz, häufig aber auch auf wirkliche — wenigstens für unsere Einsicht — zu stoßen: so wenn das Mittelhochdeutsche die adjective Ableitungsendung în zur Bezeichnung der stofflichen Beschaffenheit eines Gegenstandes, ird-în von erde, guldîn von gold, noch in der alten Lautstärke des Vocals erhält, die spätere Sprache aber, wo sie irgend in ihrer Schreibung sich dem Leben und nicht weit entlegenen Mustern anschließt, gulden, erden daraus macht Es läßt sich wahrnehmen, daß Hand in Hand mit jener Abschwächung zugleich auch eine Abnahme ihrer lebendigen Verwendung eintrat. Sie ist für die spätere Sprache nicht mehr in ihrer selbständigen Function fühlbar und es werden nur noch sehr vereinzelt neue Bildungen nach dem Muster der alten damit versucht, die aber auch keine rechte Dauer gewinnen können. Daß hierin die Ursache für den Verfall des Lautes zu suchen ist, scheint im Zusammenhang mit dem oben Ausgeführten unzweifelhaft. Umgekehrt hatte das Mittelhochdeutsche es zwar nicht durchgesetzt, aber sichtlich darnach gestrebt zwei adjective Ableitungssilben von uralt verbreitetster Anwendung — ag und îg in althochdeutscher Fassung — beide Herkunft von oder Zugehörigkeit zu dem Gegenstand, den der Stamm nennt, bezeichnend, die erste aber zugleich die innere oder äußere Steigerung seiner Bedeutung, in der Form

mit einander auszugleichen und beiden das lautlich allein berechtigte eg — nach mittelbeutschem Auslautgesetz ec — zu geben. Auf diese Art sind einag und einig, das erste „vereinzelt" das andere „irgend einmal vorhanden" ausdrückend, in der Form einec zusammengefallen, andere wie nötag und das althochdeutsch nicht nachzuweisende, aber für das Mittelhochdeutsche vorauszusetzende nötig durch den Umlaut, also wieder nur in der Hauptbedeutungssilbe, welche doch an sich für die Ableitung gleichgültig ist, als nötec und noetec wie muotec und hôchmüetec geschieden. Die spätere Sprache aber greift zu einem zwar gleichförmigen, aber doch wieder mit lebendigem Vocal versehenen ig, weil ihr vor allen andern diese Ableitung handlich und im häufigsten Gebrauche blieb. Daß sich dabei jener einstige feine Unterschied der Bedeutung zwischen ag und ig wenigstens insoweit verwischte, als sie ihre Neubildungen mit ihrem ig vollzog, ist begreiflich.

Die Erhaltung des Vocals in solchen von dem Sprachgefühl aus der Gewalt des Naturgesetzes gerissenen Fällen bringt von selbst auch eine verhältnißmäßig günstigere Behandlung des Nebentons mit sich. Daß das in oder ein, oder das ung, ing, insbesondere das ig, keinen wirklichen „Tiefton", der sich in gewisser Selbständigkeit neben den Hoch- oder Hauptton stellen kann, beanspruchen dürfen, ist wenigstens für die Sprache am Ende des 15. Jahrhunderts entschieden; — ob es im Mittelhochdeutschen noch in solchen Fällen einen wirklichen Tiefton gab, wollen wir hier nicht erörtern. Es ist also später nur ein Nebenton und zwar ein relativ schwacher, aber doch noch immer etwas ganz Anderes als die absolute Tonlosigkeit, welche andere, ihrem vocalischen Gewicht nach ebenso starke oder noch überlegene Silben zeigen, denen das Vorrecht der empfundenen Function nicht beistand, z. B. wenn aus samanônti

ein samende (für samenende), aus murmulōtun ein murmelten werden mußte. Dieſer Nebenton characteriſirt ſich deutlich als allein aus dem Inhalt und nicht aus dem Laute entſprungen auch daran, daß er nicht nach dem Naturgeſetz der deutſchen Betonungsweiſe, dem ſtufenweiſen Ausklingen, ſondern ſprungweiſe einſetzt, wie alle die oben angeführten Beiſpiele zeigen, worin immer je eine Silbe mit dem Tone ganz überſprungen iſt: kíndelìn, ſílberlìng u. ſ. w.

Im Gegenſatz zu den abſterbenden Vocalen der unbetonten Worttheile betrachten wir die noch lebendigen. Die, wie ſchon erwähnt, unendlich reiche Geſchichte jener gehört doch nicht hierher, weil ſie am Ende des Mittelalters ſchon ſo weit abgeſchloſſen war, daß nur gleichſam zufällig und immer nur localbeſchränkt einiges davon hereinſpielt, z. B. das in allen mitteldeutſchen, zeitweiſe auch in vielen oberdeutſchen Schriftdenkmälern vom 10—15. Jahrhundert außerordentlich ſtark vertretene i für das farbloſe e. Dies i erſetzt eben darum alle „organiſchen" d. h. ſprachgeſchichtlich berechtigten Vocale, wie es z. B. in den dem 11—12. Jahrhundert angehörigen zufällig herausgegriffenen Beiſpielen, in vorchti, minni für a, in gotis, sunis für e, in helli vili für u oder o ſteht, oder wie noch um 1500 und ſpäter habin, lebin, gotis, sunis u. ſ. w. in dieſem oder jenem Sprachdenkmal entweder durchgängig oder, wie es gewöhnlich iſt, neben den im vollſten Sinne ſprachgemäßen Formen haben, leben, gotes, sunes begegnen, oder wenn andere Mundarten, freilich in viel beſchränkterem Umfang, ein a für das geforderte e in die von ihnen gefärbten Sprachdenkmäler bringen — natürlich weil ſie es ſelbſt, wie es für alle andern gleichwerthigen Erſatzmittel gilt, im Leben gebrauchten — wenn haban für haben, lichaman für lichamen, werchan für werchen und wagana für wagano, mah-

tigan für mahtigun, oder noch vereinzelter auch das o ähnlich sich als lebhafte Färbung vordrängt. —

Die einfachste und insofern begreiflichste Wirkung der allmählich vorschreitenden Concentration des Accents zeigt sich an der veränderten Quantität der Stamm- oder Bedeutungssilben der späteren Sprache im Vergleich mit älteren Durchschnitten. Um 1500 ist im Ganzen das System durchgesetzt, das von da ab in der hochdeutschen Schriftsprache oder in der lebenden Sprache, so weit sie in unmittelbarer Fühlung mit der Schriftsprache steht, sich erhalten hat. Seine ersten Ansätze reichen in die älteste Zeit unserer Sprachurkunden. Es keimt an vereinzelten Orten, wächst anfangs langsamer, scheint periodisch seine Kraft verloren zu haben, aber um dann nur desto rascher und energischer die ganze Breite der Sprache auszufüllen.

In seinen Aeußerungen ist es doppelgestaltig, die treibende Ursache aber läßt sich leicht als einheitlich erkennen. Einmal nämlich schafft es eine Menge neuer Längen an der Stelle älterer Kürzen, das andere Mal erhält es die Kürze, indem es den consonantischen Schluß der Silbe verstärkt. Daß die eine wie die andere Procedur denselben Zweck erfüllt, die Tonkraft oder Tonfähigkeit der Bedeutungssilbe zu erhöhen, ist schon bei anderer Veranlassung bemerkt. Ob das eine oder das andere Mittel im einzelnen Falle gewählt wurde, hängt einmal von dem der ganzen Sprache gemeinsamen Lautgefühl, dann aber auch von allen möglichen individualisirenden Einflüssen der Mundart, der Zeit, der Tradition, oft der bloßen Mode ab, die freilich zunächst nur die Schrift angeht, aber von ihr aus in einer Zeit, in welcher viel geschrieben und gelesen wurde, auch nicht ohne Einwirkung auf die lebende Sprache bleiben konnte.

Daß gewisse Consonantenschärfungen dem deutschen Organ

im Allgemeinen vorzugsweise genehm waren, andere ihm weniger oder gar nicht zusagten, versteht sich von selbst. Zu den ersten gehören die meisten sog. harten Spiranten oder Reibelaute, f, ch, die harten stummen Consonanten p, k, t, und von den flüßigen l und die Nasalen m und n. Schon die ältere Sprache, das Althochdeutsch in seiner letzten Phase hatte hier der späteren Zeit das Meiste vorweg genommen. Unzählige Doppelconsonanten hat es erzeugt, ff, hh, d. h. doppeltes ch, das selbst als ein Doppelzeichen nicht wohl zweimal geschrieben werden konnte und wofür die unbehilfliche Schreibart hch bald aufgegeben ist, pp, kk (ck gewöhnlich geschrieben und von da in der deutschen Schrift meist so fortgeführt), tt, ll, mm, nn, sind genau durch dieselbe treibende Kraft erzeugt, die dann in der Sprache erloschen scheint, aber auch nur scheint, weil sie später doch wieder ihre nie versiegende Lebenskraft bethätigt. Daß die althochdeutschen Doppelconsonanten fast durchweg noch einen andern später nicht wirksamen Factor haben, ein j, die weiche Gutturalspirans, die von der Sprache im größten Maßstab hinter den Consonanten vertilgt wurde, ist wahr. Aber nicht eine Angleichung des j an den vorhergehenden einfachen Consonanten hat diese althochdeutschen Doppelungen erzeugt, sie sind nur neu entstanden, weil die früher bestandene, jetzt durch den geschehenen oder drohenden Untergang des j hinfällig gewordene Consonantenhäufung als Stütze des Hochtons wiederhergestellt werden sollte. Die späteren Doppelungen haben niemals diese äußere Anlehnung, man kann sie kaum Veranlassung nennen. In ihnen tritt die treibende Ursache völlig unverhüllt heraus und ebendeshalb konnten sie nur da sich einfinden, wo noch Raum für sie war, wo das Althochdeutsche nicht schon die Doppelung vorweg genommen hatte und wo die Natur des Consonanten dem deutschen Organ eine solche Doppe-

lung am nächsten legte. Die Laute t und m waren deshalb die begünstigten und es sind in Formen, wie gott, ritten, vetter, himmel, kommen oder kummen, vernommen und dergl. sehr viele, aber weder in fester Consequenz durch alle Mundarten, noch selbst in den Formen desselben Wortes durchgedrungen. So steht neben vetter das Etymon vater gewöhnlich mit einfachem t, aber auch in gevatter gewöhnlich verdoppelt, neben vernommen vernemen, und überall sind die alten ohne Verdoppelung wie im Mittelhochdeutsch geschriebenen Formen einzeln, sei es als bloße Schreibgewohnheit, sei es nach der individuellen Aussprache, wenn auch in immer abnehmender Minderzahl, bis zum Schlusse des Mittelalters und oft noch länger erhalten.

Die Verlängerung des betonten Vocals hat nicht nur in die Quantität, sondern auch in vieler Art in die Qualität desselben eingegriffen, was doch nur sehr bedingt durch die parallel damit gehende Verschärfung mittelst der neugeschaffenen Doppelconsonanten geschehen ist. An sich schon verändert sich die Qualität jedes Vocals etwas, je nachdem er als Länge oder als Kürze gesprochen wird. Aber außer dieser einen durchgreifenden und für alle gültigen Veränderung sind noch andere mehr in die Sinne fallende zu verzeichnen. Die Sprache hat eine Anzahl neuer Diphthongen herausgebildet, dafür wieder andere des Mittelhochdeutschen zu einfachen Vocalen herabgesetzt, das Eine wie das Andere durch die Eigenthümlichkeit ihrer Betonung. Für das ältere î und û erscheint ei und au für iu eu, um die gewöhnlichste und begrifflich richtigste Schreibung zu setzen. Die locale und zeitliche Verbreitung dieser neuen Laute läßt sich verfolgen: sie leben schon in der mittelhochdeutschen, ja noch vorher in den südöstlichen, oberdeutschen Volksmundarten und greifen von hier aus später um so kräf-

tiger in die Schriftsprache, je lebhafter dort auch in der noch mittelhochdeutschen Periode die literarische Thätigkeit war. Daß sie auch in die kaiserliche Kanzlei sehr früh, schon im Anfang des 15. Jahrhunderts, Eingang fanden und dadurch vermehrte Verbreitung an allen den Orten, die von ihrem Schreibegebrauch berührt wurden, trug auch zu ihrer Popularisirung in der Schrift bei. Selbst nach Mitteldeutschland drangen sie und zwar auf einem ganz bestimmt nachweisbaren Wege, von Südosten und Süden her vor. Da, wo die Volksmundart diese Diphthongen selbst noch nicht kannte, wie im alemannischen Südwesten, in den meisten rheinfränkischen und andern mitteldeutschen, fränkischen und nichtfränkischen Mundarten, hat auch die Schriftsprache sich viel zäher dagegen gewehrt, als da, wo sie landesüblich waren und wo ihrer Aufnahme in die Schrift nur die immer mehr verhallende mittelhochdeutsche Tradition entgegenstand. Doch kann man für das Jahr 1500 etwa sie überall im lebhaftesten, wenn auch scheinbar regellosen Vordringen sehen und unzweifelhaft ging eine Lautbewegung nach derselben Richtung hin auch in der lebenden Sprache vor sich. Denn es war in ihnen doch nichts Zufälliges oder Particuläres, nichts was nur durch Zufall sich über seine berechtigten Grenzen verbreitete. Es war der natürliche Instinct des Sprachgefühls, der gerade die beiden entgegengesetzten Enden der vocalischen Tonleiter ī und ū durch den massiveren und breiteren Einsatz des Tones in Doppellaute zerfällte, wie es dem deutschen Organ gemäß war. Die mittleren Stufen ā ē ō werden davon nicht oder doch nur in den Mundarten ohne durchgreifende Consequenz berührt. Die neuen Laute schlossen sich äußerlich an die alten vorhandenen Diphthonge ei und ou, oder wie diese schon vor dem Umsichgreifen der neuen in derselben Mundart geschrieben wurden

ai und au, ohne doch im Laute ganz mit ihnen zuſammenzufallen, während da, wo ſie mit Hilfe der Schrift neu ſich einführten, auch ihr Laut mit jenen älteren, gleich bezeichneten, zuſammengeworfen wurde. Das ältere īn und ein, tūbe und toube, in der Bedeutung ſo weit von einander abſtehend wie im Klange, wurden für das Auge und das davon abhängige Ohr in ein und taube vereinigt. Eu für das unſerem Organ überhaupt unverſtändliche iu, von dem nur ſo viel feſtſteht, daß die gebildete mittelhochdeutſche Ausſprache hier wie bei jedem Diphthong beide Laute hören und nicht etwa einen ſie vereinigenden Miſchlaut, ein ü, eintreten ließ, war das natürliche Correlat zu au für ū. Sobald und wo dies durchdringt, iſt auch das eu in ſeinen wechſelnden Schreibungen als äu, eu ꝛc. da; wo au nicht vorhanden war, hat die Sprache nicht den alten, für ſie überhaupt verklungenen Laut, ſondern einen Miſchlaut ü, oder eine einfache Länge ū, je nach dem natürlichen Zuge der Mundart nach dem einen oder dem andern.

Die aus mittelhochdeutſchen Diphthongen zuſammengedrückten Längen ſind ī für ie, ū und ǖ für uo und üe. Auch hier hat die Mundart und Tradition dem herrſchenden Zuge der lebenden Sprache ſich mehr oder minder widerſetzt, aber auch hier zwar die reinliche Conſequenz, nicht aber das ruckweiſe Vordringen aufhalten können. Daß hier die ſüdöſtlichen Mundarten mit ihrem weitgreifenden Einfluß auf die Schrift von ſelbſt ſo ziemlich Hand in Hand mit allen mitteldeutſchen gingen, in denen gerade dieſe hochdeutſchen Diphthonge ein ſchwaches Leben führten oder gar nicht vorhanden waren, gab der Verbreitung der neuen Laute einen großen Vorſchub und im allgemeinen ſind ſie um 1500 viel weiter und durchgreifender durchgedrungen als die neuen Diphthonge ei und au.

Nur der Westen und Südwesten ging auch hier seinen eigenen Weg; hier ist die diphthongische Natur des ie nicht bloß in der Schrift als Tradition erhalten, wie ja auch in mittelbeutschen Schriften dieser Zeit manches ie nach mittelhochdeutscher Weise geschrieben wurde, was die Aussprache als ī gab. Hier wo dieser Diphthong sich noch viel später, bis auf heute behauptet hat, beherrscht er deshalb die Schrift beinahe noch nach mittelhochdeutschem System. Gleiches gilt von dem uo, oder ue, des ou schwächerem Vertreter, und auch, jedoch nicht in demselben Umfange, von dem daraus hervorgegangenen üe. Im Südwesten ist es noch allgemein gültig, während es anderwärts, wo es die lebende Sprache nicht kannte, auch von der Schrift immer mehr ausgemerzt wird.

Jene neuen einfachen Längen erfüllten ihre Bestimmung das verstärkte Tongewicht zu tragen, offenbar viel besser als diese alten Diphthonge. In diesen überwog von jeher der erste Lautbestandtheil den zweiten so entschieden, daß der erste als das eigentlich lebendige und in Folge davon auch für den Accent allein recht befähigte Element erscheint, der zweite nur als ein mehr oder minder starker und tonloser Nachhall. Zu einem Laute concentrirt, konnte sich der Ton breit und voll darüber hinlagern, ohne zu verhallen, und das war es, was die Sprache wollte.

Wie sehr das Massengewicht der einzelnen deutschen Worte und damit der Sprache im Ganzen durch die Erzeugung so vieler geschärfter und verlängerter Silben verändert wurde, liegt zu Tage. Wie jetzt tägen und lägen, wēren und ēren, spielen und fielen (beide mit ī gesprochen), wōnen und lōnen, flūge und būge, stammen und hammer, kette und bette, sitte und bitter denselben Umfang und dasselbe metrische Gewicht in der Sprache erhielten, so war nicht bloß für die Reime der

Verskunſt etwas durchgreifend Neues eingeführt, wo früher ein tagen mit ſeiner kurzen, ſcharf betonten erſten und ſeiner deshalb kaum hörbaren zweiten nimmermehr mit dem wirklichen Trochäus lagen gleiche Reime, wollen wir ſie herkömmlich weibliche nennen, hätte bilden können. Weit darüber hinaus hat die Sprache ſelbſt eine andere Phyſiognomie dadurch angenommen. Sie iſt um ſo viel ſchwerfälliger, breitſpuriger geworden, als ſolche neue völlig zweiſilbige Worte an der Stelle der alten, ihnen gegenüber faſt als einſilbig zu rechnenden, ſich durchſetzten. Daraus erklärt ſich aber auch, warum jetzt jene Menge von Ausſtoßungen der Vocale erfolgten in allen unbetonten mit dem farbloſen e einſt gefüllten Silben, was wir ſchon oben als characteriſtiſch für dieſe Zeit berührten. Nicht nur im Einklang mit dem berechtigten äſthetiſchen Gefühl hat dadurch doch im Großen und Ganzen die Sprache ihre Wörter äußerlich, an Silbenzahl, nicht vergrößert. Wollte man die Zahl der Silben zuſammenrechnen, ſo würde die auf den beiden geſchilderten Wegen erzielte Vermehrung und Verminderung ſich ungefähr gleich bleiben. Aber der Eindruck größerer Schwere oder Schwerfälligkeit iſt davon begreiflich nicht abhängig, er fließt aus den unverhältnißmäßig an Zahl und auch in etwas an Tonfülle gewachſenen Längen, aus den ſtarken conſonantiſchen Häufungen, theils durch die neuen Doppelungen, theils durch die Vocalausſtoßung im großen Maßſtab, und dieſen Eindruck wird die ſpätere Sprache im Vergleich zu dem Mittelhochdeutſchen auch dann machen dürfen, wenn man ſeine innere Begründung oder Berechtigung begreift.

Andere Mächte des deutſchen Vocalismus hat dieſe ſpätere Sprache ſchon als ganz oder faſt ganz fertig abgeſchloſſen in ihren Wirkungen von der Vorzeit her überkommen und brauchte alſo darin ihre Schöpferkraft nicht zu bethätigen.

So den Umlaut, eine für das frühere Sprachleben so unendlich ergiebige Quelle von Umgestaltungen in den betonten Vocalen. In ihm zeigt sich das schon genügend dargelegte Princip oder die Seele aller dieser Vorgänge mit anschaulichster Deutlichkeit, wenn auch nicht überall in ausreichender urkundlicher Beglaubigung durch die Schrift. Wir haben uns gewöhnt, den Namen Umlaut in der beschränkten Verwendung zu gebrauchen, in welcher er nur das Hereinspielen eines in den unbetonten Worttheilen stehenden I-Lautes in den Vocal der Tonsilbe und dessen dadurch bewirkte Modification bedeutet. An sich könnte man den Begriff viel weiter dehnen und alle aus gleicher Ursache entstandenen Vocalveränderungen darunter fassen. Doch bleiben wir hier bei der beschränkten Fassung, die von der Terminologie der Grammatik anerkannt ist. Das Einspielen eines I-Lautes, desjenigen der unter allen der schärfste an Klang ist, der den stärksten Eigenton hat, ist schon in den frühesten Zeugnissen des Althochdeutschen zu bemerken. Beschränkt es sich hier zuerst nur auf das a, und ergreift es auch dieses nur allmählich, so ist es dabei doch nicht stehen geblieben. Das Mittelhochdeutsch um 1200 kennt diesen Umlaut, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, ganz in dem Umfange, den er von da ab in der Sprache überhaupt behalten hat. Daß die Mundarten sich sehr verschieden dazu stellten, ist natürlich. Es haben sich namentlich die mittleren, in denen alle Lebensvorgänge des Vocalismus sich so viel langsamer und stumpfer vollzogen, sehr lange seiner vollständigen Durchführung entgegengestellt und sind ihm nur ruckweise, ganz so wie den neuen Diphthongen verfallen. Aber um 1500 war es wenigstens für die mitteldeutsche Schriftsprache entschieden, daß sie auch hierin dem Zuge des gemeinsam deutschen Lautgefühls folgen mußte und von der Schriftsprache aus, aber keineswegs

etwa durch die Schriftsprache allein, war auch die Brücke zu der lebenden Sprache bis in die innersten Winkel des eigentlichen Volksmundes geschlagen, die früher oder später, in jedem Falle aber irgend einmal betreten wurde. Begreiflich spiegelt sich die Vielgestaltigkeit des Umlautes in der Sprache der Zeit dieser Kampf zwischen den unumgelauteten und umgelauteten Vocalen in einer Buntscheckigkeit und Unschönheit der Schrift die hier, wo nicht einmal die sichere Tradition der früheren Zeit einigermaßen Halt gab, wahrhaft verwirrend ist, aber doch die Erkenntniß des innersten Wesens der Erscheinung nicht verdunkeln kann.

Wie die Ursache so ist auch die Wirkung des Umlauts völlig durchsichtig. An Stelle der eigentlichen Grundvocale A und U, oder ihrer Verlängerung und ihrer diphthongischen Combinationen, treten im Eigenton erhöhte Zwischen- und Mischlaute, die man eben deshalb nicht bloß von Seite des natürlichen Schönheitsgefühls der Sprache Trübungen nennen kann. Diejenigen Laute, welche selbst schon Abweichungen von diesen Grundlauten sind, also e und o, sind im Deutschen zu aller Zeit verschieden behandelt: auf e hat das i der Endungen keinen Einfluß, o dagegen wird von ihm noch weiter getrübt. Das natürliche System der auf solche Art entstandenen Umlaute würde sich für die Sprache um 1500 am rationellsten so geschrieben darstellen: Umlaut des a u. ā : e u. ä (ae), des o u. ō : ö u. ȫ (oe), des u und ū ů u. ü (ue), des au : äů oder eů. Kommen auch diese Zeichen nirgends in einiger Consequenz vor, so geht doch das Gewirre der vorhandenen auf sie zurück und in ihnen auf und daraus ergiebt sich, daß die Sprache bereits an der Grenze des ganzen Vorgangs angelangt war. Wirklich neue Umlaute konnte sie nicht schaffen, da sie niemals das e mit hereingezogen, sondern es wie das i selbst und wahrschein-

lich aus demſelben Grunde, weil es lautlich dem den Umlaut bewirkenden Factor ſo nahe ſtand, immer unberührt gelaſſen hatte. Außer den einmal gegebenen noch neue Zwiſchentöne zu ſchaffen, wäre wohl möglich geweſen, denn ihr Bereich iſt, wenn man alle Subtilitäten des Lautes gelten laſſen will, ein grenzenloſer. Die Mundarten und das individuelle Organ mochten es auch damals thun, wie ſie es zu jeder Zeit gethan haben: die durch die Schrift fixirte Sprache nahm aber eben deshalb auch damals, wo ſie der Mundart ſo viel mehr als in andern Perioden nachgab, nur inſoweit darauf Rückſicht, daß ſich ein Theil, aber nicht die Geſammtheit jener abweichenden und eigenartigen Bezeichnungen in den einzelnen Denkmälern daraus erklärt.

Eine innerliche Erweiterung des Umlautes konnte die Sprache in einer Zeit nicht mehr vornehmen, die das Gefühl für das Leben oder die Kraft der unbetonten Vocale ſchon ſo lange und ſo gänzlich verloren hatte. Noch im Uebergang vom Althochdeutſchen zum Mittelhochdeutſchen und im Mittelhochdeutſchen ſelbſt konnte aus mahte ein mehte (der Umlaut des a wird gewöhnlich durch e bezeichnet) aus ture ein türe, aus dorfer ein dörfer werden, weil der Erſatz für das i, das urſprünglich in den Endſilben geſtanden, noch als lebendiger Vocal gefühlt wurde. Er wurde aber in demſelben Maße leblos und ſank zu dem leeren e herab, als er alles, was er ſelbſt noch von Leben beſaß, in den Vocal der Tonſilbe verlegte, dieſen eben umlautete. Sobald der Umlaut hier wirklich vollendet, der ganze Inhalt des Vocals der Endung dazu verbraucht war, ſank dieſer ſelbſt zu jenem bloßen vocaliſchen Erſatzlaute oder Vocalſymbol herab, das er von da an wenigſtens in der Schriftſprache geblieben iſt.

Nur inſofern konnte alſo die ſpätere Sprache den Umlaut

noch über das Maß der früheren erweitern, als sie entweder nach richtiger oder eingebildeter Analogie gerade so verfuhr wie jene. Wenn sie z. B. in ihren neugebildeten mit ig abgeleiteten Adjectiven den umlautfähigen Vocal oder Diphthong der Stammsilbe umlautete, von harz herzig, von widerstand widerstendig, von stoss stössig, von bruch brüchig ableitete, that sie im Wesen nichts Neues. Ebenso wenn sie in einer Menge von Pluralformeln, wo die ältere Sprache noch unumgelautete Formen brauchte, umgelautete eindringen ließ und für nagele nägel, für hamere hämmer, für boume bäume, für frosche frösche, u. s. w. überwiegend durchführte, oder wenn sie in den Verbalformen des Präteritums immer allgemeiner für hörte von hoeren, uobte von ueben, hörte, übte setzte.

Noch weniger wie im Umlaut konnte die spätere Sprache Neues schaffen in einer andern Art von Wandelung der hochbetonten Vocale, für welche der Kunstausdruck „Brechung" nicht sehr glücklich durch J. Grimm in die deutsche Grammatik eingeführt ist. Auch hier war ihr alles von der Vergangenheit vorweg genommen. In einer vorgeschichtlichen Periode unserer Sprache war das deutsche Vocalsystem wie zu jeder Zeit der gestaltungsreichste Theil des deutschen Lautvorrathes, in der entschiedensten Richtung, die gleichfalls wieder aus noch früheren Umbildungsprocessen gewonnenen a und e der Stammsilben in die eigentlichen Grundtöne i und u umzugestalten, in denen gleichsam diese ganze Bewegung ihren natürlichen Abschluß fand, während sie in e und o auf halbem Wege stehen blieb. Die gothische Sprache ist energisch ans Ziel gelangt: sie hat das vorgeschichtliche a in ihrem niman und numan nicht als e und o stehen lassen, sondern bis zu i und u vorgeschoben. Keine der andern deutschen Sprachen hat darin mit ihr Schritt gehalten, aber jede hat versucht dasselbe Ziel zu erreichen, d. h.

die e und o, die aus einem vorgeſchichtlichen a entſtanden waren, zu i und u zu machen. Es iſt ihnen mißlungen, weil in Folge des Rückwirkens der in den unbetonten oder weniger betonten Silben ſtehenden a eine Beeinfluſſung des Vocals der Stammſilbe ſtattfand, die von ſelbſt nach dem e oder o hinwies, es alſo, wo es ſchon vorhanden war, um ſo mehr erhielt. Wenn das e in dem vorauszuſetzenden neman für noch älteres naman, das o in der gleichen Form überall ein i oder u hätte werden ſollen, was es im Gothiſchen geworden iſt, ſo hätte an zweiter Stelle kein a, das dem e und o lautlich ſo nahe ſteht, ſondern ein i oder u, die ſo fern ab von ihm liegen, ſtehen müſſen. So begreift es ſich, daß aus einem gothiſches stigan kein althochdeutſches stegan werden konnte, weil das i hier nicht aus einem älteren a, wie in niman, neman entſtanden, ſondern von Uranfang her, wurzelhaft, mit der Bildung des Begriffes verwachſen, vorhanden war. Ebenſo hätte freilich auch ein gothiſches bugan, für welches daſſelbe gilt, weil das u gleichfalls wurzelecht iſt, kein althochdeutſches bogan geben ſollen. Hier aber hat der geringere Eigenton, der dem u ganz abgeſehen von aller Wortbetonung im Verhältniß zu i mit ſeinem höchſten Eigenton unter allen Vocalen zukommt, dem Einfluß des a, oder richtiger dem von dem allgemeinen Zuge der Sprache gebotenen Streben die lebhaftere Vocalfärbung außerhalb der Wortaccentſilbe zu vernichten und ſie allein in dieſe zu verlegen, nicht widerſtanden. Es iſt dies u in allen Fällen, wo ein a darauf folgt, nach dem mit etwas höherem Eigenton verſehenen o ausgewichen, und noman und bogan gleichen einander im Laute, wenn auch ihre u eine ganz verſchiedene Geſchichte haben.

Dieſer ganze, in ſeinen Einzelheiten viel verſchlungene, immer aber aus dem eben feſtgeſtellten Geſichtspunkte durch-

lung am nächsten legte. Die Laute t und m waren deshalb die begünstigten und es sind in Formen, wie gott, ritten, vetter, himmel, kommen oder kummen, vernommen und dergl. sehr viele, aber weder in fester Consequenz durch alle Mundarten, noch selbst in den Formen desselben Wortes durchgedrungen. So steht neben vetter das Etymon vater gewöhnlich mit einfachem t, aber auch in gevatter gewöhnlich verdoppelt, neben vernommen vernemen, und überall sind die alten ohne Verdoppelung wie im Mittelhochdeutsch geschriebenen Formen einzeln, sei es als bloße Schreibgewohnheit, sei es nach der individuellen Aussprache, wenn auch in immer abnehmender Minderzahl, bis zum Schlusse des Mittelalters und oft noch länger erhalten.

Die Verlängerung des betonten Vocals hat nicht nur in die Quantität, sondern auch in vieler Art in die Qualität desselben eingegriffen, was doch nur sehr bedingt durch die parallel damit gehende Verschärfung mittelst der neugeschaffenen Doppelconsonanten geschehen ist. An sich schon verändert sich die Qualität jedes Vocals etwas, je nachdem er als Länge oder als Kürze gesprochen wird. Aber außer dieser einen durchgreifenden und für alle gültigen Veränderung sind noch andere mehr in die Sinne fallende zu verzeichnen. Die Sprache hat eine Anzahl neuer Diphthongen herausgebildet, dafür wieder andere des Mittelhochdeutschen zu einfachen Vocalen herabgesetzt, das Eine wie das Andere durch die Eigenthümlichkeit ihrer Betonung. Für das ältere î und û erscheint ei und au für iu eu, um die gewöhnlichste und begrifflich richtigste Schreibung zu setzen. Die locale und zeitliche Verbreitung dieser neuen Laute läßt sich verfolgen: sie leben schon in der mittelhochdeutschen, ja noch vorher in den südöstlichen, oberdeutschen Volksmundarten und greifen von hier aus später um so kräf-

tiger in die Schriftsprache, je lebhafter dort auch in der noch mittelhochdeutschen Periode die literarische Thätigkeit war. Daß sie auch in die kaiserliche Kanzlei sehr früh, schon im Anfang des 15. Jahrhunderts, Eingang fanden und dadurch vermehrte Verbreitung an allen den Orten, die von ihrem Schreibegebrauch berührt wurden, trug auch zu ihrer Popularisirung in der Schrift bei. Selbst nach Mitteldeutschland drangen sie und zwar auf einem ganz bestimmt nachweisbaren Wege, von Südosten und Süden her vor. Da, wo die Volksmundart diese Diphthongen selbst noch nicht kannte, wie im alemannischen Südwesten, in den meisten rheinfränkischen und andern mitteldeutschen, fränkischen und nichtfränkischen Mundarten, hat auch die Schriftsprache sich viel zäher dagegen gewehrt, als da, wo sie landesüblich waren und wo ihrer Aufnahme in die Schrift nur die immer mehr verhallende mittelhochdeutsche Tradition entgegenstand. Doch kann man für das Jahr 1500 etwa sie überall im lebhaftesten, wenn auch scheinbar regellosen Vordringen sehen und unzweifelhaft ging eine Lautbewegung nach derselben Richtung hin auch in der lebenden Sprache vor sich. Denn es war in ihnen doch nichts Zufälliges oder Particuläres, nichts was nur durch Zufall sich über seine berechtigten Grenzen verbreitete. Es war der natürliche Instinct des Sprachgefühls, der gerade die beiden entgegengesetzten Enden der vocalischen Tonleiter ī und ū durch den massiveren und breiteren Einsatz des Tones in Doppellaute zerfällte, wie es dem deutschen Organ gemäß war. Die mittleren Stufen ā ē ō werden davon nicht oder doch nur in den Mundarten ohne durchgreifende Consequenz berührt. Die neuen Laute schlossen sich äußerlich an die alten vorhandenen Diphthonge ei und ou, oder wie diese schon vor dem Umsichgreifen der neuen in derselben Mundart geschrieben wurden

ai und au, ohne doch im Laute ganz mit ihnen zuſammenzufallen, während da, wo ſie mit Hilfe der Schrift neu ſich einführten, auch ihr Laut mit jenen älteren, gleich bezeichneten, zuſammengeworfen wurde. Das ältere īn und ein, tūbe und toube, in der Bedeutung ſo weit von einander abſtehend wie im Klange, wurden für das Auge und das davon abhängige Ohr in ein und taube vereinigt. Eu für das unſerem Organ überhaupt unverſtändliche iu, von dem nur ſo viel feſtſteht, daß die gebildete mittelhochdeutſche Ausſprache hier wie bei jedem Diphthong beide Laute hören und nicht etwa einen ſie vereinigenden Miſchlaut, ein ü, eintreten ließ, war das natürliche Correlat zu au für ū. Sobald und wo dies durchdringt, iſt auch das eu in ſeinen wechſelnden Schreibungen als äu, eu ꝛc. da; wo au nicht vorhanden war, hat die Sprache nicht den alten, für ſie überhaupt verklungenen Laut, ſondern einen Miſchlaut ü, oder eine einfache Länge ū, je nach dem natürlichen Zuge der Mundart nach dem einen oder dem andern.

Die aus mittelhochdeutſchen Diphthongen zuſammengedrückten Längen ſind ī für ie, ū und ǖ für uo und üe. Auch hier hat die Mundart und Tradition dem herrſchenden Zuge der lebenden Sprache ſich mehr oder minder widerſetzt, aber auch hier zwar die reinliche Conſequenz, nicht aber das ruckweiſe Vordringen aufhalten können. Daß hier die ſüdöſtlichen Mundarten mit ihrem weitgreifenden Einfluß auf die Schrift von ſelbſt ſo ziemlich Hand in Hand mit allen mitteldeutſchen gingen, in denen gerade dieſe hochdeutſchen Diphthonge ein ſchwaches Leben führten oder gar nicht vorhanden waren, gab der Verbreitung der neuen Laute einen großen Vorſchub und im allgemeinen ſind ſie um 1500 viel weiter und durchgreifender durchgedrungen als die neuen Diphthonge ei und au.

Nur der Westen und Südwesten ging auch hier seinen eigenen Weg; hier ist die diphthongische Natur des ie nicht bloß in der Schrift als Tradition erhalten, wie ja auch in mittelbeutschen Schriften dieser Zeit manches ie nach mittelhochdeutscher Weise geschrieben wurde, was die Aussprache als ī gab. Hier wo dieser Diphthong sich noch viel später, bis auf heute behauptet hat, beherrscht er deshalb die Schrift beinahe noch nach mittelhochdeutschem System. Gleiches gilt von dem uo, oder ue, des ou schwächerem Vertreter, und auch, jedoch nicht in demselben Umfange, von dem daraus hervorgegangenen üe. Im Südwesten ist es noch allgemein gültig, während es anderwärts, wo es die lebende Sprache nicht kannte, auch von der Schrift immer mehr ausgemerzt wird.

Jene neuen einfachen Längen erfüllten ihre Bestimmung das verstärkte Tongewicht zu tragen, offenbar viel besser als diese alten Diphthonge. In diesen überwog von jeher der erste Lautbestandtheil den zweiten so entschieden, daß der erste als das eigentlich lebendige und in Folge davon auch für den Accent allein recht befähigte Element erscheint, der zweite nur als ein mehr oder minder starker und tonloser Nachhall. Zu einem Laute concentrirt, konnte sich der Ton breit und voll darüber hinlagern, ohne zu verhallen, und das war es, was die Sprache wollte.

Wie sehr das Massengewicht der einzelnen deutschen Worte und damit der Sprache im Ganzen durch die Erzeugung so vieler geschärfter und verlängerter Silben verändert wurde, liegt zu Tage. Wie jetzt tägen und lägen, wēren und ēren, spielen und fielen (beide mit ī gesprochen), wōnen und lōnen, flüge und büge, stammen und hammer, kette und bette, sitte und bitter denselben Umfang und dasselbe metrische Gewicht in der Sprache erhielten, so war nicht bloß für die Reime der

Verskunst etwas durchgreifend Neues eingeführt, wo früher ein tagen mit seiner kurzen, scharf betonten ersten und seiner deshalb kaum hörbaren zweiten nimmermehr mit dem wirklichen Trochäus lagen gleiche Reime, wollen wir sie herkömmlich weibliche nennen, hätte bilden können. Weit darüber hinaus hat die Sprache selbst eine andere Physiognomie dadurch angenommen. Sie ist um so viel schwerfälliger, breitspuriger geworden, als solche neue völlig zweisilbige Worte an der Stelle der alten, ihnen gegenüber fast als einsilbig zu rechnenden, sich durchsetzten. Daraus erklärt sich aber auch, warum jetzt jene Menge von Ausstoßungen der Vocale erfolgten in allen unbetonten mit dem farblosen e einst gefüllten Silben, was wir schon oben als characteristisch für diese Zeit berührten. Nicht nur im Einklang mit dem berechtigten ästhetischen Gefühl hat dadurch doch im Großen und Ganzen die Sprache ihre Wörter äußerlich, an Silbenzahl, nicht vergrößert. Wollte man die Zahl der Silben zusammenrechnen, so würde die auf den beiden geschilderten Wegen erzielte Vermehrung und Verminderung sich ungefähr gleich bleiben. Aber der Eindruck größerer Schwere oder Schwerfälligkeit ist davon begreiflich nicht abhängig, er fließt aus den unverhältnißmäßig an Zahl und auch in etwas an Tonfülle gewachsenen Längen, aus den starken consonantischen Häufungen, theils durch die neuen Doppelungen, theils durch die Vocalausstoßung im großen Maßstab, und diesen Eindruck wird die spätere Sprache im Vergleich zu dem Mittelhochdeutschen auch dann machen dürfen, wenn man seine innere Begründung oder Berechtigung begreift.

Andere Mächte des deutschen Vocalismus hat diese spätere Sprache schon als ganz oder fast ganz fertig abgeschlossen in ihren Wirkungen von der Vorzeit her überkommen und brauchte also darin ihre Schöpferkraft nicht zu bethätigen.

So den Umlaut, eine für das frühere Sprachleben ſo unendlich ergiebige Quelle von Umgeſtaltungen in den betonten Vocalen. In ihm zeigt ſich das ſchon genügend dargelegte Princip oder die Seele aller dieſer Vorgänge mit anſchaulichſter Deutlichkeit, wenn auch nicht überall in ausreichender urkundlicher Beglaubigung durch die Schrift. Wir haben uns gewöhnt, den Namen Umlaut in der beſchränkten Verwendung zu gebrauchen, in welcher er nur das Hereinſpielen eines in den unbetonten Worttheilen ſtehenden I-Lautes in den Vocal der Tonſilbe und deſſen dadurch bewirkte Modification bedeutet. An ſich könnte man den Begriff viel weiter dehnen und alle aus gleicher Urſache entſtandenen Vocalveränderungen darunter faſſen. Doch bleiben wir hier bei der beſchränkten Faſſung, die von der Terminologie der Grammatik anerkannt iſt. Das Einſpielen eines I-Lautes, desjenigen der unter allen der ſchärfſte an Klang iſt, der den ſtärkſten Eigenton hat, iſt ſchon in den früheſten Zeugniſſen des Althochdeutſchen zu bemerken. Beſchränkt es ſich hier zuerſt nur auf das a, und ergreift es auch dieſes nur allmählich, ſo iſt es dabei doch nicht ſtehen geblieben. Das Mittelhochdeutſch um 1200 kennt dieſen Umlaut, von einzelnen Ausnahmen abgeſehen, ganz in dem Umfange, den er von da ab in der Sprache überhaupt behalten hat. Daß die Mundarten ſich ſehr verſchieden dazu ſtellten, iſt natürlich. Es haben ſich namentlich die mittleren, in denen alle Lebensvorgänge des Vocalismus ſich ſo viel langſamer und ſtumpfer vollzogen, ſehr lange ſeiner vollſtändigen Durchführung entgegengeſtellt und ſind ihm nur ruckweiſe, ganz ſo wie den neuen Diphthongen verfallen. Aber um 1500 war es wenigſtens für die mitteldeutſche Schriftſprache entſchieden, daß ſie auch hierin dem Zuge des gemeinſam deutſchen Lautgefühls folgen mußte und von der Schriftſprache aus, aber keineswegs

etwa durch die Schriftsprache allein, war auch die Brücke zu der lebenden Sprache bis in die innersten Winkel des eigentlichen Volksmundes geschlagen, die früher oder später, in jedem Falle aber irgend einmal betreten wurde. Begreiflich spiegelt sich die Vielgestaltigkeit des Umlautes in der Sprache der Zeit dieser Kampf zwischen den unumgelauteten und umgelauteten Vocalen in einer Buntscheckigkeit und Unschönheit der Schrift die hier, wo nicht einmal die sichere Tradition der früheren Zeit einigermaßen Halt gab, wahrhaft verwirrend ist, aber doch die Erkenntniß des innersten Wesens der Erscheinung nicht verdunkeln kann.

Wie die Ursache so ist auch die Wirkung des Umlauts völlig durchsichtig. An Stelle der eigentlichen Grundvocale A und U, oder ihrer Verlängerung und ihrer diphthongischen Combinationen, treten im Eigenton erhöhte Zwischen- und Mischlaute, die man eben deshalb nicht bloß von Seite des natürlichen Schönheitsgefühls der Sprache Trübungen nennen kann. Diejenigen Laute, welche selbst schon Abweichungen von diesen Grundlauten sind, also e und o, sind im Deutschen zu aller Zeit verschieden behandelt: auf e hat das i der Endungen keinen Einfluß, o dagegen wird von ihm noch weiter getrübt. Das natürliche System der auf solche Art entstandenen Umlaute würde sich für die Sprache um 1500 am rationellsten so geschrieben darstellen: Umlaut des a u. ā : e u. ä (ae), des o u. ō : ö u. ö (oe), des u und ū ü u. ü (ue), des au : äu oder eu. Kommen auch diese Zeichen nirgends in einiger Consequenz vor, so geht doch das Gewirre der vorhandenen auf sie zurück und in ihnen auf und daraus ergiebt sich, daß die Sprache bereits an der Grenze des ganzen Vorgangs angelangt war. Wirklich neue Umlaute konnte sie nicht schaffen, da sie niemals das e mit hereingezogen, sondern es wie das i selbst und wahrschein-

lich aus demſelben Grunde, weil es lautlich dem den Umlaut bewirkenden Factor ſo nahe ſtand, immer unberührt gelaſſen hatte. Außer den einmal gegebenen noch neue Zwiſchentöne zu ſchaffen, wäre wohl möglich geweſen, denn ihr Bereich iſt, wenn man alle Subtilitäten des Lautes gelten laſſen will, ein grenzenloſer. Die Mundarten und das individuelle Organ mochten es auch damals thun, wie ſie es zu jeder Zeit gethan haben: die durch die Schrift fixirte Sprache nahm aber eben deshalb auch damals, wo ſie der Mundart ſo viel mehr als in andern Perioden nachgab, nur inſoweit darauf Rückſicht, daß ſich ein Theil, aber nicht die Geſammtheit jener abweichenden und eigenartigen Bezeichnungen in den einzelnen Denkmälern daraus erklärt.

Eine innerliche Erweiterung des Umlautes konnte die Sprache in einer Zeit nicht mehr vornehmen, die das Gefühl für das Leben oder die Kraft der unbetonten Vocale ſchon ſo lange und ſo gänzlich verloren hatte. Noch im Uebergang vom Althochdeutſchen zum Mittelhochdeutſchen und im Mittelhochdeutſchen ſelbſt konnte aus mahte ein mehte (der Umlaut des a wird gewöhnlich durch e bezeichnet) aus ture ein türe, aus dorfer ein dörfer werden, weil der Erſatz für das i, das urſprünglich in den Endſilben geſtanden, noch als lebendiger Vocal gefühlt wurde. Er wurde aber in demſelben Maße leblos und ſank zu dem leeren e herab, als er alles, was er ſelbſt noch von Leben beſaß, in den Vocal der Tonſilbe verlegte, dieſen eben umlautete. Sobald der Umlaut hier wirklich vollendet, der ganze Inhalt des Vocals der Endung dazu verbraucht war, ſank dieſer ſelbſt zu jenem bloßen vocaliſchen Erſatzlaute oder Vocalſymbol herab, das er von da an wenigſtens in der Schriftſprache geblieben iſt.

Nur inſofern konnte alſo die ſpätere Sprache den Umlaut

noch über das Maß der früheren erweitern, als sie entweder nach richtiger oder eingebildeter Analogie gerade so verfuhr wie jene. Wenn sie z. B. in ihren neugebildeten mit ig abgeleiteten Adjectiven den umlautfähigen Vocal oder Diphthong der Stammsilbe umlautete, von harz herzig, von widerstand widerstendig, von stoss stössig, von bruch brüchig ableitete, that sie im Wesen nichts Neues. Ebenso wenn sie in einer Menge von Pluralformeln, wo die ältere Sprache noch unumgelautete Formen brauchte, umgelautete eindringen ließ und für nagele nägel, für hamere hämmer, für boume bäume, für frosche frösche, u. s. w. überwiegend durchführte, oder wenn sie in den Verbalformen des Präteritums immer allgemeiner für hörte von hoeren, uobte von ueben, hörte, übte setzte.

Noch weniger wie im Umlaut konnte die spätere Sprache Neues schaffen in einer andern Art von Wandelung der hochbetonten Vocale, für welche der Kunstausdruck „Brechung" nicht sehr glücklich durch J. Grimm in die deutsche Grammatik eingeführt ist. Auch hier war ihr alles von der Vergangenheit vorweg genommen. In einer vorgeschichtlichen Periode unserer Sprache war das deutsche Vocalsystem wie zu jeder Zeit der gestaltungsreichste Theil des deutschen Lautvorrathes, in der entschiedensten Richtung, die gleichfalls wieder aus noch früheren Umbildungsprocessen gewonnenen a und e der Stammsilben in die eigentlichen Grundtöne i und u umzugestalten, in denen gleichsam diese ganze Bewegung ihren natürlichen Abschluß fand, während sie in e und o auf halbem Wege stehen blieb. Die gothische Sprache ist energisch ans Ziel gelangt: sie hat das vorgeschichtliche a in ihrem niman und numan nicht als e und o stehen lassen, sondern bis zu i und u vorgeschoben. Keine der andern deutschen Sprachen hat darin mit ihr Schritt gehalten, aber jede hat versucht dasselbe Ziel zu erreichen, d. h.

die e und o, die aus einem vorgeſchichtlichen a entſtanden waren, zu i und u zu machen. Es iſt ihnen mißlungen, weil in Folge des Rückwirkens der in den unbetonten oder weniger betonten Silben ſtehenden a eine Beeinfluſſung des Vocals der Stammſilbe ſtattfand, die von ſelbſt nach dem e oder o hinwies, es alſo, wo es ſchon vorhanden war, um ſo mehr erhielt. Wenn das e in dem vorauszuſetzenden neman für noch älteres naman, das o in der gleichen Form überall ein i oder u hätte werden ſollen, was es im Gothiſchen geworden iſt, ſo hätte an zweiter Stelle kein a, das dem e und o lautlich ſo nahe ſteht, ſondern ein i oder u, die ſo fern ab von ihm liegen, ſtehen müſſen. So begreift es ſich, daß aus einem gothiſches stigan kein althochdeutſches stegan werden konnte, weil das i hier nicht aus einem älteren a, wie in niman, neman entſtanden, ſondern von Uranfang her, wurzelhaft, mit der Bildung des Begriffes verwachſen, vorhanden war. Ebenſo hätte freilich auch ein gothiſches bugan, für welches daſſelbe gilt, weil das u gleichfalls wurzelecht iſt, kein althochdeutſches bogan geben ſollen. Hier aber hat der geringere Eigenton, der dem u ganz abgeſehen von aller Wortbetonung im Verhältniß zu i mit ſeinem höchſten Eigenton unter allen Vocalen zukommt, dem Einfluß des a, oder richtiger dem von dem allgemeinen Zuge der Sprache gebotenen Streben die lebhaftere Vocalfärbung außerhalb der Wortaccentſilbe zu vernichten und ſie allein in dieſe zu verlegen, nicht widerſtanden. Es iſt dies u in allen Fällen, wo ein a darauf folgt, nach dem mit etwas höherem Eigenton verſehenen o ausgewichen, und noman und bogan gleichen einander im Laute, wenn auch ihre u eine ganz verſchiedene Geſchichte haben.

Dieſer ganze, in ſeinen Einzelheiten viel verſchlungene, immer aber aus dem eben feſtgeſtellten Geſichtspunkte durch-

ſichtige Lautwandel war ſchon ſo gut wie abgeſchloſſen, als die althochdeutſchen Laute zuerſt geſchrieben wurden. Er ſteht von da ab gleichſam als ein Theil des feſten Knochengerüſtes der Sprache und bedarf keiner neuen ſchöpferiſchen Thaten, weil er alle, die in dem Bereich ſeiner Kraft liegen, ſchon lange vollbracht hat. —

Viertes Capitel.

Der hochdeutſche Conſonantenlaut.

Im Vergleich mit dem bisher ſkizzirten Leben und Wogen der Vocale hat das Deutſche, wie ſchon bemerkt, zu jeder Zeit ſeine Conſonanten eine beſcheidenere Rolle ſpielen laſſen. Doch gab es auch hier Zeiten, wo ein kräftiger Pulsſchlag vernehmbar wird und ſelbſt im Ausgange des Mittelalters zeigt die Sprache, daß ſie auch ihre zäheren und trockeneren Beſtandtheile noch immer nicht als ganz vertrocknete oder verknöcherte gelten zu laſſen geſonnen war. Auch das Conſonantenſyſtem hat ſich, verglichen mit dem mittelhochdeutſchen Durchſchnitt bis dahin im Einzelnen nicht unerheblich verändert, wenn gleich die Grundzüge ſeines Typus viel feſter ſtehen oder leichter zu erkennen ſind, als die des Vocalismus. Auch hier iſt nicht bloß das Alte zerſtört, ſondern Neues geſchaffen oder im Werden.

Daß es zum großen Theil noch im Werden iſt, könnte ſchon die Schrift zeigen. Sie ringt mit derſelben Anſtrengung, wie bei der Wiedergabe der Vocale, darnach, die Weiſungen der Tradition mit den Anforderungen der Wirklichkeit auszugleichen. Sie will das Individuelle der Mundart und zugleich das Allgemeingültige ausdrücken und geräth dabei hier in

daſſelbe Schwanken, dieſelbe verwirrende Subjectivität wie im Vocalismus. Für das Auge iſt daher die Vielgeſtaltigkeit dort eben ſo groß wie hier.

Bei den Vocalen iſt es möglich geworden, die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen auf ein großes Geſetz oder eine treibende Kraft zurückzuführen, die von Anfang an in unſerer Sprache thätig, je nach Zeit und Ort, nach den innern und äußeren das Sprachleben bedingenden Momenten, die verſchiedenſten Wirkungen hervorbringen konnte und auch der Sprache des ſpätern Mittelalters eine von der des Mittelhochdeutſchen oder Althochdeutſchen ſo abweichende Phyſiognomie gegeben hat. Für die Conſonanten ſehen wir uns vergeblich nach einer ähnlichen alles beherrſchenden Macht um, wie es der deutſche Wortton war. Weil der conſonantiſche einzelne Laut als ſolcher verhältnißmäßig ſtärker individualiſirt oder mehr von allen andern, auch den näher und nächſt verwandten iſolirt ſein muß, laſſen ſich höchſtens nur bei einzelnen Gruppen allgemeinere Triebkräfte erkennen, die zugleich etwas ſpecifiſch Deutſches und in der Anwendung auf die verſchiedenen Perioden des deutſchen Sprachlebens etwas ſpecifiſch Althochdeutſches, Mittelhochdeutſches u. ſ. w. haben. Häufig gehen die Veränderungen unter dem Drucke der allgemeingültigen Naturgeſetze der Sprachbildung vor ſich und dann haben ſie nicht in ihrem Weſen, ſondern nur in ihrer eigenthümlichen Ausdehnung oder Beſchränkung etwas ſpecifiſch Deutſches oder noch enger, etwas für eine beſtimmte Sprachperiode Characteriſtiſches: ſo die Abſchwächung des auslautenden m in das leichter zu articulirende n, die Vereinfachung ſchwer auszuſprechender Anlaute, hl, hn, hw, wr, wl in bloßes l, r, n, w, u. ſ. w. Aber noch häufiger erklären ſich dieſe conſonantiſchen Lautvorgänge nicht ſo einfach: das Meiſte, alles was in die ſog. Lautverſchiebung

gehört, die wir bald berühren werden, läßt sich nicht auf diesem Wege verstehen. Daß auch hier natürlich erklärbare Vorgänge stattgefunden haben, versteht sich von selbst, auch da, wo sie für uns noch ganz oder halbdunkel sind. Aber der Anstoß dazu und insofern das, was die wirkliche letzte Erklärung giebt, ist nicht aus den gewöhnlichen Grundsätzen der Physiologie der Laute zu entnehmen. Es bleibt hier nur ein Ausweg über, der soviel ist wie ein Bekenntniß unserer Unwissenheit. Wir müssen uns auf unbekannte culturgeschichtliche Momente berufen, die das deutsche Organ zu seiner so eigenthümlichen Umbildung vieler und gerade der sonst standhaftesten Consonanten veranlaßt haben. Ob man sich dies Unbekannte etwas mehr leiblich oder geistig denken wolle, ob man Klima und Boden und seine Einwirkungen auf die leibliche Constitution eines Volkes und somit auch auf seine Sprachwerkzeuge voranstelle, oder die Berührung mit andern Völkern und Sprachen, oder ob Anderes der Art, was in das Gebiet der internationalen Culturgeschichte gehört, herangezogen wird jeder solcher Erklärungsversuch, oder auch ein Compromiß zwischen mehreren von ihnen, schiebt die Beantwortung der Frage nur weiter zurück, giebt sie aber nicht. Wir beschränken uns also auf eine Beschreibung und verzichten auf eine Erklärung, soweit sich nicht eine solche gleichsam von selbst macht.

So lange wir die Geschichte der älteren deutschen Sprache kennen, ist diese specifisch sogenannte Lautverschiebung da, und wenn sie auch überall nach demselben Ziele hinstrebt und in Folge dessen gewisse Erscheinungen überall begegnen, wo eine deutsche Sprache gesprochen wurde, so giebt es doch überall so viel Individuelles, nach Zeit und Ort Verschiedenes, daß man ihre verschiedenen Phasen oder Stufen in der neueren Sprachwissenschaft zur Basis der systematischen Gruppirung

aller deutschen Sprachen verwendet hat. Mit Recht, insofern hieran, wie an den stärksten Knochen eines Skelettes, die handgreiflichste Erscheinungsform des Individuums ersehen werden kann, aber freilich gehört zu dem ganzen Individuum noch etwas mehr wie die Knochen. Auch für die Gruppe deutscher Sprachgestaltungen, die wir als die hochdeutsche bezeichnen, kann man die ihr eigenthümlichen Vorgänge der Lautverschiebung zu einer solchen abtrennenden Characteristik benutzen. Man kann sagen, daß diese, also die hochdeutsche Lautverschiebung, nicht ihren wesentlichsten, noch weniger ihren einzigen, aber doch den am leichtesten faßlichen Unterschied von allen andern deutschen Sprachen, älteren und neueren, begründe. Alle haben dem Hochdeutschen gegenüber hierin etwas Gemeinsames, entweder so, daß sie das, was das Ahd. für sich that, unterließen, oder umgekehrt. Wenn auch wieder jede einzelne von der andern für sich ihren eigenen Weg geht und ihre besondere Lautverschiebung hat, das Gothische anders als das Nordische, das Niederdeutsche wieder anders als beide und so fort, so ist doch die Summe des Gemeinsamen dem Hochdeutschen gegenübergestellt größer als die des Trennenden.

Analog ist es im hochdeutschen Sprachbereiche selbst. Auch hier hat jede der einzelnen auch sonst in ihrer Eigenart sich von einander abhebenden Phasen ihr Besonderes in dem Gemeinsamen der hochdeutschen Lautverschiebung, das dann wieder bei noch genauerer Betrachtung sich innerhalb jeder nach Zeit und Ort aufs mannigfaltigste ausgestaltet. Aber das Gemeinsame überwiegt doch vom ältesten Althochdeutsch bis zu dem Hochdeutsch am Schlusse des Mittelalters und wieder herab bis heute so sehr, daß die Einheit des ganzen Vorgangs dadurch nicht gestört, sondern nur durch das bunte Vielerlei der Individualitäten desselben Typus belebt wird.

Es ist also bei der hochdeutschen Lautverschiebung ebenso das gemeinsam Germanische, wie das specifisch Hochdeutsche im Auge zu behalten, daher man denn auch zu der Erhellung ihres eigenen Bildes am füglichsten das gothische Gegenbild gebraucht, weil es das älteste der Zeit nach und einfachste der Art nach und insofern das ursprünglichste von allen ist.

Wie alle andern germanischen Sprachen der hochdeutschen Lautverschiebung gegenüber einen gemeinsamen Typus zeigen, in dem das Besondere zurücktritt, so über das Germanische als Gesammtheit gefaßt hinaus alle andern Sprachen derselben, der sogenannten indogermanischen Gruppe. Auch hier kann man trotz der lebendigsten Individualisirung in den consonantischen Lautsystemen jeder einzelnen doch eine wenigstens ideelle Einheit dem einheitlichen Germanischen gegenüberstellen. Der Durchschnitt ihres Verhaltens, der ebendeshalb nirgends ganz von der Wirklichkeit gedeckt wird, giebt den normalen Stand der von der Lautverschiebung betroffenen Consonanten und daran hat man wie das Verhältniß jeder einzelnen, was uns hier nichts angeht, so das Verhältniß des Germanischen zu dem ursprünglichen Lautbilde zu messen.

Davon also muß sich das specifisch Germanische abheben, wie es urkundlich zuerst im Gothischen zum Vorschein kommt, aber auch durch die andern an sich so dürftigen Zeugnisse über den ältesten deutschen Sprachstand als in der Hauptsache allgemein gültig für das Gesammtgermanische bestätigt wird. Der Grundzug dieses Neuen ist, daß an der Stelle der ursprünglichen Labialen oder Lippenlaute p, b, bh, der Gutturalen oder Gurgellaute k, g, gh, der Dentalen oder Zahnlaute t, d, dh das Germanische nur p, b, k, g, t, d erhalten, dagegen statt des bh ein f, statt des gh ein h, statt des dh einen dem s sehr nahe stehenden Laut gestellt hat, der durch die übliche

Umſchreibung mit lateiniſchen Buchſtaben in der Geſtalt th ſeinem wahren Weſen nach mehr verdeckt als dargeſtellt wird. Schon dieſe Abweichung wäre ſehr tiefgreifend. Dazu kommt noch eine andere. Nirgends entſpricht das deutſche p, b; k, g; t, d, dem des indogermaniſchen Durchſchnitts. Wo in dieſem p ſteht, iſt im Germaniſchen f, wo b Germ. p, wo k h, wo g k, wo t th, wo d t zu finden, aber auch für das indogermaniſche bh germ. b, für gh g, für dh d. Dieſe dem Blick am meiſten auffallende Umſtellung der Laute bei der ſcheinbaren Erhaltung ihrer Qualität hat denn auch die Urſache zu der Erfindung des Namens „Lautverſchiebung" gegeben. Das Bild iſt, wie man ſieht, nicht übel gewählt, denn wenn man indogermaniſch p, b, bh neben germaniſch f (das einſtweilen als Stellvertreter von bh gelten mag) p, b und ſo fort ſtellt, ſo erklärt es ſich durch ſich ſelbſt. Aber man darf nie vergeſſen, daß es nur ein Bild iſt und daß es als ſolches den Schlüſſel ſeines Verſtändniſſes nicht in ſich ſelbſt trägt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß eine ſolche durchgreifende Lautveränderung nicht auf einmal, nicht durch einen einzigen Anſtoß und nicht überall unter denſelben Modalitäten ſich vollzogen hat. Es iſt reiner Zufall, daß ſie in unſern älteſten Sprachurkunden ſchon einigermaßen abgeſchloſſen vor uns liegt, noch ältere würden uns in die Mitte der Bewegung zu dieſem Abſchluſſe hin ſehen laſſen, gerade ſo, wie wir ohne die ſpäteren auch nicht wüßten, daß und wie ſie auch noch weiter über das Gothiſche hinaus verlaufen iſt.

Dies vorausgeſetzt, läßt ſich das Ziel, welches die deutſche Sprache dabei im Auge hatte, als ein einheitliches faſſen und erkennen: es handelte ſich um den Zuſatz oder um die Erhöhung und Vermehrung eines ſchon vorhandenen Elementes der Spiration, des Lautvorganges der den feſten Conſonanten

jedes Organs in den mit demſelben Organe hervorgebrachten gehauchten Laut verwandelt. Wenn p in f, k in h überging, ſo iſt dies vollſtändig, ja beim h, falls wir ſeine älteſte germaniſche Ausſprache ſo denken, wie wir das gleiche Zeichen heute ausſprechen, mehr als vollſtändig erreicht, denn h, obgleich am meiſten noch mit dem Hauchlaute verwandt, den wir ch ſchreiben, iſt doch ſo wenig conſiſtent, daß man es nicht in die Reihe, ſondern neben die Reihe aller anderen ſpecifiſch conſiſtenten Laute, der eigentlichen Conſonanten, wozu auch ch gehört, ſtellen muß.

Während hier die Sprache einmal über das Ziel hinausſchoß, hat ſie es an andern Stellen nicht oder nur annähernd erreicht, ſo ſchon in dem th, das, wenn auch vielleicht dem s ähnlich, doch nicht ein wirkliches s geworden iſt, noch weniger in den p, b, k, g, t, d, die ſie an neuer Stelle conſtruirte. Hält man ſich bloß an die äußere Thatſache, daß die römiſchen und griechiſchen Zeitgenoſſen, wenn ſie die von ihnen gehörten gothiſchen Laute mit ihren Buchſtaben ſchreiben, wie z. B. in den zahlloſen deutſchen Eigennamen der erſten Jahrhunderte vor und nach Chriſtus, dabei immer für germaniſche p, b ꝛc. ihr p, b ꝛc. ſetzten, ſo ſcheint es, als wenn wir hier genau dieſelben Laute, wie dort vor uns hätten und von einer Spiration könnte dann ſo wenig hier wie dort die Rede ſein. Dazu kommt noch, daß das älteſte deutſche Alphabet, das des Ulfila, deutlich die griechiſchen Buchſtaben für p, b, k, g und t entlehnt hat, warum hätte es das gethan, wenn nicht der Laut ein gleicher war? Und doch weiſen uns nicht zu überſehende Winke auf den Weg zu einer andern Auffaſſung: auch dieſe Laute ſcheinen im gothiſchen und wahrſcheinlicher noch in andern individuellen Geſtaltungen des älteſten germaniſchen Sprachtypus, z. B. in dem älteſten ſcandinaviſchen ebenſo gut

wie in dem älteſten niederdeutſchen und weſtdeutſchen, ſächſiſchen und fränkiſchen einen gewiſſen Zuſatz von Spiration gehabt oder gewonnen zu haben. Nicht ein reines p, b, k, g ꝛc. wurde geſprochen, ſondern ein Laut, den man für das Auge beſſer mit ph oder p̄, bh oder b̄ ꝛc. darſtellen müßte.

Was das Gothiſche nur erſtrebte, dem iſt das Althochdeutſche doch viel näher gekommen, aber auch ohne das Ziel ganz zu erreichen. Auch hier wieder darf man die ſogenannte althochdeutſche Lautverſchiebung, die abſtracte Durchſchnittsſumme der Veränderungen in den betreffenden Conſonanten, weder für das einmal erzielte Ergebniß ſeines Lautwandels, noch für das überall in dem ganzen Bereich des Althochdeutſchen in ſeinen verſchiedenen zeitlichen und örtlichen Modificationen gleiche Züge tragende Bild deſſelben halten. Vielmehr iſt die größte Mannigfaltigkeit nach allen den angegebenen Richtungen hin das thatſächlich Wahrnehmbare und nur die Abſtraction iſt im Stande, aber auch berechtigt, den allgemeingültigen mittleren Durchſchnitt daraus zu ziehen. Nach dieſem würde das Characteriſtiſche der althochdeutſchen Lautverſchiebung im Gegenſatz zu der gothiſchen zu ſuchen ſein: 1) In der weiteren Annäherung, theilweiſe ſogar wirklich geſchehenen Identificirung der gothiſchen Conſonanten p, k, t mit f, h, und s. Näher heran gerückt an dieſe wirklichen Spiranten — inſoweit man h nach dem oben Geſagten noch für einen ſolchen gelten laſſen will, ſind die Lautzerlegungen, an denen das Althochdeutſche ſo reich iſt, pf, ch oder kh, z d. h. ts dem Laute nach, geſchrieben mit dem nur wenig dafür paſſenden lat. Zeichen, — das eben dadurch in der deutſchen Ausſprache des Lateiniſchen einen andern Lautwerth gewonnen hat — die nach feſter Regel an gewiſſen Stellen für jene gothiſchen p k t eintraten. Vollſtändig durchgedrungen aber iſt die Spiration an den Stellen, wo gleichfalls nach feſter Regel für

gothiſche p, k, t althochdeutſch f, h, oder richtiger hh eintritt d. h. der Laut, den wir jetzt mit ch ausdrücken, und wieder z, deſſen Ausſprache aber, wie deutlich zu erkennen iſt, von der des gleichen Schriftzeichens z = ts abwich und dem s nahe kam.

2) An Stelle der gothiſchen b, g, d tritt jetzt je nach der Mundart p, k, t oder es bleibt b, g, d; in jedem Fall iſt hier keine eigentliche Verſchiebung, d. h. keine ſolche, die das von uns vorausgeſetzte Ziel im Auge behalten hätte, anzunehmen. Denn die Wahl zwiſchen den harten und weichen Conſonanten beruht hier hauptſächlich auf dem Unterſchied des mundartlichen Organs: das eine ſetzte p, wo das andere b ꝛc. und dem fügte ſich auch die Schrift zwar nicht conſequent oder durchgängig, aber doch nach ihrem oben dargelegten Character, in großem Umfange. Umgekehrt konnte auch die Tradition der Schrift, wie wir ſahen, und das Lautbild ſolche b, k, t, zuerſt für das Auge, dann auch für das Ohr in Mundarten oder Sprachdenkmäler hineinbringen, denen eigentlich nur b, g, d gerecht geweſen wäre.

3) Die gothiſchen Spiranten würden, ſollte man denken, erhalten. Hat ja doch die Sprache damit das durchgeſetzt, was ſie wollte. Und ſo iſt es auch dem f und h geſchehen, nicht aber dem th, deſſen gothiſche Eigenart wir ſchon berührten. Dieſes th iſt in Folge eines deutlich vor unſern Augen ſich vollziehenden, ſehr vielgeſtaltigen Lautwandels ſchließlich doch allgemein in d umgeſetzt. Der letzte Grund für dieſe Anomalie ſcheint in einem gewiſſen für uns recht wohl begreiflichen, und darum gerade als Maßſtab für die Vergangenheit nur mit Reſerve anwendbaren äſthetiſchen Gefühl geſucht werden zu können, welches der übergroßen Häufung von s-Lauten Schranken ſetzte. Außer den ſehr zahlreichen althergebrachten

die nur mäßig durch einige specifisch hochdeutsche Lautvorgänge — Ausstoßung gewisser am Wortende stehender, fisk für das gothische fisks u. s. w., und durch Vertauschung anderer mit r — gothisch basi, althochdeutsch bari oder mit Umlaut des a beri — beschränkt wurden, gab es noch eine unübersehbare Menge der neuen s in z=ts und in dem an das wirkliche s so nahe geführten andern aus dem alten t entstandenen Laute, den wir künftig als sz wie den ersten als z oder tz bezeichnen wollen. Hat nun auch das deutsche Organ, wie sich aus dem eben Gesagten ergiebt, eine gewaltige Vorliebe für Zischlaut besessen, wodurch der allgemein sinnliche Wohlklang der Sprache offenbar nicht gefördert wurde, so läßt es sich doch denken, daß ein solcher Hang eine gewisse Grenze finden oder erhalten konnte. Daß gerade der weiche Laut dafür gewählt wurde, ist an sich nicht nothwendig: ebenso gut hätte auch das harte t dafür eintreten können.

Genauer besehen hat es sich dabei auch nicht sowohl um die Schöpfung eines neuen weichen d gehandelt als Ersatz für die vielen d, welche in den meisten Mundarten, wie schon gezeigt, durch das harte t verdrängt waren, sondern um etwas ganz Anderes.

Es ist unverkennbar, daß auch im Althochdeutschen wenigstens in allen seinen oberdeutsch gefärbten Mundarten die neu eingeführten p, k, t mit einem zugesetzten Hauche gesprochen wurden, nicht an allen Stellen, wo sie im deutschen Worte erschienen, aber gewiß im Anlaut, häufig auch in der Mitte und am Schlusse des Wortes. Von diesen „aspirirten" harten Consonanten konnten die weichen in doppelter Weise sich unterscheiden, eben als weichere und dann als nicht „aspirirte". Wie es in beiden Beziehungen mit den beiden andern weichen, dem b und g stand, wollen wir bei Seite lassen: das d aber,

wo und sobald es sich für das alte th durchsetzte, ist nicht überall ein weicher, aber überall ein nicht aspirirter Laut. Wo es nicht ein weicher Laut ist, ist es deswegen noch nicht ein harter, sondern ein Mittelding zwischen beiden. —

Diese in ihren Hauptlinien umrissene althochdeutsche Lautverschiebung ist in der so consequent durchgebildeten Aussprache des höfischen Mittelhochdeutsch und in bedingter Weise auch in seinem Schriftsystem zu ihrer abgeklärten Festsetzung gelangt und sie bedingt von da ab in den wesentlichsten Zügen die spätere hochdeutsche Sprache. Wenn man den Eigensinn der separatistischen Confusion abstreift, so ist auch die Schrift davon beherrscht, ja diese, soweit sie bis zum Ende des Mittelalters einen gewissen einheitlichen Typus anstrebt, vielleicht mehr noch wie die lebendige Sprache, soweit sie in den eigentlichen Mundarten aufging, die darin wie in anderen Dingen ihre Eigenart so wenig wie möglich von der Gemeinsprache beschränken ließen. Die Schrift steht insofern mehr unter dem Einfluß des althochdeutschen und mittelhochdeutschen Systems, weil sie auch da, wo man noch die Laute p und t als die alten und in diesem Sinne voralthochdeutschen b und d sprach, wo sie also nicht „verschoben" waren, doch gewöhnlich p und t schrieb. Dies that sie besonders im Bereiche des innern mitteldeutschen Gebietes. Hier gab es im Volksmund kein p und t, sondern ein b und d, oder vielmehr an den meisten Stellen den Schwebelaut zwischen hart und weich, auf den schon oben aufmerksam gemacht worden ist.

Auffallend ist, daß das schon in der mittelhochdeutschen Schrift etwas zurückgedrängte Zeichen ch oder kh sich doch auch in der späteren Zeit beinahe in dem Umfang, den es im Mittelhochdeutschen noch hatte, zu behaupten vermochte. Man hätte erwarten sollen, daß sein Zusammenfallen mit

einem ganz anderen Laut es der Schrift immer unbequemer gemacht haben würde. Denn, wie wir schon gesehen haben, es ersetzte auch das ältere hh d. h. den einfachen — oder nach kurzen Vocalen und in geschärfter Silbe verdoppelt gesprochenen gutturalen Reibelaut. Aber früher hatte man da, wo man ch für hh brauchte, k oder c für jenes oberdeutsche ch gesetzt, man hatte komen und nicht chomen geschrieben, weil man suochen oder rache schrieb. Ob überall da, wo man k verwandte, auch wirklich das bloße reine k gesprochen oder ob nicht doch auch hier wenigstens im Anlaut der Wörter, also in dem k von komen, eigentlich ein kh oder k' gehört wurde, ist fraglich. Nach der späteren Aussprache der meisten mitteldeutschen Mundarten, die doch in der Schrift k und ch nach der oben ausgeführten Weise trennten, wäre es auch für die frühere Zeit zu vermuthen. —

Im ch d. h. in der Spirans ch hatte die Sprache schon länger ihr Ziel erreicht, im sz gelang es ihr vielleicht erst in dieser Zeit. Im Mittelhochdeutschen kann kein dasz auf gras reimen, wenigstens da, wo ein feines Ohr den Reim bestimmt, ein unabweisbares Zeugniß, daß die Aussprache, wenn auch nahe verwandt, doch nicht dieselbe war. Wenn jetzt die überall so sehr vergröberte Reimkunst unbedenklich solche Reime braucht so könnte darin wohl auch nur eine Licenz stecken, müßte man nicht aus dem wilden Hin- und Herschwanken der Schrift, die zwar das Zeichen, aus welchem das des heutigen sz hervorgegangen ist, anwendet, aber ebenso oft richtig wie unrichtig, d. h. für ein vorhochdeutsches t und für ein altes s oder ss, sowie umgekehrt das s oder ss wo sz zu erwarten wäre, schließen, daß der Sprache beide Laute in dem einen s oder ss, je nachdem Kürzen oder Längen vorhergehen, zusammengefallen wären. Die dritte wirkliche Spirans f hat, wie gezeigt, gleichfalls schon im Althoch-

deutſchen das Gebiet erobert, welches ſie am Ende des Mittelalters behauptet. Inzwiſchen gab es eine Zeit, wo ſie durch eine weichere Spielart, für die man das lateiniſche Zeichen V verwendet, beſchränkt wurde. Dies V, wahrſcheinlich unſerm W im Laute ziemlich nahe, keinesfalls aber gleich mit ihm geſprochen, ſtammt aus dem ſchon bemerkten Triebe die Ueberzahl der harten Sprachlaute wenigſtens etwas zu beſchränken. Eben deshalb iſt es die eigentliche Signatur des gebildetſten Mittelhochdeutſch, beſonders im weſtlichen und mittleren Deutſchland. Indeſſen konnte es ſich als Laut nicht über dieſe Periode hinaus halten und nur in der Schrift iſt es, aber ſelbſtverſtändlich in regelloſeſter Willkür, wie es ſcheint zumeiſt aus kalligraphiſchen Motiven, fortgeführt worden, ſo daß z. B. das wirkliche f in vater, das ſich im 15. Jahrhundert in nichts von dem in faren unterſcheidet, doch noch meiſt mit dem alten v geſchrieben wird, oder das v in haver, deſſen Ausſprache dieſelbe wie die des f in trafen geworden iſt, auch noch archaiſtiſch ſich erhält, freilich auch oft ſchon durch das lautlich allein berechtigte f erſetzt wird.

Der Untergang dieſes weichen labialen Hauchlautes ſcheint noch einige andere Veränderungen nach ſich gezogen zu haben. Es iſt deutlich, daß der weiche ſtumme, alſo nicht gehauchte Conſonant deſſelben Organs, b, in dieſer Zeit eine entſchiedene Neigung zu einer noch größeren Erweichung und zugleich — was daſſelbe bedeutet — zu einem Verſchwimmen in den entſprechenden Hauchlaut hat. Mundarten geben dieſer Neigung den weiteſten Spielraum, die Gemeinſprache, nicht bloß der ideelle Sprachdurchſchnitt, geſtattet es nur im Innern der Wörter, zwiſchen Vocalen oder nach ſelbſt weichen Conſonanten. Die Schrift hält ſich meiſt an das Herkommen und ſchreibt dann ihr b, wo der Mund w ſpricht, doch iſt auch w in ihr ſehr verbreitet. So geſtalteten ſich ſchon jetzt die Labialen in

leben. garbe zu wirklichem w. Das Schwanken der Schrift, ſo wie auch ein anderer Umſtand, der ſofort berührt werden ſoll, macht es nun umgekehrt begreiflich, daß viele b an Stelle älterer w jetzt geſchrieben werden können, ohne daß die Ausſprache ſich geändert hat, ſo in farbe, wo die alte und in jeder Art berechtigte Schreibung mit w immer ſeltener wird; gerben, das doch mit garbe, Getreidebüſchel, nichts zu thun hat.

Ueberhaupt aber vollzog ſich mit der Ausſprache des hiſtoriſch berechtigten w jetzt eine ſchon lange vorbereitete Veränderung. Möglich, daß es einſt weit verbreitet durch ſehr viele, vielleicht alle deutſchen Mundarten mit leiſem vocaliſchen Vorſchlag — uw iſt eine plumpe Schreibung und eine andere iſt ſchwer zu finden — geklungen hat: dieſer verlor ſich jetzt ganz und es blieb nur der Abklatſch davon in der Schrift; denn das mittelalterliche w mit allen ſeinen graphiſchen Metamorphoſen iſt nichts weiter als ein Verſuch, jenen eigenthümlichen, dem Lateiniſchen fremden Laut durch eine Verdoppelung des lateiniſchen Zeichens, das dort für den Vocal u und den Conſonant v zugleich galt, leidlich darzuſtellen. Wann dieſe Veränderung der Ausſprache eingetreten, iſt ſchwer zu beſtimmen, gewiß aber, daß ſie ſchon im 14. Jahrhundert überall durchgeſetzt war, nicht bloß in der gemeinhochdeutſchen Ausſprache, ſondern auch in faſt allen Mundarten.

Offenbar waltet hierbei ein uns auch heute noch ſehr verſtändliches Streben ſich die Ausſprache des ſchwierigen uw durch Abwurf des Vorſchlags zu erleichtern. Ein eigentlich äſthetiſches Motiv, wie wir ſolche anderwärts thätig fanden, iſt hier nicht zu entdecken, ſo wenig wie in den jetzt in immer breiterer Maſſe hervorbrechenden sch an Stelle der alten einfachen s oder des wirklichen Doppellautes sch d. h. s und ch nebeneinander geſprochen. Das neue sch, das ſich an die traditionelle

Bezeichnung dieſes alten sch hielt, weil in dieſem zuerſt der neue Laut durchbrach, kann vielleicht ein Verſuch ſein, wie wir deren ſchon ſahen, das Uebermaß der s etwas zu vermindern, wobei man aber im Bereiche des Ziſchlautes blieb, nur ihn an einer andern Stelle, nicht mehr vorn an den Zähnen, ſondern in der Höhe des Gaumes articulirte. Da in dem alten sch der zweite Beſtandtheil ſelbſt ein Gaumenlaut war, ſo iſt es begreiflich, daß hier, gleichſam durch einen Miſchungsproceß, der neue Laut zuerſt durchbrach. Natürlich iſt er ein einfacher, trotz der zufälligen Schreibung mit drei Zeichen, deren zwei letzte ch ja auch nur einen einfachen Laut bedeuten. Von da aus hat er zuerſt im Anlaut, wie alle Lautveränderungen, weit um ſich gegriffen und die alten sl, sm, sn, sw ſchon für das Auge als neue Laute dargeſtellt, wogegen die, wie deutliche Spuren bezeugen, gleichfalls ſchon begonnene graphiſche Verwandlung der sp, scht, st in schp, aus nicht ganz durchſichtigen Gründen bald unterblieb. So weit hoch- und mitteldeutſche Laute vernommen werden, iſt um 1500 ſchon der heutige Zuſtand, d. h. überall sch, wenn es auch nicht geſchrieben wird, erreicht. Auch im Innern am Schluſſe des Wortes ſind die entſprechenden Verbindung mit s, ſo wie da wo r dem s vorhergeht, ſchon gründlich von dem neuen Laute afficirt, obgleich hier die Schrift nur ſelten nachgiebt, wenn ſie auch ſchon herschen und hirsch öfters hat, d. h. sh für älteres s oder sz: althochdeutſch hērisōn und hiruz, mittelhochdeutſch hērsen und hirz.

Zweite Abtheilung.

Die wortbildenden Bestandtheile der hochdeutschen Sprache.

Alle diese geschilderten Veränderungen in dem Lautstand der Sprache bezeugen, daß der Kreislauf ihrer Säfte auch am Ende des Mittelalters noch nicht stockte. Mag auch von einem nicht bloß subjectiven Standpunkt aus Vieles, was das damalige Sprachbild von dem früheren unterscheidet, ein Zeichen des Verfalls genannt werden dürfen, so ist doch Manches auch eine glückliche oder mindestens lebenskräftige Neuschöpfung. Immer noch vermochte die Sprache an der Stelle der absterbenden Glieder neue zu schaffen, die in ihrer Art ihren Zweck ebenso tüchtig wie die alten erreichten.

Was ihr aber in ihren Lauten gelang, brauchte ihr deshalb noch nicht anderwärts zu gelingen. Wenn der fortschreitende Entwickelungsgang der Abstumpfung und Ausstoßung unbetonter Wortausgänge eine Menge von sonst vorhandenen Vocalen beeinträchtigte, so wurden diese Wortheile ganz von selbst immer weniger geeignet die Functionen gehörig zu erfüllen, zu denen sie bestimmt waren. Denn diese hingen natürlich auf's engste mit den Lauten selbst zusammen, wenn auch die ursprünglichen Motive, aus denen einst die Sprache dabei ihre schöpferische Thätigkeit eingesetzt hatte, nicht mehr selbst aus den relativ vollkommensten Formen dieser Art mit Sicherheit erkannt werden können.

Das Deutſche, wie alle ſtammverwandten Sprachen, drückt die den Stammbegriff verändernde Ableitung neuer Wörter von ſchon vorhandenen und die Flexionen d. h. die Formen, wodurch die Beziehungen gewiſſer einfacher oder abgeleiteter Wörter zu anderen im Satze oder in der zuſammenhängenden Rede dargeſtellt werden, vorzugsweiſe durch conſonantiſche und vocaliſche Zuſätze am Ende der Wörter aus, ſeltener durch Veränderungen des Stammes ſelbſt mittelſt vortretender Laute oder durch Umwandlung des Vocals der Stammſilbe und zwar dies nur in Begleitung von Zuſätzen am Ende des Stammes. Eben deshalb dürfen jene als das eigentlich bedeutſamſte Hilfsmittel der Ableitung und Flexion gelten; ſie können auch ohne alle weitere Unterſtützung durch etwas Anderes allein die ihnen übergebene Function vollſtändig ausfüllen, die andern aber niemals ohne ſie.

Vocale und Conſonanten ſind daran ungefähr in gleichem Gewichtsverhältniß betheiligt, beide ſind alſo, nur nicht in jedem einzelnen Fall, gleich weſentliche Factoren. Nur ſo erklärt es ſich, daß insbeſondere die deutſche Flexion durch Zerſtörungen, welche meiſt nur die Vocale und kaum einmal einen Conſonanten trafen, ſo ſchwer geſchädigt wurde, wie es der Verlauf der Darſtellung zeigen ſoll: daß ſie es nicht noch mehr wurde, oder nicht ganz unterging, erklärt ſich umgekehrt wieder nur daraus, daß ſie doch nicht ausſchließlich auf die Vocale, ſondern ebenſo ſehr auch auf die Conſonanten gegründet war und dieſe bewieſen ſich ja überall als die zäheren und dauerhafteren Elemente.

Die Geſchichte der deutſchen Sprache zeigt im Gothiſchen noch ein lebensvolles Walten des ſprachlichen Formgefühls in Ableitung und Flexion, vielleicht kräftiger noch in dieſer als in jener. Aber ſchon der nächſte Durchſchnitt, das Althoch-

deutsche, ist anders beschaffen. Man erkennt leicht, daß hier das Gleichgewicht zwischen den vocalischen und consonantischen Bestandtheilen dieser Formen bedeutend gestört ist. Dem Anschein nach zu Gunsten der ersteren: eine überwältigende Fülle von lebhaft vocalisch gefärbten Flexionsformen — die Ableitung wird weniger davon berührt — tritt an die Stelle der relativ einfacheren gothischen, aber überall ist es der Vocal, der ihnen ihre eigenthümliche Gestaltung giebt, der Consonant ist entweder derselbe wie in den gothischen Formen, oder hat oft nicht unbeträchtliche Verstümmelungen über sich ergehen lassen müssen. Doch bald sollte es sich zeigen, daß die Sprache diese Formenfülle gar nicht zu beherrschen oder auch nur zu erhalten verstand. Die rein lautlichen Mächte, deren Naturtriebe wir in dem vorigen Abschnitt dargestellt haben, griffen schonungslos ein und zerstörten alles, was naturgesetzlich ihrem Wirkungskreis angehörte, ohne alle Rücksicht auf den damit verbundenen Bedeutungs- oder Beziehungsinhalt. So schlug jener scheinbare Reichthum sehr bald in das Gegentheil um, und das Uebergewicht, welches die Vocale auf Kosten der Consonanten erlangt hatten, mußte die Sprache im ganzen schwer büßen. War die althochdeutsche Flexion in ihrer ältesten Phase gewissermaßen der gothischen überlegen, so ist sie ihr schon nach wenigen Jahrhunderten gar nicht mehr zu vergleichen: sie nimmt sich trümmerhaft und armselig dagegen aus. — Daß und warum die Ableitung nicht durchweg ebenso beschädigt wurde, ist schon oben ausgeführt, aber es wird sich zeigen, daß es ihr in sehr vielen Fällen auch nicht besser als der Flexion erging. —

In der hochdeutschen Sprachgeschichte — jede deutsche Sprachindividualität hat auch hier bei im Wesen gleichem Schicksal doch ihre ganz individuellen Erlebnisse — fällt die dafür

entſcheidende Epoche in den Uebergang vom Althochdeutſchen zum Mittelhochdeutſchen. Im abgeklärten Mittelhochdeutſch iſt auch dieſer Proceß zu Ende geführt und nur Weniges, meiſt nur früher vergeſſene Conſequenzen hat die ſpätere Zeit nachzutragen gehabt. Wir ſahen, daß der Zerſtörungsproceß der außerhalb der Tonſilbe ſtehenden Vocale ebenfalls im Mittelhochdeutſchen ſeinen Abſchluß erreicht und damit iſt jene andere Erſcheinung erklärt.

Erſtes Capitel.

Die Nominalflexionen.

Wir betrachten zuerſt die Flexionen, dann die Ableitungen, weil es ſo herkömmlich iſt und weil es der Anſchaulichkeit mehr entſpricht, die äußerſten Enden oder Spitzen, welche die wichtigſten Beſtandtheile der Sprache getrieben haben, die Flexionen, zuerſt ins Auge zu faſſen und dann in die mehr nach innen liegenden Beſtandtheile, die ableitenden, im engern Sinne wortbildenden einzudringen.

Die Flexion haftet im Deutſchen, wie in allen flectirenden Sprachen, nur am Nomen und Verbum. Die Beziehungen, die beide Worttheile mit einander oder mit anderen untergeordneten Theilen der Rede verbinden, erhalten durch ſie ihren ſymboliſchen Ausdruck.

Was wir Nomen heißen, iſt der Beſtandtheil der Sprache, welcher von ihr in einer vorgeſchichtlichen Periode zu perſönlich individualiſirten Bildern der Außenwelt geſtaltet wurde. Die noch jetzt lebendige Empfindung für dieſe perſönliche Auffaſſung auch ſolcher Eindrücke der Außenwelt und Innenwelt, die der

prosaischen Auffassung als leblos oder abstract gelten, vergegenwärtigt uns die wahre Poesie in jedem Augenblick.

Demgemäß gehört die Bezeichnung des natürlichen Geschlechtes zwar nicht für den Verstand, wohl aber für die wirklich genetische Erfassung der eigentlichen Intentionen der Sprache, zu den nothwendigsten Kennzeichen dieser Nomina. Nur dadurch werden sie wahrhaft persönliche oder lebendige Wesen, und wenn die spätere Sprache diesen eigentlich gestaltenden Sinn nicht ganz verloren aber sehr abgeschwächt hat, so steht sie noch unter dem Bann des Herkommens und der Analogie, und dies in Verbindung mit den Nachklängen ihres ursprünglichen poetischen Gefühls nöthigt sie nicht bloß die Geschlechtsbezeichnung an dem ihr von früher her überkommenen Vorrath von Wörtern beizubehalten, sondern auch ihre Neubildungen, wenn sie dieselben Functionen im Satze übernehmen, Nomina werden sollen, damit auszustatten.

Die vollendetste Durchführung der poetischen Erfassung und Darstellung der Nomina verlangt, daß sie alle je nach ihrer individuellen Substanz unter eines der beiden natürlichen Geschlechter untergebracht würden. Ein Neutrum ist für diesen Standpunkt weder in der Sinnes- und Geisteswelt noch in dem Spiegel der Sprache vorhanden. So haben es die semitischen Sprachen gehalten uud schon darum sind sie in ihrem innersten Wesen poetischer als die indogermanischen. Diese aber haben von Uranfang her den verständig-prosaischen Forderungen so weit nachgegeben, daß sie eine Anzahl von Wörtern zu Neutren machten, d. h. daß sie entweder ihre geschlechtliche Zugehörigkeit unbestimmt ließen, ohne sie begrifflich aufzuheben oder sie, wegen der Gegenstände, die sie bezeichneten, überhaupt jeder geschlechtlichen Zugehörigkeit entzogen. Insofern ist das Neutrum das Gegentheil oder die

Negation deſſen, was die Sprache ſonſt in dem andern weitaus an Zahl und Wichtigkeit voranſtehenden Theil ihrer Nomina für nothwendig befand. Aber weil auch ſolchen Wörtern der Stempel der Nominalfunction im Satze gegenüber allen andern Redetheilen aufgedrückt wurde, kann man das Neutrum, eben das ſinnlich wahrnehmbare Mittel, durch welches es geſchah, auch als eine Geſchlechtsbezeichnung gelten laſſen.

Unſere deutſche Sprache hat von ihrer älteſten urkundlichen Periode her dem Neutrum einen verhältnißmäßig großen Spielraum eröffnet und dadurch gezeigt, daß ſie von jener abſtracten oder proſaiſch-verſtändigen Auffaſſung der Außen- und Innenwelt, deren Spiegel das Neutrum iſt, immer ſtark erfüllt war. Begreiflich wächſt dieſe Neigung im Fortſchritt der Zeit und ſo zeigt das Althochdeutſche gegenüber dem Gothiſchen, das Mittelhochdeutſche gegenüber dem Althochdeutſchen eine Menge neuer geſchlechtsloſer Wörter, überwiegend wirkliche Neubildungen, aber doch auch viele, die früher einem natürlichen Geſchlechte angehörten, jetzt aber, weil alles Gefühl dafür erloſchen iſt, Neutra geworden ſind. Die ſpätere Sprache bewegt ſich auf derſelben Bahn weiter, aber doch nicht mit ſo wachſender Vorliebe für das Neutrum, wie es jede der früheren Perioden im Vergleiche mit der früheren gethan. Wie ſie überhaupt ihren Sprachvorrath ſehr bereichert oder verändert hat, ſo beſitzt ſie natürlich auch eine Menge neugebildeter Neutren, aber keineswegs unverhältnißmäßig viele im Vergleich mit ihren geſammten Neuerwerbungen. Dafür zeigt ſie in anderer Weiſe doch auch eine gewiſſe Abſtumpfung des Feingefühls für die natürliche Geſchlechtsbezeichnung: ſie läßt die vorhandene in ſehr vielen Fällen, wo ſie der älteren Sprache als ein für allemal feſt vorſchwebte, ins Schwanken gerathen, macht Masculina zu Femininen und umgekehrt. Und wenn

auch hier örtliche Einflüsse und die Besonderheit der Mundart häufig die Entscheidung gegeben haben, so ist die Thatsache selbst doch eine allgemein gültige.

Gehört nun auch die Bezeichnung des Geschlechts der Nomina zu einer andern Region der Geistesthätigkeit, als die der übrigen durch die Flexion bezeichneten Functionen, so steht sie doch mit einer davon in engster Wechselwirkung, mit der Bezeichnung der Einzahl oder Mehrzahl der erschauten Gegenstände.

Auch hier hat der abstracte Verstand früh und stark den poetischen Bildungstrieb der Sprache zurückgedrängt, der freilich grade hier bis ins Unendliche schweifen und alle möglichen Zahlengruppen von Individuen mit besonderen sinnlich wahrnehmbaren Darstellungsformen bedenken hätte können. Alle flectirenden Sprachen sind bei der Bezeichnung zweier stehen geblieben — die Einzahl natürlich in keiner besondern Charakteristik — bei der abstracten Vielzahl, wodurch der plastische Eindruck der Gruppe aufgehoben wird, und der Zweizahl, Plural und Dual. Aber auch dieser letztere ist dem einmal vordringenden, nüchternen oder prosaischen Schematismus hier früher dort später fast überall schon geopfert.

Das Deutsche zeigt auch hier, wie bei dem Geschlechte, eine früh entwickelte Neigung zur Prosa oder Abstraction. Schon das Gothische hat den Dual nur bei einer einzigen Art des Nomen, dem persönlichen Pronomen, selbst schon einer recht abstracten Sprachschöpfung, und von da aus auch im Verbum. Alle andern deutschen Sprachen entäußern sich selbst dieser Reste bis auf unkenntliche Trümmer, die heute noch in sehr vielen Mundarten stehen aber nicht leben. Die hochdeutsche Schriftsprache hat sich seit der mittelhochdeutschen Periode davon gänzlich befreit.

Einem ganz andern Bedürfniß dient die Caſusform, die als dritter Beſtandtheil der Nominalflexion urſprünglich nur gleichberechtigt neben den beiden andern ſtand. Sieht man es auf Wortklauberei ab, ſo kann man ſagen, die Caſusbezeichnung allein ſei die wahre Flexion und alles Andere, Geſchlecht und Zahl, gehöre nicht unter dieſen Begriff. Aber ſchon die älteſt erreichbare Sprachgeſtaltung zeigt, daß alle drei Functionen für das unmittelbare Sprachgefühl zu einer nur durch wiſſenſchaftliche Analyſe trennbaren Einheit zuſammenſchmolzen. In jeder wirklichen Nominalform wird Genus, Numerus und Caſus auf einmal, wenn gleich jedes in ſeiner beſondern Individualiſirung, dargeſtellt und vernommen. Die ſpätere Sprache ändert an dieſem Urtypus nur inſofern etwas, als ſie unter dem Druck der lautgeſetzlichen Naturmacht die Flexionformen überhaupt verſtümmelt und dadurch gelegentlich dazu gelangen kann, die zur Charakteriſtik des Genus, oder des Numerus oder auch des Caſus dienenden Laute oder Lautgruppen bis zur Unkenntlichkeit zu verwiſchen.

Unſere deutſche Sprache hat das ſeit ihrer vorhiſtoriſchen Zeit im größten Umfange gethan, wie ſchon oben bemerkt und begründet wurde. Das Ergebniß, daß von allen Flexionsbeſtandtheilen des Nomen die Geſchlechtsbezeichnung am wenigſten Stand gehalten hat, begreift ſich aus den innern und äußern Gründen, die im Vorigen entwickelt ſind. Schon ein althochdeutſches Nomen, wenn es einen eigentlich nominalen Vollbegriff darſtellte, ein Subſtantiv war, iſt hier in ſehr vielen Fällen nicht mehr nach ſeiner Geſchlechtszugehörigkeit characteriſirt. Das althochdeutſche hals z. B. könnte eben ſo wohl Neutrum oder Femininum ſein, wie es wirklich, d. h. im tradionellen Sprachgefühl, Masculinum iſt. Auch das Gothiſche war ſchon zu ſolcher Abſtumpfung geneigt; auch das gothiſche F handus z. B.

könnte der Form nach zum Masculinum und zum Femininum gehören, aber das Gothiſche hat doch faſt überall die natürlichen Geſchlechter noch plaſtiſch genug von der geſchlechtloſen Wortmaſſe unterſchieden. Wie das Althochdeutſche, ſo erſt recht das Mittelhochdeutſche. Hier iſt die Zerſtörung der Form des Subſtantivs ſo weit gediehen, daß eigentlich gar keine Geſchlechtsbezeichnung aus ihr entnommen werden kann, wenn ihr nicht andere Hilfsmittel eine Stütze gewähren, die inſofern zufällig oder unorganiſch genannt werden können. Daß z. B. rinder, eine Pluralform, nur einem Neutrum angehören kann, fühlt die Sprache, aber nicht mehr, daß das, was ihr dieſen Eindruck hervorbringt, die Endung er, mit dem Geſchlechte nichts zu thun hat, ſondern bloß den Numerus bezeichnen ſollte. Alſo fällt auch hier in die Wende des Althochdeutſchen zum Mittelhochdeutſchen eine große Epoche der Sprachgeſchichte, über welche die ſpätere Zeit im Grunde nicht hinausgekommen iſt. Die Flexionsformen des Mittelhochdeutſchen mögen noch manche Einbuße erlitten haben: in dieſer Beziehung, was die Declination der Subſtantive überhaupt und ihre Geſchlechtsbezeichnung insbeſondere betrifft, konnte man ſo gut wie nichts mehr verlieren. Wenn dennoch, wie ſchon bemerkt, der Hang der Sprache zur Ausdehnung des Neutrums keineswegs in demſelben Verhältniß gewachſen iſt, ſo gab das Formengefühl dazu keine Veranlaſſung. Es erklärt ſich aus dem volksmäßigen, naturwüchſigen, allenfalls auch plebejiſchen Zug, der durch die ganze Sprache des ſpätern Mittelalters geht. Ein Nachhall der alten poetiſchen oder beſeelten Sprachauffaſſung ſetzte dem andern, gleichfalls durchgehenden Zug nach verſtändiger Nüchternheit einen kräftigeren Widerſtand entgegen als es in einer bloßen Bücherſprache der Gebildeten geſchehen wäre, doch reichte er nicht ſo weit, um in jedem

einzelnen Fall die natürliche Geſchlechtsbezeichnung ſicher zu ſtellen.

Für welche der beiden andern Functionen dieſer Flexion, für Numerus- oder für Caſusbezeichnung, ſich das Sprachgefühl lebendiger erhalten habe, läßt ſich nicht überall entſcheiden. Daß in der althochdeutſchen Periode die Caſusformen mit ſtärkerer Emphaſe als ſpäter hervortreten, beweiſt noch nicht, daß man ſie kräftiger als die Numeralform gefühlt, oder vielmehr daß man in dem einheitlichen Lautbilde, das zur Darſtellung beider diente, die Beziehung des Numerus ſchwächer als die des Caſus empfunden habe.

Später im Mittelhochdeutſch mag ſich das Gewicht beider ſchon gleich ſtehen. Noch ſpäter aber ſinkt die Schale ſichtbar zu Gunſten des Numerus. In den Declinationsformen des 14., 15. Jahrhunderts iſt meiſtens der Numerus deutlich zu erkennen, der Caſus nur in einzelnen Fällen. Daß bäume der Plural von baum iſt, wird gefühlt, nicht aber ob es der Nominativ, der Genetiv oder Accuſativ iſt, denn es kann jeder dieſer Caſus ſein und welcher es gerade ſein ſoll, wird nur aus anderen Worten erkannt, mit denen es in der Rede verbunden iſt.

Ohnehin hatte die deutſche Sprache, ſo weit man auch ihre Geſchichte zurückverfolgt, die Bildung der Caſus mit verhältnißmäßig großer Sparſamkeit oder geringem plaſtiſchen Triebe vollzogen. Wenn der Caſus dienen ſoll, um die verſchiedenen Beziehungen oder Aeußerungen der ſelbſtändigen Thätigkeit des Nomens oder der Einwirkung, die von andern Theilen der Rede auf ein ſolches Nomen geübt wird, ſymboliſch darzuſtellen, ſo iſt dieſer Begriff und ſeine Darſtellungsmöglichkeit ſehr ausdehnbar. Thatſächlich iſt keine der indogermaniſchen Sprachen in ihrem urkundlich älteſten Beſtand über 8 Caſus hinaus-

gegangen, aber dieſe ſcheinen auch eine Zeitlang ihre ganze Breite erfüllt und in allen Anſätzen ſpäter ſelbſtändig gewordener Zweigſprachen vorhanden geweſen zu ſein. Auch das vorgeſchichtliche Deutſch hatte alſo irgend einmal 8 Caſus durch dieſe Formen dargeſtellt. Doch ſchon im Gothiſchen ſind dieſe 8 auf 6, Nominativ, Genetiv, Dativ, Accuſativ, Vocativ und Inſtrumental zuſammengeſchmolzen und ſelbſt davon nur die vier erſten ganz lebendig und in ihren Formen ſowohl im Singular wie im Plural meiſt mit gehöriger ſinnlicher Nachdrücklichkeit herausgetrieben. Der Vocativ iſt durch den Nominativ, der allerdings leicht ſeine Functionen übernehmen konnte, ſchon ſehr beſchränkt, noch mehr aber der Inſtrumental durch andere Caſus. Er exiſtirt hier nur in dürftigen Trümmern innerhalb des Pronomens; der Kern der Nomina, die Subſtantive und ſelbſt die dem Nomen dienenden, und eben deshalb an gegenſtändlicher Wirkungskraft ihm zunächſt ſtehenden Beiwörter, „Adjective" entbehren ihn. Er hat ſeine Function, die ſinnliche oder geiſtige Veranlaſſung, Grund ſowohl als Urſache, die auf ein Nomen wirkt, übertragen theils auf den Genetiv, der dazu von einer Seite her wohl befähigt war, indem er den ſinnlichen oder geiſtigen Ausgangsort irgend einer Wirkung auf die Außenwelt bezeichnet, theils auf den Dativ, der urſprünglich die Berührung eines Nomens durch ein anderes oder durch einen anderen Theil des Satzes darſtellte. Wo dieſe Erſatz-Caſus nicht ausreichen, treten ſogenannte Präpoſitionen zur Hilfe ein, nebengeordnete Wörter, die für ſich allein keine genügende Individualität haben, und daher auch ihre einſt allein herrſchenden Beziehungen auf die Verhältniſſe des Ortes und Raumes zu allen möglichen anderen abſtracteren erweitern. Ihre Wirkung iſt nur durch Anlehung an eine an ſich ſchon wirkſame Caſusform möglich, ſie

werden daher urſprünglich vom Caſus regiert, und nicht ſie regieren den Caſus. Doch, je mehr die Caſusform ihre Kraft verliert, oder je zahlreicher die Functionen werden, die ihr übertragen werden — beide ſcheinbar entgegengeſetzte Ströme laufen neben einander und durch einander und zwar aus derſelben Quelle — deſto fühlbarer macht ſich die Präpoſition als die Urſache der Beziehung, die das flectirte Nomen darzuſtellen hat, und ſo regieren die Präpoſitionen den Caſus und werden nicht mehr von ihm regiert. Schon im Gothiſchen iſt die völlige Unterordnung der Präpoſition unter die Caſusform verſchwunden, ſie iſt ſchon beinahe gleichberechtigt. In der ſpäteren Sprache iſt, wie überall in dem Bereiche des Nomens, der durchgreifend neue Zuſtand im Mittelhochdeutſchen entſchieden: das Althochdeutſche ſchwankt auch hier zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft. Es hat ſogar eine Caſusform, die das Gothiſche kaum noch benutzte, den Inſtrumental, reichlicher entwickelt, d. h. aus ſeiner eigenen von dem Gothiſchen unabhängigen Vorzeit unverletzter überkommen. Selbſt das Subſtantivum, ſoweit es Masculinum oder Neutrum iſt, ſammt dem Adjectivum operirt wenigſtens in den Singularformen damit ganz geläufig, wenn auch immer in deutlicher Concurrenz mit Präpoſitionen, und dieſe nehmen ſchon in dieſer Periode dem Caſus mehr und mehr ſeine ſelbſtändige Lebenskraft ab, ſo daß er allmählich verkommt. Nur einige halbverklungene Erinnerungen, wieder faſt ausſchließlich auf einige Pronomina beſchränkt, bewahrt noch das Mittelhochdeutſche, ja ſelbſt die ſpätere Sprache, wenn auch hier nur in bis zur Unkenntlichkeit verſtümmelter Form. Denn in mhd. mitalle oder auch in deste erkennen wir wohl mit Hilfe der grammatiſchen Analyſe den Inſtrumental alliu von dem Neutrum allez, und diu, Inſtrum. von das; das Sprachgefühl der Zeit dagegen

ließ die Wirkung nicht vom Caſus, ſondern von der Präpoſition mit oder von dem vorgeſetzten, das Verhältniß bezeichnenden des ausgehen. Vollends in heute, mittelhochdeutſch hiute iſt jede Erinnerung an den Urſprung aus hiu tagu, zwei Inſtrumentalen, einem pronominalen und einem ſubſtantiviſchen, erſtorben.

Dies eben erwähnte „heute“ iſt zugleich ein recht handgreifliches Beiſpiel von der Art, wie die Sprache eine Caſusform durch die andere zu erſetzen beſtrebt war, wenn eine ihr abſtand, wie aber gerade dadurch die mit ſolchem Zuwachs geſegnete ſelbſt in's Kränkeln gerieth. Eigentlich wäre nur der Locativ berechtigt geweſen, die Vorſtellung „innerhalb dieſes Tages, an dieſem Tage“ auszudrücken, der Locativ war aber ſchon in einer vorgeſchichtlichen Zeit untergegangen, ſo griff das Gothiſche zu dem Dativ, dem es auch ſonſt die Functionen des Locativs zum Theil mit Hilfe von Präpoſitionen übertragen hatte, und bildete „himma daga“, zwei Dative. Das Althochdeutſche beſaß noch den Inſtrumental, der dem Locativ jedenfalls noch näher ſtand als der Dativ, darum bildete es einſt hiu tagu, wovon uns nur eine ſchon verſtümmelte Form hiutu in den Denkmälern überliefert wird, wie von hiu jāru, in dieſem Jahre, nur hiuru, mittelhochdeutſch und ſpäter hiure, heure, hüre, unſer heuer übrig blieb.

Nichts beweiſt aber ſchlagender das ſo früh verlöſchende Gefühl für die geſammte Flexion der Nomina, vorzugsweiſe der am meiſten dadurch individualiſirten Subſtantiva, als die Wirkung, welche ein der Flexion ſelbſt urſprünglich ganz fremdes Element auf ihre Formen gehabt hat. Die älteſte deutſche Declination zeigt, daß alle urſprünglich conſonantiſchen Ausgänge der Grundform des Nomens, an welche die Flexion ſich

anfügte, durch vocaliſche Zuſätze erweitert wurden, wozu man die drei Grundvocale a, i, u verwandte. Gleichviel ob bloß lautliche Motive dabei thätig waren, oder ob der Zuſatz zugleich eine uns undurchſichtige Veränderung des Nominalbegriffes bedeutete — die Thatſache ſelbſt gehört zu den characteriſtiſchen Zügen der germaniſchen Sprachphyſiognomie und ſie iſt mit Hilfe der grammatiſchen Analyſe ſelbſt dann noch wahrzunehmen, als andere und zwar entſchieden lautliche Motive das Verſchwinden oder Abſchleifen dieſer Declinationsvocale veranlaßten. Nur eine einzige auf einen Conſonanten ausgehende Nominalform wurde von dieſer Revolution nicht berührt, die, wo an die eigentliche Wurzelſilbe das Ableitungselement an hinantrat, alſo aus brunn —brunn-an wurde. Dieſes n bedurfte, um die Flexionsformen ſich anzufügen, wahrſcheinlich wieder nur aus lautlichen Motiven, keines „Declinationsvocals", aber aus derſelben Veranlaſſung geſtalteten ſich auch die Flexionsformen hier ſchon in ihrer älteſten Bezeugung durch das Gothiſche viel dürftiger als die der vocaliſchen Declination. Wenn man die Form hanans neben die dagōs, beide Nominative des Plurals, hält, giebt die Analyſe dort ein bloßes s zur Bezeichnung des Caſus und Numerus, hier das plaſtiſche ōs. Dem entſprechend ſchloſſen jene Formen, dem Drucke der Lautbewegung nachgebend, bald ſo ab, daß ſelbſt das Althochdeutſche nur noch wenige Caſus deutlich von einander ſondern konnte. Trotz allem ſichtbaren Bemühen den Untergang der Form aufzuhalten, was z. B. zu dem ſeltſamen Ausweg führte, die voller klingende Femininalform des Genetiv Plurals auf die Masculina und Neutra zu übertragen, hanōnō für das gothiſche hananē, war ſie im Mittelhochdeutſchen im Vergleich mit der vocalen Declination zu einem bloßen Schatten geſchwächt, an dem ſich eigentlich nur noch eine

Ahnung von der Bezeichnung des Numerus unterſcheiden ließ. Wenn hier neben dem brunne als Nominativ Singular das eintönige brunnen alle Caſus des Singular und Plural füllt, wenn dieſes brunne, das wir als Masculinum kennen, aber nur im Gothiſchen und Althochdeutſchen deutlich als ſolches durch ſeine Formen characteriſirt ſehen, ebenſo gut auch ein Femininum wie zunge, ein Neutrum wie herze ſein könnte, dann iſt überhaupt der Begriff Flexion zum Spotte geworden. Dem entſprechend hat Jac. Grimm für dieſe Scheindeclination die Bezeichnung „ſchwache" eingeführt, die nichts über ihre Bedeutung oder ihre Geneſis, aber das Richtige über ihren ſinnlichen Eindruck auf die Vorſtellung, alſo das eigentlich Entſcheidende für die lebendige Sprache und die lebendige Auffaſſung der Sprache ausſagt. Ihr gegenüber ſteht dann naturgemäß „die ſtarke", deren ſo übel zugerichtete Formen ſelbſt noch am Ende des Mittelalters von jenen andern relativ eben ſo kräftig ſich abheben, wie in der gothiſchen oder voralthochdeutſchen Zeit. Denn ein tag, tages, tage, tagen, die thatſächlich vorhandenen Gebilde der damals noch am beſten erhaltenen von unſeren ſtarken Declinationen, ſtehen in demſelben Stärkeverhältniß für das Sprachgefühl ihrer Zeit zu jenen brunne, brunnen, wie dags, dagis, daga, dag, dagōs, dagē, dagam, dagans zu brunna, brunnins, brunnin, brunnan, brunnans, brunnanē, brunnam, den wirklich vorhandenen Formen beider gothiſchen Declinationsweiſen.

Doch auch hier iſt aus der Zerſtörung eine Art von neuem Leben erwachſen. Dieſe dürftigen Flexionen ganz oder faſt ganz fallen zu laſſen, wie es die Töchterſprachen des Lateiniſchen gethan haben, dem widerſtrebte weniger das plaſtiſche Gefühl unſerer Sprache, als eine gewiſſe Schwerfälligkeit oder treue Anhänglichkeit an das Althergebrachte. Neue zu bilden,

war man aber noch weniger geſonnen, oder gerüſtet. So operirte man mit den alten Reſten auf eine mehr oder minder geſchickte Weiſe. Schon im Althochdeutſchen könnte man die erwähnte Uebertragung der weiblichen Form des Genetiv Plurals auf die männliche und neutrale in dieſe Rubrik ziehen, deutlicher weiſt Manches im Mittelhochdeutſchen darauf hin und noch entſchiedener haben die letzten Jahrhunderte des Mittelalters es gethan. Um 1500 war auch hier in gewiſſem Sinne etwas Neues geſchaffen, das aber, wie faſt alles in der damaligen Sprache, weder ſeine volle Conſequenz zu ziehen, noch das Alte, auch nur in den engen Grenzen, mit denen ſich der neue Bildungstrieb von vornherein begnügen wollte, ganz zu überwältigen vermochte.

Dahin iſt zu rechnen die Ausdehnung des Umlauts auf ſehr viele Pluralformen, wo er früher nicht ſtatt hatte, weil dieſelben nach ihrer Lautunterlage ihn nicht haben konnten. Jetzt ſetzte ſich die Sprache über ſolche Rückſichten weg und bediente ſich des durch den Umlaut gewonnenen kräftigen Lautunterſchiedes zur Characteriſtik der Form, insbeſondere zur Trennung der Ein- und Mehrzahl. Ein Wort wie wolf, in deſſen ſämmtlichen Caſus in keiner Periode der Sprachgeſchichte ein i, das Werkzeug des Umlauts, erſcheinen konnte, bildete jetzt den Plural wölfe. Oder ſtatt wagene d. h. die aus waganā abgeſchwächte Nominativform des Plurals oder nagele, auf dieſelbe Art zu erklären, findet man jetzt ſchon häufig wägene oder mit Abwurf des jetzt bei Verlängerung der Stammſilbe verſtummenden letzten e, wägen; nägele und nägel, ſogar täge von tag. Offenbar hat hier das Vorbild von ſehr viel verbreiteten andern Subſtantiven, die a als Stammwort hatten, gewirkt, ast Plur. äste, weil althochdeutſch astī, balg, Plural bälge aus demſelben Grund; aber es würde nicht geſchehen ſein, wenn

nicht die Erinnerung an die ursprüngliche Vocalisirung der Form ganz verschwunden gewesen war.

Der Umlaut spielte immer in der Declination der Feminina eine Hauptrolle, weil eine sehr große Menge von ihnen seit der althochdeutschen Zeit ihre Flexionen ganz unter die Herrschaft des Declinationsvocals i gestellt hatte. Mittelhochdeutsch war daraus eine fast formlose Bildung, bloß durch die Consequenz der Lautgesetze geworden: Nominativ und Accusativ Sing. hand: hende durch alle übrigen Casus und Numerus mit Ausnahme des Dativ Plurals henden, daneben allerdings für den Singular eine nur im Klang, nicht aber in der Bedeutung abweichende Form, in der durch Verstümmelung der Endungen alle Casus des Singular, nicht bloß der Accusativ, wie der Nominativ lauteten: hand u. s. f. Diesen Zustand griff die spätere Sprache auf und strebte ihn als Regel durchzusetzen, während er vorher Willkür und Zufall gewesen war, so daß von jetzt an wenigstens der Singular hand sich von dem Plural völlig lostrennte und man, wenn man hende oder apocopirt hend hörte, nicht mehr zweifeln konnte, ob einen oder zwei Hände gemeint seien.

Dasselbe Ziel hatte die Sprache im Auge, wenn sie die kräftige Pluralform er, früher ir, vieler Neutra immer weiter ausdehnte. Sie bot den doppelten Vortheil der Anschaulichkeit durch ihren Endconsonanten und durch die umlautende Wirkung, die ihr er, früheres ir, nach dem Sprachgefühl auf die umlautbaren Vocale der Wurzel übte. Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch war buoch als Nominativ, Accusativ, Singular und Plural zu verstehn. Allerdings existirte daneben die Form buuchir, büecher, aber neben houbit, houbet, houbt hatte sich kein houbiter gestellt. Jetzt entwickelte sich ein höubter, häubter, das nicht mit dem Singular houbt verwechselt werden konnte.

Wo kein Umlaut denkbar war, wie in bein, brett, kind und dergleichen, gab wenigstens das zugesetzte er den Plural noch energischer, als die immer von der Sprache in der Tiefe erhaltene, selten auf die Oberfläche tretende Endung e, beine, brette, kinde ꝛc. Diese konnte jetzt um so weniger jener andern den Rang ablaufen, als die Sprache überhaupt, wie wir sahen, in ihrem Streben nach Lautconcentration die auslautenden Vocale erbarmungslos beseitigte. Daß eine so handliche Form, wie das neutrale er, noch über ihren Geschlechtsbereich hinausgriff und Wörter, wie dorn, geist, gott, mann, ort, rand, wald ꝛc. schon damals sehr häufig in Pluralform als dörner, geister ꝛc. erscheinen machte, — freilich wie alles in der damaligen Sprache, im chaotischen Gemisch mit den historisch gegebenen Masculinenformen auf bloßes e — darf nicht Wunder nehmen, eher daß es nur so zögernd und vereinzelt geschah.

Am deutlichsten aber zeigt sich der eigenthümliche Trieb, die verfallenden Formen durch die einmal vorhandenen Hilfsmittel der Flexion wieder zu kräftigen, in der schwachen Declination. Wie weit das Mittelhochdeutsche hier schon in der Abtödtung gegangen war, ist oben gezeigt. Jetzt versuchte man entweder eine Zurückführung vieler dahin gehörigen Wörter in die starke, z. B. mittelhochdeutsch schwach herzoge, herzogen u. s. w. Nominativ Singular jetzt stark herzog, Genetiv herzogs, Dativ herzoge; Nom., Acc., Gen. Plur. herzoge, Dativ herzogen, wodurch eine ganze Reihe von Casus wieder lebendig vortrat, oder man verknüpfte schwache und starke Flexionen mit einander und fügte, wo es ging, noch den Umlaut zur Charakteristik des Plural bei, so schade, Genetiv schadens, Dativ, Accusativ schaden, Plural Nominativ schäden u. s. w. wobei dann auch, des Ziel überschießend, schon im Nominativ Singular der Endconsonant eintrat, also schaden, schadens ꝛc.

flectirt wurde, nirgends aber eine alles beherrſchende Conſequenz, kaum in irgend einer nach Zeit und Ort zuſammenhängenden Gruppe, häufig ſogar nicht einmal bei einem und demſelben Schriftſteller durchdringen konnte, weil hier der neue Trieb der Formen durch die Laſt der Tradition und der Analogie allzuſehr gehemmt wurde.

Es könnte verwunderlich erſcheinen, daß neben ſolchen Verſtümmelungen der Subſtantivdeclination die der Adjective ein verhältnißmäßig energiſcheres Formgefühl zeigt. Neben dem eintönigen Masculinum hase, hasen ein arger, arges, argem, argen, in Pluralform arge, arger, argen, ebenſo neben dem Femininum zunge, zungen ein arge, arger; in Pluralform arge arger, argen. Freilich dürfte man nach ihrem genetiſchen Schematismus dieſe Formen nicht nebeneinanderſtellen, denn hase gehört der ſchwachen Declination an, arger der ſtarken. Wir werden nämlich ſehen, daß jener tiefgreifende Unterſchied ſtarker und ſchwacher Declination auch für das Adjectiv gilt, nur hier in ganz eigenartiger Verwendung im Gefüge der Rede. Die ſchwachen Formen des Adjectives ſind durchgängig die des Subſtantivs, weil ſie mit demſelben Ableitungselement an, das an den Stamm antritt, gebildet ſind. Neben arger etc. ſteht alſo ein ſchwaches arge mit ſeinem eintönigen argen und dieſes müßte zu hase geſtellt werden. Aber wenn man bloß Form neben Form ſtellt, iſt der Eindruck, den wir oben ſchilderten, doch berechtigt. Er erhöht ſich noch durch die Wahrnehmung, daß in allen andern verwandten Sprachen das Adjectiv ſeine dienende Stellung entweder durch eine vollſtändige Anſchmiegung an die Formen des regierenden Subſtantivs oder durch eine gewiſſe zahme Beſchränkung auf eine Minderzahl ſolcher Formen bethätigt, die das Subſtantiv reicher entfaltet. So wenn die lateiniſchen Subſtantive deus,

oratio, numen, mit dem Adjectiv clemens verbunden, dies nur in der für alle Geschlechter gleichen Form clemens zeigen, während das Masculinum deus, das Femininum oratio, das Neutrum numen sich so energisch in ihrer Geschlechtsbezeichnung unterscheiden. —

Die vergleichende Grammatik erschließt die äußerlich pragmatische Begründung dieser für das Gesammtdeutsche gültigen Eigenthümlichkeit. Sie zeigt, daß die deutschen starken Adjectivformen aus einer in allen andern Sprachen nur in sehr beschränktem Umfange, beinahe nirgends mit nur einiger Consequenz durchgeführten Spielart der Declination zu erklären sind, die ursprünglich von gewissen Pronominen ausging und auf sie beschränkt blieb. Das Deutsche hat, und dies ist einer seiner Hauptcharacterzüge, das ergriffen, aber zu einem bewußten oder völlig empfundenen Hilfsmittel gemacht, um durch die Uebertragung der pronominalen Declinationsweise auf das Adjectiv es als eine selbständige Classe des Nomens gegenüber dem Substantiv darzustellen. Es geschah, kann man sagen, ebensowohl im Interesse des Substantivs wie des Adjectivs, jedenfalls aber im Interesse der strengeren Begriffssonderung. In den andern Sprachen verschwimmt Substantiv und Adjectiv noch in einander, denn wenn clemens auch eine geschlechtlose Form des Adjectivs ist, so könnte sie ihrer sinnlichen Gestalt nach doch ebenso gut ein Substantiv sein wie rudens und torrens. Das Deutsche hat ebendeshalb seinem Adjectiv diese Form nur da gegeben, wo es begrifflich als wirkliches Adjectiv erfaßt wurde, wo es dazu diente, das dominirende Bild des Substantivs zu ergänzen, wo es also ein Adjectiv im strengsten Sinne des Wortes war. Wo aber das Adjectiv das Bild des Substantivs nicht bloß selbständig ergänzte, sondern wo das Substantiv mit dem Adjectiv zusammen durch einen

beſondern Redetheil, den beſtimmten und unbeſtimmten Artikel eine neue Begriffsbezeichnung erhielt, da wählte die Sprache die ſogenannte ſchwache Form, diejenige, die ſofort die unlösbare Zugehörigkeit des Adjectivs zum Subſtantiv darſtellte, weil ſie ſelbſt ſubſtantiviſch war und die zugleich in ihrer Bedeutung, ſo lange ſie gefühlt wurde, und das geſchah doch wenigſtens, als die Sprache ſie ſchuf, die Hauptfunction, der ſie dienen ſollte, die Iſolirung des Subſtantivs, mit ſeinem Adjectiv als untrennbare Einheit gedacht, darſtellt. Denn das ableitende an, wodurch die ſchwache Form gebildet iſt, bedeutet gerade in dieſem Falle das mit Prägnanz was der Begriff der Stammſilbe ſagt: ſetzen wir die Stammſilbe des gothiſchen Adjectivs blind, ſo bezeichnet die ſtarke Form in Verbindung mit einem Subſtantiv, ohne welches der Begriff in der Luft ſchweben würde, etwa mit dem Subſtantiv manna, unſerem Mann, blinds manna alſo, einen Mann, welcher die beſondere, ihm zukommende Eigenſchaft hat blind zu ſein. Aber sa blinda manna, die ſchwache, „dieſer und kein anderer Mann mit der genannten Eigenſchaft.“ Zum Zwecke der Hervorhebung des in dieſer Situation entſcheidenden Umſtandes, daß es gerade dieſer und kein anderer Mann iſt, ſchließen ſich Adjectiv und Subſtantiv durch die Symbolik der gleichen Flexion einheitlich zuſammen. Von dieſem älteſten Brauche iſt die deutſche Sprache niemals im Principe abgewichen, ſie hat ihn nur in ihren verſchiedenen Phaſen erweitert und vergeiſtigt, organiſch ausgeſtaltet, freilich aber auch oft, und dies gilt namentlich ſchon für den Sprachdurchſchnitt am Ende des Mittelalters, mechaniſch oder handwerksmäßig und ſchablonenhaft ſeiner Beſeelung entkleidet.

Das am kräftigſten wirkende Moment war die innere Umgeſtaltung der zur Iſolirung des nominalen Begriffes dienen-

den „pronominalen" Hilfsmittel, des ſogenannten zeigenden Fürworts, oder Demonſtrativ-Pronomens zum beſtimmten Artikel, dem ſich dann der ſogenannte unbeſtimmte — ein, neben der — als nothwendiger Abſchluß dieſer ganze Gedankenbewegung anſchloß. —

Was das gothiſche sa blinda manna wollte, wiſſen wir: von einem Artikel iſt hier nicht die Rede, es iſt nicht der blinde Mann, ſondern der oder dieſer blinde Mann. Aber die Sprache hat doch aus dieſem sa ihr „der", ihren Artikel geſtaltet, lautlich wie geiſtig. Lautlich inſofern das der des geſammten hochdeutſchen Zweiges von ſeiner älteſten Vorzeit an nichts Anderes iſt als das gothiſche sa. Das gothiſche sa nämlich iſt eine Lautform, in welcher das anlautende t der Wurzel, die zum Begriff des Hinweiſens oder Iſolirens pronominal verwendet wurde, in s übergegangen war. Es geſchieht dort wie in andern alten germaniſchen und andern Sprachen nur im Nominativ des Masculinum und Femininum. Warum gerade hier? wiſſen wir nicht. Das Hochdeutſche hat überall die einfachen t-Formen, auch im Nominativ, die Althochdeutſch nach den Geſetzen der Lautverſchiebung als d aus einem th auftreten. Daß das Althochdeutſch im Gegenſatz zu der völlig unbezeichneten Nominativform des gothiſchen Masculinum sa ein der nach Art aller nicht ſubſtantiviſchen Nomina bildete, iſt gleichfalls ſeine freie That. Das althochdeutſche der blinde man heißt aber nicht mehr bloß dér oder dieser blinde mann, es iſt ebenſo gut auch ſchon unſer tonloſes der blinde mann; auch damals ſchon eben durch die Tonloſigkeit des erſten Wortes, als etwas ganz Anderes, wie das betonte der, ſymboliſirt: der blinde man bedeutet der Sprache einen Mann, welcher blind iſt, den die characteriſtiſche Bezeichnung blind ebenſo von allen andern Weſen derſelben Gattung unterſcheidet wie die Gattung

man von allen andern durch natürliche Gedankenassociation zunächst verbundenen Begriffen, Weib, Kind oder was man sonst will, unterschieden ist. Eben deshalb bedurfte die Sprache aber auch eines neuen bloß auf das eigentliche Zeigen und Herausheben eingerichteten Ausdruck, den sie in ihrem deser, später diser, dieser fand. Das Gothische hatte ihn nicht, weil sein sa dasselbe bebesagte: das Althochdeutsche (und wie es alle übrigen deutschen oder germanischen Sprachen, weil sie alle den bestimmten Artikel erzeugten) bildete sein neues Demonstrativ aus einer Verdoppelung des alten: deser ist de, Stamm von der, mit der s Form desselben Stammes, der wir im Gothischen begegneten, componirt und so freilich „später" als das einfache der oder gothische sa. Uebrigens hatte das Althochdeutsche diese s-Form des Demonstrativ-Stammes anderwärts noch lebendig genug: in dem sogenannten Pronomen der dritten Person, worin das Object, der Gegenstand schlechtweg bezeichnet wird. Hier war dem Gothischen nur die Femininalform des Nominativs Singular si geläufig, das Althochdeutsche und ihm folgend das ganze spätere Hoch- und Niederdeutsch haben auch den Accusativ des gleichen Geschlechts und Numerus, ja sogar die Nominative und wie immer auch die Accusative des Plurals aller Geschlechter damit erfüllt. —

Ganz dasselbe gilt für die noch einfachere Anwendung des Artikels vor dem bloßen Substantiv: der man heißt nicht dér man, sondern in gewisser Beziehung gerade das Gegentheil, einer dem das Prädicat „Mann" und nicht etwa Weib, oder Gott ꝛc. zukommt, ohne daß etwas über die individuelle Bestimmtheit dieses Mannes unter andern desselben Begriffes gesagt oder angedeutet wäre. Hier ist es, wo der sogenannte unbestimmte Artikel ergänzend eintritt. Angelehnt an den Zahlenbegriff der Einheit, hat er diesen ähnlich wie den Demonstrativbegriff

erweitert und vergeistigt und wird im Deutschen jetzt und gewiß von jeher durch die verschiedene Tonstärke im Satze oder im Verhältniß zu seinem nächsten Zubehör characterisirt. Ein man ist der reine Zahlenbegriff im Gegensatz zu zwei ꝛc., ein mán dagegen setzt den Begriff man als in einem Individuum nach dem allgemeinen Schema desselben, heißt also „ein Mann, der das ist, was man sich bei dem Aussprechen des Wortes man denkt". Der Gegensatz dazu ist auf der einen Seite dér man, der einen in seiner Art einzigen oder nur unter diesen Umständen von der Sprache vorgestellten man bezeichnet, nach der andern der mán, wo der Gedanke über die bloße Grenze des Begriffes man hinausgeht.

Eben aus dieser Doppelseitigkeit des unbestimmten Artikels, die, wie leicht zu ersehen, mit seiner viel schwächeren Färbung als sie der bestimmte besitzt, zusammenhängt, erklärt es sich, daß er in der deutschen Sprache später und zögernder als jener sich entfaltet. Jener ist im Wesentlichen schon in unsern ältesten althochdeutschen Sprachdenkmälern fertig, dieser im Isidor, der Matthäus-Uebersetzung, vor allem bei Otfrid noch nicht, oder wer behauptet, daß der ihn kenne, weil er ein allerdings häufig nicht für das Zahlwort 1, sondern im Sinne des spätern Lateinisch Griechisch. unus und εἷς, gleichfalls Wörter der 1 Zahl, dann aber für das sogenannte unbestimmte Pronomen quidam, τις, verwendet, weiß nicht was der unbestimmte Artikel im Deutschen und in den vom deutschen Sprachgeist hierin, wie bei der Schöpfung des dem Lateinischen so ganz fremden bestimmten Artikels berührten romanischen Sprachen bedeutet. — Wie neben der ein deser, so mußte sich neben dem Zahlwortstamm ein auch noch eine besondre Bezeichnung für die Isolirtheit dieses Begriffes — das prägnante oder betonte ein — entwickeln. Das Gothische brauchte das so wenig wie

neben sa ein zweites gleichbedeutendes Demonstrativ. So wurde aus ein — einag gebildet „nur einmal vorhanden", und einīg, „irgend einmal vorhanden", beides bald in Mittelhochdeutsch einec, später einig, wie wir sahen, verschmelzend, und daher eine neue Bildung für den Begriff „nur einmal vorhanden" nöthig machend, das schon mittelhochdeutsch nicht ganz seltene, später aber allgemeine „einzig."

Aber wenn das Skelett der Verwendung des Adjectivs und Substantivs durch die ganze mittelhochdeutsche Periode bis zum Schlusse des Mittelalters fest geblieben ist, so haben doch auch hier alle zarteren Theile sehr tiefgreifende Veränderungen, meist nicht zum Vortheil der innern Schönheit der Sprache, wenn auch oft zur Erhöhung der Einfachheit des Ausdrucks, erleiden müssen, besonders dann, wenn der Substantivbegriff durch mehrere Adjective näher bestimmt war, da wo einer allein nicht für den Zweck seiner farbigen Characteristik ausreichte, dann aber auch wenn der adjectivische Begriff nicht unmittelbar an das Substantiv gefügt wurde, sondern ihm, gleichsam wie selbständig gedachte Farbe gegenüber den Contouren, entgegengesetzt wurde, um auf diese Weise der in anderm Falle wesentlich von der Phantasie und der Empfindung beherrschten Aussage die Form eines auf verstandesmäßige Abstraction gegründeten Urtheils zu geben, also: „der Mann ist blind" im Gegensatz zu „der blinde Mann."

Noch das Mittelhochdeutsche hatte in beiden Fällen eine ungemeine Geschmeidigkeit und Feinfühligkeit bewiesen, die ihm allein schon, wenn es sich um einen ästhetischen Richterspruch handelte, seinen Vorzug vor der späteren Sprache verbürgen müßten. Die einfachste Formel der blinde man konnte in der man blinder, der man blind, oder auch, wie wohl allemal schon etwas archaistisch schmeckend, in man der blinde, verändert

werden, wovon jede das feſtſtehende Bild in immer neuer Beleuchtung zeigte. Denn der man blinder hieß der mán, nicht dér man, welchem die Eigenſchaft blind zukommt, als eine ſein ganzes Weſen nicht ſowohl beſtimmende, als in dem beſondern Fall, z. B. in ſeinem Gang, Gebärden, es erklärende oder daraus abgeleitete; der man blind dagegen, der Mann, weil er blind iſt, Schlüſſel, und Mittelpunkt ſeines ganzen Weſens, und man der blinde ein Mann welcher blind iſt. Noch viel zierlicher und geiſtvoller konnte ſich die Sprache äußern, wenn mehrere Adjectiva dazu traten, entweder mit oder ohne verbindendes Nebenwort, wofür damals wie jetzt und gebraucht wurde, ſobald es ſich um die einfache Nebeneinanderordnung ohne irgend welche beabſichtigte Hervorhebung des einen oder andern handelte, alſo etwa, um bei relativ einfacheren Fällen ſtehn zu bleiben, wenn zu blind noch die Signatureu arm und alt dazu treten und zwar in der eben angenommenen Reihenfolge. Der blinde arme alte man iſt die ſchlichteſte, nüchternſte Formel, bei der die Phantaſie und die Empfindung am wenigſten zu thun hat, aber ſchon wenn eines oder zwei dieſer Attribute nachgeſetzt werden: der blinde man arm und alt oder der blinde man armer und alter, entſtehen Farbentöne, für die unſer Auge erſt ſich ſchärfen und reinigen muß, um ſie aufzunehmen. Oder wenn das eine vorgeſetzt: der blinde arm man alt und dergl. in einer weitgeſpannten Möglichkeit und Wirklichkeit anderer Variationen uns begegnen, ſo hat ſchon das 14. Jahrhundert die meiſten dieſer feineren Wortfügungen vergeſſen, höchſtens äußerlich und ohne Leben aus der Tradition des mittelhochdeutſchen Kunſtſtils der Poeſie mit fortgeführt, um ſie im 15. auch da faſt nicht mehr zu gebrauchen.

Ebenſo in dem andern erwähnten Verhältniß des prädicativ, wie man es nennt, geſetzten Adjectivs. Um hier

nur die gewöhnlichſten Fälle zu bezeichnen, ſo ſtand es der Sprache frei zu ſagen: der man ist blinder und der man ist blind, aber jedes mit merkbar anderer Färbung des Ausdrucks. Das dem Verſtand allein genügende war der man ist blind, wobei die zarte Schattirung des durch ſeine Flexion belebten Adjectivs als unweſentlich aufgegeben und zugleich die hier wegen der Bedeutung des Wortes blind kaum denkbare, anderwärts aber häufig mögliche Confuſion mit der Steigerungsform vermieden wurde. Denn dieſe hatte ſich durch die bekannte Einwirkung der Lautgeſetze von einem kräftigen ōr oder ir zu einem ſtumpfen er abgeſchwächt, ſo daß armer oder alter, das die ältere Sprache gewöhnlich mit der in der Bedeutung jener andern ganz gleichen Ableitung ōr gebildet und es armer und alter, nicht ärmer und älter ſprach, wie es mit ir durch den Umlaut ſich dargeſtellt hätte, auch der Comparativ von arm und alt ſein konnte. In allen Fällen, wo kein Umlaut eintreten konnte, wie in lieber, reiner, war gleichfalls Verwechſelung möglich. Sie wurde beſeitigt, wenn man die flexionsloſe Form blind für das prädicative Adjectiv allein verwandte.

Haben hier offenbar Lautverhältniſſe gewirkt, die Sprache ungelenker zu machen, um ihre Deutlichkeit zu befördern, ſo iſt in einem andern Falle bloß durch die Lautverhältniſſe auch der Bedeutung und der Function adjectiviſcher Formen Eintrag geſchehen. Wo ein Adjectiv zur nähern Beſtimmung der Art und Weiſe, in welcher eine Eigenſchaft in einem Subſtantiv auftritt, oder zu beſtimmterer Ausführung eines Verbalbegriffes verwandt wird, wo es alſo ſeiner natürlichſten Function als Begleiter des Subſtantivs entzogen iſt, hat die Sprache eine beſondere Form dafür geſtaltet, die, wenn ſie auch urſprünglich Caſusform geweſen iſt, doch durch ihre Function außer den Bereich der Flexion tritt. Dieſe Function nennt man von

ihrer häufigſten Verwendung die adverbiale. Das deutſche Adverb hat im Hochdeutſchen wenigſtens eine ſehr deutliche Bezeichnung dafür gehabt — hart der adjectiviſche Stamm, davon harto das Adverb. Aber auch hier mußte der klangvolle Vocal zum klangloſen e werden, häufig ſogar verſtummen und ſo war es natürlich, daß die ſpätere Sprache ihn bis zum Ende des Mittelalters, ihrer Neigung folgend ſich aller ihr überflüſſig dünkender Elemente zu entledigen, faſt ganz vertilgte. Die Form hart fiel nun mit der ganz anders zu beurtheilenden Form des flexionsloſen Adjectivs zuſammen, ja auch mit allen den adjectiviſchen ſtarken und ſchwachen Formen, in welchen das hiſtoriſch berechtigte e aus demſelben Grunde ſehr häufig, wenn auch nicht ſo ganz allgemein wie im Adverb, abgeſtoßen wurde.

Gegen ſolche wirkliche Verluſte ſind andere, die vielleicht noch mehr ins Ohr fallen, von geringerem Gewichte, obgleich auch ſie den doch ſchon im Mittelhochdeutſchen ſehr beſchränkten Formenvorrath des Adjectivs noch mehr verminderten und dadurch auch ſein Verſtändniß erſchwerten. So wenn der Diphthong iu, welcher im Mittelhochdeutſchen den Nominativ Singular des ſtarken Femininums, aber auch den Nominativ und Accuſativ Plural des ſtarken Neutrums darzuſtellen hatte, durch das allgemein gültige e erſetzt wurde. Das Mittelhochdeutſche hatte ſein iu, man kann wohl ſagen, den Lautgeſetzen zum Trotz behauptet, jetzt ging es unter und damit die Formentrennung zwiſchen Nominativ und Accuſativ des Singulars des Femininums, ſo daß nunmehr das latein. bona und bonam in güte zuſammenfiel und dies wieder mit dem Nom. und Accuſ. Plur. des Neutrums, die früher wenigſtens von dem Acc. des Fem. ſich abhoben.

Zweites Capitel.

Das Verbum.

Seitdem ſich der Erforſchung der deutſchen Sprache eine wiſſenſchaftliche Thätigkeit zugewandt hat, iſt immer erkannt worden, daß die Verbalflexion die höchſte Leiſtung ſei, zu der ihr plaſtiſches Vermögen ſich aufſchwang. Wollte man es ſo verſtehen, daß das deutſche Verbum reicher und vielſeitiger entwickelt ſei als anderswo auf dem Gebiete der verwandten Sprachen, auf die man ſich doch füglich zur Vergleichung beſchränken müßte, ſo würde ein einziger Blick auf das lateiniſche, griechiſche, indiſche Verbum die gänzliche Unberechtigung einer ſolchen Annahme lehren. Aber wenn man es ſo verſteht, daß die deutſche Sprache ihre Verbalflexion verhältnißmäßig kräftiger ausgeſtaltet und lebensfähiger bewahrt hat, als ihre Nominalflexion, und daß ſie dabei ihre beſchränkten Mittel ſo eigenthümlich ſinnig und geiſtreich, wie nirgend anders gebraucht, dann hat jene Behauptung ihr volles Recht.

Der Schlüſſel zu dieſer Thatſache iſt ſchwer zu finden. So viel wir die Vorgeſchichte unſerer Sprache kennen, muß ſie auch im Verbum einen viel reicheren Schatz von Formen beſeſſen haben, als ihre älteſte Urkunde, das Gothiſche zeigt. Sie hat ſich deſſen entäußert, warum? iſt unbekannt, aber ſie hat das ihr gebliebene Gut dann doch wieder mit einer innern Theilnahme gepflegt, die im Widerſpruch mit ihrem früheren Verfahren zu ſtehen ſcheint.

Etwas Licht wird vielleicht durch folgende Beobachtung gewonnen: gerade das, was die deutſchen Verbalformen für unſere Empfindung und gewiß für die jeder früheren Zeit ſo eindrucksvoll macht, wird durch vocaliſche Veränderungen in

der Stammſilbe bewirkt. Formen wie gab neben geben, bot neben biete u. ſ. w. ſind es, die das Gefühl kräftiger Plaſtik in uns erwecken und denen das Nomen, das ſeine Formen höchſtens durch Vocaltrübungen unterſcheidet, nichts an die Seite ſetzen kann. Schon jetzt aber wird jeder, der uns aufmerkſam gefolgt iſt, bemerken, daß Formen wie gab, bat u. ſ. w. eigentlich dem Begriff der Flexion widerſprechen, wie ja auch der Umlaut der Declination an ſich nichts damit zu ſchaffen hat. Wie die Sprache aber doch dazu gekommen iſt ſie zu bilden, wird gezeigt werden: waren ſie einmal gewonnen, ſo mußten ſie durch Laut und Accent doppelt geſchützt, freilich dem Sprachgefühl etwas Anderes ſein als die klang- und tonloſen e der Declinationsendungen.

Die deutſche Sprache hat dieſe kräftigen Bildungen zur Bezeichnung einer der drei Begriffskategorien verwandt, die durch die Flexionen ihres Verbums, ganz ſo wie in allen flectirenden Sprachen, dargeſtellt werden ſollten. Das Verbum iſt Gegenſatz zu dem Nomen, und darum ohne das Nomen undenkbar — womit nicht geſagt ſein ſoll, daß in jedem „Satze" Verbum und Nomen vorkommen müſſe — alſo auf keinen Fall ein älteres Erzeugniß des Sprachgeiſtes, ſondern gleichaltrig, in gewiſſem Sinne ſogar jünger als das Nomen, wenigſtens ſo wie es jetzt als Verbum in allen den Sprachen ſteht, welche Verbum und Nomen unterſcheiden, ſelbſt in den ſemitiſchen Sprachen. Der Keim des Verbums wie des Nomens iſt ein durchaus in der Phantaſie und im Gemüthe wurzelnder Eindruck des noch nicht in feſten Geſtalten dem menſchlichen Geiſte faßbaren Außen- und Innenlebens. Die erſte feſte Geſtalt, die daſſelbe gewann, mußte daher zur Conſtituirung des Nomens, mit ſeiner perſönlichen Individualiſirung des Weltganzen oder des Seelenlebens führen, aber ſofort auch den durch einen

ſolchen Act ſich ergebenden Ueberſchuß oder Reſt an Sprachbildern als Verbum conſtituiren. Daß dann auf einer folgenden Stufe der Sprachentwickelung die als Nomina geprägten Sprachtheile wieder ihrer nominalen Eigenſchaft entkleidet und zu Verben gemacht werden konnten, daß wenn z. B. der Nominalbegriff Tag gegeben war, daraus ein Zuſtand oder Vorgang abgeleitet wurde, worin dieſes perſönliche Weſen Tag handelnd und leidend auftrat, verſteht ſich von ſelbſt, wie das umgekehrte, daß ein echtes und urſprüngliches Verbum wie geben, ein Nomen wie Gabe erzeugte, worin der verbale Begriff nicht durch ſeine eigene innere Wucht, ſondern nach der Art anderer ähnlicher Wörter, die uranfänglich Nomina waren, auch zu einem Nomen wurde. Soweit wir unſere deutſche Sprache urkundlich überſchauen — freilich nur eine vergleichsweiſe kurze Spanne Zeit — ſind beide Vorgänge im Durchſchnitt mit gleicher Energie vollzogen worden, obgleich es ſcheinen könnte, wie ſich weiter bei den Ableitungen ergeben wird, daß bald der eine bald der andere eine gewiſſe Begünſtigung von Seite unſerer Sprache erfahren hat.

Die Begriffskategorien, welche das dem Nomen gegenüber geſtellte Verbum in ſeiner Flexion ſymboliſirt, ſind 1. das Verhältniß der Zeitfolge, 2. das Verhältniß der innern oder äußern Unabhängigkeit oder Abhängigkeit eines Vorgangs oder Handlung von andern Dingen, namentlich von der Vorſtellung und dem Willen des Menſchen, 3. die Beziehung, in welcher das Verbum innerhalb des Satzgefüges zu dem Nomen als dem andern Haupttheile deſſelben ſteht. Dazu kommt noch ein viertes, was nicht überall gleichförmig, hie und da kaum andeutungsweiſe vorhanden iſt, die Bezeichnung ob die in einem Verbum dargeſtellte Handlung von dem nominalen Hauptbegriffe des Satzes aus oder auf ihn zurückgeht, oder,

wenn das Verbum einen Zustand ausdrückt, ob dieser sich in ihm reflectirt oder unbegrenzt nach außen hin wahrnehmbar gedacht wird. Tempus, Modus, Person, Genus, eine Bezeichnung, die von dem Nomen her mit leicht verständlichem Tropus auf das Verbum übertragen wird, — diese drei, respective vier Begriffssphären haben die Formen, in denen sie sich darstellen, schon in der allein uns zugänglichen ältesten Sprachgestalt so ineinander verschlungen, daß sie, wie die Nominalflexionen, nur mit Hilfe der kritischen Analyse in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegt werden. Die deutschen Verbalflexionen haben in ihrer ältesten urkundlichen Bezeugung alle diese verschiedenen Kategorien durch lautliche Hilfsmittel bezeichnet, jedoch mit sehr ungleich vertheiltem Gewichte. Die Zeitunterschiede werden am energischsten deutlich gemacht, darnach folgen im Gewicht die Beziehungen zu dem herrschenden nominalen Bestandtheile des Satzes, dem Subjecte, die Personalflexionen, dann die Bezeichnung der Abhängigkeit der Aussage, endlich die des Genus, das man nach dem oben Gesagten auch hier füglich ein dreifaches wie beim Nomen: Activ, Passiv und Neutrum, nennen kann. Aber fast ohne Ausnahme ist noch eine jede gothische Verbalform sofort nach allen diesen Beziehungen hin kenntlich und die Sprache erfüllt so trotz allen Abweichungen oder allem Zurückweichen hinter einen noch älteren und reineren Typus die ihr vorschwebende Aufgabe.

Wie wir bisher schon öfters wahrgenommen haben, tritt eine durchgreifende Veränderung erst im Mittelhochdeutschen ein und wieder aus der bekannten Ursache. Manche Formen haben unter der Herrschaft der Lautgesetze einen wesentlichen Theil ihrer Characterzüge verloren: die, welche ausschließlich oder vorzugsweise von vocalischen Elementen bestimmt waren. So weit sie nicht von dem Haupttone geschützt wurden, sind sie

ſolchen Act ſich ergebenden Ueberſchuß oder Reſt an Sprachbildern als Verbum conſtituiren. Daß dann auf einer folgenden Stufe der Sprachentwickelung die als Nomina geprägten Sprachtheile wieder ihrer nominalen Eigenſchaft entkleidet und zu Verben gemacht werden konnten, daß wenn z. B. der Nominalbegriff Tag gegeben war, daraus ein Zuſtand oder Vorgang abgeleitet wurde, worin dieſes perſönliche Weſen Tag handelnd und leidend auftrat, verſteht ſich von ſelbſt, wie das umgekehrte, daß ein echtes und urſprüngliches Verbum wie geben, ein Nomen wie Gabe erzeugte, worin der verbale Begriff nicht durch ſeine eigene innere Wucht, ſondern nach der Art anderer ähnlicher Wörter, die uranfänglich Nomina waren, auch zu einem Nomen wurde. Soweit wir unſere deutſche Sprache urkundlich überſchauen — freilich nur eine vergleichsweiſe kurze Spanne Zeit — ſind beide Vorgänge im Durchſchnitt mit gleicher Energie vollzogen worden, obgleich es ſcheinen könnte, wie ſich weiter bei den Ableitungen ergeben wird, daß bald der eine bald der andere eine gewiſſe Begünſtigung von Seite unſerer Sprache erfahren hat.

Die Begriffskategorien, welche das dem Nomen gegenüber geſtellte Verbum in ſeiner Flexion ſymboliſirt, ſind 1. das Verhältniß der Zeitfolge, 2. das Verhältniß der innern oder äußern Unabhängigkeit oder Abhängigkeit eines Vorgangs oder Handlung von andern Dingen, namentlich von der Vorſtellung und dem Willen des Menſchen, 3. die Beziehung, in welcher das Verbum innerhalb des Satzgefüges zu dem Nomen als dem andern Haupttheile deſſelben ſteht. Dazu kommt noch ein viertes, was nicht überall gleichförmig, hie und da kaum andeutungsweiſe vorhanden iſt, die Bezeichnung ob die in einem Verbum dargeſtellte Handlung von dem nominalen Hauptbegriffe des Satzes aus oder auf ihn zurückgeht, oder,

wenn das Verbum einen Zuſtand ausdrückt, ob dieſer ſich in ihm reflectirt oder unbegrenzt nach außen hin wahrnehmbar gedacht wird. Tempus, Modus, Perſon, Genus, eine Bezeichnung, die von dem Nomen her mit leicht verſtändlichem Tropus auf das Verbum übertragen wird, — dieſe drei, reſpective vier Begriffsſphären haben die Formen, in denen ſie ſich darſtellen, ſchon in der allein uns zugänglichen älteſten Sprachgeſtalt ſo ineinander verſchlungen, daß ſie, wie die Nominalflexionen, nur mit Hilfe der kritiſchen Analyſe in ihre einzelnen Beſtandtheile zerlegt werden. Die deutſchen Verbalflexionen haben in ihrer älteſten urkundlichen Bezeugung alle dieſe verſchiedenen Kategorien durch lautliche Hilfsmittel bezeichnet, jedoch mit ſehr ungleich vertheiltem Gewichte. Die Zeitunterſchiede werden am energiſchſten deutlich gemacht, darnach folgen im Gewicht die Beziehungen zu dem herrſchenden nominalen Beſtandtheile des Satzes, dem Subjecte, die Perſonalflexionen, dann die Bezeichnung der Abhängigkeit der Ausſage, endlich die des Genus, das man nach dem oben Geſagten auch hier füglich ein dreifaches wie beim Nomen: Activ, Paſſiv und Neutrum, nennen kann. Aber faſt ohne Ausnahme iſt noch eine jede gothiſche Verbalform ſofort nach allen dieſen Beziehungen hin kenntlich und die Sprache erfüllt ſo trotz allen Abweichungen oder allem Zurückweichen hinter einen noch älteren und reineren Typus die ihr vorſchwebende Aufgabe.

Wie wir bisher ſchon öfters wahrgenommen haben, tritt eine durchgreifende Veränderung erſt im Mittelhochdeutſchen ein und wieder aus der bekannten Urſache. Manche Formen haben unter der Herrſchaft der Lautgeſetze einen weſentlichen Theil ihrer Characterzüge verloren: die, welche ausſchließlich oder vorzugsweiſe von vocaliſchen Elementen beſtimmt waren. So weit ſie nicht von dem Haupttone geſchützt wurden, ſind ſie

auch hier wie in der Declination dem allgemeinen Schicksal in e zu verfallen oder ausgestoßen zu werden erlegen. Dazu kommt noch, daß auch gerade die Consonanten, die in diesen Formen am häufigsten verwandt werden, am meisten gewissen Abschwächungen oder Ausstoßungen ausgesetzt sind, so m und s nach Längen. Das althochdeutsche gebamēs mußte so von selbst zu einem mittelhochdeutschen geben, wir geben, werden, das sich von einem älteren gebēmēs oder gebēn, wir, sie mögen oder sollen geben, nicht mehr unterschied. Die spätere Sprache brauchte auch hier nichts weiter zu thun, als sich dem Thatbestand zu fügen und ihn in ihrer Art noch faßlicher zurechtzulegen, wodurch dann doch noch eine ganze Menge neuer Verluste herbeigeführt wurde, so daß am Schlusse des Mittelalters ungefähr das Gegentheil von dem gilt, was hätte gelten sollen: sehr wenige deutsche Verbalformen sind noch durch sich selbst, ohne anderweitigen Schlüssel zu ihrem Verständniß, in allen den Functionen zu erkennen, die sie erfüllen sollen.

Dieser Zerstörung der Verbalform und dem Unkenntlichwerden ihrer Functionen wurde wenigstens von einer Seite her ein Damm entgegengesetzt. Je nachdem die Verba einfache oder durch Ableitungen in ihrer ursprünglichen Stammform verändert sind, haben alle Sprachen auch die begrifflich davon ganz unabhängigen Formen der Flexion bald schwächer bald stärker verändert. Im Lateinischen z. B. beruht darauf die in den Grammatiken hergebrachte Aufstellung von vier Conjugationen, Verba wie amāre, delēre, finīre, in der 1., 2. 4. Conjug. sind von facere, tegere ꝛc., die der 3. angehören, deshalb getrennt, weil jene durch die vocalischen Ableitungszusätze am Verbalstamme a, e, i, auch eine Veränderung in vielen Flexionsformen erleiden, amas z. B. du liebst, anders geformt ist, wie facis du thust. Es ist leicht zu sehen, daß von einer innern

Beziehung zwiſchen dieſen Ableitungselementen und der Flexion gar nicht die Rede ſein kann: bloß durch ihre Laute und deren natürlichen Einfluß auf die Formen, welche die Vorſtellungen der Zeit, der Abhängigkeit ꝛc. ſymboliſirten, haben ſie ſich einen bald enger begrenzten, bald weiter gehenden Einfluß angemaßt.

Nirgend iſt es in weiterem Umfange als im Deutſchen geſchehen und es läßt ſich begreifen weshalb. Dieſe Ableitungselemente waren hier wie anderwärts vocaliſch, ſie haben aber nach der deutſchen Spracheigenthümlichkeit nicht bloß die Formen die nach ihnen folgten, alſo die eigentliche Flexion verändert und zwar, weil ſie in ihrer älteſten urkundlichen Geſtalt ſehr klangvoll, ein i, ai, ō waren, mit fühlbarerem Nachdruck als anderswo: ſie haben auch auf die Vocale der Stammſilben in vielen Fällen rückwirkende Kraft gehabt, ſo z. B. wenn ſchon althochdeutſch aus einem gothiſchen mit i abgeleiteten Verbalſtamm lag -i- ein legi wurde oder noch ſpäter aus einem althochdeutſchen lōsi ein loese. So greift für die Sprachempfindung nichts ſo mächtig ein, als dieſer Unterſchied der Verbalflexionen, der von einem ſie urſprünglich gar nichts angehenden Momente bedingt wurde. Ganz ſo wie bei der deutſchen Declination alle andern Momente vor dem einen urſprünglich der Nominalflexion ganz unweſentlichen Unterſchied zurücktreten, ob mit vocaliſchen Zuſätzen verſehene Themate oder ſolche, die dieſen Zuſatz nicht hatten, zu flectiren waren und darnach ſich alle deutſche Declination am anſchaulichſten in eine ſtarke und ſchwache gliedert, ſo auch beim Verbum, und von dieſem Geſichtspunkt aus hat man auch die Bezeichnung ſtarke und ſchwache Conjugation zum oberſten Eintheilungsprincip aller deutſchen Verba und ihrer Flexionen gemacht.

Nirgend anders tritt aber das Eingreifen dieſes Momentes ſo nachdrücklich hervor als in den Formen in welchen ſich uns

jetzt wie von jeher der Unterſchied der Zeit ausdrückt, worin der Verbalbegriff ſich vollzieht. Daß ein heutiges fährt und spart, obgleich beide von den ſcheinbar gleichgebildeten fahren und sparen ſtammen, von einander abweichen, fühlen wir zwar auch, die Geſchichte der Sprache erklärt uns auch die Urſache: fährt auf ein älteres farit zurückgehend, hat ſeinen Stammvocal a durch das i der Flexionsendung it in e oder, wie wir es ſchreiben ä, verändern müſſen, spart dagegen, auf sparēt zurückgehend, dieſes ſein a erhalten. In beiden Fällen iſt die eigentliche Flexion dieſelbe, die Formen aber machen durch die Veränderungen des Stammvocals doch einen verſchiedenen Eindruck. Oder wenn der Imperativ gib neben lebe ſteht — während geben und leben in vielen Formen gleich zu ſein ſcheinen — gib weil es zu einem ſtarken Verbum gehört, lebe aus althochdeutſch lebē deſſen ē ein Ableitungsvocal, das Kennzeichen und die Urſache der ſchwachen Conjugation iſt. Dieß alles tritt doch weit zurück gegen den Formenunterſchied von fuhr und sparte. Eins wie das andere bezeichnet nach allen den Richtungen hin, in denen die Verbalflexion von der Sprache ausgeſtaltet wurde, daſſelbe; das eine drückt genau daſſelbe Zeit-, Perſonen- und Modusverhältniß aus wie das andere, und doch weichen ſie in ihrer Configuration ſo viel ſtärker von einander ab als fährt und spart. Eben deshalb darf geſagt werden, daß es beſonders der durch die Flexion ausgedrückte Zeitbegriff, oder noch genauer die Characteriſtik der einzigen durch Flexionsmittel im Deutſchen von der unbeſtimmten Zeit, die wir Gegenwart nennen, ſich abhebenden und inſofern beſtimmten Zeit der Vergangenheit iſt, die dem Gegenſatz zwiſchen ſtarker und ſchwacher Conjugation ſeine eigentliche Draſtik giebt. Die ſtarken Präterita auf der einen Seite, die ſchwachen auf der andern, dieſe ſind es, die,

wir wiederholen es noch einmal, nicht durch die innere Logik der Flexionsbildung selbst, sondern durch die von ganz andern Einflüssen abhängige Geschichte der Sprache sich in die Mitte der deutschen Verbalformen gestellt haben.

Und so war es schon im Gothischen. Das Gothische erschließt aber auch den Einblick in den äußern ursächlichen Zusammenhang des ganzen merkwürdigen Vorgangs. Es zeigt sich in ihm allein mit vollständiger Evidenz wie die starke und die schwache Präteritalbildung organisirt sind. Daß die erste durch innere Hilfsmittel geschehe — Vokalveränderung der Stammsilbe aus geb ein gab, aus fahr ein fuhr — die andere durch äußere Zusätze: te in spar-te, leb-te — würde uns selbst die heutige Sprache zeigen, aber nicht erklären, und wollten wir das älteste Hochdeutsch zu Karl des Großen Zeiten befragen, so würden wir dort zwar überall noch einer reicheren Vocalscala in den einzelnen Formen begegnen, aber daraus selbst gar nichts über die Bedeutung oder die Herkunft derselben erfahren. Das Gothische aber erklärt zuerst, weshalb wir innerhalb der starken Präterita selbst nicht etwa nur einem einzigen Vocalwechsel, sondern einem reich ausgebildeten Vocalspiele begegnen, warum gab auch heute noch anders wie fuhr lautet, dann, wie der Endzusatz, der dem schwachen Verbum seinen Präteritalbegriff giebt, zu verstehen ist. Aber auch das Gothische erklärt nur den äußeren Pragmatismus, die innere Begründung läßt sich entweder nur mit Hilfe eines noch weiter zurückliegenden Sprachstandes, also, da uns dieser unbekannt ist, nur mit Hilfe der Analogie aus den verwandten Sprachen durch die vergleichende Grammatik, oder gar nicht gewinnen.

Wir sehen wenigstens so viel, daß die starken Formen, denen wir uns billig zuerst zuwenden, ihr Vocalspiel, welches der gesammten deutschen Sprache außer dem Gothischen selbst

als ihr einziges Erkennungszeichen gilt, keineswegs von Anfang an d. h. von dem nur vorausgesetzten, aber nicht urkundlich faßbaren Momente gehabt haben, wo sich die deutsche Sprachindividualität als solche von allen andern abhob und zur deutschen Sprache constituirte. Damals hat sie ihre Präterita überall da, wo es reine Verbalstämme zu flectiren gab, nur nach demselben Principe gestaltet, dem wir in den andern verwandten Sprachen bald deutlicher bald minder deutlich als dem eigentlich gestaltenden für den Präteritalbegriff begegnen oder, wo mehrere Präterita unterschieden werden, wie es die meisten Sprachen gethan haben, als Ausdruck der in der Vergangenheit völlig abgeschlossenen Thätigkeit des Verbalbegriffs — unserm jetzigen „ich habe gethan ꝛc." entsprechend, in der herkömmlichen grammatischen Terminologie als „Perfectum" bezeichnet.

Diese Form wurde erzeugt durch vereinte Anwendung aller der Hilfsmittel, die überhaupt für Flexionen verwandt werden konnten. Nicht bloß Zusätze am Ende, sondern eine Veränderung, gewöhnlich eine Verlängerung des Stammvocals, und dazu noch vorgesetzte Lautelemente characterisiren sie und bezeugen die Energie oder die Vorliebe, mit welcher sich die Sprachbildung gerade ihr zuwandte. Daraus läßt sich nicht erklären aber doch vermuthen, weshalb die deutsche Sprache gerade diese einzige Präteritalform erhalten hat, während sie sich an den zahlreichen andern Präteritalbildungen anderer verwandten Sprachen entweder nicht betheiligte oder sie wieder aufgab. Ihre beschränkte Bedeutung als eigentliches Perfect konnte sie natürlich nicht bewahren: sie ist ihr das Präteritum schlechthin in allen denkbaren Modificationen seines Begriffs. Nennen wir sie Perfect, so bezieht sich das also nur auf ihre Form, nicht auf ihren Inhalt.

Das gothische starke Perfect zeigt nun noch alle jene drei

gestaltenden Kräfte, wenn auch schon in sichtlicher Entstellung. Gothische Perfectformen wie lailotum sind aufzulösen, wenn wir in der oben angegebenen Reihenfolge bleiben, 1. in die eigentlich flexiven Zusätze am Ende — um, 2. in die mit verändertem — ō aus ē- — Vocal versehene Stammsilbe lōt, 3. in die Vorsatzsilbe lai. Diese Vorsatzsilbe ist, wie überall in der Bildung dieser Temporalform, durch sog. Reduplication entstanden d. h. durch eine Vorwegnahme der wesentlichsten Bestandtheile der Stammsilbe selbst. Daß dafür im Allgemeinen der oder die Consonanten im Anfang derselben gehalten wurden, begreift sich sehr leicht, ebenso, daß nicht die ganze Stammsilbe zu dieser Reduplication verwandt werden konnte oder wenn es geschah, daß es sehr bald unterlassen wurde. So constituirt sich ein reduplicirendes gothisches Perfect, das im Deutschen nirgend anders als im Gothischen sich erhalten hat.

Aber auch hier nur trümmerhaft. In der Mehrzahl der uns bekannten gothischen starken Verba ist nichts davon übrig geblieben. Denn die innere Vocalveränderung, die sie zeigen: — for Präteritum zu far — könnte neben und mit der Reduplication schon da gewesen sein. Auch jener Trümmer sind dann völlig in Staub zerfallen, aber etwas davon hat sich, wie es scheint, auf die Stammvocale übertragen und deren Färbung verändert, also nicht von innen, sondern von außen, nur nicht in der gewöhnlichen Art vom Wortende, sondern von dem ursprünglichen Wortanhang her. Das Althochdeutsche zeigt da, wo das Gothische noch die Reduplication hat, eine solche nur scheinbar innerliche Veränderung, für lailot liaz (z für t nach dem früher entwickelten Gesetze der Schärfung, Sibilation des t), während doch nur das o in der gothischen Form laiōt wirklich eine solche war. Bei der Constituirung der hochdeutschen Form ist manches undurch-

sichtig, so auch woher die Besonderheit dieses Doppellautes ia. Möglich, daß die seltsame gothische Gewohnheit die reduplicirende Silbe eintönig mit dem Diphtong ai — lai-lōt — zu versehen nicht ohne Einfluß auf die immer mit e oder i beginnende diphthongische Gestalt des Stammvocals in den althochdeutschen Perfectformen gewesen ist. Wenn man aber geglaubt hat das gothische haihald, das reduplicirende Präteritum des Verbalstammes hald, in einer althochdeutschen Form heialt so wieder zu finden, daß bloß das h des Anlauts der Wurzel geschwunden und auf diese Art das dann noch übrige hei-ald nach allerdings unanfechtbarer sonstiger althochdeutscher Analogie durch heialt dargestellt und daraus endlich hialt geworden wäre, so ist der Sprung von diesem heialt zu hialt, der üblichen Form, doch so groß, daß selbst auf der Etappe heialt kein richtiger Anlauf dazu gemacht werden kann, und überdies ist diese ganze Form heialt selbst weiter nichts als eine nur uns verwirrende, dem Schreiber aber sehr nahe liegende Bezeichnung des zwischen e und i schwankenden ersten Theils des Diphthongen durch zwei Buchstaben, während doch nur einer gesprochen werden sollte. Ebenso wenig erklären aber die einzigen über den Boden noch aufragenden Trümmer der gothischen Reduplication, die das Angelsächsische bewahrt hat. Denn wenn wir hier das gothische rairōd durch reord ausgedrückt finden, sieht jeder ohne viel Scharfsichtigkeit eine verstümmelte reduplicirte Form. Wenn aber hier neben reord und allmählich allgemein rēd gebildet wird, kann Niemand diese ē erklären, so wenig wie das althochdeutsche ia, io, iu, das selbst wieder sofort einen Doppelgänger in ie neben sich hat, das allmählich dieses ganze Lautspiele beseitigte und im Mittelhochdeutschen allein auf dem Platze geblieben ist, freilich um in der späteren Sprache das allgemeinen Schicksal dieses Diphthongen ie zu theilen, das,

wie wir ſahen, darin beſtand in weitaus den meiſten deutſchen Mundarten zu einem bloßen ī zuſammengedrückt zu werden und nur in denen, die überhaupt nach wie vor ie diphthongiſch oder halb diphthongiſch ſprachen, fortzuleben. Daß die Schrift auch da, wo der Mund ī ſprach, gewöhnlich ſolche ie fortführte, wodurch ſie über das Mittelalter hinüber bis in die heutige Orthographie gelangt ſind, erinnert wenigſtens noch immer an die einſtmaligen gothiſchen Reduplicationen.

So angeſehen ſtünde nichts im Wege den Ausdruck „Ablaut", den unſere deutſche Sprachwiſſenſchaft wiederum J. Grimm verdankt, auch auf dieſe ie der gothiſchen redupliciren den Verba auszudehnen. Er ſelbſt will ihn nur da gebraucht wiſſen, wo ſchon im Gothiſchen nach Abfall der früheren Reduplication der bloße Vocalwechſel im Stamm übrig geblieben war, vielleicht auch in Foge davon ſich noch modificirt hatte, alſo in Formen wie gab zu gib, fōr zu far. Und gewiß iſt hier ein viel regeres Leben durch die ganze deutſche Sprachgeſchichte, als dort, wo das einförmige ie ſo bald alles nivellirte. Denn die Vocalwechſel des gothiſchen, alſo der eigentliche Ablaut, haben ſich faſt ohne Wanken, natürlich immer nach den allgemeinen Geſetzen der Vocalveränderungen, im deutſchen Verbum bis zum Schluſſe der mittelhochdeutſchen Periode erhalten. Hier ſtehen Althochdeutſch und Mittelhochdeutſch — wenn man vom Gothiſchen als dem bloß geiſtigen, aber nicht körperlichen Hintergrund des Hochdeutſchen abſehen will — einheitlich der ſpäteren Sprache gegenüber. Beide nämlich begnügen ſich meiſt nicht bloß mit einer einmaligen Veränderung des „ablautenden" verbalen Stammvocals im Präteritum: ſie bilden nicht bloß gab aus gib, ſondern auch gāb, nicht bloß half aus hilf, ſondern auch hulf, nicht bloß reit aus rīt, ſondern auch rīt, nicht bloß bōt aus biet, ſondern auch but, durchlaufen

also eine dreifache Scala, die auch dem naiven Ohr, das weder von ihrer geschichtlichen noch von ihrer physiologischen Begründung eine Ahnung hat, einen ganz andern Eindruck als hielt aus halt, lief aus lauf machen muß. Es ist leicht zu sehen, wo die Veranlassung dieser Beweglichkeit zu suchen ist: Singular und Plural unterscheiden sich dadurch, der Singular z. B. hat gab, der Plural gāb zum Thema. Diese so wie andere Merkzeichen machen es mehr als wahrscheinlich, daß die eigentlichen Flexionsendungen, die natürlich im Plural, schon um diesen zu bezeichnen, andere sein müssen, als die des Singular, diesen Lautwechsel veranlaßt, also eine Form wie althd. Plural gābumēs im Gegensatz zu dem Singular gab gestaltet haben.

Die spätere Sprache aber glich diese Formen aus. Ihr mußte gab nach dem oben entwickelten Einflusse des Wortaccents wie gāb klingen, folglich war der Unterschied, den das feine Mittelhochdeutsch noch zwischen gab und gāben, dem dünnen Niederschlag jenes vollen gābumēs machte, verschwunden. Auch hatte die ältere Sprache in der gothischen Reihe far-fōr selbst vorgearbeitet. Freilich wäre es schwer zu sagen, was wenn einmal ō, althochdeutsch, mittelhochdeutsch uo, erreicht war, noch weiter hätte geschehen sollen, um den Plural „ablautend" vom Singular zu trennen, daher denn auch althd. fuor und fuorumēs, mittelhd. fuor und fuoren. In den übrigen Fällen war es gleichfalls nicht schwer einen mittleren Vocaldurchschnitt, der für Singular und Plural paßte und dem Verstande die Zusammengehörigkeit der Formen unter den Präteritalbegriff deutlich anzeigte, zu finden. Für reit rīt wählte man rīt, was jetzt ritt wurde, nach dem beliebten Grundsatz der Vocalschärfung durch Consonanten-Doppelung, oder wo diese unthunlich war, trat ī, ie geschrieben, an die Stelle: mittelhochdeutsch

steig, Plur. stigen gab so Sing. Plur. stieg; bôt, buten vereinfachte sich in der Form bot. Nur für half, hulf war kein solcher mittlerer Durchschnitt zu finden und hier mußte, wenn doch ausgeglichen werden sollte, eine Form kurzweg die andere verdrängen, entweder half oder hulf siegen.

Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ist dieser Proceß, wie alle andern, noch nicht entschieden, aber es ist schon zu sehen, wie er sich entscheiden wird. Nicht als ob die alten Formen reit, riten verdrängt wären: manche Mundarten und ganze Gruppen von Sprachdenkmälern, namentlich die oberdeutschen, werden noch fast ganz davon beherrscht, aber andere und zwar in beinahe regelmäßiger Progression öffnen sich immer mehr den neuen Formen. Nur der Ablaut half — hulfen ist fast noch unangetastet, begreiflich nach dem oben Gesagten, oder wo auch er wankt, da begegnet man häufiger einem hulf — hulfen als einem half — halfen; eines historisch so falsch wie das andere.

Gegen diese Vielgestaltigkeit und die Geheimnisse, die sie birgt, ist die „schwache" Präteritalbildung sehr einfach und sehr durchsichtig. Ein gothisches lagida, libaida, lathôda, erweist sich schon durch seine weiteren Flexionen, namentlich den Plural lagi-dêdum ꝛc., als durch Aneinanderschweißung zweier Verbalschemate, des Stammes- und eines Hilfsverbums, gebildet und die vergleichende Grammatik giebt dafür aus allen verwandten Sprachen die überraschendsten Seitenstücke. Daß dieses da—dêd selbst zu dem Verbalstamm unsers „thun" gehört, liegt für jeden Unbefangenen auf der Hand; lagida wäre also: ich that legen, libaida, that leben u. s. w. Die ganze spätere Sprache ist bei diesem bequemen Auskunftsmittel geblieben, das ursprünglich, wie es scheint, ergriffen wurde, um die Ableitungsbestandtheile, die doch so nothwendig zu einem ab-

geleiteten Verbum gehören, wie der Fuß zum Bein, zu erhalten und sie nicht durch ihre sonst unvermeidliche Vermengung mit den am Ende zutretenden eigentlichen Flexionsformen zu verwischen.

Die hochdeutsche Sprache hat hier im Grunde nichts weiter gethan, als das gothische Schema nach ihren Lautgesetzen festgehalten. So mußte Althochdeutsch aus lagida legita, aus libaida lebēta, aus lathōda ladōta werden, Mittelhochdeutsch natürlich legete, lebete, ladete, wenn die verstummenden e der zweiten Silbe nicht nach dem früher entwickelten Gesetze ganz ausgestoßen wurden, wie die daneben cursirenden legte, lebte, latte (für ladte) zeigen.

Diese Ausstoßung war schon althochdeutsch im weiten Umfang aber von ganz anderem Sprachgefühl aus in den schwachen Präteritalformen durchgesetzt. Wo die Stammsilbe metrisch lang, also mit an sich langem Vocal oder consonantischem Doppellaut geschlossen war, entäußerte sich die Sprache schon in vorgeschichtlicher Zeit und je später je lieber des i der Ableitung, um dessen willen doch eigentlich die ganze Anlehnung des Hilfsverbums einstmals geschehen ist. Jetzt war das Gefühl für seine Bedeutung ganz erstorben. So konnte nun neben sandita oder später umgelautet sendita ein uraltes san-ta d. h. sand- oder richtiger articulirt sant-ta treten, neben hōrita ein hōrta u. s. w. wodurch die namentlich im Plural schwerfällige Formenfülle etwas gemindert wurde. Denn wenn auch das Althochdeutsche schon consequent jenem Gothischen dēdum kein tātumēs, wie in seinem selbständigen Verbum tuon, unserm thun, entgegengestellt, sondern sich mit tumēs begnügt und dadurch der Form einen mehr flexivischen Schein gegeben hatte, so war ein sentitumēs doch noch immer eine der Sprache widerstrebende Form, schon weil sie so sehr im Widerspruch mit dem Gesetz der absteigenden oder ausklingen-

den Tonvertheilung ſtand. Die ſpätere Sprache, die keine ſolche Scrupel zu hegen brauchte, hielt ſich an die einmal gewonnenen verkürzten Formen, sante, oder weicher articulirt sande, hörte und dergl., neben denen ein gedehnteres sendete ſehr ſelten iſt, ein hœrte dem feineren Ohr unerträglich wäre. Aber die Formen waren da in den Mundarten, ſie arbeiteten ſich wieder auf die Oberfläche, zwar nicht ſo wie ſie waren, ſondern darin weſentlich unterſchieden von jenen durch uralte Syncope oder Ausſtoßung des i entſtandenen, daß ſie faſt überall, wo es möglich war, den Umlaut behielten und ihn nur da aufgaben, wo er ſich für das älteſte wie neueſte Sprachgefühl am deutlichſten kenntlich machte, wo er a in e oder ä verwandelte. So wurde jetzt ein hörte, häufiger hœrte geſchrieben, immer allgemeiner, aber kein sente oder sende, ſondern sante oder sande oder sandte, weil die Schreibung der Zeit für den ſchwankenden Laut oft dt wählte. Daß zur Conſtituirung ſolcher Formen auch das Beſtreben beigetragen hat, ſie durch Beibehaltung ihres Umlauts mit allen andern deſſelben Worts deutlich zu verknüpfen, iſt gewiß, aber ohne Schranken hat es doch nicht gewaltet, ſonſt wären Formen wie sante unmöglich.

In dem alten redupliciren den, dann „ablautendem" Präteritum hat ſich die formenbildende Kraft der deutſchen Sprache erſchöpft. Dieſes Präteritum mußte daher ihr genügen und für alle die anderwärts durch eine ganze Fülle ſelbſtändiger Geſtaltungen bezeichneten Unterſchiede der näheren oder ferneren Vergangenheit, des völlig abgeſchloſſenen oder noch ſchwebenden Zuſtandes ꝛc. dienen, wofür nicht bloß das Griechiſche ſein Imperfectum, ſeine zwei Aoriſte, ſeine zwei Perfecte, zwei Plusquamperfecte verwandte, ſondern auch die romaniſchen Tochterſprachen des Lateiniſchen ein Imperfectum und Perfectum, ſowie Reſte des Plusquamperfects ſich bewahrt

haben. Allerdings hat das Deutſche verſucht dieſem Mangel abzuhelfen. Neue Formen wirklicher Flexion zu bilden hat es nicht einmal den Anſatz gewagt, aber es hat die Hilfe eines ſehr handlichen und dabei doch auch ſehr eindrucksvollen Lautcomplexes benutzt, dem wir in der urkundlichen Geſchichte unſerer Sprache nur ſo, nur als dienendes Glied, nicht mehr ſelbſtändig begegnen. Es iſt das einſt ein ſelbſtändiges Wort geweſene, ſchon im Gothiſchen zu einer nur ſelten trennbaren „Vorſetzpartikel" herabgeſunkene ga — das ſpätere gi, ge. — Seine ſchwer zu umſchreibende Bedeutung, weil ſie wegen der ausgebreiteten Verwendung des Wortes viel zu abſtract geworden iſt, als daß ſie urſprünglich ſein könnte, giebt der Verbalform den Begriff der völligen Abgeſchloſſenheit, alſo dem Präteritum den der Vollendung, eines eigentlichen Perfects. Goth. sah z. B. heißt „ich war in der Thätigkeit des Sehens begriffen", gasah dagegen, „dieſe Thätigkeit iſt abgeſchloſſen", alſo ungefähr unſer „ſah" und „habe oder hatte geſehen". Die ſpätere Sprache hat dieſes treffliche Hilfsmittel nicht von der Hand gewieſen und noch mittelhochdeutſch iſt sach und gesach wie im Gothiſchen unterſchieden, aber da ſie unterdeſſen ein anderes, derberes, wenn auch viel ungelenkeres gefunden hat, ſo kann es nicht Wunder nehmen, daß ſich die ſpätere Sprache jenes feineren allmählich entäußerte. Schon um 1400 wird sach und gesach nur noch durch archaiſtiſche Tradition einzeln feſtgehalten, um 1500 iſt es faſt, aber ſelbſt bei Luther nicht ganz, verſchollen. Dafür waltet die Umſchreibung der ſonſt durch ge — herausgehobenen Formen mittelſt des eben dadurch zu einem Hilfsverbum herabgeſunkenen haben ſammt dem nominal gefaßten eigentlichen Verbalbegriff, der als ſogenanntes Participium der Vergangenheit genommen gerade durch den ihm immer feſter anwachſenden Zuſatz des

ge — den völligen Abſchluß, das eigentlich Perfectiſche recht wohl bezeichnet und durch haben nur wieder aus ſeiner nominalen Function in die verbale verſetzt zu werden brauchte. Wie einſtmals der Stamm unſeres „thun" das ſchwache Präteritum aushelfend bezeichnete, aber ſich ſo mit dem Verbalſtamme verſchmolz, daß er jeder andern flexiviſchen Form gleicht und nur durch ſprachgeſchichtliche Analyſe losgetrennt werden kann, ſo hätte auch dies „haben" eine ähnliche Verbindung eingehen können. Die Nachbarſprachen des Deutſchen, die romaniſchen zeigen, wie man das noch im Mittelalter konnte, wenn man auch kein Perfectum, ſondern ein Futurum daraus gewann. So gut wie das lateiniſche amare habeo dem Italiener, Provenzalen, Franzoſen, Spanier u. ſ. w. ihr amer-ò amar-ai, aimer-ai, amar-é gab, ſo hätte auch bei gleich plaſtiſchem Sinne aus der althochdeutſchen Formel habēm ginoman eine wirkliche Form werden können, während ſie ſo, obgleich unerläßlich für die genauere Bezeichnung der Vergangenheit, ſogar den wechſelnden Einflüſſen der Wortſtellung in den verſchiedenen Satzarten unterworfen blieb — bald habēm ginoman bald ginoman habēm — oder auch allmählich immer häufiger durch zwiſchengeſchobene erklärende Zuſätze weit auseinandergeriſſen werden konnte.

Auch die romaniſchen Sprachen haben ihren noch erhaltenen Vorrath von Präteritalformen durch daſſelbe Hilfsmittel vermehrt, in ſichtbarer Wechſelwirkung mit der deutſchen Sprache, keineswegs aber durch Entlehnung. Noch weniger jedoch das Deutſche durch Entlehnung aus ihnen, denn, von dem Hochdeutſchen abgeſehen, deſſen äußere Berührung mit dem Romaniſchen eine ſolche Möglichkeit eröffnen würde, iſt das Angelſächſiſche, das Altnordiſche, wo jede ſolche Möglichkeit ausgeſchloſſen iſt, ganz davon erfüllt. Aber wenn das Romaniſche

dieſe umſchreibenden Präteritalformen ebenſo wie das Deutſche nicht in wirkliche Flexionsformen verwandelte, ſo war es dem Deutſchen gegenüber doppelt berechtigt dazu, einmal, weil es eine Reihe ſolcher für das Präteritum ſchon beſaß, dann weil es ſein lateiniſches habere auch für das Futurum verwandt hatte, mit deſſen Formen dieſe dann leicht hätten collidiren können.

Das Hochdeutſche hat neben ſeinem „haben" auch das ſog. Verbum ſubſtantivum, die ganz abſtracte Bezeichnung der Exiſtenz, auf gleiche Art verbraucht. Auch darin iſt der einmal gewonnene Typus von der Sprache — abgeſehen von kaum nennenswerthen Schwankungen — ſtarr feſtgehalten worden. Die Verbalbegriffe nämlich, die nicht eine nach außen oder innen gerichtete Thätigkeit, ſinnliche oder ſeeliſche, ausdrücken, ſondern etwas auf ſich ſelbſt Geſtelltes bezeichnen, ohne daß dabei der Begriff der Thätigkeit ausgeſchloſſen wäre, verbinden ſich, wenn ſie verſchiedene Abſchnitte der Vergangenheit markiren wollen, heute, wie ſchon im älteſten Hochdeutſch, mit dem Verbum „Sein" d. h. mit den ſelbſt nach Zeit und Ort wechſelnden Formen, die unſern Begriff „Sein" ausdrücken; ebenſo das rein zuſtändliche „Stehen" wie das durch und durch thätige „Gehen", das eine wie das andere, weil die Beziehung ihres Weſens nach außen oder auf die Außenwelt wohl hinzu kommen konnte, aber neben der energiſchen Fülle ihres in ſich geſchloſſenen Begriffes oder des Seelenbildes, das ſie erzeugen, unweſentlich erſchien.

Daß die deutſche Sprache je eine flexiviſche Bezeichnung für den zukünftigen Eintritt eines Zuſtandes oder einer Handlung, ein Futurum, beſeſſen habe, läßt ſich wenigſtens nicht aus urkundlichen Zeugniſſen beweiſen. Eine feine Verwendung jener Vorſatzpartikel ga hätte auch hier Erſatz für den Verluſt oder den Mangel geben können und wirklich hat die ältere

Sprache Versuche dazu gemacht, freilich aber, da dasselbe Hilfsmittel schon für den vollen Abschluß in der Vergangenheit verwandt wurde, sie nicht zu einer durchgreifenden That gestaltet. Dafür suchte man nach anderem Ersatze, der eine Nothwendigkeit war, sobald sich die Bezeichnung für die Vergangenheit aus ihrer einfachen Unbestimmtheit durch Hilfswörter zu festerer Gruppirung entwickelte. So hat unser „haben" und „sein" endlich unser „werden" für das Futurum erzeugt, allerdings erst nach hartem und langem Ringen. Denn während jene umschreibenden Präterita schon im Beginne der hochdeutschen Sprachurkunden fest stehen gerade so wie um 1500 oder heute, ist unser „werden" dem Mittelhochdeutschen als eigentliches Futurum noch fremd. Erst die in diesem Falle sehr schätzenswerthe nüchterne aber auch verständige Richtung des Geistes der folgenden Jahrhunderte hat der Sprache zu ihrem zwar nicht eleganten, aber durch und durch begriffsgemäßen Futurum mit „werden" verholfen.

Das Gothische allein unter allen deutschen Sprachen hat das Genus des Verbums, dessen innere Bedeutung oben dargelegt ist, durch besondere, wenn auch sehr lückenhafte Flexionsformen bezeichnet. Das Hochdeutsche zeigt keine Spur davon, aber da auch ihm die Nöthigung nahe trat, diesen, weniger für die unmittelbare Anschauung als für das vergleichende Urtheil so wichtigen Unterschied in dem Verhalten der mit dem Verbum verknüpften Nomina am Verbum selbst darzustellen, so wählte es Umschreibungen, wie es die andern unabhängigen germanischen Sprachen auch machten. Aber in diesen griff man fast durchweg zu unserem Hilfsverbum „Sein", was auch schon einzeln das Griechische und das Lateinische gethan hatte und alle romanischen Sprachen, wie so oft in Fühlung mit den germanischen, aber nicht in einseitiger Ent-

lehnung; im Hochdeutſchen jedoch nahm man nach kurzem Schwanken, wofür das Gothiſche ſchon ein Vorbild bot, jenes „werden", das in Verbindung mit dem allein ſich darbietenden, zwar nur halb verbalen, aber doch entſchieden paſſiviſch verwendbaren Participium, das den völligen Abſchluß einer Handlung darſtellte: ginoman, was wirklich „genommen" iſt, dafür in vieler Beziehung günſtiger als jenes „Sein" geartet war, beſonders wenn man „ein" auch noch zu der ſchärferen Markirung des völligen Abſchluſſes einer Handlung verwandte, wie es bei der Bildung vieler umſchriebenen Präterita geſchah. So konnte neben unſer „ich werde genommen" nicht bloß ein „ich ward genommen", wie neben „ich gehe", ein „ich ging", ſondern auch ein „ich bin genommen" neben „ich bin gegangen", ein „ich war genommen" neben „ich war gegangen" treten, ja ſogar durch die Verbindung beider Formeln ſein und werden die Nüancirung der Begriffe des in der Zeit abgeſchloſſenen oder noch nicht abgeſchloſſenen Vorgangs noch weiter fortgeſetzt werden.

Die Perſonenbezeichnung konnte, nachdem ſie einmal in unſerer Sprache durchgeſetzt war, in völliger Uebereinſtimmung mit allen verwandten Sprachen durch Anlehnung und Verſchmelzung der Fürwörter der 1. 2. 3. Perſon an den Verbalſtamm und mit Berückſichtigung der Zahlunterſchiede, alſo anfänglich auch neben Singular und Plural noch Dual ausdrückend — aber ohne Berückſichtigung der Geſchlechtsverhältniſſe, weil dieſe in dem eigentlich regierenden Nomen des Satzes ſelbſt ſchon genügend ſich darſtellen — nicht weiter fortgebildet, höchſtens abgeſchwächt oder verwiſcht werden. Das geſchah, aber doch nicht in dem Umfange, wie in den Declinationsflexionen, die nominale Beziehungen darſtellen. Man ſieht, daß es im Deutſchen weniger ein Gefühl für die Bedeutung der Form, als der zufällige Umſtand

that, daß dieſe Flexionsformen in den meiſten Fällen conſonantiſche Ausgänge beſaßen. Dadurch rückt die Perſonalflexion des Verbums auch noch am Ende des 15. Jahrhunderts der um 1000 Jahre älteren ziemlich nahe. Denn in Formen wie gibst oder gar gibest, gibt oder gibet iſt doch die Identität mit dem althochdeutſchen gibist oder gibest, gibit, gibet unverkennbar. Wahrſcheinlich würde ſich alles noch beſſer erhalten haben, wenn die Sprache nicht allmählich ſich daran gewöhnt hätte, ihrer in ſehr vielen Fällen entrathen zu können. Es war überall da, wo die perſönlichen Fürwörter ich, du, er u. ſ. w., obgleich ſchon in der Flexionsform, althochdeutſch gibu, gibist, gibit, lautlich oder begrifflich enthalten, noch einmal ausdrücklich geſetzt wurden, anfangs nur, wie es die antiken Sprachen z. B. auch thaten, um den Perſonalbegriff durch dieſe abſtracte Iſolirung ſchärfer herauszuheben, etwa unſer „ich gebe", gegen „ich gebe", dann aber ganz allgemein, gleichſam, als hätte die Sprache nur dann der feſten Verbindung von Nomen und Verbum im Satzgefüge getraut, wenn das Nomen, ein Subſtantiv oder zum Subſtantiv erhobenes Adjectiv, oder ein dieſe erſetzendes Pronomen, auch unmittelbar ſinnfällig darauf bezogen werden konnte und nicht etwa durch eine Gliederung des Satzes, Zwiſchenſatz ꝛc. oder wenn derſelbe Nominalbegriff mehrere Sätze füllt, von dem Verbum zu weit getrennt wurde. Es ſcheint, als wenn der Sprache dann die nominalen Beziehungen des Verbums, wenn ſie auch durch ſeine Perſonalflexion im allgemeinen ſicher genug geſtellt waren, doch im einzelnen Falle unſicher dünken mochten. Die ſelbſtändige Setzung oder Wiederholung des Pronomens machte aber für den Verſtand die Perſonalflexionen des Verbums überflüſſig und ſo kann es nicht Wunder nehmen, daß dieſe in der ſpäteren Sprache ebenſo ſehr wie in der älteren, nur in der

älteren mehr in den Mundarten als in dem Gebrauche der gebildeten Schreiber, dem Streben nach möglichſter Ausgleichung und Vereinfachung d. h. eigentlich nach einer Zerſtörung deſſen, was die Flexion ſollte und war, nachgaben. So ſind die durch ihre Lautverhältniſſe zugänglicheren Pluralformen ſelbſt in eigentlich hochdeutſchen Sprachdenkmälern oft völlig durcheinandergeworfen: alle 3 Perſonen gehen auf — en, oder auf ent aus, das erſte von der 1. Perſon auf die andern übertragen, das andere von der 3. Perſon; oder 2. und 3. haben ent, oder 1. und 3. en, daneben 2. ent oder et. Dieſe letztere relativ hiſtoriſch berechtigtſte Form iſt auch diejenige, die um 1500 ſichtlich ſchon die Oberhand wenigſtens in dem mitteldeutſchen Sprachbereiche hat, wo ſie ſeit Jahrhunderten ebenſo volksthümlich war, wie das Zuſammenwerfen von 1. und 3. in geben. Während noch das Mittelhochdeutſche in ſeinem geben, gebet, gebent ein ſchwaches Abbild des Althochdeutſchen gebamēs, gebat, gebant bietet, iſt durch die Vermiſchung der 1. und 3. Perſon die Sprache der ſpätern Zeit wirklich verändert und zugleich noch weiter mit den Formen des abhängigen Modus des Conjunctivs zuſammengeworfen, die mittelhochdeutſch noch in der 3. Perſon geben, neben gebent des Indicativs, ſich ſonderten. — Daſſelbe Streben nach Verähnlichung der Perſonalendungen oder wenigſtens Durchführung eines gleichförmigen Schemas in denſelben Perſonalflexionen verſchiedener Tempora, hat noch weiter geführt. Die 1. und 3. Perſon Singular des ſtarken Präteritums entbehrte im directen Modus, im Indicativ, ſolange man eine deutſche Sprache kennt, jeder Perſonalbezeichnung, wie es ſcheint, weil die Naturmacht gewiſſer Lautgeſetze ſie hier zerſtört hatte. Aber ſchon in früheſter Zeit bemerkt man Verſuche, wenigſtens theilweiſe dieſe Eigenart zu verwiſchen: Formen wie hielte,

lage, vermeide, weize ꝛc. begegnen nicht selten; die gebildete Sprache läßt sie nicht in sich eindringen. Doch seit dem 14. Jahrhundert kommen sie überall hervor und hätten sich noch stärker verbreitet, wahrscheinlich durchgesetzt, wenn das Sprachorgan der Zeit ihnen nicht grundsätzlich hätte abhold sein müssen. Wo es nur immer ging, suchte es sich von den klanglosen e der Endsilben zu befreien und dieser Neigung opferte es die andere, durch eine Form wie hielte ꝛc. eine Analogie zu spilte oder spielte, dem schwachen Präteritum von spilen oder spielen, herzustellen.

In der 2. Person derselben Temporal- und Modalform gelang es besser. Sie war im Hochdeutschen wie im Niederdeutschen seltsam genug mit dem Ablaut des Plurals und bloß vocalischem Ausgang gebildet, offenbar ein, freilich in seiner vollständigen Genesis undurchsichtiger Versuch, eine frühere Personalbezeichnung, die der Sprache aus lautlichen Gründen mißliebig geworden war, durch eine Neubildung zu ersetzen. Ein althochdeutsches gābi, mittelhochdeutsches gaebe steht schroff den andern 2 Personen des Singulars gegenüber. Noch dazu war in einigen Verben die dem Gothischen noch allgemein geläufige Endung — t für diese 2. Person des Perfects wirklich erhalten: weis-t von weiz, mah-t von mag u. s. w. So sind denn auch früh Versuche gemacht hier ein gleichförmiges Schema durchzusetzen. Allerlei Mittelstufen, nach Zeit und Ort verschieden vertheilt, wie ein gaeb-es oder -est neben und aus dem mittelhochdeutschen gaebe oder ein selteneres gaebt nach Art von weis-t. Von da war nur ein Schritt zu gabest, was sich ganz fügsam in die Reihe von gab, gaben ꝛc. stellte. Diese Form ist um 1500 schon die entschieden herrschende, keineswegs die ausschließliche, denn häufig sind noch die historisch richtigen mittelhochdeutschen, also gaebe, seltener die Uebergangs-

formen am seltensten die mit bloßem t und diese wieder, häufiger unumgelautet — gabt als umgelautet — gaebt, anzutreffen.

Wie dem starken Präteritum, so erging es dem starken Imperativ. Auch hier hat die Sprache schon frühe gestrebt starke und schwache Form — lāz gegen lebe — auszugleichen, indem man jener die vocalische Endung zufügte, lāze für lāz, bevile schon althochdeutsch statt bevil (eigentlich bevilhe und bevilh). Indessen auch hier hat wenigstens hie und da die alte Form und zwar sicher durch dieselbe Ursache wie im Perfect Widerstand geleistet. So sind gib, nim, aber auch beut oder bût ꝛc. fest geblieben und andere wie helfe neben hilf, fliehe neben fleuch wenigstens nicht allgemein durchgedrungen.

Aehnlich erging es der 1. Person des Singulars im starken Präsens Indicativ. Sie war einst gleichfalls durch eine specifisch deutsche Eigenthümlichkeit auf u ausgegangen, hatte darum den Vocal der Stammsilbe wenn er ein i oder u war, als solchen bewahrt. Neben gebames mit seinem vor a entfalteten e steht 1. Sing. gibe; 2. wie im Gothischen gibis, später gibist, 3. gibit. Aber alle mitteldeutschen Mundarten entzogen sich von jeher dieser streng oberdeutschen, aber auch zugleich nicht zwar altniederdeutschen aber altsächsischen Form und bildeten, wie das Gothische es gethan und die Mehrzahl der andern germanischen Zweigsprachen, aus der Endung — a ihr gebe, 2. Person natürlich gibist oder gibis. Diese mitteldeutsche Form verwischte den Unterschied zwischen Indicativ und Conjunctiv, der im mittelhochdeutschen Indicativ gibe gegen Conjunctiv gebe, aus althochdeutschem gebēm, so deutlich hervortrat; aber da die Sprache überhaupt sich gewöhnt hatte, die Functionen des abhängigen Modus der Gegenwart, dessen

übrige Formen — wir erinnern an das oben über die Plurale Geſagte — mit denen des Indicativs ſo ſehr ſich vermiſcht hatten, nicht mehr durch die Flexion oder die Form ſelbſt deutlich zu empfinden, und allerlei andere Hilfsmittel dafür eintreten zu laſſen, um das Verhältniß der Abhängigkeit zu characteriſiren, ſo war ihr ein weiteres Zuſammenfallen von Formen gleichgültig.

Ueberſchaut man alle bisher ſkizzirten Züge, ſo iſt das Geſammtbild der deutſchen Verbalflexion um 1500 zwar nicht ſehr abweichend von dem mittelhochdeutſchen, aber wo es abweicht, darf das Neue faſt in keinem Falle als ein glücklicher Griff der Sprache gelten, wenn man nämlich von der ſonſt durch Thatſachen begründeten Vorausſetzung ausgeht, daß es ihr noch immer darum zu thun war, die gefühlten Bedeutungsunterſchiede auch durch fühlbare Formunterſchiede zu bezeichnen und ſich nicht überhaupt alles flexiviſchen Characters zu entkleiden.

Drittes Capitel.

Die deutſche Wort-Ableitung.

Die Flexion dient, dem gegebenen Wortbegriff ſeine Stellung zu andern Theilen einer zuſammenhängenden Ausſage anzuweiſen, der Wortbegriff ſelbſt wird davon nicht berührt: in Tag-es iſt der Begriff „Tag" derſelbe wie in Tag-e, Tag-en, in band iſt der Begriff „binden" in demſelben Umfang enthalten wie in „ich binde". Die im engern Sinn ſogenannte Wortbildung durch Ableitung dagegen verändert den gegebenen Wortbegriff, ohne ihn zu zerſtören, aufs mannigfaltigſte: ſie

führt ihn aus einer Wortklasse in die andere, das ist noch die leiseste Veränderung. Wenn aus dem Nomen Tag ein Verbum „tagen" gebildet wird, so besteht die ganze Begriffsveränderung nur in dem allgemeinen Unterschied zwischen Nomen und Verbum, der das einzelne Wort ergreift. Oder wenn aus dem Verbum „stellen" ein Nomen Stellung gebildet wird, so gilt hier umgekehrt dasselbe. Schon lebhafter gefärbt sind Fälle, in welchen dem Wortbegriff eine bestimmte Richtung auf andere gegeben, wenn aus liegen, was einen in sich geschlossenen Zustand ausdrückt, „legen" wird, etwas zum liegen bringen. Noch selbständiger treten Bildungen wie „Aermel" aus Arm, „Kleinod" aus klein auf, in denen zwar die Beziehung der Begriffe unverkennbar ist, aber ebenso unverkennbar auch die neue oder eigenartige Abgeschlossenheit der Bedeutung, die das abgeleitete Wort behauptet.

Diese Modification der Begriffe wird, wie schon erwähnt, von der Sprache durch dieselben Hilfsmittel wie die Flexion dargestellt. Zusätze am Ende des Wortstammes sind das Wesentlichste davon. An sich, soweit wir die Sprachentwickelung übersehen können, unselbständige Lautcombinationen, ebenso wohl bloße Vocale, wie bloße Consonanten, oder Verbindungen von beiden, thun die Hauptsache dabei, außerdem aber ist sehr häufig eine nicht von außen etwa durch Umlaut oder Brechung bewirkte Veränderung des Wurzelvocals damit verbunden, die unzweifelhaft auch zu der Veränderung der Bedeutung mitgewirkt hat, nur daß es selbst in den ältesten durchsichtigsten Sprachbildungen schwer ist, die Grenze zwischen dem Einfluß dieser beiden Elemente zu ziehen. Das oben angeführte „legen" neben liegen unterscheidet sich für uns z. B. nur durch den veränderten Vocal, e gegen ie, d. h. i. Die Sprachgeschichte aber zeigt, daß einst ein lagi-an neben lig-an stand;

das erste war ebenso durch das am Ende zugesetzte i, wie durch die Veränderung des i der Stammsilbe von ligan getrennt. Umgekehrt zeigt ein Wort wie Kleinod, wo Ableitung und Stamm in demselben vocalischen Laute übereinkommen, daß der bloße Zusatz am Ende — od — zu einer sehr fühlbaren Aenderung des Begriffes genügt, was auch für Aermel trotz dem Scheine des Gegentheils gilt, denn das A von Arm ist nur durch den Umlaut, durch das ursprünglich in der Ableitungssilbe — el — gestandene i, nicht aus sich selbst zu Ä geworden. Ein drittes Hilfsmittel der Flexion, wenn auch hier sparsam verwendet: Zusätze vor dem Beginn des Wortstammes — das Deutsche kennt sie, wie wir sahen, nur in den beschränkten Resten des gothischen redupliciren den Perfects — hat die Wortbildung gleicherweise ergriffen und im ausgedehntesten Umfange verwandt, hauptsächlich um den Stammbegriff zu verstärken oder, was oft auf dasselbe hinauskommt, ein wiederholtes, nicht bloß einmaliges Wirken des Stammbegriffes zu bezeichnen. Auch hier ist neben der Reduplication, die bald vollständiger bald unvollständiger eintritt, sehr häufig, aber nicht immer, ein Vocalwechsel mit thätig, gewöhnlich auch dabei noch das in gewissem Sinne eigentlichste Hilfsmittel der Veränderung des Stammesbegriffes, jene Zusätze am Ende des Stammes, die unabhängig von diesem, nicht wie die Veränderung des Stammvocales in dem Stamme selbst oder in den vortretenden Zusätzen, aus dessen Lautbestandtheilen entwickelt sind.

Die ältere deutsche Sprache in ihrem urkundlich bezeugten Dasein hat sich fast ausschließlich nur der beiden ersten Hilfsmittel bedient, wenigstens wenn sie nach ihrem eigenen Sprachgefühl den Grundbegriff des Stammes, unbeschadet der beabsichtigten Modificationen seiner Bedeutung, auch in der

Ableitungsform noch erkenntlich erhielt. Allerdings aber hat sie in ihrer neuesten Periode eine unübersehbare Masse von redupliciренden Bildungen gewöhnlich mit, aber auch ohne Veränderung des Stammvocals erzeugt und daß wir ihrer in der Vergangenheit nicht so leicht habhaft werden und je weiter zurück, desto seltener, ist noch kein Beweis für ihr dereinstiges selteneres Vorkommen. Die eigenthümliche Verwendung der meisten davon, die hernach geschildert werden soll, macht es begreiflich, daß sie in den schriftlichen Urkunden, auf die wir allein unsere Kenntniß der Vergangenheit der Sprache gründen, viel seltener angetroffen werden können als in dem ausgedehnten Sprachbereich, der nicht in der Schrift niedergelegt wurde. In der lebenden Sprache greifen wir sie aus dem Leben selbst heraus, und wohl hauptsächlich darum sind oder scheinen sie jetzt so viel häufiger als einstmals.

Wir setzen uns, weil wir uns hier auf dem Boden der Schriftsprache halten müssen, sofort mit diesen eigenthümlichen Gebilden rasch auseinander, um für das Andere mehr Raum zu haben.

Sie treten eigentlich aus dem Begriffe der Ableitung heraus, aber nicht weil sie auch ohne das gewöhnlichste Werkzeug derselben, Zusätze am Ende des Stammes, möglich und auch wirklich sind: ihre Betonung zeigt, daß sie die Sprache nicht als Ableitungen verstanden hat, denn ohne Ausnahme legen sie den Hauptton auf die erste Silbe, die doch an sich keine selbständige Existenz, sondern nur ein Erzeugniß aus der zweiten, der Stamm und Begriffssilbe ist. Sie fallen also für das Sprachgefühl entweder unter die Vorstellung zusammengesetzter Wörter, die eben deshalb keine abgeleiteten sind und auch in ihrer Function in der Sprache etwas ganz Anderes vorstellen sollen, wenn auch nicht immer wirklich vorstellten.

Oder, falls ihr ehemaliger Stamm hauptſächlich durch an ihm vorgenommene Lautverſtümmelungen ſeine Bedeutung verliert, ſo gelten ſie für mit Ableitungen gebildete Wörter: was einſt Stamm war, iſt zu einem oft gar nicht mehr gefühlten dienenden Gliede herabgeſunken.

So haben Bildungen wie das althochdeutſche und mittelhochdeutſche fifalter, gucgouch, wiwint für das deutſche Sprachgefühl ihren Nachdruck durch den Accent auf die erſte Silbe verlegt, die doch nichts weiter als ein Vorhall der zweiten iſt. Die Stammwörter ſelbſt beſtehen immer dabei noch iſolirt fort: falter, für uns daſſelbe wie fifalter, Schmetterling, wint, etwas ſchwächer als wiwint, das unſerm „Sturmwind" gleicht, gouch noch bis an die Neuzeit heran, ſoviel wie das reduplicirte, ſchon mittelalterlich neben gucgouch gebräuchliche und heute in der Schriftſprache allein herrſchende „Kukuk". In den beiden erſten Fällen iſt die urſprüngliche Wurzelgeſtalt noch deutlich und die Vorſatzſilbe der Sprache an ſich nichts, denn fi und wi ſind keine ſelbſtändigen Wörter. Nur guc in gucgouch ſcheint eine Ausnahme zu machen, weil ein Verbum gucken „wie der Kukuk ſchreien" beſteht, doch iſt dieſes ſelbſt wieder nur von dem Stamme abgeleitet, wie er in guc- aus gouch umgebildet erſcheint, alſo kein urſprüngliches Eigenthum der Sprache, ſondern erſt denkbar nachdem gucgouch ſchon vorhanden war.

Daß ſich die Naturgewalt des Lautes in ſolchen reduplicirten Bildungen beſonders energiſch geltend macht, iſt leicht zu fühlen. Daher ſind ſie ſo häufig zu bloßen Schallnachahmungen, wie in unſerm Mumu, Wauwau ꝛc., verwandt, alſo nicht eigentliche Sprachbilder, ſondern nur Klänge, die gar nicht den Verſuch machen, den ganzen Kern der Individualität des Gegenſtandes ſymboliſch darzuſtellen, ſondern ſich einfach

damit begnügen, eine Aeußerung ſeiner Thätigkeit, den ihm eigenthümlichen Laut, Stimme, wenn es ein lebendes iſt, Schall, wenn ein lebloſes, abzuſchreiben und dadurch ſein Geſammtbild in der Phantaſie zu erzeugen. Man kann ſie aber ebenſo gut als bloße Wiederholungen des Schallwortes anſehen. Dieſe Wiederholung leiſtet nur auf einfacherem Wege daſſelbe, was die Reduplication, die gewöhnlich doch auch mit einer mehr oder minder eingreifenden Veränderung der Lautbeſtandtheile des Stammes verbunden iſt. Wiederholung verſtärkt begreiflich den Eindruck des Lautes, wirkt alſo auch auf die Thätigkeit der Phantaſie. Daher denn auch ſo häufig eine mehrmalige Wiederholung, beſonders in den ſogenannten Interjectionen, den Ruflauten, in denen ſich nicht die Klänge und Schälle der Außenwelt, ſondern die unvermittelte, gar nicht zum Wort gediehene Erregung des Gefühls und der Phantaſie offenbart: hahaha, hihihi ꝛc.

Das zweite jener drei erwähnten Hilfsmittel zur Darſtellung abgeleiteter Wörter, die Veränderung der Vocale der Stamm- und Haupttonſilbe, iſt von unſerer Sprache mit großer Vorliebe verwandt worden. Es könnte ſogar ſcheinen, als wenn es hier ſich mit einer ausſchließlichen Energie durchgeſetzt hätte, die ihm anderwärts nicht zu Gebote ſtand. Im Deutſchen nämlich tritt die Veränderung der Vocale zum Zwecke der Ableitung ſehr häufig ſcheinbar ohne Begleitung von Zuſätzen am Ende auf, ſo daß die ganze Kraft der Neubildung allein in dem einen Vocale der Stammſilbe ruht. Wenn wir Formen wie bind, band, bund oder fliesz, flosz, flusz nebeneinander ſtellen, ſo ſcheint hier nichts geſchehen, als daß der Vocal ſich nach einer gewiſſen Formel verändert hat. Die Formel iſt deutlich die nämliche, wie in dem Präteritalbildungen der ſtarken Conjugation, wo ich binde neben ich band und wir bunden, jetzt

banden, steht. Hier aber handelt es sich nicht um eine Veränderung des Wurzelbegriffes, wie in der Ableitung, sondern um die Angabe der grammatischen Beziehungen des ein für allemal feststehenden Wurzelbegriffes.

Weil aber das sinnliche Mittel zu diesen verschiedenen Zwecken das nämliche ist, so wird auch die Vocalveränderung in der Ableitung mit dem nämlichen Ausdruck „Ablaut" bezeichnet.

Im Hinblick auf die ungemein zahlreichen Fälle, in denen entweder so oder so der Ablaut auftritt, mag man wohl etwas emphatisch sagen, er durchziehe unsere ganze Sprache.

Nüchterner aufgefaßt, ist zuzugeben, daß die deutsche Sprache dieses allgemeine Hilfsmittel der Vocalveränderung wie in der Verbalflexion so in der Wortbildung oder Ableitung sehr originell gestaltet hat. Gerade weil ihr das Bewußtsein für die sonst noch wirkenden Kräfte abhanden gekommen ist, die im Verbum neben dem Ablaut den Präsentialbegriff in einen präteritalen verwandelten, die in der Ableitung bind, band und bund die Thätigkeit des Bindens, das Werkzeug zum Binden, das aus dem Binden Entstehende oder Entstandene von einander unterschieden, ruht für sie aller Nachdruck bloß auf diesem Vocalspiel. Sie hat es deshalb nirgends über die Grenzen ausgedehnt, die ihm durch die Naturgesetze der Laute selbst gesetzt waren: sie ist niemals von einem bind zu einem biend oder bānd oder von einem fliesz zu einem flisz oder flasz geschweift, während sie doch in beiden Fällen dem u wenn auch aus verschiedenen Ursachen eine Stelle gab, in bind, weil die Lautverbindung nd es durch innere Wahlverwandtschaft hervorrief, in vlusz, weil es die ursprüngliche Gestalt des Wurzelvocals selbst war. Wo dieser sich jeder Veränderung durch seine natürliche Beschaffenheit entzog, hat sie in der Ableitung

nicht verſucht dieſe Schranken zu durchbrechen. In der Flexion that ſie es, wie wir ſahen; aber keineswegs „von innen heraus“ ſondern durch die Zerſtörung der Reduplication iſt für haihald, nicht aus haihald, hialt, hielt geworden. So etwas kommt in der Ableitung nicht vor: der Stammvocal von halt iſt unter allen Umſtänden unantaſtbar und wenn die Sprache Ableitungen bilden will, wie ſie das in verſchiedenen Perioden durch halt, halta, halte; haltaere, halter, helter; haltanī; haltida; haltnissi, haltag und haltîg, mit Umlaut ſpäter heltig gethan hat, mußte ſie ſich anderer Hilfsmittel, der eigentlichen ableitenden Zuſätze am Ende des Stammes bedienen. Daß in halt, unſrem noch jetzt gebräuchlichen männlichen Subſtantivum, dieſer Zuſatz ſchon in einer vorhiſtoriſchen Periode unterging, daß wir für die ſcheinbar auf den bloßen Stamm beſchränkte Form halt ein halti anſetzen müſſen, das mit i abgeleitet war, lehrt die Vorgeſchichte und die wirkliche Geſchichte unſerer Sprache, denn nur ſo erklärt ſich der umgelautete Pluralis helte neben dem Singular halt. Daß ganz ebenſo jene anderen für das deutſche Sprachgefühl bloß durch den Ablaut von einander unterſchiedenen Formen nicht auch noch durch wirkliche ableitende Zuſätze geſchieden waren, daß fliesz eine ehemalige Ableitung mit dem Vocal a, flusz eine ſolche mit dem Vocal i verloren hatte, durfte die Sprache, wie ſchon bemerkt, hier vergeſſen, wenn ſie es auch anderwärts, z. B. in der Declination, nicht vergeſſen hat, wo vlusz ſeinen Plural vlüsze nur jenem i der Ableitung verdankt und auch die Form fliesz ſelbſt nur deshalb fliesz und nicht fleusz lautet, weil einſtmals ein a auf ſie rückwirkende Kraft ausgeübt hat.

Wie weit die Sprache in ſolchem Vergeſſen ging, lehrt noch eine andere von der Theorie viel beſtrittene und mißverſtandene, aber doch im innerſten deutſchen Sprachgefühl wurzelnde

Manipulation, um wirkliche Begriffsveränderungen zu Stande zu bringen. Man könnte sie mit demselben Rechte, wie man die Vocalveränderung Ablaut nennt, auch unter diese Rubrik stellen und consonantischen Ablaut nennen. Sie äußert sich als eine Verhärtung des auslautenden Stammconsonanten, gewöhnlich, aber nicht immer, mit einer Verstärkung und ganz in der Regel des Ablautes sich vollziehenden Vocalveränderung, entweder ohne oder mit zutretenden noch deutlichen ableitenden Zusätzen. Wenn wir schon im ältesteu Hochdeutsch neben dem Stamme slif ein slipf, neben sliuf ein slupf, neben snīd ein snitz oder sniz, neben ziuh ein zuc, zucken haben, so sind in diesen Formen die harten Doppelconsonanten in pf für f, tz für d, ck für h unverkennbar. Alle diese Bildungen haben ein gemeinsames Gepräge der Bedeutung: sie wächst, verstärkt, verschärft sich, kann man sagen, genau in dem Maße wie der Laut selbst. Aus jedem Lexicon kann sich leicht davon überzeugen wen es das eigene Sprachgefühl nicht lehrt. Daß in den meisten Fällen die Verhärtung des Consonanten sich nach den sonst herrschenden Lautgesetzen erklärt, daß der Untergang eines ehemaligen ableitenden i eigentlich nicht pf statt f, hervorgerufen, sondern das alte p, das hier noch in allen nichthochdeutschen germanischen Sprachen steht, nicht bis zu einem f, sondern bloß bis zu dem Mittelding zwischen p und f pf gelangen ließ, liegt auf der Hand. Aber nicht für alle reicht diese Erklärung aus: von den wenigen hier gegebenen Beispielen paßt sie nicht auf snitz und zuc und die spätere Sprache, die solche Bildungen in immer wachsender, geradezu unübersehbarer Fülle sogar bis heute erzeugte, hat diesen Ursprung der consonantischen Verhärtung völlig vergessen. Was sie beim vocalischen Ablaut thut, thut sie auch hier: sie macht auf eigene Hand Consonantensteigerungen oder -schärfungen

wie in sniz oder zuck, aber immer innerhalb des natürlichen Lautkreises, verwandelt die d wohl in tz d. h. ts, nicht aber in ck oder pf, und fühlt mehr als in der eben nicht immer statthaften ablautenden Vocalveränderung an dem Consonanten das Werkzeug der Begriffsveränderung des Stammes.

Wie sehr die Eigenart der deutschen Sprache solche Bildungen, in denen das Gewicht der Bedeutung in die accentuirte Stammsilbe zusammengedrängt wurde, begünstigen mußte, ist aus allen bisherigen Ausführungen klar. Daß sich schon aus derselben Ursache die eigentlich ableitenden Bildungen durch Zusätze am Ende zu keinem rechten Leben entfalten oder ihr einstmaliges nicht recht behaupten konnten, ist die einfache Consequenz davon. Ob jene Urzeit der deutschen Sprache, die wir nicht aus schriftlichen Zeugnissen kennen sondern nur nach Analogien construiren, schon in dieser Hinsicht ihren besondern Weg eingeschlagen und diese Ableitungen nicht in der Fülle, wie andere verwandte Sprachen, hervorgebracht hat, läßt sich nicht ersehen. Doch liegt die Vermuthung nahe, daß das Urdeutsche, wenn auch darin allen seinen späteren geschichtlichen Phasen weit überlegen, doch im Vergleich etwa mit dem Sanskrit, mit dem Griechischen, mit den slavisch-lettischen Sprachen, selbst mit dem Lateinischen sich durch Armuth oder Einfachheit auszeichnete. Jede der Perioden des historischen Daseins unserer Sprache gewährt die urkundliche Bestätigung dieser Vermuthung; jede ist um so viel reicher an Ableitungen wie sie älter ist und jede spätere um so viel ärmer.

Ein Ersatz dafür konnte auf mancherlei Weise gefunden werden. Blieb man in dem Kreise der ableitenden Lautelemente stehen, so konnte man durch Zusammenfügung mehrerer von ungefähr gleicher Bedeutung die sich mindernde Kraft der früher allein stehenden auffrischen. Oder man ersetzte solche

Gebilde, die schon wegen der natürlichen Abschwächung ihrer Lautbestandtheile ihre Individualität zu verlieren im Begriffe standen, mit andern, die durch energischere Laute dieser Gefahr weniger ausgesetzt waren. Oder endlich, man unterbrach das sonst unumschränkte Walten der Lautgesetze zu Gunsten der Deutlichkeit und Nachdrücklichkeit der Ableitungsform. Auf diese Art erhielt sich die Sprache immer noch viel mehr solche Formen, als sie sonst hätte erhalten können, wenn sie dem Zuge ihrer natürlichen Anlage rückhaltlos wie anderswo, nachgegangen wäre. Die Veranlassung dazu muß man sich als eine entschieden geistige oder aus der Bedeutung stammende denken, wenn auch die Form an sich ursprünglich dabei von Einfluß gewesen sein wird. Wenn eine gewisse Ableitungsform der Sprache wegen ihres häufigen Gebrauchs oder ihrer bequemen Verwendbarkeit besonders lieb geworden war, so wurde die Collision zwischen den zerstörenden lautlichen Mächten, die ihr Gefüge verstümmeln hätten können, und zwischen dem Interesse der Phantasie an einer möglichst kräftigen lautlichen Darstellung der ihr übertragenen Functionen meist zu Gunsten des letzteren entschieden.

In jedem Durchschnitt der Sprachgeschichte kann man zwischen eigentlich lebendigen und mehr oder minder leblosen Ableitungen unterscheiden. Lebendig ist eine solche aber noch nicht deshalb, weil sie sehr häufig im Wörterbuch erscheint, denn das kann auch die bloße Tradition namentlich bei sehr einfachen Gebilden dieser Art bewirken, ohne daß noch irgend ein Gefühl oder Verständniß für ihre Function vorhanden wäre. Nur dann wird man sie recht lebendig nennen, wenn sie fortwährend zu Neubildungen verwandt wird, in denen das Gefühl wirkliche Ableitungen erkennt, Erweiterungen, Einschränkungen oder auf welche andere Art von Veränderung

des Stammbegriffs es abgesehen sein mag. Ob die ursprüngliche Function einer solchen Ableitung immer gewahrt oder mit einer andren vertauscht ist, die ihrer Geschichte weniger entspricht, kommt dabei nicht in Betracht.

So wuchert die vielleicht schon häufigste aller älteren Nominalableitungen, die durch den Zusatz eines älteren aere, noch älteren āri und ari, an das Thema des Begriffswortes, das ebensowohl ein Nomen wie Verbum sein kann, eine persönliche Thätigkeit, daneben auch die leicht daran zu lehnende Orts- oder Heimathsangehörigkeit bezeichnet, in der Sprache des späteren Mittelalters namentlich für diese letztere Bedeutungsnüance. Sie hat zwar gerade das beinahe vollständig verloren, worin ihre sinnliche Kraft einst wurzelte, die Tieftonigkeit und entschieden vocalische Färbung ihrer ersten Silbe, denn einem aere, umgelautet aus āri, begegnet man nicht mehr, selbst ein ēre ist in hochdeutschen Schriften sehr selten, häufig allerdings noch in mitteldeutschen, obgleich auch hier die durch das allgemeine Streben noch Abstoßung der auslautenden, tonlosen Vocale begünstigte Form er, und dann gewiß nicht ēr, sondern er mit dem klanglosen e, sie verdrängte. Aber sie ist der Sprache durch fortwährenden Gebrauch in lebendigster Erinnerung geblieben und so genügt auch ihr relativ einfacher Lautstand. Allerdings versuchte man ihn einigermaßen zu verstärken, indem man in dem Maße, wie ihre Länge und ihr Tiefton verschwanden, ihr durch consonantische Einschiebsel zu Hilfe kam. Schon im Althochdeutschen zeigen sich die ersten Spuren davon, um im Mittelhochdeutschen häufiger zu werden. Nach der Analogie von wagen-aere von wagen, wo aere zwar nicht zu dem Wortstamme, aber doch zu dem weiter fortzubildenden Wortthema gehörte, wird boge-naere von boge, der Bogenschütze, garte-naere von garte, wilde-naere von wilde, der seine

Thätigkeit auf das Wild gerichtet hat, gebildet und in dieſer Art geht die Sprache immer weiter: das umfangreichere Bilde-ner verdrängt das kürzere Bilder, glîszner oder glîssner, gleissner das kürzere glîsser, wobei zugleich der Urſprung des Themas aus dem älteren gelîches-aere von gelîchesen, ſich verſtellen, vergeſſen und eine Anlehnung an eine damit gar nicht zuſammenhängende Wurzel, die wir als Verbum gleiszen noch beſitzen, vollzogen wurde, schaffener für schaffer oder umgelautet scheffer ꝛc. Nur wo — er gleichfalls nach ſchon althochdeutſchem Vorgang zur Bezeichnung der Heimathsangehörigkeit verwandt wurde, da drang dies n oder en nicht ein. Gerade dieſe Function wurde aber dem er in der letzten Zeit des Mittelalters mit Vorliebe aufgetragen. Jeder deutſche Ortsname ohne Ausnahme und ſehr viel fremde ſind dadurch zu perſönlichen Subſtantiven umgewandelt, deren ſpäterer, aber nicht damaliger Gebrauch ſie faſt von adjectiviſcher Natur erſcheinen läßt. Damals iſt ein Erfurter, Frankfurter, Meinzer entſchieden noch ebenſo ſubſtantiviſch, auf ſich ſelbſt im Satze ſtehend wie ein bildener, bogener und die anderen oben gegebenen Beiſpiele dieſer Ableitung in ihrer anderen noch urſprünglicheren Function.

Neben das für das männliche Geſchlecht beſtimmte — er tritt das weibliche — in mit ungefähr gleicher Lebendigkeit. Aber auch ſeine frühere Formenbeweglichkeit wird allmählich vereinfacht. Statt — inne, în, in, ſetzt ſich das einförmige in oder was nur eine andere Schreibung iſt inn durch. Wie bei der entſprechenden männlichen Ableitung er iſt die Sphäre dieſes — in unbegrenzt und Neubildungen unmittelbar an perſönliche Nomina männlichen Geſchlechts mit oder ohne das ableitende — er ſind gerade ſo häufig wie die männlichen mit er. Mennin von mann, junglingin von jungling, ânin von ane und dergl.

ſo wie die ſchwerfälligen geberin, kindbetterin, zoubererin und bergl., wenn auch nicht allgemein durchgedrungen, liefern doch den Beweis, wie unbeſchränkt hier jeder in die Sprache greifen konnte. Ihren klingenden Vocal i mußte aber dieſe Endung halten, wenn ſie noch lebendig bleiben ſollte, denn ein er mit ſeinem ſo viel energiſcheren Conſonant mochte allenfalls noch gehen, aber en würde eindruckslos geweſen ſein.

Wie ſtark in manchem Falle die Bedeutung in das Schickſal der Form einer Ableitung eingriff, zeigt wiederum ſehr deutlich daſſelbe ın, wo es nicht für Subſtantive, ſondern für Adjective gebraucht wurde, die eine ſtoffliche Beſchaffenheit in Folge ihrer materiellen Abſtammung ausdrücken ſollten. Die Silbe ın, ſpäter auch ein in dürn-ın von dorn, girst-ın von gerste, lider-ın von leder, hülz-ın von holz hatte in den angegebenen Beiſpielen das alte u oder i der Stammwörter von ſeinem Uebergang in o und e abgehalten, den es in dieſen ſelbſt vollzog. Aber dadurch wurde offenbar die Verſtändlichkeit der Beziehung des abgeleiteten Adjectivs auf ſeine ſubſtantiviſche Grundlage beeinträchtigt: dürnın, girst-ın u. ſ. w. lag zu weit ab von dorn, gerste. So entſtand neben dürnın ein dornın, oder mit dem allmählich über ſeine Grenzen ſich ausdehnenden und einfach ſprachwidrigen Umlaut des o, dörnın, hölzın. Griff aber einmal der Umlaut lebendig gefühlt und nicht bloß von früher her überkommen, wie in dürnın, hülzın, in den Stamm ſelbſt ein, ſo lag es nahe Formen wie dörnen und bergl. zu bilden, worin die Sprache ihrer ſonſtigen allgemeinen Naturanlage willfahrte, die ſie in allen andern Fällen, mit Ausnahme der wenigen, wo ſie der Bedeutung wegen dagegen gehandelt hatte, frei walten ließ. Dieſe Ableitungsform — en für ın wurde nun aber wieder zu ſchwach, um die damit verknüpfte, ſtark gefühlte Bedeutung zu tragen.

Wenn man nun nicht wieder zurückgehen und ein, in oder auch nur in nicht festhalten wollte oder konnte, mußte man zu einem Auskunftsmittel greifen, das sich in der Einschiebung eines r bot; ern aus en, wozu leicht verständliche, wenn auch historisch falsche Analogien wie silberen, silbern, aus silber-in, lideren, lidern aus lider-in die Handhabe werden. Ja dieses energische r verdrängte wohl auch das eigentlich berechtigte n ganz: ein helffenbeiner, hülzer, lider für — ern that sich hervor, konnte aber doch, da die Masse der immer noch sich vermehrenden en oder ern daneben stand, nicht durchdringen.

Hätte das mittelhochdeutsche ec, dessen Schicksale früher schon beleuchtet wurden, sich nicht in ig lebendig umgestaltet, so würde der Sprache ein ihr doch absolut unentbehrliches Ableitungsmittel verloren gegangen sein. Aber diese Ton- und Lauterhöhung verwischte die feine Nüance in der Bedeutung, welche das mittelhochdeutsche ec noch immer, wenn auch nur im traditionellen Anschluß an das wahrhaft lebensvolle althochdeutsche ag und ig sich gerettet hatte. Von nun an entschied nicht die Bedeutung, sondern nur die Analogie ähnlich klingender gleich gebildeter älterer Wörter, ob der Umlaut durchdringen sollte, oder nicht. Und doch lag gerade hierin der Angelpunkt für den Unterschied der Bedeutung: die umgelautete Form hätte auf altes ig, die unumgelautete auf altes ag zurückweisen sollen, ig aber bedeutete jetzt in allen Fällen wo es verwandt wurde nur eins: die Beschaffenheit des Adjectivs, wie sie sich aus der Eigenart des Substantivs ergab, aus dem es abgeleitet wurde.

Zu den beliebtesten Ableitungen der älteren Sprache gehörten die, wo die Consonantenhäufung — ng durch die Vocale a, i, u mit dem Stamme vermittelt wurde. Die spätere Sprache hat nur zwei davon lebendig erhalten und verwerthet, und die

eine nur in ähnlich erweiterter Geſtalt, durch Conſonanten-Einfügung, wie wir es ſie ſchon öfter thun ſahen, wo ihr die bisherige Form zu ſchwächlich erſchien. Dieſe eine, die Ableitungsſilbe — ling oder eling würde jetzt ohne den Zuſatz des l nicht mehr wirkſam genug erſchienen ſein, wie ſie es doch im Mittelhochdeutſchen geweſen war. Denn ein mittelhochdeutſches bertinc von bart, müed-inc von müede, nîdinc von nîd gab dieſelbe Vorſtellung wie das ſpätere mietling, sonderling, weichling, nämlich die in verächtlichem oder mindeſtens in verdächtigem Sinne geſchehene Uebertragung des Wurzelbegriffes auf ein Individuum. Die frühere Sprache hatte Bildungen mit wirklichem — ling, aber in ganz anderer Bedeutung, häufig genug entwickelt und aus ihr blieben eine Menge der ſpäteren Zeit erhalten, ohne durch neue vermehrt werden zu können. Däumling von daum, Jungeling von jung, Silberling u. ſ. w. ſo verſchieden in ihrer ſpecifiſchen Bedeutung ſchillernd, ſind doch alle urſprünglich als Bezeichnungen der Abhängigkeit und Zugehörigkeit gefaßt und werden auch als ſolche immer verſtanden. Aber das wirklich lebendige — ling enthalten ſie nicht: das iſt nur da zu finden, wo einſt jenes einfachere — ing allein ſchon dieſelbe Vorſtellungsreihe zu erwecken vermocht hatte, jetzt aber, weil es dazu zu ſchwach erfunden wurde, einer verſtärkten Form, obgleich dieſe ſchon andere Verwendung gefunden hatte, Platz machte.

Neben dem ſubſtantiviſchen Gebrauch des — ling ſteht unvermittelt ſeine adverbiale Form wie blindlingen, gaehlingen, sunderlingen ꝛc. Dieſe Form, eben weil ſie an ſich handfeſt genug war, wurde von der ſpäteren Sprache nicht bloß bewahrt, ſondern mit entſchiedenſter Vorliebe, aber immer nur als Adverb des — ling in ſeiner alten, nicht in ſeiner neuen Bedeutung unzählige Male neugebildet.

Offenbar wirkte darauf die verbreitetste aller Ableitungen des späteren Mittelalters und von da ab bis heute: althochdeutsch — unga, mittelhochdeutsch unge, später schon oft abgestumpft ung. Sie diente nur dazu aus schon fertigen Verbalbegriffen Substantive weiblichen Geschlechts zu bilden, in denen der Verbalbegriff bloß in eine andere grammatische Sphäre, aus dem Verbum in das Nomen gerückt wurde. Daß er dadurch in seiner eigentlichen oder dem Verstande faßbaren Bedeutung nicht verändert werde, begreift sich leicht, aber doch gab ihm diese neue Kategorie eine veränderte Individualität, die sich aus den schon entwickelten Gegensätzen von Nomen und Verbum erklärt: hoffenunge ist insofern doch etwas Anderes als hoffen oder auch als das hoffen.

Daß die lautliche Schwerfälligkeit solcher Ableitungselemente ihrer häufigen Verwendung nicht hinderlich, sondern eher förderlich war, zeigt sich an den so sehr beliebten Bildungen mit — nusse, nüsse, nuss, nus, nüss oder mit dem ebenso berechtigten i, nisse, niss, nis, deren abstracter Sinn: ein Zustand, aus welchem eine Thätigkeit hervorgehen kann, aber nicht hervorgehen muß, der späteren Sprache so zusagte, namentlich wo es sich um eine nur verstandesmäßige Auseinandersetzung innerer Vorgänge handelte — gedächtnüss, verstendnüss, trügnüss und dergl. — wie er der früheren antipathisch war. Darum und wegen des Formenballastes in dieser Ableitung bediente sich ihrer das Mittelhochdeutsche äußerst selten. So knüpfte das 14. Jahrhundert, wo sie zuerst wieder häufiger sich hervorthut, ohne es zu wissen an das Althochdeutsche, dem seine — nessi, nissi, nussi ebenso geläufig waren, wie etwa einem Populärphilosophen oder Moralisten der mittelhochdeutschen Zeit. — Aehnliches gilt für die Ableitung mit — sal — oder sel, die jetzt gewöhnlich unmittelbar an den

Stamm ſelbſt und nicht mehr wie althochdeutſch und meiſt auch mittelhochdeutſch durch i oder e vermittelt antreten, nicht mehr trüebesal, ſondern trübsal lautete und dadurch die Tieftonigkeit des a um ſo mehr ſchützte, je gründlicher ſie in der aus einem — sali, seli, hervorgegangenen Nebenform sel zerſtört war. Einſtweilen gingen noch beide Formen neben einander, ohne eine Auseinanderſetzung der Bedeutungen zu verſuchen, die der Sprache doch an die Hand gegeben war. In bedenksal und zwanksel bedeutet hier sel dort sal das Nämliche, aber die Schriftſprache ſucht das vollere sal offenbar gegen den Zug der lebendigen Sprache zu vermehren, daher denn auch verhältnißmäßig ſo wenig sel, obgleich ſie auch ohne tieftonigen Vocal durch ihren conſonantiſchen Laut feſt genug geweſen wären. — Gerade ſo konnte ja auch die Ableitung — isch ohne das tieftonige i beſtehen. In der mittelhochdeutſchen Kunſtſprache hat ſie ihr i faſt immer in e verwandelt, wahrſcheinlich auch in der gleichzeitig lebenden Sprache. Aber auch hier hat das ſchon öfters bezeichnete Beſtreben der ſpäteren Sprache, vollere Formen wieder durchzuſetzen, die Schriftſprache zur Wiedereinführung von — isch ſtatt mittelhochdeutſch — esch getrieben. Daß ein Ableitungselement von einer eben ſo großen Handlichkeit wie Lautkräftigkeit ſich der ausgebreitetſten Verwendung empfahl, begreift ſich leicht. In ſeiner Bedeutungsſphäre, ausgedehnt und doch wieder ſo beſtimmt begrenzt, wie ſie war, hatte es keinen lebensfähigen Concurrenten: was für die Subſtantive — aere als Bezeichnung der Ortsangehörigkeit und inſofern der Abſtammung leiſtet, das that — isch als Adjectivum, ſo daß es ſich als die nothwendige Ergänzung in die Reihe der Ableitungen — ig und en oder ern ſtellte, ohne mit einer davon zuſammen zu fallen.

Daß die deutſche Sprache ſich nicht bloß im 14. und 15. Jahrhundert, ſondern ſchon von unvordenklichen Zeiten her einer mög-

lichsten Sparsamkeit in der Gestaltung von ableitenden Formen befleißigt habe, läßt sich nirgends besser als da sehen, wo sie die Größenunterschiede eines und desselben Nominalbegriffes zu bezeichnen genöthigt war. Andere ältere und neuere Sprachen haben diese Aufgabe mit unerschöpflicher Gestaltungslust ergriffen: war sie doch an sich selbst die dankbarste für die Phantasie und den Witz, da sich ganz unwillkürlich an das bloße nach grammatischen Proportionen construirte Maßwerk auch alle möglichen Arabesken des Humors und der Laune ranken konnten. Das Deutsche aber hat kaum irgend einmal der Laune, selten einmal der Stimmung dabei einigen Einfluß verstattet und wenn es seine Begriffe als dem herkömmlich damit verbundenen Maß nicht genügend, also kleiner und geringer darstellen wollte, höchstens eine gewisse und zwar immer gutmüthige Censur des Bedauerns oder der freundlichen Theilnahme für das kleine oder schwache Geschöpf angebracht. Das, was das Mittelmaß nach der andern Seite überschreitet, hat es überhaupt gar nicht durch solche mit dem Worte in eins verwachsene Lautsymbolik darzustellen versucht: es giebt wohl deutsche, ableitende Verkleinerungs- aber keine Vergrößerungsformen.

So weit das Mittelhochdeutsche und seine eigentlich oberdeutsche Sprachfärbung die Sprache bis zum Ende des Mittelalters beherrschten, sind die dort allmächtig herrschend gewordenen Deminutive auf — elin oder lin, und die daneben nur bescheidener sich hervorthuenden auf bloßes — el, auch in ihrer Stellung geblieben. Daß österreichische, bairische, fränkische auch wohl schwäbische Schriftdenkmäler allmählich für lin, lein einführen — dafür wieder andere der Volkssprache nachgebend — len und le — hat doch der alt überkommenen Form mit einfachem Vocal anderswo keinen Abbruch gethan, wo in der

Haupttonſilbe ſchon lange jedes mittelhochdeutſche ı mit ei vertauſcht war: man lieſt auch nach 1500 weinlin, zweiglin etc. Mittelhochdeutſch läßt ſich eine feine Nuance zwiſchen lin und el nicht verkennen; die leichtere Form el iſt diejenige, die man wenn auch nicht gerade mit dem Namen „Koſeform" bezeichnen darf, aber die doch einen weicheren und gemüthlicheren Anſtrich hat als die andere. Die ſpätere Sprache weiß davon nichts: ſie wirken beide gleich und nur landesübliche Gewohnheit oder ſonſtige traditionelle Autorität entſcheidet für die eine oder andere, wobei denn deutlich — lin als die verbreitetere und vornehmere gilt.

Schon das Mittelhochdeutſche hatte, weil es andere vielverſprechende Anſätze der früheren Sprache zu reicherer Formentwickelung der Deminutive vergaß, das eben deshalb als frembartig empfundene ekin aus dem weſtlichen Niederdeutſchen herübergenommen. Aber es war meiſt nur an den ſeit und durch Veldeke hereingeführten Fremdwörtern der höfiſchen Converſations- und Literaturſprache haften geblieben und die Fälle wo es, wie ein blüemekin von bluome ein echt hochdeutſches Wort — das freilich nur in einer anderen Lautgebung auch niederdeutſch: blôme war — ergriffen hätte, ſind zu zählen. Daß aber nicht bloß das weſtliche, fränkiſche Niederdeutſche, ſondern auch das Mittelbeutſche in weitem Umfang in ſeinen lebenden Mundarten dieſe Bildung gekannt hat, iſt ſicher. Seit dem 14. Jahrhundert ſtrömen ſie von da aus in der richtigen Form — ichin, bald auch — ichen in die Literatur ein, klangen aber ſelbſt auf ihrem eigenen Boden immer etwas plebejiſch und kindelin oder kindlin vornehmer als kindichin oder kindichen. Anderes zum Theil Uraltes, ein bloßes deminutives ı oder i, eni aus ane, büebi aus buobe; oder li, li ſtatt lin küngeli, eselli — und dergl. konnte nur in der

auch sonst so zähen Abgeschlossenheit der südwestlichen Mundarten sich behaupten.

Ueberblickt man diese Formen, so wird es begreiflich, daß sie zu dürftig waren, als daß die Sprache nicht nach Aushilfe greifen hätte sollen wo sich eine solche bot. Aus ihren eigenen Mitteln wirklich neues zu erzeugen, dazu war sie nicht angethan, aber der Weltverkehr brachte ihr in den fremden Sprachen, die sie berührten, Einiges, was ihr paßte. Sie griff darnach ohne zu fragen, woher es stammte, wenn es nur ihrem Bedürfniß diente. Dies war, um es noch einmal zu sagen, ein doppeltes: die Ableitungsform mußte von möglichst kräftiger Lautwirkung sein und sie mußte nach ihrer Bedeutung sich dazu gebrauchen lassen eine mehr oder minder stark empfundene Lücke des eigenen Vorraths auszufüllen. So erklärt sich das massenhafte Einströmen der beiden Ableitungsformen ie, später i und ei je nach der Schreibmethode, für Substantiva, und ieren für Verba, beide aus dem Romanischen entlehnt, die erste sowie sie die damals in Deutschland geläufigste romanische Sprache, das Nordfranzösische sprach, herübergenommen, die andere gleichfalls unter deutlicher Anlehnung an französische mundartliche Aussprache — ier für er, aimier für aimer — gestaltet.

Schon mittelhochdeutsch ging dies romanische ie über die bloß entlehnten Wörter wie amîe, banekîe, prâerîe etc. hinaus auf deutsche, die dadurch, wie man deutlich fühlt, einen gewissen vornehmen Anstrich erhielten. Später aber, als dieser mit der ganzen übrigen Vornehmheit abhanden gekommen war, gab es doch kaum eine Grenze ihres Waltens. Ihre Bedeutung wurde zwar immer gefühlt, aber wollte man sie definiren, so könnte man nur sagen, daß ie überall da thätig ist, wo einheimische Ableitungen versagen. Als nun noch, gleichfalls nach romanischem Vorbild, eine erweiterte Form mit

eingeſchobenem r ſich neben der einfacheren einführte: büeberie oder ī oder ei, dieberei, spilerei etc., deren Bedeutung eben deshalb prägnanter ſich abſchloß, weil ſie die Function einer der deutſchen Sprache ſonſt fremden vergrößernden oder verallgemeinernden und zugleich verkleinernden, d. h. mit entſchieden abſchätzigem Sinn belegten Ableitung auf ſich nahm, wie deren die romaniſche Sprachen ſo viele haben, da konnte dieſer romaniſche Fremdling in Deutſchland für ewig eingebürgert gelten.

Es kam ihm dabei auch zu gute, was jener andern Ableitung mit ieren, trotz ihrer auffälligen Schwere und Steifheit, doch einen ſo großen Erfolg geſichert hat. Bei beiden wurde die Verlegung des Tones feſtgehalten wie ſie die fremde Sprache ergab. Dies war gegen die deutſche Grundregel, doch wie jede Regel eine Ausnahme geſtattet oder verlangt, ſo auch dieſe. Es geſchah auch nicht bloß durch eine demüthige oder indolente Fügſamkeit gegen fremde Autorität: unſere Sprache wurde dabei offenbar von einem nicht unbegründeten äſthetiſchen oder Formgefühl geleitet: ſchade nur, daß ihre Nerven andre Male, wo es noch beſſer angebracht war, ſo wenig Empfänglichkeit dafür zeigten. Die Zurückziehung des Tones auf die Stammſilbe, die Entkräftung oder Verſtümmelung der Endſilbe brachte der deutſchen Rede eine auffällige Monotonie der natürlichen Rhythmik: ſeitdem man ſich immer mehr gewöhnte, die geſchriebene Sprache bloß mit dem Auge und nicht mit dem Ohr in ſich aufzunehmen, empfanden das freilich immer Wenigere, aber man empfand es doch. Kräftiger noch als durch die nur halb hieher zu rechnenden Ableitungen mit wirklichen Vocalen wurde dieſe Monotonie durch eine gelegentliche völlige Tonverſchiebung unterbrochen, ohne daß doch der eigentliche Genius der Sprachrhythmik dadurch gelitten hätte. —

Daß dabei die auch ſonſt günſtigere Ableitung mit ie im Vortheil war, fühlt man leicht: die nachſchleppende deutſche Flexion in ier-en, die das Deutſche, um ſich das fremde er des Infinitivs verſtändlich oder das ganze Wort als Verbum verſtändlich zu machen, zugeſetzt hatte, ſchädigte ſeine Lautwirkung. Trotzdem iſt es ſeit dem 12.—16. Jahrhundert in immer wachſender Verwendung, theils um Verba aus allen möglichen Sprachen in deutſche zu verwandeln — zuerſt franzöſiſche, ſpäter mehr lateiniſche und italieniſche — dann aber auch um den deutſchen verbalen Ableitungen aus nominalem Stamme mehr Körperlichkeit zu geben. Seitdem ſie ihre alten Vocale i, ē, ō in ein tonloſes e herabgewürdigt oder gar ausgeſtoßen hatten, fehlte ihnen alles, um ſie in ihrer Function zu erkennen. Zwar verſuchte man es auch durch Mittel, die im Bereich der deutſchen Sprache ſelbſt lagen: man ſchob zwiſchen Stamm- und Verbalflexion ein — ig ein, das ſich an die als Adjectiv ſo lebensvolle Ableitung — ig lehnte und der Sprache daſſelbe zu ſein ſchien, ſo wenn man ſtatt sün-den nun sünd-ig-en, ſtatt rei-nen, rein-ig-en, ſtatt kün-den, künd-ig-en bildete. Doch ein kreutzigen, schädigen, vertheidigen haben nicht einmal ſcheinbare Adjective neben ſich und ſind doch gewagt worden. Aber dieſe deutſche Bildung hatte gerade an ihrer abſteigenden Betonung einen Nachtheil gegen jene fremde, die mit — ieren, die den Hauptton ganz auf die Ableitung verlegte und den Tiefton auf die Stammſilbe, alſo einmal keck das ganze Herkommen umdrehte. Auch gab die Ableitung mit igen den Verben eine allzu directe Beziehung der in ihnen enthaltenen Thätigkeit nach außen, während ieren nur den allgemein verbalen Begriff ohne eine ſolche Beſchränkung darſtellte. So ſind die aus deutſchem Stoffe genommenen Bildungen hantieren, schallieren, stolzieren auf

ſich ſelbſt geſtellt, ſchildern einen Zuſtand, wogegen ein halbieren, teilieren, wandelieren ganz ſo wie die mit -igen abgeleiteten eine Beziehung nach außen geben. Daſſelbe gilt für die aus der Fremde entlehnten be- oder buhudieren, croijieren, dormieren, die durchaus einen neutralen Sinn haben, wogegen absolvieren, balsamieren, clarificieren ſich auf einen beſtimmten Gegenſtand der Thätigkeit beziehen.

Viertes Capitel.

Wortbildung durch Zuſammenſetzung.

Während die Ableitung einem feſtbegrenzten Wortbegriffe durch die dargeſtellten lautlichen Veränderungen eine Bedeutung giebt, worin der Kern deſſelben nicht berührt, ſondern nur beſondere Erſcheinungsformen, oft auch nur rein grammatiſche oder ſyntaktiſche Verhältniſſe dargeſtellt werden, beabſichtigt die Zuſammenſetzung, die man gewöhnlich mit ihr unter die allgemeine Rubrik „Wortbildung“ ſtellt, etwas ganz Anderes. Sie rückt zwei oder mehrere in der Sprache ſelbſtändig vorhandene oder einmal vorhanden geweſene Wörter formell und materiell ſo eng an einander, daß daraus eine neue Begriffsindividualität entſteht, die ſich in der grammatikaliſchen Vereinigung ihrer Beſtandtheile zu einem einzigen, flectirten oder unflectirten Worte abſpiegelt. Alle verwandten Sprachen bedienen ſich dieſes bequemen Auswegs, um dem Forſchritt der von der Sprache darzuſtellenden Gedankenbilder der Außen- und Innenwelt zu folgen, ohne immer neue eigentliche Wurzeln oder wie wir ſie in ihrer uns allein zugänglichen organiſirten Geſtalt beſſer nennen, Wortſtämme zu erzeugen. Denn man

begreift leicht, daß es dafür durch die natürliche Beschränkung der Sprachwerkzeuge gezogene, im allgemeinen nicht allzu weit gedehnte Grenzen geben mußte, und im besondern Fall, in der einzelnen Sprache rückten sie durch die Einflüsse der besondern Volksart noch viel enger zusammen. Ohne daß deshalb das plastische Vermögen einer Sprache geschwächt zu sein brauchte, durfte sie doch nach einem Mittel greifen, das ihr erlaubte mit ihrem gewonnenen Schatze auf die fruchtbarste Weise zu wuchern. Je mehr aber eine Sprache die Luft oder die Kraft zu wirklichen schöpferischen Thaten verlor, desto lieber bediente sie sich jenes Mittels, das anfangs nicht Ersatz, sondern nur von der Natur selbst gebotene Ergänzung gewesen war. Nun aber wurde es ein Ersatz für die ihr abhanden gekommene Beweglichkeit in der Erzeugung neuer Wurzelwörter. Ein Schritt weiter und man übertrug der Zusammensetzung die Aufgabe, die schon vorhandenen Wurzel- und Stammwörter in ihrem wesentlichsten Bedeutungsinhalt nur zu modificiren, nicht neue derartige zu zeugen. Die Zusammensetzung rückt dann der Function der Ableitung immer näher, ja verschmilzt wohl gar mit ihr, und nicht der lebendige Begriff eines Wortes, sondern nur die historische Analyse stellt es in die Reihe der zusammengesetzten oder abgeleiteten. So ist z. B. in unserm heutigen „adelig" selbst in der gewöhnlichen Schreibung jede Andeutung seines Ursprungs verwischt. Die Schrift stellt es heute, und mit Recht, wenn sie überall das wäre, was sie sein soll, die treue Wiedergabe der Laute, statt der Wörter und des davon abhängigen Begriffes, zu den tausend anderen adjectiven Ableitungen mit ig wie artig, gütig, richtig, denn man fühlt in seiner Endung keine andere Bedeutung als die dem ig in den erwähnten Beispielen dem Stamme gegenüber zukommt. Die historische Analyse zeigt aber, daß hier eine wirkliche, formell untadel-

hafte Composition waltet. Die selbständigen Wörter adel und lich, das zweite der späteren Sprache nur in begrifflich oft weit aus einander stehenden Bildungen wie Leiche und g-leich bekannt, sind hier genau in derselben Weise wie in Adel-bert, Adel-heid mit einander verbunden. Wer auch die Bedeutung dieser bert und heid, nicht kennt, fühlt doch, daß sie einst eine solche hatten und macht sich, wenn er darüber nachdenkt, eine Erklärung so gut es geht, während er adelig und sogar Adler als einfache Begriffswörter hinnimmt, denn auch in Adler ist in Schrift und Laut die alte Herkunft aus adel und ar, Aar vergessen.

Unsere deutsche Sprache hat schon frühe und stark sich diesem Zuge zu weiterer Verwendung der Wortzusammensetzung hingegeben. Er steht in Wechselwirkung mit der verhältnißmäßig so beschränkten Entfaltung des anderwärts lebenskräftigsten und gestaltungsreichsten Elementes der Ableitung durch dienende Lautzusätze am Ende des Stammes. Je später desto rücksichtsloser greifen die Zusammensetzungen hier in das Gebiet ein das anderwärts oder früher auch im Deutschen den Ableitungen gehörte, verfallen aber dann auch, wie schon die angeführten Beispiele zeigen, dem Schicksal gar nicht mehr in ihrer eigenthümlichen Natur gewürdigt, sondern gleichsam zu einem niedern Range herabgesetzt zu werden.

Nach der verstandesmäßigen Auffassung ruht in dem durch Zusammensetzung neu gebildeten Worte die eigentliche Wucht des Begriffes auf dem zweiten oder letzten selbständigen Worte, und die vorherstehenden geben ihm nur die besondere Färbung oder die eigentlichen Modificationen. In dem lateinischen magn-animus von magnus groß und anima Lebenskraft, Seele, ist demnach anima das eigentlich Wesentliche, magnus das im Vergleich damit Zufällige. Die deutsche Sprache aber vertheilt

das Gewicht der Bedeutung zwiſchen den einzelnen Theilen gerade entgegengeſetzt. Wenn ſie das lateiniſche magn-animus mit großherzig überträgt, rückt ſie den Hauptton auf das erſte Wort und ſo hält es ſie mit einigen wieder in ſich ſelbſt ſehr wohl begründeten Ausnahmen bei allen ihren Zuſammenſetzungen. Sie bekundet damit, daß nicht für den deutſchen reflectirenden Verſtand, wohl aber für die Geſammtheit der geiſtigen oder ſeeliſchen Mächte, welche das deutſche Sprachbild erzeugen, das erſte Glied eines mehrfach gegliederten Wortes eine ähnlich hervorragende Stellung einnehme wie in dem einfachen Worte die Stammſilbe im Vergleich zur Ableitung und Flexion. Nicht ganz dieſelbe, weil neben dem auf dem erſten Glied ruhenden Hauptton ſich der volle Tiefton auf dem zweiten Glied als Erſatz des Haupttones des ſonſt ſelbſtändigen Wortes erhalten hat, unbekümmert um das alte Geſetz der abſteigenden Tonvertheilung, das nicht einmal in der älteſten Zeit der Sprache in dieſem Falle gegolten hat. Denn es iſt kaum zu denken, daß das Gothiſche ſein zuſammengeſetztes mati-balg, Speiſeſack anders als máti-bàlgs betont habe, oder ſein thusundifaths, Anführer von 1000, anders als thúsùndifáths, ſo wenig wie das Althochdeutſche ābantmuos, Abendeſſen, anders als ábàntmúos, oder mezzisahs, Speiſemeſſer, anders als mézzisàhs.

Doch mußte die Sprache auch hier häufige Ausnahmen geſtatten, um den eigentlichen Sinn dieſer Manipulation zu bewahren. Wenn ſich Begriffe, welche der Seele etwas an ſich Einfaches, die Phantaſie nicht weiter Anregendes vorſtellten, vor allem diejenigen, welche räumliche Verhältniſſe, das oben und unten, das vor und hinter und dergl. bezeichneten, als erſtes Glied zu einem andern Begriffe ſtellten, der durch ſeine eigene Natur das gerade Gegentheil davon, eine unerſchöpfliche Fülle

von innern Beziehungen enthielt, wie alle ächten Verba, da wurden jene erſten Glieder von ſelbſt zu einem untergeordneten Beſtandtheil des durch die Zuſammenſetzung gewonnenen neuen Begriffes. Sie verlieren dann ihre eigentliche Bedeutung und ſpringen umgekehrt zu einer mehr oder minder abſtracten Allgemeinheit über, die ſie nur gleichſam von der Seite her in der verſchiedenſten Weiſe bedingend auf den Hauptbegriff des Wortes wirken läßt. Daraus erklärt es ſich, daß die deutſche Sprache allen ſolchen erſten Gliedern von verbalen Zuſammenſetzungen, den ſogenannten untrennbaren Partikeln, die meiſt nur noch in dieſer Verwendung in der Sprache leben, be — ent — er — ge — ver — zer, dann den ſogenannten trennbaren, wie durch, für, hinder, über, um, nider, wider, den Ton entweder völlig entzogen und ſie mit dem klangloſen e an Stelle' früherer voller Vocale ausgeſtattet hat, die ſich in den betonten bī oder bei, ant, ur erhielten, oder ſie mit einem Nebenton verſieht. Dadurch wird das deutſche Betonungsſchema in ſolchen Zuſammenſetzungen der Form nach umgeſtoßen, dem Weſen nach aber erſt recht lebendig herausgeſtellt.

Die deutſche Sprache des ſpäteren Mittelalters hat der Zuſammenſetzung begreiflich einen größeren Umfang eingeräumt, als die vorhergehende Periode, namentlich das Mittelhochdeutſche, das von ſeiner angeborenen Neigung und Fähigkeit doch nur einen relativ gemäßigten, dann aber auch immer geiſtvollen Gebrauch macht. Dagegen hat die ſpätere Sprache die ungemeine Erweiterung ihres Vorraths an zuſammengeſetzten Worten doch nur theilweiſe dadurch erreicht, daß ſie auf der von der Geſchichte und inneren Conſtruction der Sprache vorgezeichneten Bahn conſequent weiter ging. Ihr Bedürfniß war zu groß, als daß es mit dem vorhandenen Beſtand gedeckt werden konnte. Sie

hat daher die Grenzen, die ihr angestammt waren, nach mehreren Richtungen überschritten. Sie hat sich damit allerdings eine ganz unverhältnißmäßige Bereicherung verschafft, aber was auf der einen Seite die Mannigfaltigkeit ihrer Darstellungs-Mittel gewann, verlor auf der andern Seite häufig die Anschaulichkeit und klare Plastik derselben und in den meisten Fällen litt darunter die sinnliche Schönheit, die freilich dieser späteren Zeit so viel wie nichts galt.

In diesem eben im allgemeinen characterisirten Gebahren verdient die immer rückhaltloser wuchernde Neigung zu mehrgliedrigen Zusammensetzungen die erste Stelle. Auch die frühere Sprache hatte solche in großer Zahl gehabt, wenn man nur auf die äußere Form, und nicht auf die innere Lebensbedingung ihrer Worte sieht. Ein erbarm-herzig, ein gelichgevar, das eine aus drei, das andere aus vier Gliedern bestehend, sind doch der Geltung ihrer einzelnen Theile nach zweigliedrige Compositа und die Sprache ist nur in den seltensten Fällen zu wirklich mehr als zweigliedrigen, drei oder gar viergliedrigen vorgeschritten. Es mußte sie schon die Rücksicht auf die dann entstehenden Betonungsschwierigkeiten abhalten, wenn es nicht andere aus ihrem ästhetischen Feingefühl stammende gethan hätten. Denn in Fällen wie hóubetmànschaft, hóubetmìssetàt, fiel die lautgesetzmäßige Betonungsweise mit der vom Sinne geforderten zusammen, aber sobald Fälle eintraten, wo es anders stand, war es immer störend für die Sprache. Denn ein Hóchzeitleùt, oder ein Ámposzstòck erzeugten eine Betonung, die zwar durch das relative Gewicht der Bedeutung unerläßlich, aber doch viel mehr als etwa in Ábendmùos und dergl. der natürlichen Rhythmik des deutschen Wortes und Satzes zuwiderlief. Daß aber durch die immer weiter um sich greifende Belastung der Sprache mit drei und

mehrgliedrigen neuen Zusammensetzungen die schon vorhandenen älteren zweigliedrigen in eine etwas zurückgeschobene Stellung geriethen, ist begreiflich. Das Gefühl für das selbständige Leben der einzelnen Theile und in sofern auch die eigentliche Fülle ihres Gesammtinhalts blieb nur da lebhaft, wo eine ganz energische, möglichst sinnenfällige Gegenständlichkeit des Begriffes das zweite Wort schützte; denn dies war natürlich der Abschwächung mehr als das erste, oder jetzt im Gegensatz zu dem ersten, so weit es nicht seines Tones verlustig gegangen, ganz allein ausgesetzt, eben wegen der auch hier eingreifenden Neigung der Sprache, alle Nebentonsilben als indifferent in der Form und damit auch bis zu einer gewissen Grenze im Inhalt zu betrachten. Umgekehrt, wie das Bestreben den Tiefton gewisser Ableitungssilben festzuhalten, diesen zu einer, wenigstens relativ im Vergleich mit ihren anderen Genossen, erhöhten Lebensthätigkeit verholfen hatte, entwickelte sich jetzt leicht aus dem Tiefton, der in der Zusammensetzung den Hochton des selbständigen Wortes vertrat, eine beinahe völlige Tonentziehung solcher zweiten Glieder von Zusammensetzungen, wenn sie auch durch ihren Lautwerth sehr wohl zur Hegung des Tones geeignet waren. Denn die Substantiva heit, schaft, tum, die Abject. baere, oder jetzt schon allgemein bar, haft, lich, das sehr selten dem alten lich durch ein neues leich ganz gleichwerthig zu bleiben versuchte, gewöhnlich aber mit der verkürzten Form sich begnügte, und sam haben ihre gegen das erste Glied des Wortes so ganz verhallende Bedeutung zuletzt doch nur von dieser in der Geschichte unserer Sprache so tief begründeten Neigung. Sobald die mehr oder minder abstracte oder der kräftigen Individualisirung entbehrende Bedeutung eines Wortes sich damit verband, wie hier in heit, schaft, tum die des Zustandes im allgemeinen, oder in den genannten Adjectiven baere, der

Veranlassung, in haft des mit etwas Individuellem Behaftetseins, in lich die äußere oder innere, nähere oder fernere Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung u. s. w., war das Bild der wahren Zusammensetzung zerstört und auf anderem Wege, jedenfalls aber in sehr schwerfälliger Weise, nichts weiter als eine Ableitung gegeben. Wirklich lassen sich aus der früheren Sprache für alle diese Compositionen gleichwerthige eigentliche Ableitungen auffinden, die völlig dieselbe Function hatten, aber der Zusammensetzung Platz machen mußten, weil ihre äußere Lautform sie zu wenig ins Ohr fallen ließ.

Die Sprache aber schaffte sich für diesen unläugbaren Verlust an wirklichen Zusammensetzungen d. h. solchen, in denen sie selbst, wie sie es begehrte, aus dem neuen Begriffswort noch die ursprünglichen Stammworte heraushörte und fühlte, einen Ersatz. Sie that es durch möglichst weite Eingriffe in das Gebiet der Flexion. Eine Menge früher selbständiger Casusverhältnisse, die in mehreren Worten ausgedrückt waren, wurde jetzt zu einem Einzelworte im Satze. Noch das Mittelhochdeutsche hatte in Wendungen wie ein küneges sun, den Genetiv küneges vollständig von dem ihn regierenden Substantiv getrennt gehalten, nur je nach der Beziehung, die die Sprache dahinein legen wollte, den trennenden Raum für das Gefühl bald schmäler bald breiter erscheinen lassen, so daß die Worte entweder so viel wie unser ein Königssohn oder eines Königs Sohn bedeuten konnten. Jetzt gab die Sprache dieses zarte Verfahren auf und rechnete in jedem Fall wo ein abhängiger Casus durch Einfügung zwischen das regierende Wort und dessen Zubehör in Artikel oder bestimmenden Adjectiven zu stehen kam, ihn als erstes Glied einer wirklichen Composition, so daß sich die einst so mäßige Zahl solcher wie rinder-hirte,

wo noch früher ebenso gut rinder als Genetiv Plural frei zutreten konnte, windesbrūt, sumeresztt, vürstendienest ins unendliche vermehrt und nur da noch die Selbständigkeit des voranstehenden Wortes gewahrt ist, wo es durch den Zusatz eines Artikels oder attributiven Adjectivs gleichsam einen Gegendruck erhält. Doch ist ebendeshalb eine solche Fügung der Sprache im Ganzen, wo sie sich in voller Natürlichkeit bewegt, sehr viel weniger genehm als das Zusammenschweißen mit dem regierenden Nomen, also des sumers oder sommers zeit nicht so mundgerecht wie die sommerszeit u. s. w.

Dieser mächtige Zug, die Mehrzahl aller so sehr häufig erscheinenden vorgestellten Genetive in wirkliche Zusammensetzungen zu verwandeln, mußte überall da sich nicht recht befriedigt sehen, wo die genetivische Form selbst undeutlich geworden wäre. Seitdem der Genetiv von Worten auf unge oder ung, heit, schaft, überhaupt bei allen Femininen mit Ausnahme derer, die noch ihre schwachen Formen — frauwe Genetiv frauwen — richtig bewahrt hatten, mit dem Nominativ so ganz zusammengefallen war, konnte man keine genetivischen Composita davon bilden und doch strebte die verständige oder auf Deutlichkeit gerichtete Sprachauffassung der Zeit wo möglich alle Composita von Substantiven durch Anlehnung an das genetivische Verhältniß sich klar zu machen. Deshalb wurde in den meisten Fällen, wo Feminina mit andern Nominibus eine Zusammensetzung eingingen, auf die der Begriff des Genetivs übertragen werden konnte, auch das energischste Kennzeichen desselben, das s, obgleich es eigentlich nur dem Masculinum oder Neutrum gebührte, angefügt und so entstanden seit dem 14. Jahrhundert zuerst in Mitteldeutschland die Composita mit unges oder ungs — innungesmeister, ladungsbriefe,

warnungsspiegel u. ſ. w., denen ſich dann die freiheitsbriefe, weisheitsweg u. ſ. w. anſchloſſen. —

Doch läßt ſich nicht verkennen, daß die einigermaßen gebildete Sprache dieſe unorganiſchen und nicht einmal bequemen Formen noch mit einiger Zurückhaltung behandelte, obwohl auch ſie ſie nicht ganz von ſich ferne halten konnte.

Dritte Abtheilung.

Erſtes Capitel.

Der deutſche Wortvorrath.

Die Geſchichte der Ableitung und Wortzuſammenſetzung iſt, wie leicht zu erſehen, ein Hauptſtück in der Geſchichte des Sprachmaterials, wenn man es als Sammlung der im Gebrauch befindlichen einzelnen Wörter betrachtet. Es iſt durch beide Arten der Wortbildung nicht bloß eine Veränderung der lautlichen Formen, die ein früherer Sprachſtand zeigte, geſchehen, ſondern die auf ſolche Art auch nur aus dem altvorhandenen Sprachvorrath gezogenen Neubildungen führten der Sprache in den meiſten Fällen auch neue Begriffe und Vorſtellungen zu, die für neue Wörter gelten konnten. Manches davon, was der ſpäteren Sprache im Verhältniß zu der früheren eigenthümliche Färbung giebt, iſt ſchon berührt worden, hier ſei nur zuſammenfaſſend daran erinnert, daß die ſpätere Sprache mit ausgeſprochener Vorliebe ſich den abſtracten Bildungen zuwandte, die früher wohl auch einzeln im Gebrauch waren, aber doch niemals ſich in den Vordergrund drängen durften. Die zahlloſen neugeſchaffenen Wörter mit -unge, ung; nisze, niss; die völlige Verflüchtigung der einſtmaligen Bedeutung in den Endbeſtandtheilen der Zuſammenſetzungen mit -heit, schaft,

tum und dergl. ſind ſehr auffällige Symptome davon. Es läßt ſich allerdings nachweiſen, daß nicht die ganze Sprache auf gleiche Weiſe damit durchſetzt iſt, daß ſie von einer beſtimmten Richtung der Literatur gepflegt und in dieſer, der gelehrten und moraliſirenden, gewöhnlich in unmittelbarer Anlehung an ihre lateiniſchen Vorbilder der heimiſchen Sprache zugeführt worden ſind und daß doch nur ein kleiner Theil davon ſofort in die eigentlich lebende Sprache auch des ſchriftlichen Gebrauchs einzudringen vermochte. Inſofern darf man die aus ſolcher Quelle ſtammende Bereicherung des deutſchen Wörterbuchs nicht zu hoch anſchlagen, ſo wenig wie die unter ähnlichen Verhältniſſen in der Zeit der althochdeutſchen Ueberſetzungs- und Aneignungsliteratur erfolgte. Aber man darf ſie auch nicht zu abſchätzig behandeln. Denn einmal zeigt ſich doch in allen ſolchen Bildungen der allgemeine Sprachgeiſt der Zeit, auch wenn ſie nur ein Einzelner wagt oder wenn ſie nur für die gemacht oder recht verſtändlich ſind, welche eine beſtimmte Summe gelehrten Wiſſens, namentlich lateiniſcher Sprachkenntniſſe beſitzen. Dann konnte es aber auch nicht fehlen, daß nach und nach immer mehrere ſolcher Wörter ihre Excluſivität abſtreiften und ſich populariſirten. Wenn man z. B. die verwickelte Geſchichte von Worten wie innec-heit, innekeit oder miteleidunge, die um 1500 einen ſo breiten Raum in der lebenden Sprache einnehmen, mit Aufmerkſamkeit verfolgt, ſieht man wie das eigentlich Prägnante dieſer Begriffe, die wir heute noch ungefähr ebenſo damit verbinden — Innigkeit aber auch Innerlichkeit, und Mitleiden — von einem ganz engen Kreiſe, von der Schulſprache unſerer ſogenannten Myſtiker des 13. und 14. Jahrhunderts ausgegangen iſt, welche den der Sprache ſonſt geläufigen Einzelworten in der Zuſammenfügung einen ganz neuen Sinn unterlegten. Nur ſie und ihres Gleichen fühlten

zuerſt ihre eigentliche Bedeutung, aber weil damit ein Bedürfniß der Sprache oder des geſammten Volksgeiſtes getroffen war, verbreiteten ſie ſich bis in das gewöhnliche Leben, wo ſie im wahren Sinn des Wortes eine Lücke ausfüllten. Denn hier galt es eine wirkliche Begriffsneuſchöpfung, nicht den Ausdruck eines ſchon vorhandenen Begriffs durch ein neues Wort, wie in anderen Fällen, wo das alte Wort durch irgend welche mitunter offenkundige, mitunter verborgene Urſachen der Sprache unbequem oder verdunkelt worden war. So iſt z. B. das mittelhochdeutſche ābunst, āgunst ſpäter durch abgunst erſetzt worden, das gerade ſo viel wie jene beſagte. Aber ſeine Bildung aus abe, ab, und gunst war einer Zeit deutlicher, die in ābunst und āgunst den erſten Theil der Zuſammenſetzung, die Partikel ā, nicht mehr verſtand und ſich daher entweder aller damit gebildeter Wörter, wie āgez, ākōsen, ākust, āleibe ꝛc. ganz entledigte — nur das häufigſte von allen āmaht, Mangel an Kraft, leiſtete Widerſtand — oder den zweiten Theil der in den meiſten Fällen noch immer curſirendes Sprachgut war, beibehielt und durch den Zuſatz eines verſtändlicheren erſten Wortes ſicherte. War das zweite Wort ſelbſt wie in bunst veraltet, ſo mußte auch dies fallen und ſo trat nun das eine abgunst an die Stelle der zwei älteren, wie gunst ſelbſt bunst und das einfachere anst verdrängt hatte.

Nicht in jedem Falle iſt es ſo leicht, die Urſache des Untergangs und der Neubildung zu entdecken, obgleich man überall als leitenden Grundſatz dieſelben Motive feſthalten muß. Wo der Sprache durch den geſchehenen oder drohenden Untergang eines Wortes ein wirklicher Mangel fühlbar wurde, da war ſie ſofort bei der Hand ihn zu erſetzen, gerade ſo wie ſie Worte, die durch eine veränderte Richtung des Denkens oder der ganzen Lebenshaltung der Zeit unverſtändlich und inſo-

fern überflüſſig wurden, entweder ganz aufgab, oder ihnen eine neue Bedeutung einprägte. Das erſte geſchah dann, wenn das Wort von einer früheren Culturperiode gleichſam ganz aufgeſogen, von ihrer Individualität ſo völlig durchdrungen war, daß es eben nur in und mit ihr und nur als das was es ein und für allemal vorſtellte, zu exiſtiren vermochte. So etwa das einſt ſo populäre Adjectiv balt, deſſen eigenthümlich heroiſch-romantiſche Färbung des Begriffes „kühn, ſtreitmuthig" ein für allemal mit der Vergangenheit verwachſen war. Auch im 14. und 15. Jahrhundert gab es tapfere und kühne Männer genug, aber die Bezeichnung balt paßte doch nicht mehr auf ſie, ſondern ganz nur auf die Helden unſeres volksthümlich-romantiſchen Epos, auf Sigfrid, Dietrich, weniger auf die ritterlichen Ideale eines Parzival, oder ſelbſt eines Kaiſer Karl. Die ſpätere Zeit fühlte nur eine Bedeutung aus dem ihr undurchſichtigen Kerne des Wortes heraus, die der Schnelligkeit, der Vordringlichkeit und auch dieſe würde ſie vergeſſen haben, wäre nicht das Adverbium balde, balt, ſchon länger von der Sprache gerade nach dieſer Richtung freier und dadurch lebenskräftiger ausgebildet worden. Oder ein anderer nahe daran ſtreifender und gleichſam wahlverwandter Begriff, ellen, der eigentliche Schlachten- oder Kampfesmuth, oder wic, und davon wigant, aus dem Participium zum Subſtantiv erhoben, worin das allgemeine Bild des Kampfes und Kämpfers eine ſo ſpecifiſche Färbung erhalten hatte, daß eine andere Zeit mit ihrer veränderten Kampfesweiſe, und noch mehr mit ihrer veränderten Gemüthsſtimmung beim Kampfe damit nichts anfangen konnte.

Dies Schickſal traf aber doch verhältnißmäßig nicht viel Wörter. Namentlich, wenn man alle deutſchen Mundarten zuſammenhält, wie ſie ihren eigenthümlichen Sprachſchatz in der Literatur niederlegten, oder, wenn es möglich wäre, das zu überſchauen,

was noch in ihnen lebte, aber zufällig oder vorsätzlich nicht zur literarischen Verwendung gelangt ist, würde sich die Zahl derjenigen Worte, die man in einer gewissen Zeit wirklich untergegangen oder ausgestorben nennen darf, sehr beschränken. Es gilt auch hier einen gewissen mittleren und dadurch einigermaßen allgemein gültigen Durchschnitt der Sprache festzuhalten, der aber am Ende des Mittelalters wie unsere ganze bisherige Darstellung gezeigt hat, viel weniger Greifbarkeit als etwa in der mittelhochdeutschen Periode oder in der heutigen Sprache hat. Im 13. Jahrhundert sind Wörter wie barn, das Kind, berht, glänzend, blîde, freundlich, broede, gebrechlich, brogen, sich in die Höhe richten, degen der Kriegsmann, diesen nachziehen, donen in schmerzlicher Bewegung sein, dürkel durchbohrt, durnehte, vollständig ꝛc., ebenso allgemein gebräuchlich wie im 15. Jahrhundert fast verklungen. Alle diese Wörter gehören nicht zu denen, die durch einen besonders starken cultur- oder sittengeschichtlichen Verbrauch gleichsam aufgezehrt worden sind: sie bezeichnen ohne Ausnahme Vorstellungen, die wegen ihrer relativen Allgemeingültigkeit für alle Zeiten, sollte man denken, in demselben Worte hätten gegeben werden können. Wenn nun auch in jedem einzelnen Falle es schwer ist den Grund für ihr unläugbares Zurücktreten heraus zu finden, so liegt er doch manchmal nicht so tief versteckt. Einige, wie barn, berht, broede, degen, durnehte, sind selbst im Mittelhochdeutschen nicht eigentlich mehr volksthümlich oder in dem Sinne, wie es für die spätere Sprache gilt, lebendig zu nennen. Sie stehen freilich nicht bloß in den Büchern und cursiren nicht bloß als Münze unter den Buchgelehrten oder Schreib- und Lesekundigen. Sie sind wenn auch nicht gerade in der gebildeten Umgangssprache der Zeit zu finden, doch in der jedem Gebildeten wohlbekannten Sprache des höheren künstlerischen

Ausdrucks und Stils, die man sehr scharf von einer bloßen Bücherſprache ſcheiden muß. Mit dem Verklingen dieſer Kunſtſprache haben ſie ſelbſt ihren Boden verloren. Noch weiter zurück, in der althochdeutſchen oder urdeutſchen Periode, darf man ſie als Gemeingut der geſammten deutſchen Volksſprache anſehen. Von dieſer Höhe ſind ſie dann ſchon in der Folgezeit zu der Stellung etwas alterthümlich gefärbter, aber eben deshalb der Poeſie ſehr wohl anſtehender Ausdrücke herabgeſunken, wenn man den Standpunkt der eigentlich lebenden Sprache als den maßgebenden gelten läßt. Später, wo die literariſche Tradition ſtockte oder nur als eine bloße Formel weiter fortgeführt wurde, ſind ſie in einzelne Mundarten zurückgeworfen, wo ſie noch lange, aber meiſt unbemerkt ihr Daſein friſteten. Selbſt die Schriftſteller, die ſonſt das Gepräge ihrer Mundart am eigenſinnigſten zur Schau tragen, haben doch ſolche Wörter in der Schrift möglichſt vermieden, weil ſie auch bei ihnen nur in einem Winkel der Volksſprache, aber nicht auf ihrer breiten Oberfläche lebten.

In einigen Fällen ſind es rein lautliche Verhältniſſe, die die neuere Sprache bewegten ſich gewiſſer gleichklingender Wörter möglichſt zu entäußern. Das Mittelhochdeutſche hatte noch ein bern geſchriebenes Wort in den allerverſchiedenſten Bedeutungen unbedenklich verwandt, einmal weil der Stammvocal ſelbſt in ſeiner fein begrenzten doppelten Möglichkeit der Ausſprache, als ſogenanntes offenes oder als geſchloſſenes e, eine lautliche Sonderung ergab, die ſpäter, wo die Schärfe der Ausſprache offenbar ſich abſtumpfte, nicht mehr ſo gefühlt werden konnte oder ſelbſt, wenn ſie fortbeſtand, doch von dem gröberen Ohr nicht mehr als genügend empfunden wurde. Dann beſaß aber auch die ältere Sprache eine viel lebhaftere Beweglichkeit und Empfänglichkeit der Phantaſie und dadurch

wurde es ihr eher möglich, aus dem Zuſammenhang heraus allen Mißverſtändniſſen der iſolirt aufgegriffenen oder von der Reflexion iſolirten Form vorzubeugen. Man hörte alſo ohne Verwirrung aus bern mit dem geſchloſſenen e entweder das althochdeutſche beran, das ſtarke Verbum „hervorbringen", oder das althochdeutſche berin, beron ꝛc., d. h. alle Caſus des Subſtantivs bero „Bär", oder mit offenem e, den Dativ Plural von althd. beri „Beere", oder eine abgeleitete Verbalform — althd. berjan, „ſchlagen" heraus. Die neuere Sprache beſeitigte wenigſtens zwei dieſer Wörter, je eins mit dem offenen und geſchloſſenen e, bern hervorbringen und bern, ſchlagen und trennte ber oder wie es bald häufiger nach der Ausſprache geſchrieben wurde, in der ſich das urſprüngliche Verhältniß des offenen und geſchloſſenen e gerade umgekehrt zu haben ſcheint, bär, oder um die Verlängerung zu bezeichnen, bähr von ber, die Beere, noch dadurch, daß ſie dieſes aus dem ſächlichen Genus in das weibliche verſetzte, wie es ihr mundartlich die ältere Sprache ſchon vorgethan hatte. Damit war dies letztere Wort von einem andern jetzt gleichklingenden, früher aber durch ſcharfen metriſchen Unterſchied davon getrennten, von dem Worte bēr, Eber, fern gehalten, freilich aber auch deſſen ſpäter erfolgter Zuſammenfall mit dem andern Subſtantiv Bär vorbereitet, oder wenn der Verſtand nun daran wieder Anſtoß nahm, ſo war das eines dieſer Wörter zum Untergang beſtimmt. Er hat in der Schriftſprache das erſte getroffen, weil dafür ſchon zur Noth in dem ſynonymen Wort Eber ein Erſatz gegeben war. Die beiden Verba aber konnte ſie miſſen, weil ſie neben bern „hervorbringen" ſchon lange ein zuſammengeſetztes, durch ge in ſeiner Bedeutung verſtärktes gebern „gebähren" in Gebrauch hatte und für den Begriff des Schlagens ihr beſonders aus den Mundarten eine Menge von Ausdrücken zu Gebote ſtanden.

Daß neben bēr auch noch ein bēr, oder richtiger bēre existirte, umgebildet, wohl aus dem lateinischen pera, Sack, ein Geräthe für die Fischerei, eine Reuse, konnte das Mittelhochdeutsche gleichfalls besser als die spätere Sprache ertragen, weshalb denn auch diese es entweder ganz aufgegeben, oder mit bēr und ber d. h. ihrem „Bär" zusammengeworfen hat.

Die spätere Sprache ist in ihrem Wortvorrath häufig durch eines ihrer durchgreifenden Lautgesetze in solche Verlegenheiten gesetzt worden. Schon in dem eben besprochenen Fall sehen wir, wie die Verlängerung des betonten Vocales ursprünglich ganz verschieden quantitirte Wörter zusammengebracht hat. Mochte das e im mittelhochdeutschen ber ausgesprochen werden wie es wollte, es konnte nicht mit ē in bēr oder bēre verwechselt werden. Aber wenn die Sprache in allen Fällen ein solches Zusammenfallen der Quantität als ein unübersteigliches Hinderniß der Verständlichkeit hätte betrachten wollen, so hätte sie sich vieler tausende ihrer gebräuchlichsten Wörter entäußern müssen und dazu hatte sie gewöhnlich keine Neigung, um so weniger, als der Vorgang der Lautverlängerung ja nicht auf einmal, sondern ganz unmerklich eingetreten war. Zieht man den Durchschnitt von 1500 und vergleicht ihn mit dem von 1200, dann ist der Gegensatz so stark, daß er zu den wesentlichsten Charakterzügen des einen und des andern Sprachstandes gehört. Aber am Ende des 13. Jahrhunderts und noch im 14. sind Wörter wie wār zu wār entschieden noch nicht völlig in der Quantität zusammengefallen und eben dadurch auch der Anstoß der dadurch gegeben werden konnte, für uns, nicht für damals vorhanden. Daß die Schrift, als sie einmal darauf aufmerksam wurde, und die Deutlichkeit für das Auge durch genaue Trennung ihrer Formen zu bezeichnen bestrebt war, was gegen das Ende des 15. Jahrhundert ersichtlich ihr Be-

ſtreben iſt, alle in ihrem Bereiche liegende Auswege einſchlug, bezeugt nur, wie ſehr die Schreiber dieſer Zeit ſchon mehr und mehr unter die Herrſchaft der iſolirenden Reflexion und zugleich des Buchſtabens gerathen waren. Aber nicht einmal für den bloßen Leſer wurde damit etwas erreicht, weil alles Syſtem und alle Conſequenz fehlte; denn wenn der eine das verlängerte ē im mittelhochdeutſchen mer mit ee, der andere mit eh gab, während dieſelben oder wieder andere das Mittelhochdeutſche mēr, auch bald meer, bald mehr ſchrieben, ſo wuchs dadurch nur die Verwirrung für das Auge.

Die andere Weiſe, die Excluſivität der Bedeutung einer früheren Culturperiode zu ignoriren und ein Wort in ſeiner Lebendigkeit fortzuerhalten, indem man entweder auf die urſprüngliche Fülle ſeines Begriffes zurückging und es ſonach in allgemeinerem Sinne verwandte, oder indem man an Stelle des einen Charakterzugs einen anderen treten ließ, welcher der Zeit und ihren Bedürfniſſen mehr zuſagte, hat ſehr viele der hervorragendſten oder typiſchen Beſtandttheile des mittelhochdeutſchen Sprachſchatzes betroffen. Man kann im allgemeinen ſagen, daß ſich die innere Auflöſung des ritterlichen Idealismus nirgend anders ſo deutlich als an dieſer Umſchmelzung ſeiner Sprache ſpiegelt. Aeußere Formen des Ritterthums mochten zwar immer noch fortbeſtehen, und ſo ſind denn auch die Namen für dieſelben unverändert von der Vergangenheit übernommen worden, wie z. B. die Turnierkunſtworte des 13. und 15. Jahrhunderts meiſt dieſelben ſind. Kam eine neue Mode auf, ſo forderte ſie natürlich auch eine neue Bezeichnung; vor der Mitte des 15. Jahrhunderts konnte kein Rüſtungsſtück krebesz (oder krebs) oder kürisz heißen, weil es vorher keines von dieſer beſonderen Form gab, aber gegen die Maſſe des Feſtgehaltenen iſt das Verlorene oder Neue in

dieſem Bezirke doch nur ſehr unſcheinbar. Anders aber in dem, was ſich auf das innere Leben, die Gemüthsſtimmung, Denkungsart, Weltanſchauung bezieht. Auch im 15. Jahrhundert betrachtete man höveſcheit und dörperheit, māze und unmâze, milte und unmilte, saelde und unsaelde, tugent und untugent, vuoge und unvuoge, wīsheit und tumpheit, zuht und unzuht als die Grundpfeiler der ſittlichen Werthſchätzung, aber nicht mehr in der Begriffsfüllung oder Beſchränkung, die ſie einſt, 300 Jahre früher, zu Grundpfeilern der damaligen ſittlichen Bildung gemacht hatte. Auf das Einzelne eingehen, hieße mehrere der hauptſächlichſten und inhaltreichſten Grundzüge des Seelenlebens und der ſittengeſchichtlichen Entwickelung der deutſchen Nation vom Mittelalter bis zur Neuzeit im einzelnen verfolgen, daher hier nur einige Andeutungen: māze, milte, saelde und unsaelde, tugent, wīsheit etc. ſind der ſpäteren Zeit ebenſo ſehr ihres conventionellen Typus von 1200 entkleidet, wie ſie eine lebendig gefühlte Wirkungskraft auf das Gemüth durch die Phantaſie verloren haben. Sie ſind verſtändiger aber auch kälter geworden. Wenn unſere mittelhochdeutſchen Dichter alle dieſe Begriffe ſo häufig perſonificiren, von einer „Frau Maze, Frau Saelde u. ſ. w. reden, ſo finden wir uns in eine ſolche Allegorie, wofür wir ſie halten, leicht genug, weil wir durch die Vorausſetzungen der modernen und antiken claſſiſchen Stiliſirung daran gewöhnt ſind. Doch dem eigentlichen Mittelalter iſt es keine bloße Allegorie, es redet nicht bloß in poetiſcher Licenz von einem Thor der Saelde, einem Gewande das die Maze zugeſchnitten hat: ſpätere Dichter oder Reimſchmiede mögen es ſo gehalten haben; ihnen iſt die volle Individualität dieſer ethiſchen, überhaupt der meiſten überſinnlichen Begriffe in dem Verhältniß entſchwunden und durch ein bloßes Rechenexempel des verſtändigen Urtheils erſetzt, als

ſie ſelbſt nicht durch ihr Verdienſt, ſondern durch den großen Gang der Geiſtesentwickelung von den zufälligen Schranken jener älteren Auffaſſung befreit worden ſind. Zu einer warm empfundenen Individualität gehört aber nothwendig eine Enge des Spielraums für ihre Auffaſſung oder was daſſelbe iſt eine geſchloſſenes Gepräge der Phyſiognomie, und daß dieſes nur aus dem Innenleben der Zeit ſelbſt, aus dem Glauben, in dem der Menſch in Bezug auf ſich ſelbſt und ſein Verhältniß zu den großen ihn bedingenden Mächten lebt, hergeholt ſein konnte, bedarf keiner Auseinanderſetzung. Daher erklärt es ſich, daß alle ſolche Begriffe in der ſpäteren Sprache und ſetzen wir hinzu in der geſammten neueren, zwar tiefer oder freier und inſofern vergeiſtigter ausſehen, daß die tugent bei einem Moraliſten des 14. und 15. Jahrhunderts ungefähr daſſelbe wie heute, die in der guten That ſich äußernde innere ſittliche Durchbildung bedeutet, während ein Hartmann und ein Wolfram darunter eine der Fertigkeiten verſtanden, durch welche ein in ihrem Sinne gebildeter Mann im praktiſchen Leben ſeine Bildung bewährt, alſo ungefähr ſo viel wie „Tüchtigkeit", daß wisheit und ihr Gegentheil tumpheit im Mittelhochdeutſchen die gereifte Lebenserfahrung und das Gegentheil davon, aber keineswegs das lateiniſche sapientia und stultitia bedeuten, wisheit alſo das was ſpäter und bei uns Klugheit heißt, während das Mittelhochdeutſche kluocheit Feinheit, Zierlichkeit iſt. Aber ſie ſind dadurch auch um ſo vieles verſchwommener, wenn man es ſo nennen will, unpoetiſcher, weil minder individuell menſchlich geworden. Das alte wise konnte ſich ſo ziemlich mit dem ganz concreten, ganz ſinnfälligen Bilde von grîse, alt, decken, womit es häufig zu rhetoriſcher Wirkung verbunden oder vertauſcht wird, tump ebenſo mit dem Bilde junc; das ſpätere wise oder weise, tump oder mittelbeutſch geſchrieben und geſprochen dumb

war viel zu abstract gedacht, um mit solchen sinnlichen Beziehungen etwas zu schaffen zu haben. In jedem Fall sind alle diese Wörter und Begriffe in der späteren Sprache um so viel prosaischer geworden, als die ganze Zeit es im Vergleiche mit der Höhe des mittelalterlichen Lebens ist. —

Eine solche Begriffserweiterung oder Vertiefung hat nicht alle dem umschriebenen Bezirk zugehörigen Wörter betroffen und ihr neues Leben in der Sprache bedingt. Andere sind durch das entgegengesetzte Verfahren gerettet oder lebendig erhalten worden, durch Verengerung ihres ehemaligen Inhaltes. Damit war von selbst ein späteres Heraustreiben der jetzt allein als typisch gefaßten Characterzüge ihrer Physiognomien gegeben und so sehen alle die von diesem Processe betroffenen Wörter in der späteren Sprache schärfer, härter, eckiger, herber aus, ohne daß doch ihre eigentliche Begriffssubstanz sich geändert hätte. Im Hinblick auf die vorige Gruppe mag man auch daran ein Symptom des Alterns der Sprache erkennen.

Wenn das mittelhochdeutsche maget im Gegensatz zu vrouwe ebensowohl die Vorstellung eines jüngeren und darum subordinirten weiblichen Wesens zu einem älteren und darum gebietenden, wie den Gegensatz der Jungfrau zu dem Weibe, Mutter und Gattin ausdrückte, so hat die spätere Sprache nur jenes erste Verhältniß allein herausgegriffen und das andere allmählich ganz zurücktreten lassen. Nur in alterthümlicher Feierlichkeit mochte im 15. Jahrhundert die heilige Jungfrau oder sonst wer noch als Magd bezeichnet werden, im gewöhnlichen Leben ist aus der Magd schon eine Dienerin, das weibliche Seitenstück zu knecht geworden, das eine ähnliche Begriffswandelung erlebt hat. Denn im 13. Jahrhundert noch verstand und braucht man die Formel „ir guoten knehte“ ganz synonym, nur lebhafter und gemüthlicher gefärbt mit „ir guoten ritter

oder riter. Die alte Grundanſchauung der friſchen Männlichkeit und Manneskraft in dem Worte kneht ſchlug damals noch immer durch, obgleich daneben ſchon der Gegenſatz zwiſchen dem jüngeren und älteren, dem dienenden und gebietenden Mann ſich darin entfaltet hatte. Denn kneht hieß auch damals ſchon jeder in Dienſtverhältniß ſtehende Mann, von dem ländlichen Arbeiter hinter dem Pfluge oder im Stalle bis hinauf zu den edelgebornen Dienern der hoch und höchſtgebornen Ritter und Fürſten. Als man neben dieſer elaſtiſchen Bezeichnung die feſtere: edelkneht einzuführen begann, da war es ein Zeichen, daß ſich die Sprache um eine ſchärfere Begrenzung eines ihr unentbehrlichen Wortes bemühte. Es geſchah zu derſelben Zeit, wo der Standesunterſchied nach dem Blute und Berufe, auf den das Ritterthum gegründet war, innerlich zerbröckelte, weil ſeine eigentliche Seele entwich, aber äußerlich in deſto ſtarrerer Formelhaftigkeit ſich heraustrieb. Nun genügte auch bald nicht mehr das neugewonnene edelkneht, weil der Verein beider Begriffe dem trockenen Verſtand zu widerſprechen ſchien: es wurde das freilich ſchon lange daneben gebräuchliche juncherre, junker, an die Stelle geſetzt, wenn der ritterbürtige, alſo zu der höchſten Ehre geborene, Mann, der aber noch nicht durch das Ceremoniell der feierlichen Ritterweihe, was wir jetzt ſehr wenig ſtilgemäß Ritterſchlag nennen, den Rittername ſelbſt empfangen hatte, bezeichnet werden ſollte. Ob er jung oder alt war, that nichts zur Sache: tauſende und aber tauſende von juncherren ſind grau geworden, ohne je ritter zu werden. Es kam nur auf das — herre ſein an, um ja nicht über den Stand irgend einen Zweifel zu laſſen. Wollte man das dienende Verhältniß bezeichnen, ſo bot ſich dafür das gleichfalls althergebrachte knappe dar, eigentlich eine Nebenform von knabe, deſſen techniſche Bedeutung etwa unſerem jetzigen „Page“ ent-

ſprach, das erſt im 16. Jahrhundert aufkam. Aber ſoweit man auch den Begriff dieſes knappe oder knapp dehnte, niemals ließ man es in die Sphäre wieder eingreifen, in welcher knecht im neueren Sinne galt. Man konnte wohl noch immer beide Wörter für ſynonym halten, aber nur inſofern, als man in kneht den Gegenſatz zu herre betonte. Sobald man die Standesverhältniſſe und die ſociale Stellung bedachte, war knappe abſolut unverwendbar für den unterſten Stand, die Bauerſchaft, und nur mißbräuchlich, aber eben darum mit ſteigender Vorliebe von dem dritten Stande, dem bürgerlichen Handwerke mit in Beſchlag genommen, gerade ſo wie ſich das wachſende Selbſtgefühl dieſer Klaſſe in der Uſurpation des noch viel vornehmeren Ausdrucks „geselle“ für ihre dienenden Gehilfen kund giebt. In knappe fühlte man jetzt, immer die Beziehung auf das Waffenrecht oder die Wehrhaftigkeit durch und nur weil der dritte Stand dieſe auch für ſich beanſpruchte, mochte er ſeine Angehörigen, gerade ſo wie die eigentlich reiſigen um Sold oder um Ehre dienenden Männer jüngeren und höheren Alters, geringeren oder vornehmeren Herkommens auch knappen nennen: ein knecht dagegen führte nur mißbräuchlich eine der ſtilgemäßen Waffen der Zeit, allenfalls ſeinen Bauern- oder Knebelſpieß und ſein Schlachtmeſſer, aber nicht die Lanze, das Schwert, oder die Handbüchſe, bis die landesknechte wenigſtens die militäriſche Ehre des Wortes wieder herſtellten.

Neben dem ſpäteren Begriffe von knecht konnte und mußte auch das Wort schalc ſeine bis dahin ſchwankende Bedeutung fixiren. Einſt der unfreie Diener oder knecht im neueren Sinne, hatte es ſchon frühe eine herabwürdigende Bedeutung, die ſehr ſelten unſer heutiges „Schalk“ iſt, angenommen. In unſeren Fremdwort „ſervil“ aus dem lat.

servus, das dem alten schalc ungefähr gleicht, ist beinahe das enthalten, was sich schon im 13. Jahrhundert an schalc gewöhnlich ansetzte. Im 14. und 15. Jahrhundert ist es niemals mehr ein Knecht, außer etwa in übertragener Bedeutung pfannen schalc, wie es auch einen „Stiefelknecht" giebt, sondern immer ein nichtsnutziger Mensch und der „schalkknecht" Luthers ist schon völlig vorbereitet. Verengte sich so der Begriff knecht, so blieb doch dem Deminutiv knechtechin oder knechtichen, nach späterer mittelbeutscher Form, viel weniger dem oberdeutschen knechtlin oder knechtlein, die Urkraft noch eine Zeitlang: es hieß noch immer ein Kind männliches Geschlechtes ohne Rücksicht auf Stand und Beruf, also dasselbe wie das nunmehr ganz unverständlich gewordene: degenkint, dem der Untergang des Wortes degen waffentragender Dienstmann (ministerialis), Ritter, gleichfalls das Ende brachte. Denn unter degen, einem neuimportirten französ. Worte, würde man schon im 15. Jahrhundert nur den heutigen Begriff, das zum Stoß eingerichtete Schwert oder Schlachtmesser, verstanden haben. Als aber auch das Deminutiv knechtichen bedenklich wurde, je mehr sich die Individualität des Stammwortes vergröberte oder befestigte, mußte jenes „knabe" sammt seinen Weiterbildungen als Ersatz dafür eintreten. Seinen technischen Sinn hatte es verloren, war also wieder der Sprache zu freier Verfügung gestellt. Für jenen trat, wie wir sahen, entweder knappe ein oder juncherrelin, ehe noch Page auf kam.

Zurückgreifend auf die parallelen Bezeichnungen für das weibliche Geschlecht zog das Herabsinken oder die Verengerung des Wortes maget zunächst ein anderes aus seiner bisherigen Stelle, das Wort juncvrouwe. Mittelhochdeutsch ist damit nichts weiter gemeint, als das Standesverhältniß und die geschlechtliche Beziehung, ob verheirathet oder nicht, ganz unberührt.

Eine juncvrouwe kann verheirathet und unverheirathet sein. Ist sie nur dem Alter nach oder in ihrem persönlichen Verhältniß zu ihren nächsten Angehörigen junc und nach ihrer Stellung im Hause oder in der Gesellschaft vrouwe d. h. nicht zum Dienen, sondern zum Herrschen geboren, wenn sie auch bei einer noch Vornehmeren ein subordinirtes Verhältniß einnimmt, so heißt sie juncvrouwe, gerade so wie auch ein juncherre ein Knappe eines Ritters sein kann, obgleich er in seiner Wiege den Anspruch, auch einmal Ritter oder herre zu werden, mitbringt. Jetzt aber, wo juncvrouwe für maget eintreten muß, zieht es sich ganz aus dieser Begriffssphäre zurück und das geschlechtliche Moment wird das alleinherrschende: juncvrouwe des 15. Jahrhunderts ist dasselbe was maget des 13ten, wenn es damals in prägnantem Sinne gebraucht wurde, um den Gegensatz zwischen dem lateinischen virgo und uxor, wofür jetzt frauwe gilt, auszudrücken. Aller Nachdruck liegt jetzt auf dem in dieser Beziehung doch gleichgültigen junc — das in der früheren Verwendung einen so ganz andern Sinn hatte. Noch im 13. Jahrhundert konnte natürlich auch jede Jungfrau in dem späteren Wortsinn mit vrouwe angeredet werden, um ihr die gebührende Standesehre zu erweisen; das erhielt sich nur noch als ein vereinzelter Archaismus in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters. Wollte man jetzt das passende Wort gebrauchen, so konnte es nur juncfrouwe sein. Frouwe dagegen blieb den Verheiratheten, aber um doch auch hier einigermaßen den Standesbegriff zu wahren, wurde später noch die Neubildung Edelfrouwe als wirklicher Titel nicht mehr wie früher als poetisches Epitheton, in Umlauf gebracht, was aber nie recht durchdrang, weil es sehr bald von anderen aus der Fremde geholten und daher noch vornehmeren Titulaturen in Schatten gestellt wurde. Das mittelhochdeutsche

Deminutiv vröuwelîn dagegen ſank jetzt unaufhaltſam immer tiefer: ſchon mittelhochdeutſch hat es hie und da eine bedenkliche Nebenbedeutung, die in den folgenden Jahrhunderten gewöhnlich mehr als bedenklich wird. Jedenfalls konnte weder die vornehme Geburt, noch die Jungfräulichkeit damit bezeichnet werden, ſondern eher das Gegentheil von beiden, während doch das einfache juncfrouwe, wenn auch enger begrenzt, keineswegs herabgewürdigt iſt. Selbſt ein juncvröuwelîn, das daneben und in durchaus unſchuldigem Sinne vorkommt, vermochte ſich bei der Aechtung, die vröuwelîn getroffen hatte, nicht in der Sprache zu halten. — Nach der andern Seite, wo das Wort maget nun ganz als Parallele zu kneht eingetreten war, vollzog ſich eine ähnliche Wandelung. Das dafür vorzugsweiſe gültige Wort mittelhochdeutſch dierne, gewährte der ſpäteren Sprache, wie man zu fühlen glaubt, nicht mehr durch ſeine ſprachgeſchichtlich ſo deutliche Anlehung an ſeine Wurzel die nöthige Stütze. Darum konnte aus ihm die Bedeutung „Dienerin" entſchwinden und dafür die reingeſchlechtliche verbunden mit der Vorſtellung eines untergeordneten, geringgeachteten, verachteten oder verächtlichen Weſens ſchon im 14. Jahrhundert zu dem heutigen „Dirne" entſtellt werden. Daß Mundarten und einzelne Schriftdenkmäler, die entweder archaiſtiſchen oder localen Einflüſſen mehr, als es im Durchſchnitt gewöhnlich iſt, Raum gaben, noch immerzu an der alten, ehrbaren oder indifferenten Wortbedeutung feſthielten, ändert nichts an dem die Sprache beherrſchenden Gefühl. So wurde es faſt ſynonym mit den herbſten und roheſten derartigen Ausdrücken, insbeſondere mit dem damals volksthümlichen und doch noch einigermaßen vor damaligen züchtigen Ohren brauchbaren Metze, das ebendeshalb ſeit dem 15. Jahrhundert mehr und mehr zurück und wieder in ſeine unſchuldige Func-

tion als Deminutiv und Koſeform von Mechtild eintritt, womit freilich nicht, wie gewöhnlich geſchieht, jenes andere metze etymologiſch zuſammengebracht werden darf, ſondern nur in der naiven Volksetymologie zuſammengeworfen wurde. Dieſes metze ſcheint vielmehr — Beſtimmteres läßt ſich nicht erkennen — als herabwürdigendes Deminutiv zu maget mit einer ſelten anders als an Eigennamen verwandten ableitenden Bildung gefaßt werden zu müſſen.

Wie in der eben umriſſenen Wortgruppe ſo ging es in ſehr vielen anderen: ganz ſo iſt das einſtmals hochvornehme Wort minne ſo tief herabgekommen, daß es allmählich ſelbſt aus der gewöhnlichen Sprache entſchwand. Auch hier knüpfte die Sprache an eine ſelbſt in der glänzendſten Prunkzeit des Wortes nicht ganz verwiſchte Beziehung auf das grobſinnliche Element, die zwar durch unzählige leiſe Uebergänge vermittelt, aber zuletzt doch im ſchneidendſten Contraſt zu ſeiner ſublimſten Bedeutung ſtand. Dieſe wurde aufgegeben, weil ſie ſo ganz mit der abgeſchloſſenen Individualität des Seelen- und Phantaſielebens im Hochmittelalter verwachſen war, jene andere blieb allein übrig und trieb ſich in natürlicher Conſequenz zur äußerſten Spitze. So erging es manchem andern damit verwandten Ausdruck, z. B. dem franzöſiſchen einſt hochfeinen amis und amie Geliebter und Geliebte nicht beſſer wie dem deutſchen buole und buolinne; des erſten entledigt ſich die Sprache als eines fremden Ballaſtes völlig, da ſie ja ohnehin mit einheimiſchem auskömmlichen Vorrath für die hier in Frage kommenden Vorſtellungen verſehen war. Oder wenn mhd. hôchmuot und hôchvart, die einſtmals zwiſchen gut und bös unentſchieden geſchwankt, nun ganz entſchieden bös, d. h. eben derb und folgerichtig geſtempelt wurden, ſo daß unſere heutigen Begriffe von Hochmuth, Hoffart und hochfahrend ſich nun aus-

ſchließlich daran ketteten. Oder wenn das gleichfalls ſchwankende mhd. alwaere, in ſeiner härteren Schreibeform alber jetzt ſeine weiche Bedeutung, die etwa unſerm heutigen naiv entſpricht, mit der härteren des gedanken- und urtheilloſen Weſens vertauſchte, oder wenn in frech immer entſchiedener das Vordringliche, Anmaßliche, das dem Begriffe des Wortes von Anfang immanent war, hervortrat, ſo daß freilich im 15. Jahrhundert kein Held mehr lobend der kiusche und der vreche wie einſt der kühne Gahmuret, Parzivals Erzeuger, genannt werden durfte, oder wenn frevel als Subſtantiv und Adjectiv — als letzteres immer mehr veraltend und durch vrevelhaft, vrevellich verſtärkend erſetzt — jetzt nur noch die übermüthige Gewaltthat, nicht mehr den Muth, der zu Gutem und Schlimmem treiben kann, bezeichnet und ſo vieles Andere dieſer Art, wo überall das energiſche, derbe, wenn man will rohe und inſofern gemeinere und ſchlechtere Element an die Stelle des ſchwankenden, weichen und inſofern feineren und edleren ſich in ausſchließenden Beſitz ſetzt. Iſt es ja dem Worte schlecht ſelbſt beinahe ſchon ſo ergangen: noch im Mittelhochdeutſchen halten ſich die erſt lange nachher durch beſondere Wortformen auch dem Laute nach geſchiedenen Bedeutungen ſchlecht und ſchlicht die Wage: im 15. Jahrhundert überwiegt die letztere, freilich ohne die erſtere ganz verdrängen zu können, wie es anderweit ſo oft gelungen war. Aber hier hatte die Sprache noch keinen Erſatz gefunden, und ſo blieb denn auch noch die erſtere daneben, allerdings nur im Winkel ſtehen. —

Wenn hier die Sprache das ſpäter benutzte Hilfsmittel der Lautſpaltung noch nicht ergriff, obgleich es durch die ſchon längſt vorhandenen Subſtantive slehte neben slihte und das Verbum slihten ſo nahe gelegt war, ſo hat ſie es doch hie und da ſchon ſehr frühe verſucht. In knappe und knabe

ist schon ein Fall dieser Art erwähnt; auf dieselbe Weise, durch die immer mehr beliebte Verstärkung des consonantischen Auslautes, mit oder ohne Veränderung des Stammvocals, die wie oben gezeigt wurde, gewöhnlich und eigentlich damit verbunden sein sollte, ist jetzt ritter von riter oder reiter vollständig getrennt, was dem 13. Jahrhundert noch nicht gelungen war, wāpen von wāfen, wo die mittelhochdeutsche feine Sprache den ihr so nahe gelegten Ausweg, die beiden von ihr nebeneinander gebrauchten Formen, die eine niederrheinisch und die andere oberdeutsch, als Wappen und Waffe zu differenziren, doch nicht betreten hatte. Aber als sich das Wappenwesen, einst nur eine ziemlich nebensächliche Arabeske an dem Bilde des Ritterthums, immer mehr in den Vordergrund stellte, da wurde nicht nur wāpen und wāfen getrennt, sondern aus dem einen in offenbar gefühlter Lautsteigerung und Vocalschärfung wappen, während das andere seine geschichtliche Form mit gedehntem ā einstweilen behauptete. Daß so etwas nicht häufiger geschah, verhinderte das Schwanken der Aussprache in den verschiedenen Mundarten, denn während die Oberdeutschen das echtmittelhochdeutsche rabe mit Vorliebe als rapp, rapp.e sprachen, behielten alle Mittelbeutschen den weichen beinahe zum Hauche sich verflüchtigenden Laut, den sie noch immer herkömmlich b schrieben, aber nicht mehr sprachen. So war je nach der Mundart und Schreibung unser Rabe und Rappe doch immer mit einem und demselben Worte bezeichnet, obgleich zwei dafür zu Gebote gestanden hätten, ähnlich wie die heute so weit auseinandergegangenen Begriffe von hübsch und höfisch der Vorstellung des 15. Jahrhunderts zwar schon als sehr große Gegensätze aufgegangen waren, aber durch das mundartliche Hin- und Herschwanken der Formen nicht zur Abklärung gelangten. Im Mittelhochdeutschen gab es allerdings auch schon ein seltenes

und weniger feines hübesch neben dem eigentlich salonfähigen hövesch, ohne die im Glauben festgewurzelte Einheit des Begriffes anzutasten, jetzt aber, wo ein hübesch oder hübsch mann ganz etwas Anderes sein konnte als ein höfischer mann war eine solche Scheidung kaum zu entbehren, und doch vermochte die Sprache nicht dazu zu gelangen.

Vielleicht der Zahl nach die massenhafteste Kategorie der neuen lexicalischen Bestandtheile bilden die Fremdwörter. Gewiß sind die Klagen, die schon um 1475 ein Niclas von Wyle über ihre rücksichtlose Einschleppung, über die immer mehr einreißende Sprachmengerei ausstößt, nur allzuwohl begründet: eine Zeit, welche in Sitte und Gebräuchen, nicht bloß in der Kleidertracht immer mehr der fremden Mode huldigte — das Wort Mode selbst kannte sie freilich noch nicht — mußte auch in der Sprache sich allen möglichen Einflüssen der Fremde hingeben und kein patriotischer Purismus schützte dagegen, wie denn demselben Niclas doch eine Menge ganz neuer oder nicht sehr alt eingeführter entschlüpfen, außer den alt eingelebten und von ihm und seiner Zeit mit Recht als deutsch gefühlten Fremdwörtern, natur, forme, körper, pflanze und hundert anderen, ohne die schon seit Jahrhunderten keine deutsche Rede denkbar gewesen wäre. Hatte doch die deutsche Sprache von jeher sich in weiterem Umfang, als es nöthig war, ihnen geöffnet, hauptsächlich dann, wenn ein massenhaftes Einströmen neuer Culturelemente den Kreis der Vorstellungen in der Volksseele plötzlich erweiterte. Wäre die Sprache nicht von jeher mehr nach innen als nach außen thätig gewesen, hätte sie es verstanden gelenk aus den eigenen Mitteln dem neuen Bilderschatz die richtige Einfassung zu gewähren, so würden sehr viele davon entweder gar nicht Eingang gefunden haben oder nach kurzem Scheinleben wieder verwelkt sein. Manche hat ein solches

Schicksal getroffen, aber die meisten sind doch mehr oder minder wurzelständig geworden. Insofern dürfte der Sprache am Ende des Mittelalters kein besonderer Vorwurf erwachsen und wenn sie in der Aufnahme des fremden Gutes mit einer Hast und einem Ungestüm verfuhr, die einer besseren Sache werth gewesen wären, so muß man die allseitige, tiefgreifende, unwiderstehliche Umwandelung erwägen, die gerade damals in der Gesinnung, der Denkweise, den Verkehrsbeziehungen, den socialen Zuständen, dem Kriegswesen, den bildenden Künsten und Gewerben, der Wissenschaft — kurz überall wohin man sieht, mit einer Ueberstürzung geschah, die beinahe schon zu revolutionärer Feindseligkeit gegen das Althergebrachte anschwoll. Deutschland war dabei trotz der hohen Blüthe seines Mittelstandes, der Geschicklichkeit und dem Fleiße seiner arbeitenden Hände, dem allgemeinen Wachsthum des Nationalvermögens doch noch immer in der Stellung eines weit fort-, keineswegs aber über den Meister hinausgeschrittenen Schülers. Von allen Seiten holte es sich Belehrung oder sie wurde ihm durch die Kreuzung der Weltverkehrsstraßen auf seinem Boden von selbst zugebracht. Auch kann man nicht sagen, daß die Sprache trotz der unläugbaren Ueberfluthung mit Fremdwörtern gerade damals in ihrem eigentlichen Lebensnerve beschädigt worden sei. In den meisten Fällen mußten diese fremden Gäste sofort ein mehr oder minder deutsches Gewand anziehen, nur ihre Betonung, freilich das, was der Sprache selbst als das Fremdartigste galt, behielten sie jetzt meist bei, zum Theil vielleicht aus demselben Grunde, der schon lange die fremden Ableitungsformen ie, i oder ei und ieren der gewöhnlichen Betonung entzogen hatte, zum Theil aber auch weil die Sprache sich hier in keiner Art über die eigentlich berechtigte Tonsilbe klar werden konnte. Schon früher zeigt sich daher in diesem Punkte das seltsamste

Schwanken: aus dem lateiniſchen praebénda bildete man phruonta, Pfründe, aus lat. palátium, phálenza, Pfalz, oder aus dem davon abgeleiteten franzöſiſchen palais, pálas, Palaſt, deſſen jetzige Betonung erſt nachmittelalterlich iſt. Aber in Wörtern wie basílie, battónie, bibinélle, wo die lautlichen Verhältniſſe daſſelbe ermöglicht hätten, iſt es nicht geſchehen und je länger je weniger, namentlich bei den maſſenhaft aus dem Lateiniſchen und den romaniſchen Sprachen aufgenommenen Wörtern auf lateiniſch — tas, romaniſch tate, tade, deutſch tat, tet, teit, wie moraliteit, früher mit Anlehnung an das franz. teit, ſpäter mehr an das lat. ital. tat oder das ſpäter franz. tet ſich anſchließend, majestat und majestet, oder lat.-mentum wie pigment, pergement oder noch mehr angedeutſcht permint. Im Ganzen hatte nur das Althochdeutſche eine überwiegende Neigung gezeigt, die deutſche Accentuation ſelbſt bis auf die herübergenommenen Eigennamen auszudehnen d. h. den Accent nach der gewöhnlichen Analogie der meiſten deutſchen Wörter nur auf die erſte Silbe zu verlegen, falls dieſe nicht durch ihre Lautbeſtandtheile allzu wenig befähigt dazu ſchien. Die ſpätere Sprache kehrte ſich nicht mehr an dieſe Rückſichten und ſo ſind nur die älteren meiſt ſchon ſeit der althochdeutſchen Periode aufgenommen Fremdworte noch an dieſer Umdeutſchung der Betonung zu erkennen, während die ſpäteren, die meiſten mittelhochdeutſchen und noch mehr die im 15. Jahrhundert dazu gekommenen, ſich gerade durch ihren fremdartigen Accent als neue Erwerbungen von den andern abheben. —

Vierte Abtheilung.

Die Satzfügung.

Erstes Capitel.

Der einfache Satz.

Vergleicht man den deutschen Wortvorrath etwa um 1200 mit dem um 1500, so ist nach allen Seiten hin so viel Neues geschaffen, so viel von dem Alten gefallen oder umgewandelt, daß schon deshalb eine schematische Gliederung der Sprachgeschichte mit vollem Rechte die beiden Sprachgestaltungen als ebenso selbständig einander gegenüber stellen darf, wie das Althochdeutsche gegen das Mittelhochdeutsche.

Vergleicht man aber die Sprache von 1200 mit der von 1500, insofern sie als wirklich gegliederte Rede, als Satz oder Sätze ihre einzelnen Worte in zusammenhängende Verbindung mit einander bringt, um nicht bloß isolirte Anschauungen oder Eindrücke, sondern die sinnlichen und geistigen Beziehungen derselben unter einander und zu dem ganzen Gedankenleben des einzelnen Menschen oder der Zeit darzustellen, so treten die Gegensätze zwischen früher und später durchaus nicht in so draftischer Eigenart hervor, als wenn man in einem alphabetisch geordneten Wortverzeichniß Wort neben Wort stellt. Aber sie sind auch hier vorhanden und vielleicht eben so tief greifend wie dort. Daß sie nicht eben so energisch sich

kund geben, liegt in der Natur der Sache. Wenn der Blick nur auf dem einzelnen Worte verweilt, ist er geneigt, gerade nur das Trennende mit aller Schärfe zu sehen, das Bleibende ist ihm gleichgültig, falls nicht eine reflectirte Absicht ihn auch dahin lenkt. Ist jedoch das einzelne Wort in sein Gefüge mit andern gebracht, so verschwinden die Ecken und Kanten seiner Individualität vor dem gemeinsamen Bande der sachlichen oder intellectuellen Zusammengehörigkeit. Es tritt das Bild des Ganzen an die Stelle des Einzelnen und ein solches Gesammtbild wird, wenn man es auf seine Gliederung und Verbindung in sich selbst ansieht, in der Hauptsache, in der Vertheilung und Gruppirung des Materials, aus dem der Sinn des Ganzen erwachsen soll, zwischen zwei Entwickelungsphasen einer und derselben Sprache sehr viel Uebereinstimmung zeigen. Denn das einzelne Wort ist mehr oder minder dem Zufall oder der Laune des Tages anheimgegeben: was der Sprache dadurch verloren geht, ist entweder für sie werthlos oder sie weiß es auf eine wenigstens ihr selbst genügende Art immer wieder zu ersetzen. In der Zusammenfügung der Wörter aber, aus denen das Bild einer ganzen Reihe von Seelenthätigkeiten entsteht, muß sich die Sprache den Grundgesetzen der Ideenassociation fügen, die dem Volke, das sie spricht, natürlich oder angestammt sind. Auch hier wird die Geschichte manches verändern, und sie hat es auch in den letzten dreihundert Jahren des Mittelalters reichlich gethan, aber den eigentlichen Knochenbau des Satzes kann sie nicht umgestalten. Dieser aber ist es, von dem das Verständniß der Rede abhängt, und so weit er dem Betrachter noch deutlich als derselbe erscheint, wird das Andere, was als neues Fleisch und Muskelwerk sich um ihn angesetzt hat, den Eindruck, daß es im Ganzen immer noch das alte Gefüge der Rede sei, nicht zerstören. Es

ist nicht nöthig einen solchen Satz der späteren oder der früheren Sprache ganz umzudenken, um ihn dem Geiste der einen oder der anderen Zeit begreiflich zu machen.

Wohl aber kann der abstracte Inhalt des Gedankens denselben Ausdruck behalten, während die lebendigeren Beziehungen, aus denen er gewonnen wird, je nach der verschiedenen Zeit einen sehr verschiedenen Ausdruck finden. Da die Sprache überhaupt das ganze innere Leben ihrer Angehörigen abbildet, nicht bloß das formelle Denken oder das Zusammenstellen von Begriffen, um daraus einen neuen abzuleiten, so kommt es ebenso darauf an, auch dem sich ewig Wandelnden gerecht zu werden, wie dem Bleibenden und mit der Sprache selbst Verwachsenen. Es zeigt sich dann, daß zwar nicht das Denken selbst sich von einer großen geschichtlichen Epoche zu der andern umgestaltet hat, aber, daß theils durch eine innere Umstimmung der Eigenschaften des Verstandes, der Phantasie und des Gefühls, theils durch die dafür an sich gleichgültige Umwandlung, die mit den leiblichen Bestandtheilen der Sprache vorgegangen ist, sich auch das Einzelne in den Vorgängen der Ideenassociation, weil lebendig, weiter oder umgebildet hat, und daß in Folge davon das Leben und die Construction des deutschen Satzes oder eines Satzgebäudes um 1500 doch etwas ganz Anderes als um 1200 geworden ist.

Vergleicht man die spätere Sprache mit der früheren, so ist die größere Freiheit und Beweglichkeit dieser in allen dem unverkennbar, was zur Verknüpfung der einzelnen Wörter in den einzelnen Theilen der Rede unter einander dient. Schon wie das Mittelhochdeutsche seine Casus verwendet, ist gegenüber der späteren so sehr eingeschrumpften Lebendigkeit dieser Begriffsfunction, ein deutlicher Beweis für das eben ausgesprochene Urtheil. Unzählige mittelhochdeutsche Genetive z. B., deren volle

Caſuskraft einſt von der Sprache gefühlt wurde, ſind, wie wir ſahen, zu feſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzter Worte, man darf wohl ſagen, erſtarrt. Aus tōren kleit iſt tōrenkleid geworden: für die bloß verſtandesmäßige Sprachauffaſſung dasſelbe wie jenes, aber für den wirklichen ſeeliſchen Geſammteindruck doch etwas ſehr davon Verſchiedenes. Jedenfalls, wie oben bemerkt, konnte die ſpätere Sprache in ſolchen Zuſammenſtellungen eines vorangeſetzten Genetiv ihn gar nicht mehr fühlen, ſobald das ihn hervorrufende oder ihn regierende Wort ſelbſt mit dem beſtimmten Artikel verſehen war: ein oder daz tōren kleit, mittelhochdeutſch noch ganz lebendig, iſt um 1500 unverſtändlich. Die Sprache würde irre geworden ſein, wohin ſie den Artikel zu beziehen hätte. Nur wenn das abhängige Subſtantiv ſelbſt von einem Artikel beſtimmt wäre — des oder eines t. kl. — dann hätte ſie noch ſeine Selbſtändigkeit wahren können, obgleich auch ſolche mit dem Artikel verſehene Genetive verhältnißmäßig zurücktreten gegen die ſowohl von dem formellen Denken wie von der ſo ſtark wirkenden Analogie der lateiniſchen Wortſtellung geforderte Nachſetzung des Caſus. Denn stulti vestis iſt für das lateiniſche ebenſo ungewöhnlich wie für die Eigenart der deutſchen Sprache natürlich. Aber für die ſpätere Sprache hat ſich das Gefühl ſchon ſo verändert, daß in Formeln wie des tōrenkleide ſchon nicht mehr in der Genetivform des eigentlich maßgebenden Wortes tōr, ſondern in dem Genetiv des Artikels die eigentliche Schwerkraft des Caſus ruht. Fehlt der Artikel, ſo hört auch die Wirkungsfähigkeit des Caſus auf und es wird aus dem freien Aneinandertreten ein gezwungenes Zuſammenkleben. Daher wird es der Sprache immer ſchwerer den Genetiv da zu empfinden, wo er nicht durch eine handgreifliche Form, ſei es an dem Hauptworte ſelbſt oder an dem beigegebenen Artikel oder Adjectiv erkennbar blieb. Das mittel-

hochdeutſche ich zihe in doch missetāt, wo missetāt der von zīhen, zeihen, abhängige Genetiv der Veranlaſſung iſt, wäre jetzt nicht mehr wohl möglich oder wenn Aehnliches gebraucht wird, z. B. in der ſo häufigen Wendung einen sünde zeihen, ſetzt man doch lieber den in ſeiner Form markirteren Genetiv Plural sünden, nicht weil der Begriff des Plurals hier angemeſſener erfunden worden wäre, ſondern bloß weil man sünden noch als Genetiv verſteht, was mit sünde nicht mehr möglich iſt. Wollte man jetzt die obige Phraſe ich z. in d. m. gebrauchen, ſo hätte man zu ſagen gehabt einer oder der m., obgleich auch hier dem Begriffe nach weder der beſtimmte noch der unbeſtimmte Artikel nöthig geweſen wäre, oder man würde zu dem Hauptworte m. noch irgend ein Beiwort, etwa grosz, arg oder dergl. zugeſetzt haben, gleichfalls nicht aus innerer Nöthigung, nur weil die adjectiviſche Genetivform groszer, arger noch lebendig gefühlt werden konnte. Durch ſolche Entwerthung der Caſusformen oder durch ſolche Abſtumpfung des Caſusbegriffes ſind unzählige Anwendungen deſſelben, auf denen ein guter Theil des ſchlanken und zierlich belebten mittelhochdeutſchen Satzgebildes beruhte, ausgeſchloſſen: zwei von einander, eben in verſchiedenen Nuancen des Caſusbegriffes abhängige Genetive, wie in dem mittelhochdeutſchen um 1200 in drīer jāre kinde wīs, nach der Weiſe von Kindern von drei Jahren, ſind jetzt ſchon beinah ſo unmöglich wie für uns, weil ſie der Phantaſie viel zu viel zumuthen würden, da ſie der Stütze der lebendig gefaßten Caſusform entbehrt. Fügungen wie die sīn antlütze gesāhen schīnen alsam der klāren sunnen oder die wunde bluote (von bluoten) alsam des metes, ir vreude sīns kumens, si ist irre kleine niht witze laz, daz velt lac tōter uberströut, man nimt sīn (für ihn) wol zweinzec marc, der līp wirt würme unde mistes, mīn eines waeren drī, das es wīsêr sī dan Salmōnes drī, könnten

jetzt schon gar nicht mehr mit dem Casus allein, weder mit dem Genetiv noch mit einem andern gegeben werden. Präpositionen müßten hier überall dafür eintreten und diese entweder mit dem Dativ oder mit dem Accusativ, in den seltensten Fällen — wenn „statt" bei der Vergleichung der Zahlengrößen mit einander gebraucht wird — wohl auch mit dem Genetiv verbunden werden. Aber immer würde das Verhältniß oder die Beziehung der einzelnen Wörter zu einander auch nicht einmal nebenher von dem Casus, sondern allein von der Präposition, der der Casus sich unterworfen hat, ausgehen.

Eben deshalb sind auch eine Menge von Wendungen, deren genetivische Form deutlich genug ist, doch nicht mehr als Genetive gefühlt, sondern bloß dazu gebraucht um die nähere Bestimmung eines verbalen Begriffes durch einen nominalen zu vollziehen. In dieser Function als Adverbien sind sie der Flexion überhaupt abgestorben, obgleich sie sie noch äußerlich an sich tragen. Daß neben einem abends, morgens, nachts, nordwerts und dergl. ein ze oder zu abends, morgens und dergl. erscheinen kann, während doch der präpositionelle Begriff von ze jede Verbindung mit dem Genetiv ausschließt, ist nur möglich, weil die adverbiale Beziehung nicht mehr in dem Casus, sondern gleichsam in der aller Flexion entzogenen erstarrten Wortform wirkt, die ebenso gut Dativ oder Accusativ hätte sein können, wenn die Sprache sie in diesem Falle überliefert hätte. Aber die dem Ohre einmal eingelebte Gewöhnung an solche genetiv. Adverbialformen hat eine Art von Reproductionskraft gehabt, worauf jedenfalls auch fremde Vorbilder gewirkt haben. In Wendungen wie trauriges mutes, eines mundes, unverrichter dinge, verschiner jare ist in den beiden ersten Fällen die Anlehnung entweder an die gleichen oder sehr ähnlichen älteren Formeln unverkennbar, in denen der Genetiv noch

wirklicher Casus war, aber ebenso gut auch gewöhnlich schon durch Präpositionen gegeben werden konnte, und in den zwei letzten, die gegen Ende des Mittelalters auf einmal massenhaft auftauchen, war offenbar der lateinische sogenannte absolute Ablativ das Vorbild; re oder rebus imperfectis, annis praeteritis. Man griff nach dem Genetiv und nicht nach dem Dativ, den alle ältern deutschen Sprachen ganz so wie das Lateinische seinen Ablativ, das Griechische seinen Genetiv mit Vorliebe für solche absolute d. h. aus dem strengen Satzgefüge tretende Construction gebrauchen, weil die adverbialen schon lange vorhandenen und fortwährend noch sich vermehrenden einst nominalen Genetive von selbst die Sprache nach dieser Seite hin zogen. Oder auch man wählte statt dessen den Accusativ: hingelegt den ernst, ausgeschlagen alle sorg können auch als Accusative der Form nach gefaßt werden und nach dieser Analogie muß man auch für die unzähligen flexionslosen und neutralen Wendungen, wie ausgenommen die sabath, ausgenommen das laster, angesehen sein bitt, solches alles unangesehen etc. diesen Casus statuiren. Deutsch d. h. aus dem wirklichen Sprachgefühl hervorgegangen, ist er aber nicht, daher er denn kaum einzeln im Mittelhochdeutschen erscheint. Seine Quelle ist in dem gemein romanischen Gebrauche zu suchen, der gerade diesen Casus für alle solche Structuren consequent an der Stelle der untergegangenen lateinischen Ablative verwendet. Aber nur die Anlehnung an das Lateinische, wie sie seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sichtbar heraustritt, hat dieser Structur, wie der parallelen mit dem absoluten Genetiv einen so weiten Spielraum verschafft. Dem Genetiv konnte sie den Rang ablaufen, weil sie noch bequemer war, daher sie namentlich in complicirteren Fügungen, wo eigentlich ein ganzes Satzglied hätte eintreten sollen, verwandt wurde, während die einfacheren,

die man bloße Umschreibung des Adverbs nennen könnte, dem Genetiv blieben. Der wirklich lebendige Accusativ aber beschränkte sich jetzt, wo er nicht durch Präpositionen bestimmt war, auf den Fall der directen Beziehung des verbalen, selten des nominalen Begriffes auf einen andern Gegenstand oder Begriff, der somit als eigentliches oder nächstes Object gefaßt wurde. Die freiere Auffassung der früheren Sprache, wo man z. B. alle möglichen Bilder der Bewegung mit einem Accusativ des Raumes, in welchem sie sich vollzieht, verbinden konnte: mittelhochdeutsch si vluhen wiltnisse unde brooch, si riten berge unde tal etc. ist erloschen. Dafür müssen jetzt deutlichere aber schwerfälligere Präpositionen: durch, in, über ꝛc. eintreten. Nur formelhaft d. h. zu einem Localadverb geworden, begegnen noch: er lief den weg, er gieng die strasze, wenn hier nicht das damalige Sprachgefühl wie das heutige, nicht jene alte freiere Beweglichkeit des Casus, sondern umgekehrt eine Vertauschung des sog. intransitiven Verbalbegriffs mit dem transitiven und somit einen ganz gewöhnlichen Objectsaccusativ wie in „er schlug ihn" annimmt. Aus demselben Grunde rückt auch der Dativ immer enger zusammen. Die dürftigen Spuren seiner einstigen durch alle älteren germanischen Sprachen ziehenden Anwendung als Casus der Vergleichung, des Nebeneinanderstellens zweier Objecte, wie im Gothischen maiza imma, größer als er, erlöschen im 15. Jahrhundert und überall muß jetzt eine besondere Vergleichungspartikel eintreten: danne oder dan, auch denne und den, mittelbeutsch auch wohl noch das dort von jeher übliche wanne, wen. Formal hierher zu ziehen wäre wohl auch das jetzt immer häufigere Umsichgreifen des mit der Präp. ze, zu bestimmten abhängigen Infinitivs, wo jetzt z. B. es dünket in recht sin, er gibt im eszen und trinken schon vor dem in recht ze sin oder er g. im zu essen u. z. trinken zurücktritt. In Wahrheit

aber erſetzt dieſes zu nicht die Caſuskraft des Dativs, mit dem es ſich ſonſt immer und auch in den ganz parallelen, jetzt aber verſchwindenden, eigentlich gerundiven Wendungen: er gibt in ze eszenne oder essende und trink. verbindet, ſondern einen Accuſ.

Wie jeder einzelne Beſtandtheil des Satzes durch ſolche Herabſetzung der lebendigeren und wärmeren Anſchaulichkeit in den Beziehungsformen zu einer ſo viel ſtarreren und unbehilflicheren Haltung genöthigt wurde, ſo mußte auch die Aneinanderreihung derſelben, die Wortfolge ſich immer mehr des ihr noch zuſtehenden Reſtes freierer Beweglichkeit entäußern. So weit die deutſche Sprachgeſchichte zurückreicht, iſt hier immer ſchon, mit Ausnahme des Gothiſchen, eine gewiſſe Gebundenheit nicht zu verkennen. Sie ſtammt nicht aus dem wirklich gefühlten Mangel an lebenskräftigen Beziehungsformen. Selbſt das Althochdeutſche iſt doch an ſolchen noch immer reich genug und würde ſie vielleicht trotz des entgegenwirkenden Zuges ſeiner Lautgeſtaltung noch beſſer erhalten oder reinlicher herausgebildet haben, wenn es nicht durch die dem Sprachgeiſt ſchon eingeborene relative Geſetzmäßigkeit der Anordnung der einzelnen Beſtandtheile des Satzes je nach dem relativen Gewichte ihrer Bedeutung für den Gedankeninhalt, einigermaßen dagegen gleichgültig gemacht worden wäre. Noch weniger gilt es für das Altnordiſche, deſſen Beziehungsformen im Durchſchnitt an Reichthum und Plaſtik hinter den gothiſchen nicht zurückſtehen, und doch iſt auch dieſe Sprache an eine beſtimmte Wortfolge, im Weſentlichen dieſelbe wie die des Hochdeutſchen und aller andern deutſchen Zweigſprachen, gebunden. Wohl aber läßt ſich das Umgekehrte nicht verkennen: je mehr ſich die Beziehungsformen abſtumpfen, deſto ſtärker tritt auch an die Sprache die Nöthigung durch eine immer engere Begrenzung ihrer Wortfolge Erſatz dafür zu ſchaffen. Nur ſoll man dieſes

Abſtumpfen nicht ſo verſtehen, als ſei damit bloß der leibliche Untergang dieſer Formen gemeint: die Declination und Verbalflexion der Sprache um 1500 hat kaum eine von denen verloren, die um 1200 in ihrem Gebrauch waren, und doch muß jene einer Menge von Freiheiten entſagen, deren ſich dieſe noch ganz gewöhnlich bedienen durfte. So liegt das eigentlich Entſcheidende an einer andren Stelle. Es iſt der überall waltende Drang nach einem verſtändigen, von der Reflexion allein möglichſt ohne Beihilfe der Phantaſie zu erfaſſenden Ausdruck, die Macht der Proſa im Gegenſatz zu dem poetiſchen Element der Sprache. Dazu kommt noch, daß die vorausgehende mittelhochdeutſche Sprachperiode ſich ſelbſt doch nur in der Poeſie zur vollen Entfaltung gebracht hat: eine mittelhochdeutſche Proſa von gleicher innerer Bedeutung oder auch nur von einer annähernden wie die mittelhochdeutſche Poeſie iſt nicht vorhanden. Hätte es eine ſolche geben können, denn es iſt ja, wie wir früher ausführten, nicht etwa Sache des Zufalls, daß wir nur oder faſt nur poetiſche Werke aus dieſer Zeit vor uns haben, ſo würde der proſaiſche Stil ohne Zweifel wie in allen andern Dingen, ſo auch hierin eine größere Gebundenheit zeigen. Schon die älteſte einigermaßen ſelbſtbewußte Proſa der geiſtlichen Redner und Schriftſteller des 13. Jahrhunderts ſteht dadurch dem 15. Jahrhundert und ſeiner Proſa, aber auch ſeiner Poeſie oder vielmehr ſeinen gereimten Zeilen, näher als etwa dem Stile Wolframs v. Eſchenbach oder der Nibelungen. Ja man könnte ſogar noch weiter zurückgreifen: ſelbſt die althochdeutſche Proſa eines Notker iſt in Beziehung auf die Wortfolge der nachmittelhochdeutſchen Periode verwandter als dieſe letztere der Blüthezeit der mittelhochdeutſchen Poeſie, nur weil derſelbe Geiſt der Proſa auch damals ſchon der Sprache dieſelben oder faſt dieſelben Feſſeln anlegte,

die sich die Poesie nicht gefallen zu lassen brauchte. Otfrids Wortstellung dagegen berührt sich wieder aufs innigste mit der in der ältesten geistlich-volksthümlichen Dichtung des 11. und 12. Jahrhunderts und durch sie mit den großen Mustern der vollendeten Kunstsprache des 12. und 13ten. Insofern also ist es keine gerade Entwickelungslinie die vom 12. bis zum 15. Jahrhundert führt: man muß, wenn man zureichend urtheilen will, gleichsam erst einen idealen Durchschnitt der gewöhnlichen Sprache der mittelhochdeutschen Periode construiren, da wir ihn aus ihren schriftlichen Denkmälern so gut wie nicht erschließen können, und dann würde sich zwar noch immer ein fühlbarer Unterschied, aber doch kein solcher, der sich bis zu scharfen Contrasten steigern kann, ergeben.

Einiges von dem, was der späteren Wortfolge eigenthümlich ist, wurde schon bei verschiedenen Veranlassungen berührt. So die immer mehr um sich greifende Vereinfachung in der Stellung der erläuternden Zusätze zu den Hauptnominalbegriffen des Satzes, seien sie nun Subject oder Object. Hier drängt alles darnach, soviel wie möglich alle diese näheren Bestimmungen vor das Hauptwort, oder wenn es durch einen Artikel characterisirt ist, zwischen diesem und ihm anzubringen, unbekümmert um die Monotonie oder die ungefüge Schwere des Ausdrucks.

Fügungen wie: solichen groszen sweren unordentlichen vorgenanten sachen, schon um 1450 namentlich im Geschäftsstil so häufig, wo nicht weniger als 5 Adjective zu einem Substantiv treten, wäre die Prosa des 13., ja selbst die des 14. Jahrhunderts noch mit richtigem Schicklichkeitssinn aus dem Wege gegangen, namentlich wenn eines oder einige davon noch durch weitere Zusätze erläutert und dadurch das Ganze mit einer noch größeren Last von Worten, die dem Sinne nach zueinander gehören, beschwert ist. Allerdings fühlt auch die spätere Sprache hier ein Bedürfniß

nach Erleichterung, aber sie kann ihm nur dann nachgeben, wenn sie einen oder den andren Theil eines solchen Satzes zu einem beigeordneten Satzglied macht und dadurch das Gefüge des einfachen Satzes zerstört. Dieses ist nur mit den verbalen Adjectiven möglich und so würde, wenn zu vorgenanten etwa noch in unsern geschriebenen unt mit unserm ingesigel bedruckten briefen gesetzt ist, vorgenant als flexionslose oder flectirte Apposition hinter sachen gestellt werden: in uns. geschr. u. m. u. ing. bed. br. vorgenant oder vorgenanten, womit doch wieder wenig geholfen ist, weder was die Leichtigkeit noch was die logische Richtigkeit des Ausdrucks angeht.

Am fühlbarsten aber machte sich die Gebundenheit der späteren Sprache da, wo der Inhalt des Satzes zu negiren war. Die frühere Sprache hatte auch hier sich schon enger beschränkt, als es für ihre Beweglichkeit gut war. Schon das Mittelhochdeutsche wie das Althochdeutsche setzt das negirende Wort, das althochdeutsche ni, mittelhochdeutsche ne oder en, auch wohl bloßes n — ja-n ist steht z. B. für ja ne ist — unmittelbar vor die eigentliche Verbalform des Satzes, aber weil, wie es scheint, namentlich in einem etwas längeren und verschränkten Wortgefüge der doch für den Sinn des Ganzen so entscheidende negative Gehalt zu wenig Leib an dem kleinen, keiner im Satze hörbaren Betonung fähigen Wörtchen ne oder en besaß, so wurde entweder eine Verstärkung desselben in zusammengesetzten Formen wie ni-ie aus nie eig. nicht irgend einmal, oder nie-ne, dasselbe mit Wiederholung des einfachen ne, wohl auch nine und noch seltener nene dafür angewandt, aber damit das, was der Sprache nun einmal am Herzen lag, die möglichst enge Verschmelzung mit dem Verbum des Satzes zerstört. Oder man griff nach dem Ausweg einer selbständigen nominalen Setzung der Verneinung, entweder so daß man ein allgemeines Begriffswort in dem

Sinne unſeres „Etwas," hinter das Verbum an eine von jeher durch die deutſche Satzrhythmik beſonders betonte Stelle rückte und ſagte ſtatt: ich ne tuon doch alliu diu werc, ich ne tuon doch iht aller der werke, oder, was ſchon für das eigentliche Mittelhochdeutſch regelrecht iſt, man ſchuf dieſen poſitiven Begriff ſelbſt zu einem verneinenden um und ſagte nun: ichne tuon d. niht aller der w. Aus dieſem ſubſtantiviſchen niht geſtaltete ſich von ſelbſt eine abſtracte Negation, auf die es ja doch bei dem Proceſſe abgeſehen ſein mußte: niht wurde nun nicht mehr bloß zum Objecte gemacht, ſondern gleichſam das Prädicat des ganzen Satzes, die ſeinen eigentlichen Gehalt beſtimmende Ausſage: ichne oder ichn oder ine oder ich entuon d. niht alliu d. werc — damit hatte die Sprache das ihr vorſchwebende Ziel erreicht, aber damit auch die Möglichkeit gewonnen, da wo ſie niht oder ein anderes gleichwerthiges negatives Nomen oder Adverb wie nieman, deheiner, keiner, niener etc. ſetzte, ſich der einfachen Negation vor dem Verbum zu entledigen. Sie blieb nur da und ſelbſt da nicht immer ſtehen, wo ſie auch allein noch in ihrer alten Kraft gefühlt wurde, in einfachſten Sätzen wie ichne weiz oder enweiz, ichne kan ꝛc. und in abhängigen Gliedern eines Satzgefüges, beſonders der Bedingungsſätze: den līp wil ich verliesen, sine werde mīn wīp ich will das Leben verlieren, wird ſie nicht, oder wenn ſie nicht wird — d. h. ich will das Leben dran ſetzen, daß —. Hier half immer gewöhnlicher die zur Folgerung auch ſonſt ſo häufig verwandte Partikel danne, denne, aus, und ſehr frühe ſchon konnte die Negation, die hier doch nur eine bedingte und inſofern mehr ſcheinbare als eine für den Verſtand wirkliche war, ganz unterbleiben: sine werde danne mīn wīp würde ebenſo richtig auch ſchon mittelhochdeutſch, obwohl ſeltener, mit si werde danne m. wīp gegeben werden können.

Die ſpätere Sprache hat auch hier getreu ihrem ganzen Weſen alles verſtandesmäßig vereinfacht, aber damit auch die ſinnliche Beweglichkeit des Satzes und die zarte Geſchmeidigkeit der Ideenverbindung verdorben. Sie verwirft das ne oder en ganz und gar: nur archaiſtiſch taucht es noch in der Schriftſprache um 1500, hie und da auf oder flüchtet ſich in abgelegene Mundarten; dafür ſetzt ſie überall das ihr indeclinabel gewordene niht, das ihr alſo die eigentliche Negationspartikel iſt, und immer an die rhythmiſch ſtark hervorgehobene Stelle nach dem eigentlichen Verbum. Für die nominale Negation gewinnt ſie aus der altgeläufigen zur Verſtärkung gebrauchten Doppelform nihtesniht einen ſelbſtändigen Ausdruck, den ſie mit ihrer gewöhnlichen Verkennung der Caſusfunction zu einem flexionsloſen nichts umgeſtaltet, obwohl ſie in ze nichte, mit nichte oder nichten noch immer eine unverſtandene Tradition ſeiner Declinabilität bewahrt. In allen Bedingungsſätzen genügt jetzt das einfache danne, dann; denne, denn, in den Folgerungsſätzen, die einen wirklich negativen Begriff zuführen, muß natürlich nicht dafür eintreten.

Zweites Capitel.

Die Zuſammenfügung von Sätzen.

Was dem einfachen Satze eine ſo ſehr veränderte Gliederung gab, das veränderte auch die Geſtalt und das Weſen mehrerer neben- oder ineinandergefügter Sätze. Auch hier mußte der allgemeine Drang der Sprache ſich deutlicher und einfacher, dem Verſtande faßlicher auszudrücken mit der auf ganz andere Ziele gerichteten Tendenz des mittelhochdeutſchen Periodenbaues in üble Conflicte gerathen. Die Tradition war einmal da

und ein Zurückgehen auf eine noch ältere Darstellungsweise, die dem einfachen Geiste der deutschen Sprache vielleicht angemessener gewesen wäre, schon darum nicht für die Mehrzahl der Schriftsteller möglich. Hatte doch schon die althochdeutsche Prosa, wo sie sich einigermaßen frei und nicht in unmittelbarer Abhängigkeit von lateinischen Vorlagen bewegte, von jener schlichten und klaren, aber auch nüchternen und eintönigen Satzverbindung absehen zu müssen geglaubt, der wir im ganzen Bereich der germanischen Sprachen nur in der ältesten altnordischen Prosa und allenfalls in manchen Theilen der angelsächsischen sogenannten Sachsenchronik, noch mehr in den angelsächsischen Urkunden und der Rechtsprosa begegnen. Daß wir sie gerade hier treffen, ist die äußere Bestätigung für das was aus inneren Gründen sich als unwidersprechlich ergiebt: hier allein in einer relativ ungestörten Entfaltung der wahren Eigenart der deutschen Sprache offenbart sich der wahre Typus des deutschen Satzgefüges.

Nicht sowohl eine directe Nachahmung des Lateinischen, wie in der althochdeutschen Uebersetzungsliteratur, auch nicht jene dem lateinischen Sprachgeiste wahlverwandte Seelenstimmung solcher kirchlichen und geistlichen Schriftsteller der ältern Periode, die nicht geradezu übersetzt oder nachgebildet haben, sondern das Einströmen so vielgestaltiger und innerlich überlegener Bildungselemente, durch die Einführung unendlich vieler neuer Anschauungen und Eindrücke der Phantasie hat die Sprache nach der althochdeutschen Periode naturgemäß getrieben, die Einfalt des älteren germanischen Periodenbaues, obgleich sie ihr angestammt und in der althochdeutschen Zeit gleichsam nur durch eine ausländische Decke versteckt war, nicht wieder aufzunehmen. Das Mittelhochdeutsche ist durch eigene freie plastische That im Stande gewesen, sich ohne irgend wie ersichtliche Anlehnung an fremde Vorbilder, die es überhaupt nur

in der poetiſchen Literatur der Volksſprachen, aber nicht in der kirchlich-claſſiſchen Latinität hätte finden können, einen Satzbau zu geſtalten, an deſſen vollkommener Schönheit und Zweckmäßigkeit kein Tadel haftet. Aber auch hier iſt alles auf die künſtleriſche Wirkung geſtellt und ebendeshalb nur dieſer Geſichtspunkt als der einzige vertreten. Eine Proſa mit ſolchem Satzgefüge, wie es in beinahe raffinirter Zierlichkeit und Elaſticität namentlich bei Gotfrid von Straßburg erſcheint, iſt undenkbar, weil doch jede Proſa, eben als Proſa, durch ihren Inhalt nicht zu der Bilder aneinanderreihenden Phantaſie und dem dadurch erregten Gefühle, ſondern zu dem begründenden und vergleichenden Verſtande und dem reflectirenden Urtheil ſprechen wird. Daneben konnte ſich, wie es die Art der Zeitcultur und der damaligen literariſchen Bewegung mit ſich brachte, auch noch die aus jener althochdeutſchen Tradition ſtammende Anlehnung des deutſchen Satzbaues an den lateiniſchen in der geiſtlichen Dichtung erhalten; aber auch noch jene noch viel ältere echt volksthümliche Einfachheit, die früher kaum irgend eine literariſche Spur hinterlaſſen hat, weil ſie zwar im Volke aber nicht in den vom Volksgeiſte geſonderten Schriftſtellern lebte. Dieſe drei Ströme berührten und kreuzten ſich im 13. Jahrhundert oft auf das lebhafteſte und eigenthümlichſte. Während die Schule Gotfrids, wie man ſie nennt, das echte Kunſtgefühl als etwas erkaltete Tradition auch in ihrem Satzbau bewahrte, hat die ſog. Schule Wolframs aus allen den genannten Ingredienzen ihre uns oft ſo ſeltſam dünkenden Perioden im jüngeren Titurel, Lohengrin, Wartburgkrieg ꝛc. zuſammengebraut, haben die unbekannten Dichter und Ueberarbeiter des volksmäßigen Epos weſentlich auf Grundlage der einfachſten Periodiſirung ihre ſtrophiſchen Gedichte geſungen. Die Contraſte zwiſchen dem ungefähr gleichzei-

tigen Gotfrid und den Nibelungen treten auch im Satzbau schon schneidend genug heraus, nehmen aber je später je mehr an Herbe zu und führen endlich, wie man leicht sieht, zu einem Zustand, aus dem gar kein gesunder weiterer Fortschritt möglich gewesen wäre.

Da hat nun die Prosa der geistlichen Redner und Tractatenschreiber durch eine in ihrer Art höchst bewunderungswürdige Entäußerung von allem Ballast der erstarrten und verzierten Ueberkünstelung, aber auch durch bewußte Abkehrung von der zur Rohheit auswachsenden, nicht mehr volksthümlichen, sondern plebejischen Kunstlosigkeit sich eine neue Bahn gebrochen. Ihre Satzfügung steht relativ auf derselben Höhe wie die der größten Künstler unter den Dichtern des 12/13. Jahrhunderts und so weit sich ihr Einfluß auf die Sprache erstreckte, hat sie der deutschen Prosa dieser Zeit auch da, wo sie bloß weltliche Stoffe darstellte, eine in ihrer Art allen Ansprüchen genügende Fertigkeit sich im Zusammenhange auszudrücken gegeben. Aber ihr Einfluß reichte in der so stark sich individualisirenden deutschen Schriftstellerwelt nicht so weit als es ihre innere Güte verdient hätte und so wiederholt sich, nur ungeschlachter, eigenwilliger, aber auch naiver dasselbe was in der mittelhochdeutschen Periode geschehen war. Auf der einen Seite das Bestreben den subtilsten Ansprüchen des verschnörkelten Geschmacks gerecht zu werden, auf der andern Seite die an sich so viel bequemere und jedenfalls der Zeit verständlichere Tendenz sich mit den allereinfachsten Mitteln zu behelfen und gleichsam die ganze Zwischenzeit zu ignoriren. Noch das 14. Jahrhundert hat in jedem Bereich der Prosa die tüchtigsten Leistungen aufzuweisen — von der Poesie, für welche es damals außer vielleicht in dem ganz elementar-naiven Volkslied kein Leben, sondern nur eine todte und meist sogar formal mißverstandene Tradition der Manier, nicht des Stils gab, kann man ganz

abſehen. Im 15. Jahrhundert würde es ſchwer halten irgend eine deutſche Schrift zu finden, die ſich darin auch nur auf einer ähnlichen Höhe wie etwa noch ein Tauler in ſeinen Reden und Tractaten zu halten vermöchte. Nur wo der reine Volkston, die abſolute Einfachheit, die Auflöſung aller kunſtmäßigen Satzgliederung herrſcht, da iſt zwar das Gegentheil von dieſer, aber doch Friſche der Bewegung, Anſchaulichkeit des Gedankenausdrucks. Nicht in unſern ſogenannten Volksbüchern, deren proſaiſche Redactionen zum Theil in dieſe Zeit gehören, wohl aber in manchen, oft in vielen Chroniken der Zeit, vor allem in den freilich ſchon äußerlich ins 16. Jahrhundert gehörenden beiden großen volksthümlichen Erzählern aus dem Elſaß, Murner in ſeinem Eulenſpiegel und Pauli in Schimpf und Ernſt hat ſich dieſe Art ſelbſt wieder zu einer gewiſſen naturwüchſigen Claſſicität erhoben.

Aber die Zeit gehörte ihr, trotz des Effectes gerade dieſer Bücher, doch nicht. Das Bedürfniß der complicirteren Ausgeſtaltung des immer complicirter werdenden Wiſſens und Gedankeninhalts trieb nach der entgegengeſetzten Richtung. An der älteren Literatur konnte nicht angeknüpft werden, weil der Faden, den Männer wie David von Augsburg, Bruder Berthold, Tauler und Nicolaus von Baſel geſponnen, abgeſchnitten war und zwar nicht durch die Scheere des Zufalls. Auch ſie hatten die abgezogenſten Gedanken dargeſtellt, aber wie es der Geiſt ihrer Zeit ihnen noch erlaubte, nicht als Erzeugniſſe eines dialektiſchen Proceſſes, ſondern als Gedankenbilder, die ihnen wie durch Inſpiration gekommen ſchienen und die daher auch in dem Gefüge ihrer Rede ſich als ſolche, nicht nach dem Schema einer logiſchen Entwickelung ausdrücken durften. Das 15. Jahrhundert wollte und mußte aber logiſch oder verſtändig denken und darnach ſeine Sätze bauen.

An dieſem Punkte griff das Lateiniſche zum zweiten Male

und jetzt ohne Vergleich störender wie in der althochdeutschen Periode ein. Es konnte sich ebenso sehr auf seine unläugbare Virtuosität in der Gestaltung größerer Satzgebilde berufen, gegenüber der Unbeholfenheit der deutschen Sprache, wo sie sich selbst überlassen war, wie auf die dem Geiste der Zeit so stark einwohnende Neigung die eigene Nüchternheit und prosaische Dürftigkeit durch bauschige und geschnörkelte Formen zu verkleistern. Die Spätgothik mit ihrem Gemische von armseligen und übertriebenen Motiven ist das von selbst sich darbietende Gegenbild zu dem, was jetzt in der Architectur der Sprache geschah, nur daß die Vorbilder dort noch in der einheimischen oder eingebürgerten Tradition lagen, hier zum Theil von außen geholt wurden. Es kam bald dahin, daß die meisten, welche deutsch schreiben wollten, eine lateinische Bildung im Stile der Neoclassicität oder der Frührenaissance genossen hatten und daraus ihre deutschen Stilmuster entnahmen. Wer aber auf solchem Wege wandeln wollte, konnte, abgesehen von der Ungefügigkeit der deutschen Sprache an sich, doch nur bis zu einer je nach der Individualität enger oder weiter, in jedem Fall aber durch die schon bestehende Tradition des deutschen Stils gezogenen Grenze fortschreiten. Manche versuchten die kühnsten Sprünge und namentlich die zahlreichen Uebersetzer aus dem classischen und neuclassischen Latein leisteten in gänzlicher Verkennung unseres Sprachgenius das Mögliche. Die Gliederung und Reihenfolge der einzelnen Theile des lateinischen Periodenbaues, der bei einem gewissen Spielraum der Individualität doch im Ganzen durch ein entschiedenes Vorherrschen logischer dialektischer Entfaltung des Gedankeninhalts des Satzes ein von dem bisherigen deutschen Satztypus so abweichendes Gepräge trug und diesen, gleichviel ob er im Geiste der urvolksthümlichen Einfachheit oder der kunstmäßigen Ver-

flechtung des höfiſchen Stils gebaut war, gleichſam auf den Kopf ſtellte, wurde unbedenklich zum Principe des deutſchen Satzbaues erhoben. So weit es überhaupt möglich iſt, kann man ſagen, daß Leute wie Steinhöwel und Niclas von Wyle, ſelbſt wenn ſie nicht überſetzten, ſondern ein originales Deutſch ſchrieben, doch dabei das Schema der lateiniſchen Periodiſirung nie aus den Augen verloren. Aber es geſchah noch mehr. Das Lateiniſche hatte durch ſeine im verbalen Sinne verwandten Participia und Gerundia ein bis zum Uebermaß ausgebeutetes Mittel untergeordnete Satzglieder durch ſogenannte abſolute Conſtruction oder als Appoſition conſtruirt, den größeren und für den logiſchen Inhalt wichtigeren Theilen der Periode äußerlich anzuſchweißen. Dem Deutſchen galten dieſe Redetheile von jeher mehr nach ihrem nominalen als nach ihrem verbalen Gehalt und erſetzten ihm jedenfalls nicht durch ihre verbale Natur, wie dem Lateiniſchen in ſo vielen Fällen, die durch ein wirkliches Verbum ihm allein begreiflich werdende innere Beziehung der verſchiedenen in einer Periode dargeſtellten Zuſtände. Es löſte daher von jeher die meiſten lateiniſchen Participia in wirkliche Verbalſätze auf, die mit ihrem regierenden Satze durch kleinere Redetheile, welche ihre Zugehörigkeit zu ihm näher beſtimmten, verknüpft wurden. Die ſogenannten Relativpronomina, d. h. eigentlich die Demonſtrativ- oder Fragepronomina, die durch eine veränderte Wortfolge ihre nunmehrige Unſelbſtändigkeit oder Rückbeziehung ausdrückten, relative Partikeln, d. h. bloß aushelfende und darum inflexible Redetheile, oder um die nähere Modalität der Abhängigkeit genauer zu bezeichnen, ſogenannte Temporal-, Cauſal- und Finalpartikeln mußten ihm in den meiſten Fällen jene lateiniſchen Wendungen erſetzen und ſeine Verbalien haben ihm darum eigentlich nur als bloße Adjective oder abſtracte Subſtantive gegolten. Jetzt aber

versuchte man, soweit nur irgend die Dürftigkeit der vorhandenen deutschen Formen der Participia und des Infinitivs es zuließ, die mehr scheinbare als wirkliche Präcision des Lateinischen nachzuahmen, wobei man abgesehen von der Undeutlichkeit für den an deutsche Sprachauffassung gewöhnten Leser oder Hörer, auch noch durch die verschrobensten und schwerfälligsten Versuche einer Umschreibung der im Deutschen mangelnden Formen gerade in eine ganz überflüssige Weitschweifigkeit des Ausdrucks gerieth. Jetzt versuchte man auch, von demselben Glauben an die absolute Mustergültigkeit des lateinischen Satzgefüges verführt, eine Nachahmung oder Wiederbelebung jener engen Verschmelzung zweier relativ selbständigen und doch innerlich verbundenen Satzglieder, wie sie der lateinische Accusativ mit dem Infinitiv gewährte, wo das nominale Subject des abhängigen Satzes und sein verbales Prädicat durch den eigentlichen Casus der Abhängigkeit des Nomens und die aller eigentlichen verbalen Bestimmtheit außer der des Tempus und des Genus entkleidete Form des Verbums dargestellt wurde. Wenn ältere germanische Sprachen auch ohne irgend eine Einwirkung von Seite des Lateinischen gleichfalls solche Accusative mit dem Infinitiv gebildet hatten, so war dies ein ihrer durchgehenden äußersten Einfachheit in der Darstellung der Satzbeziehungen sehr entsprechendes Mittel. Aber so wie die Sprache darüber hinausging, wurde es wie vieles Andere dieser Art beseitigt und der abhängige Satz dadurch, daß sein Nomen und Verbum in selbständiger Form als Nominativ und eigentliche Modus- und Personalformen auftraten, natürlich immer mit einer seine abhängige Beziehung auf den Hauptsatz ausdrückenden Partikel oder auch einer dasselbe bewirkenden Umänderung der Wortfolge, als solcher bezeichnet. Wenn nun im 15. Jahrhundert auf einmal massenhaft die alte Construction

wieder auftaucht, ist es doch nur äußerlich dieselbe: in der That wäre sie ohne das Lateinische allmählich ganz vertrocknet, wie es schon in der mittelhochdeutschen Zeit beinahe geschehen war.

Aber der Natur der deutschen Sprache ließ sich doch durch Participial- und Infinitivconstructionen nicht Gewalt anthun: manches mußte sie über sich ergehn lassen, in der Hauptsache regelte sie ihr Satzgefüge, wie es ihr allein verständlich war, durch relative Individualisirung der einzelnen Satzglieder und deutliche Darstellung ihrer innern Zugehörigkeit zu einander vermittelst der Wortfolge, gewöhnlich aber und noch handgreiflicher vermittelst eigens dafür bestimmter Wörter, der sogenannten Conjunctionen. Auch diese aber mußten sich eine Menge durchgreifender Veränderungen gefallen lassen: einige, die die frühere Sprache mit Vorliebe gepflegt hatte, verschwanden jetzt bis auf kaum sichtbare Spuren, so das überaus gefügige und trotz seiner Kürze doch so energische wan, oder mit der Negation niwan. An seine Stelle wo es nicht etwa in einer abgelegenen Mundart als numme oder gar als nun sich erhielt, oder durch das Demonstrativ dann, danne ersetzt wurde, trat das schwerfällige auszer, ausgenommen, wenn möglich noch mit dasz verbunden. Während das Mittelhochdeutsche sein leichtes sō zu Bezeichnung aller möglichen inneren Abhängigkeitsverhältnisse gebraucht hatte, liebte man es jetzt, fast schon wie wir es thun müssen, wenn wir einen mittelhochdeutschen Text in unsere Sprache übertragen, je nach Umständen verschieden, immer aber schwerfällig zu umschreiben: dagegen, hingegen, dennoch, dannoch, aber doch ꝛc. Während das Mittelhochdeutsche seine Bedingungssätze, wenn sie eine wirkliche Bedingung, nicht bloß eine scheinbare enthielten, gewöhnlich nur durch die abhängige Wortfolge, Voranstellung des Verbums, Nachsetzung des Nomens, häufig auch durch den Modus der Abhängigkeit,

den Conjunctiv der Gegenwart oder der Vergangenheit darſtellte, wurde jetzt dieſe Fügung viel ſeltener als die Umſchreibung durch wann, wenn, deſſen urſprüngliche Beziehung auf Zeitverhältniſſe doch nur ſehr gezwungen zu dieſer Verwendung paßte. Daneben drängte ſich das altherkömmliche ob, das einſt nur dann gegolten hatte, wenn die Bedingung nur in der Vorausſetzung oder Empfindung des Sprechenden, gleichſam als eine Frage auf die ja als Antwort gehört, nicht in der Wirklichkeit ſelbſt begründet war — ob du got êrest wohl unterſchieden von êrest du got — über ſeine feingefühlte Grenzlinie hinaus, doch ohne das ſchwerere wann, weil es ebendeshalb der Zeit beſſer anſtand, erheblich beſchränken zu können. Die Verbreitung des wann entſchied vielleicht auch über das Schickſal jenes ſchon erwähnten, im Laut jetzt damit zuſammenfallenden, gewiß über das des ebenfalls gleichlautenden urſächlichen oder begründenden wan, die faſt allgemein für des umfänglichere wande, noch ältere hvanta eingetretene mittelhochdeutſche Form. Dafür trat entweder das demonſtrative dann, denn oder das relative weil, weilen, dieweil, ſogar aldieweil. Für das alte zeitlich-urſächliche sît, kam nun seitemalen, sintemal und dergl. auf. Das einfache sô oder sam, das ſchon früher durch vorgeſetztes al verſtärkt, dann aber in alse, als verkürzt werden konnte, genügte jetzt auch nicht mehr allein: wenigſtens noch ein wie zu so, oder gar ein glîch, gleich, vor wie und sam mußten ſeine Beziehung verdeutlichen, oder auch wohl ein gleich als ob, wo früher das bloße als oder ob genügt hatte. — Das bloße conjunctionelle dasz, die neutrale Form des Demonſtrativs in relativer Verwendung, hatte einſt, wie das ältere sô, ſehr viele in ſich verſchiedene Abhängigkeitsverhältniſſe ausdrücken können und war überall, da dieſe an ſich ſchon durch die Reihenfolge der

Satzgliederung deutlich waren, verständlich genug gewesen. Jetzt aber mußte es, wo es eine Folgerung ausdrückte, gewöhnlich mit so dasz gegeben werden, wo es eine Absicht, mit uf, uff, auf dasz, umme dasz, damit dasz, wohl auch bloß durch damit, was die frühere Sprache in ganz anderm Sinne, „in Gemäßheit dessen, in Verbindung damit," verstanden hätte.

Andrerseits aber trieb das Bedürfniß, die auf solche Art so viel unbehilflicher gewordenen Satztheile zu erleichtern, zu allerlei Wagnissen, in denen die Sprache weder an Deutlichkeit noch an Schönheit gewann. Man hatte, zum Theil in Anlehnung an das Lateinische mit seinen so viel reicheren Zeitformen im Verbum, zum Theil auch weil man dem in sich so sehr berechtigten Drange nach einer genaueren Bezeichnung derselben nachgab, als sie die dürftigen Mittel der deutschen Flexion erlaubten die umschreibenden Bildungen mit werden, sein und haben, wie schon gezeigt ist, möglichst ausgedehnt. Jetzt hätte man das schleppende der Formen von sein und haben gerne wieder beschränkt, ohne doch ihrer Hilfe zu entrathen. Man ließ sie daher kurzweg aus, auch da, wo gegen das heutige Sprachgefühl eine solche Auslassung nicht durch die deutliche Beziehung der Verbalform in dem einen Satzglied auf ein, in dem andern, begrifflich damit verbundenes Verbum es erlaubt. Man sagte nicht bloß: do der legat vernommen, wie die sache was geschehen, sweig er, sondern auch da het er dem mann allesz gut gethan und im zu hilf kommen, oder wir sint frölich gewest, gessen und getrunken, hübsche kleider getragen und dergl. mehr, wo allerdings aus dem Zusammenhange auch für uns das jedesmalige Hilfsverbum zu errathen, aber auch meist nur zu errathen, und nicht, wie es sein sollte, von selbst zu fühlen oder gleichsam mit dem innern Ohr zu hören ist.

Je unbehilflicher die Satzgefüge wurden, desto mehr mußte

man darauf bedacht sein, sie für das Auge wenigstens durch sogenannte Interpunctionszeichen in ihrer Gliederung zu verdeutlichen. Dabei ist es merkwürdig, daß der erste deutsche Schriftsteller, der, so viel wir wissen, darüber nachgedacht und ein leidlich consequentes System in seinen Schriften durchgeführt hat, der schon öfter erwähnte Niclas von Wyle, sich ganz genau an das in den lateinischen Handschriften und Drucken seiner Zeit üblichste System hält und es einfach auf das deutsche Satzgefüge überträgt. Daß die von ihm oder seinen Druckern gebrauchten Zeichen etwas anders aussehen, als wie heute z. B. der Punkt, das Colon, das Fragezeichen 2c. ist gleichgültig gegenüber der Thatsache einer solchen rücksichtslosen Uebertragung dieser Zeichen und ihrer damit im Wesen vollzogenen Einbürgerung in der weiteren Geschichte der deutschen Sprache. Die mittelhochdeutschen Schreiber hatten sich meist ohne alle Interpunction beholfen, höchstens die Reimzeilen ihrer Gedichte doch mehr um des Reimes als um der Satzgliederung willen mit Punkten bezeichnet und Niemand vermißt sie bei ihnen. 10, 12, 20, ja 30 und 40 Zeilen zu einem Satzgefüge verbunden, erscheinen uns bei Gotfrid von Straßburg so völlig durchsichtig in ihrer Gliederung, daß die nach heutigem Gebrauche in unsern kritischen Textesausgaben gesetzten Interpunctionszeichen mehr stören als helfen, jedenfalls entbehrt werden können. Wer aber durch nur 10 oder 20 Zeilen oder durch die gar nicht seltenen größeren Satzungeheuer um 1500 sich selbst mit Hilfe der immer reichlicher und mannigfaltiger gesetzten Interpunction durchwindet, wird überall doch auch noch auf den Beistand des Fingers, der das Zusammengehörige herausklaubt, angewiesen sein.

Und doch ist auch diese entschieden unerfreulichste Seite der damaligen Sprache ein Zeichen, daß sie dem neuen Geiste auch eine neue Form zu geben sich bemüht. Noch war es

ihr nirgends völlig gelungen, und hier, wo es ſich um das Schwerſte handelte, am wenigſten. Aber es war doch immer ſchon etwas Neues, in ſeiner Art Selbſtwüchſiges geſchaffen und es kam nur darauf an, daß aus dem Wuſte der hin und her ſich kreuzenden Einflüſſe, aus dem Gewirre des Veralteten und doch noch mit Fortgeſchleppten, des Neuen und doch noch nicht Durchgedrungenen etwas allgemein Gültiges, der hochdeutſchen Sprachindividualität dieſer Zeit überhaupt, nicht bloß einem Schriftſteller oder einem örtlichen Kreiſe Angemeſſenes herausgeſchält wurde. Ueberall und auch hier waren die Fundamente einer ſelbſtändigen und in ihrer Art vollberechtigten neuen Sprachgeſtaltung ſchon lange gelegt und der Bau in allen Haupttheilen ſchon ſo weit gediehen, daß er in ſeiner ganzen Conſtruction ſich wohl erkennen läßt, aber der Zufall und die Willkür der Menſchen und der Zeit, die noch durch keine maßgebende und beherrſchende Kraft gebändigt waren, machten es einſtweilen noch unmöglich das Neue als ſolches zu erkennen und ſich in ihm wohnlich einzurichten. Es war ſomit allerdings ſchon im Gegenſatz zu dem letzten in ſich abgeklärten Durchſchnitt der hochdeutſchen Sprachgeſtaltung, dem Mittelhochdeutſchen, etwas Anderes da, das in ſeinem Weſen ſich mindeſtens ebenſo ſcharf davon trennte wie das Mittelhochdeutſche von dem Althochdeutſchen. Da es in allen ſeinen Hauptzügen von nun an in der hochdeutſchen Sprache ſtehen geblieben iſt, darf es mit dem Namen des Neuhochdeutſchen aus demſelben Rechtstitel wie unſere heutige lebendige Sprache, bezeichnet werden. Es kam nur noch darauf an, daß eine geniale Kraft, an der es bis dahin gefehlt hatte, dieſe neue Sprache, dieſes Neuhochdeutſch wirklich als das, was es zu ſein befähigt war, als den einheitlichen Ausdruck des deutſchen Volksgeiſtes dieſer Zeit zuſammenzufaſſen und darzuſtellen unternahm. —

Register.

A mundartlich in tonlosen Silben. 236
Ablaut im Verbum. 303
— in der Wortbildung. 321
Ableitung. 317
Absolute Constructionen. 378
- ac, ic, ec, Ableitungssilben. 331
Accent. 220 f.
Accusativ mit Infinitiv. 387
Adjectivbildung und Declination. 282
Adverb. 290
Alphabet, althochd. und späteres. 202
Ari, āri, aere, er wortbildendes Element. 328
Artikel, bestimmter, unbestimmter. 285
Auslassung des Verbum. 369
Auxentius von Dorostoros. 1
B für W. 261
Barbara, lingua b. 82
Berthold, Bruder. 161
Bonifacius. 66
Brechung sog. d. Vocale. 249
Casusbildung. 273
ch, althochd. u. später. 260
Chlodwig. 31
Conditionalsätze. 385
Consonantischer Ablaut. 329
Damit, Partikel. 396
Dann, denn, Conjunction. 395
Daß als Conjunction. 396
Dativ. 380
David v. Augsburg. 161
Deminutivbildungen. 335
Doppelconsonanten. 238
E, unbestimmter Vocal 230
- ekīn, echin, ichen, — ie, līn, — lein, Deminutiva. 335
- er, — ir. Pluralform. 280
Evangelium d. Matthäus Ahd. 75
F. u. V. 261
Fremdwörter. 370
Futurum. 310
Genetiv, Beschränkung s. lebend. Gebrauches. 377
Genus des Verbum. 311
Geschlechtsbezeichnung. 208
Germanica, lingua G. 84
Gisela, Kaiserin. 103
Gotfrid v. Straßburg. 385
Hartmann, v. Aue. 123
Heinrich II. 102
Heldenbuch an d. Etsch. 164
Heliand. 81
Hildebrandslied. 18
Hilfsverba bei d. Präteritalbildung. 309
— bei der Futuralbildung. 310
I mundartl. in nebenbetonten oder tonlosen Silben. 286
- i als Deminutivsuffix. 336
- īe, ī, ei, Ableitung. 337
- ieren, desgl. 387
in, inna, īn, inne, Ableit. 329
In, Adj. Bildungss. 330
Instrumental. 274
Interpunction. 397
Isidor Ahd. 75
- isch Adj. Bildungss. 338

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Inhalt.

Seite.

Erstes Buch. Die neuhochdeutsche Schriftsprache im 16. Jahrhundert. 1—198

Erste Abtheilung. Luther als Mittelpunkt der neuhochdeutschen Schriftsprache seiner Zeit.

Erstes Capitel. Die allgemeine Lage der Sprache und Literatur bei Luthers Eintritt.

Allmähliche Heranbildung der hochdeutschen Schriftsprache zu einer wahren Gemeinsprache der deutschen Nation 1
Förderndes und Hemmendes auf dem Wege zu diesem Ziele 6

Zweites Capitel. Luthers Ausstattung für seine sprachgeschichtliche Aufgabe.

Das sittlich-religiöse Interesse als Mittelpunkt seines gesammten literarischen Wirkens 15
Seine lateinische Schriftstellerei 22

Drittes Capitel. Die äußeren bestimmenden Einflüsse für Luthers Sprache.

Charakter seiner schriftstellerischen Thätigkeit 27
Seine Stellung im und zum Volke 30
Sein Streben nach Allgemeinverständlichkeit 31
Sein Verhältniß zur sächsischen u. kaiserlichen Canzlei-Sprache . . . 32

Viertes Capitel. Luthers Sprache und das Mitteldeutsche.

Seine Sprache gegenüber den verschiedenen Mundarten 38
Seine sprachlichen Veränderungen in den späteren Ausgaben seiner Schriften 41
In Rücksicht auf Gemeinverständlichkeit 45
In Bezug auf Sprachform, Lautstand, Flexion und Orthographie . . 49

Fünftes Capitel. Luthers Gesammtlautsystem.

Umlaute 64
Bezeichnung der Vocal-Länge 65
Consonanten 70

Sechstes Capitel. Luthers Wortformen.

Nominalformen 72
Verbalformen 76

Siebentes Capitel. Luthers Wortbildung.

Deminutivbildungen 81
Participialformen 83

Seite.

Achtes Capitel. Luthers Wortvorrath.

Geschlechtsbezeichnung der Substantive 84
Wahl der Wörter 86
Das Basler Idiotikon von 1523 zu Luthers N. T. 92
Fremdwörter und ihre Behandlung 111

Neuntes Capitel. Luthers Satzbau und Stil.

Würdigung desselben 117
Anklänge an den Curialstil. 119
Lateinische Satzfügung. 122
Verklungene kerndeutsche Wendungen 126
Bevorzugter Parallelismus der Satzglieder 129
Zweigliedrige Formeln. 133
Dreigliedrige 136
Wortstellung 137

Zweite Abtheilung. Die Gemeinsprache neben Luther.

Erstes Capitel. Der von Luther abhängige Schriftstellerkreis.

Luther als Autorität auf sprachlichem Gebiete. 139
Geistliche Liederdichtung nach seinem Vorbild 145
Erbauungsliteratur und Predigt 150
Pamphletliteratur 153
Katholische Schriftsteller. Jesuiten. 159

Zweites Capitel. Das Verhältniß der Theorie zu Luthers Sprache.

Luthers eigene Stellung zur Theorie 162
Valentin Ickelsamer 166
Fabian Frank. 169
Albertus Ostrofrancus u. Albert Oelinger 172
Joh. Clajus 175

Drittes Capitel. Die von Luther unabhängige Gemeinsprache des 16. Jahrh.

Die Dichter Hans Sachs und Fischart. 177
Die Prosaisten Murner, Pauli, Aventin, Sebastian Frank, Berthold von Chiemsee, Sebastian Münster, Fischart 179

Viertes Capitel. Die abgeschlossenen und ablehnenden Sprachgruppen und Sprachkreise.

Die Schweizer. Zwingli. Sebastian Brant 185
Die Niederdeutschen. Thomas Kantzow 191
Auseinandergehen der Ansichten über das wahre Hochdeutsch . . . 195

Zweites Buch. Die neuhochdeutsche Schriftsprache im Zeitalter der reflectirten Schulgelehrsamkeit und exclusiven Bildung. 199—378

Erste Abtheilung. Das Eintreten der Reflexion und Exclusivität in der Schriftsprache.

Erstes Capitel. Das Fremdwesen in der deutschen Sprache des 16. Jahrh.

Die Neoclassicität 201
Carl V. und seine Canzlei 205

Seite.
Aufnahme des Französischen an den Höfen und in den vornehmen Gesellschaften 212
Der Calvinismus 218

Zweites Capitel. Die Folgen der Verwälschung.

Mangel an hervorragenden Schriftstellern 222
Sprachmengerei 225

Drittes Capitel. Die Reform der deutschen Sprache durch Opitz.

Martin Opitz. Charakterisirung seines Auftretens 229
Seine Verdienste um die formale Seite der deutschen Dichtkunst . . . 233
Um Stoffwahl und Gehalt derselben 236

Viertes Capitel. Opitzens Genossen und Gehülfen.

Reaction gegen die Verwälschung 241
Die Fruchtbringende Gesellschaft 243

Fünftes Capitel. Die hochdeutsche Sprache unter Opitzens Einfluß.

Einleitendes 258
Der Reim bei Opitz 264
Regelung bis dahin noch schwankender Flexions-Formen durch ihn. 267
Sein Periodenbau 273
Sein Purismus 275
Sein Gebrauch von der griechischen und römischen Mythologie . . . 277
Seine Schüler und Nachfolger. Valentin Andreä, Moscherosch, Grimmelshausen, Paul Schuppius, Paul Fleming, Andreas Tscherning. 279

Sechstes Capitel. Die Stellung der Theorie zur Schriftsprache.

Christian Gueintz 283
Tilemann Olearius, Joh. Girbert, Phil. Harsdorfer 289
Justus Georg Schottelius 292

Siebentes Capitel. Die Puristen des 17. Jahrhunderts.

Philipp Zesen u. seine Rosengesellschaft 300
Beispiele seiner Verdeutschung. Etymologisches u. Orthographisches . 303

Zweite Abtheilung. Die neuhochd. Schriftsprache im Zeitalter des gesunden Menschenverstandes und der rationellen Wissenschaftlichkeit.

Erstes Capitel. Die Vorkämpfer für die Berechtigung der deutschen Sprache in der Schule und Wissenschaft.

Thatsächliche Mangelhaftigkeit der Sprache für diese Zwecke im 17. Jahrhundert 308
Ratichius. Jungius. Helvicus 314
Jacob Böhme 317

Zweites Capitel. Leibnitz als der Schöpfer einer deutschen Sprache der Wissenschaft, überhaupt der höchsten intellectuellen Interessen.

Seine „Ermahnung an die Teutsche" und seine „Unvorgreiflichen Gedanken" 2c. 319
Seine deutschen Schriften 327

Seite.

Anwendung des Deutſchen in den verſchiedenen Wiſſenſchaftsfächern: Grammatik (Morhof), Philoſophie (Wolf), Theologie (Gottfried Arnold), Geſchichte (Mascou. Heinr. v. Bünau) 331

Drittes Capitel. Die Umwälzung in der ſchönen deutſchen Literatur und ihrer Sprache durch und ſeit Weiſe.

Lohenſtein als Spitze der deutſchen poetiſchen Leiſtungsfähigkeit nach Opitz 337
Umſchwung durch Chriſtian Weiſe 341
Weiſe's Sprache 343

Viertes Capitel. Die Theorie der neuhochdeutſchen Schriftſprache unter den erſten Einflüſſen des modernen wiſſenſchaftlichen Geiſtes.

Grammatik: Johann Bödiker 349
Lexikographie: Caspar Stieler (der Spate), Chr. Ernſt Steinbach, Friſch 365
Deutſche Geſellſchaften, deutſche Vorleſungen auf Univerſitäten (Chr. Thomaſius) 366

Fünftes Capitel. Gottſched als correcter Abſchluß dieſer ganzen ſprachgeſchichtlichen Periode.

Seine Perſon und Bedeutung 370
Sein Verhältniß zur Sprache 374

Erstes Buch.

Die Neuhochdeutsche Schriftsprache im 16. Jahrhundert.

Erſte Abtheilung.

Luther als Mittelpunkt der neuhochd. Schriftſprache ſeiner Zeit.

Erſtes Capitel.

Die allgemeine Lage der Sprache und Literatur bei Luthers Eintritt.

Die äußere Geſchichte der hochdeutſchen Schriftſprache und das Bild ihrer innern Geſtaltung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts haben gezeigt, daß und wie ſich dieſe Sprache immer weitere Gebiete erobert hat. Ihre räumliche Verbreitung ſchreitet ungefähr in gleichem Verhältniß fort mit ihrer Ausdehnung über alle Arten von Motiven und Stoffen die ſie zu behandeln lernt. Sie kommt dadurch ihrem Ziele, eine wahre Gemeinſprache der deutſchen Nation zu werden, immer näher. Sie bemüht ſich mehr und mehr der zutreffende Ausdruck für alles geiſtige Leben und alle practiſchen Beziehungen der in ihr Schreibenden und Leſenden zu ſein und iſt darin allen früheren Sprachgeſtaltungen weit voraus. Denn was auch dieſe, namentlich die mittelhochdeutſche, die zunächſt zur Vergleichung auffordert, an andern Vorzügen rein linguiſtiſcher Art gegen ſie aufbringen können, ſo war doch keine davon der ganzen deutſchen Nation und der vollen Summe des in ihr enthaltenen Lebensgeiſtes ſo gerecht worden wie ſie. Vermißt man in ihr

häufig genug Feinheit und Beweglichkeit und den Sinn für Maß und Schönheit, was sich alles in einer ältern Vergangenheit an unserer hochdeutschen Sprache so erfreulich herausgebildet hatte, so war das spätere deutsche Mittelalter überhaupt nicht dazu angethan, solche Eigenschaften, die ihm in jeder seiner Lebensäußerungen versagt blieben, in der Sprache herauszutreiben, wenn sie wirklich seine lebendige Sprache, der unmittelbare Pulsschlag seines Blutes sein sollte. Und gerade darin wird man das Hauptverdienst dieser Sprache suchen, daß sie so völlig unmittelbar, so völlig naiv ist und, soweit es bei dem an sich gegebenen Stoffe denkbar, sich allen Eindrücken des Augenblicks und der Umgebung öffnet. Sie ist das gerade Gegentheil von dem, was man unter einer Kunstsprache versteht. Wenn sie aber ihren Beruf für die Nation erfüllen sollte, mußte sie damals so sein, und die Gebrechen, die sie dabei nothwendig oder begrifflich mit in den Kauf zu nehmen hatte, werden nicht sowohl von gewissen Vorzügen aufgewogen, als vielmehr sie sind gegen das innere Muß, welches ihren Character bestimmte, gar nicht in Rechnung zu stellen, denn es sind ungleichartige Größen.

Die deutsche Nation wollte sich in allen Dingen von der Autorität und den Lebensformen des Mittelalters losarbeiten: das wollte sie, auch wenn sie sich der eigentlichen Tragweite ihres Wollens nicht bewußt war. Dabei bedurfte sie einer Sprache, die bloß nach den practischen Bedürfnissen des Augenblicks das Material der Vergangenheit handhabte. Diese Sprache mußte aber auch gerade wie die Nation selbst alle ihre Kräfte mehr und mehr nach einem Punkte zusammendrängen. Denn alles zügellose Gebahren der Individualitäten aller Art bis zu den einzelnen Menschen herunter, das den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, insbesondere dem 15., ein so wüstes

und ungemüthliches Aussehen giebt, hat doch in einem zwar tief versteckten und nur instinctiven, aber vielleicht deßhalb um so mächtigeren Zuge nach einem Zusammenschluß der ganzen nationalen Kraft sein Gegengewicht. Die deutsche Nation wollte nicht bloß in allen ihren Gliedern sich möglichst frei regen, sie wollte auch das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit durch ein selbstbewußtes Zusammenwachsen dieser Glieder jedem Einzelnen und dem Ganzen, ihr selbst und der übrigen Welt faßlich darstellen. Daß jene auseinanderstrebenden Tendenzen als der naivste oder unmittelbarste Trieb der Zeit und ihrer Menschen einem solchen gerade nach der entgegengesetzten Seite hinzielenden Wollen überall hinderlich werden und wenigstens in der damaligen großen Epoche der Weltgeschichte ihm schließlich den Sieg abgewinnen sollten, war im Anfang des 16. Jahrhunderts noch nicht zu erkennen, und wenn die Nation im Ganzen von dem Glauben, das Ziel ihrer Einigung und Wiederaufrichtung zu erreichen, erfüllt blieb, so hatte sie damals ein gutes Recht dazu.

Eben darum ist es so entscheidend, daß die Sprache gänzlich in die unmittelbare Gegenwart aufging. Nur so konnte auch sie neben und vor den isolirenden und zerklüftenden Mächten, die in ihr walteten, durch andere bestimmt werden, die aus derselben Tiefe des Volksgeistes heraus jetzt in völlig unbewußtem und doch sicher fußendem Ringen eine Sprache zu gestalten versuchten, die der ganzen Nation gehörte und von der ganzen Nation als die ihre erkannt wurde. Noch war auch hier wie in Kirche, Staat, Gesellschaft alles Versuch; aber wer nicht an den bloßen Ecken der Oberfläche haftet, sondern den Blick auf das innere Gefüge des davon bedeckten Leibes richtet, der kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß auch die Sprache von denselben einigenden und ausgleichenden Tendenzen ergriffen war wie die ganze Nation auf allen Gebieten

ihrer Lebensäußerungen, und daß auch sie am Ende des 15. Jahrhunderts den centrifugalen Trieben nicht bloß die Wage hielten, sondern bereits das Uebergewicht über jene zu gewinnen begannen. —

Wie weit die Nation im Ganzen um 1500 von ihrer einheitlichen Neuaufrichtung entfernt war, soll hier nicht erörtert werden: was der Sprache noch fehlte, um das ihr vorschwebende Ziel zu erreichen, ist leicht zu sehen und in den letzten Abschnitten des 1. Bandes dieses Werkes so bestimmt als möglich ausgesprochen. Kurz zusammengefaßt ist es der Mangel an jeder Art von Autorität oder Dictatur. Niemand wird in dieser Zeit einen äußerlich anerkannten Mittelpunkt literarischer oder sprachlicher Bildung und Thätigkeit, eine Hauptstadt im modernen Sinne fordern. In ganz Europa gab es damals keine solche, wie es einst Rom und in beschränkterer Weise Athen und Alexandrien gewesen waren. Deutschland aber besaß wohl einen Ueberfluß von großen uud reichentwickelten Städten, aber es fehlten ihm jene Knotenpunkte des ganzen nationalen Lebens, die auch im Sinne der Sprachgeschichte dieser Zeit zu Hauptstädten heranzuwachsen berufen waren wie sie Frankreich an Paris, England an London, selbst Italien an Florenz besaß. Von den deutschen Großstädten waren zwölf, fünfzehn damals einander ungefähr gleich an Bedeutung und Einfluß und darum keine einzige davon zur Hauptstadt befähigt. Eine frühere Sprach- und Literaturperiode, die mittelhochdeutsche, hatte eines solchen äußerlichen und mechanischen Einheitsbandes nicht bedurft, es also auch nicht entbehrt: ihre Sprachbildung war begrenzt und zusammengehalten durch die allgemein anerkannten Schranken einer besondern gesellschaftlichen Atmosphäre die wie die Luft überall, überall mit gleichem Rechte und, falls nur die andern dazu nöthigen Bedingungen sich einfanden,

in gleicher Frische und Stärke heimathsberechtigt war. Jetzt aber, wo die alte ständische Gliederung der Nation den revolutionären Strömungen zwar äußerlich noch nicht gewichen, aber jeder lebendigen Beseelung und jeder geistigen Kraft entkleidet war, jetzt wo die Nation ein wogendes Meer von innerlich zusammenhangloſen, nur äußerlich durch die Legitimität der hergebrachten Formen an einander gereihten Atomen darstellte, fehlte der Sprache dieſer gährenden Masse gegenüber jeder feste Boden unter den Füßen. Sie war nicht mehr die Sprache einer Coterie, wie man das höfische Mittelhochdeutsche allenfalls nennen kann, wenn man übelgelaunt ist: sie wollte die Sprache einer ganzen Nation sein, aber sie konnte es nicht, weil die Nation selbst erst eine wirkliche Nation werden wollte. Gerade darum zerbröckelte sie thatsächlich trotz allem ihren ausgleichenden und zusammenschließenden Instincte in separatistische oder particuläre Zufälligkeiten, gegen die jene breite und festgefügte Gleichartigkeit der Vergangenheit doch eine ganz andere Figur macht. Allerdings kam es zunächst nur auf die Stimmung oder den Glauben des Publicums an, ob es aus den sprachlichen Schöpfungen dieſer Zeit mehr jenes trennende oder mehr jenes vereinigende Wesen heraus empfinden wollte. So wie der Zug der Geister um die Wende des 15. Jahrhunderts in Deutschland war ist das letztere das entschieden begünstigte: man darf behaupten, daß die ungeheuere Majorität der deutschen Nation damals eine einheitliche Sprache zu haben glaubte, weil sie eine solche haben wollte. Aber so begreiflich und nothwendig uns auch die ursächliche Verkettung dieſer Thatsache erscheint, an sich war damit für die wirkliche Erreichung des Zieles einer Einheitssprache noch nichts entschieden. Denn es konnten ja auch wieder die entgegengesetzten Strömungen die Uebermacht gewinnen und dann würde umgekehrt der Geist

der zerſpaltenden oder auf die Zerſpaltung losſteuernden neuen Periode ſich an jene maſſenhaften Reſte des Particularismus, jene örtlichen Beſonderheiten, die in der Sprache ſtehen geblieben waren, angeklammert und ſie aus den Winkeln, in denen ſie ſich noch erhalten hatten, wieder hervorgeholt haben, um ſie in die Mitte des ganzen ſprachlichen Weſens zu ſtellen. Ohnedies ſtanden genug derartige Beſonderheiten nicht bloß in den Winkeln, ſondern in Mitte des Ganzen und der eigenthümliche Reſpect, den unſere deutſche Gemüthsart vor allem hat, was eigenſinnig auf ſeine undurchſichtige Originalität pocht, ſchützte ſie mit einer Pietät, die zwar an ſich immer anerkennenswerth, in dieſem Falle aber jeder organiſchen Ausgeſtaltung dieſer chaotiſchen Zuſtände ſehr hinderlich war. Von dieſem Standpunkt aus erſcheint es noch als eine glückliche Fügung, was von einem andern etwas anders ausſieht, daß ſich große Stücke des nationalen Sprachgebietes ganz emancipirt und auf eigene Füße geſtellt hatten. Daß es eine ſelbſtändige niederländiſche Literatur und Sprache giebt, iſt und bleibt ein Verluſt für die Geſammtkraft der deutſchen. Man mag ſich wohl damit auseinanderſetzen und darin zurecht finden, aber nur alberne Sophiſterei oder noch etwas Schlimmeres wird den Verluſt eines ganzen Gliedes am Sprachleib eine gleichgültige Sache heißen. Neben dem Niederländiſchen hatte auch, wie gezeigt, das Niederdeutſche eine äußerlich beinahe unabhängige Exiſtenzſphäre errungen. Aber in der einmal gegebenen Situation war die Verengerung der Grenzen ein Vortheil, weil dadurch um ſo viel weniger an möglichen Auswüchſen particulärer Selbſtändigkeitstriebe auf dem deutſchen Sprachboden Platz fand. Ja wenn man dem undankbaren Geſchäfte nachgeht, geſchichtliche Möglichkeiten zu berechnen, es wäre in dieſer großen Kriſis der Sache der Einheitsſprache vielleicht förderlicher geworden, wenn die ſüd-

westdeutschen Mundarten wirklich Ernst gemacht hätten mit ihrer nur halb ernstlich gemeinten Isolirung. Wahrscheinlich würde dadurch der Kampf mit den particularistischen Elementen, den wir während eines großen Theils des 16. Jahrhunderts im Südwesten so heftig entbrennen und selbst am Ende dieser Periode noch nicht ganz entschieden sehen, seine hemmende Rückwirkung auf die innere Befestigung der einheitlichen Schriftsprache in dem übrigen Oberdeutschland weniger fühlbar gemacht haben.

Zu allem diesen tritt aber noch etwas Anderes. Noch hatte die neuhochd. Schriftsprache den Kreis der Aufgaben, die überhaupt an eine solche gestellt werden können, nicht einmal vollständig umspannt: sie war nur im Begriff es zu thun. Die eigentliche Fachwissenschaft mittelalterlichen Stiles, wie sie sich an den Universitäten des 14. und 15. Jahrh. trotz dem veränderten Zuschnitt der Zeit doch wesentlich im alten Geiste eingerichtet hatte, war noch immer der internationalen lateinischen Sprache geblieben. Ehe sich noch entscheiden konnte, ob nicht auch hier der vorwärtsstrebende und selbstvertrauende Zug, der durch das deutsche Volk und seine Sprache in dieser Zeit geht, und mit so vielem, was an beiden unerquicklich ist, versöhnen kann, die Mauer des Herkommens und des Schlendrians zerbrechen werde, trat durch die große intellectuelle Revolution des 15. Jahrh. die sich an das Werkzeug der classischen Sprachstudien anlehnt, aber nicht davon erzeugt ist, eine ganz neue Wendung ein. Von der einen Seite läßt sich nicht verkennen, daß unsere deutschen Vorkämpfer des sog. Humanismus fast ausnahmlos von einem hochgespannten patriotischen Idealismus erfüllt sind. Sie halten sich für die geistigen Spitzen der Nation, gründen aber ihre Ansprüche darauf nicht sowohl auf ihre exclusive Bildung als auf ihr warmes und geläutertes Interesse für die Ehre und Größe ihrer Nation, wovon bei den

bisherigen Vertretern der Wissenschaft mit ihrem kühlen internationalen Kosmopolitismus oder Indifferentismus in der That keine Spur zu finden war. Gleichviel ob geistlichen oder weltlichen Standes sind die verschiedenen Generationen von Professoren, Doctoren und Magistern, die seit der Gründung der Universität Prag einander ablösten, darin aus einem Gusse und es ist als wenn jene negativ-patriotische Geisteshaltung, die den Stifter von Prag, Karl IV., so eigenthümlich auszeichnet, auch auf seine Stiftung und alle andern nach ihrem Modell geschaffenen ausgeflossen sei. Denn den Kampf, der 1409 zur Verdrängung der Deutschen an jener Ur- und Musteruniversität führte, wird doch Niemand für ein Zeichen des nationalen Pathos auf Seite der deutschen Professoren nehmen: er war ihnen von dem nationalen Fanatismus der Slaven aufgedrungen, sie selbst hätten ihn gerne vermieden. In Folge der dabei vorgekommenen wirklichen und vermeintlichen Beschädigungen und Bedrückungen, die die einzelnen zu erleiden hatten, hat sich ein starker Haß gegen die Böhmen und Hussen auf unsern Universitäten eingestellt, der den Schein, aber auch nichts weiter, eines beleidigten Nationalgefühls trägt. Sobald die Veranlassung aufhörte, zerstob auch dieser Schein von selbst.

Da die alten Bildungsstätten durch den Geist der neuen Wissenschaft innerlich beseitigt waren, als er seit der Mitte des 15. Jahrh. in Deutschland zwar etwas verspätete, aber um so gründlichere Eroberungen an den hellsten Köpfen und wärmsten Herzen machte, hätte damit die große noch ungelöste Aufgabe der deutschen Sprache, daß sie der wirklichen Einheit immer näher geführt werde, nur gefördert werden können. Im tiefsten Grund des Seelenlebens, aus dem sich zuletzt doch alles gestaltet, was eine Nation gleichviel wo producirt, ist der Einfluß des Humanismus unserer Sprache gerade so wie den andern Auf-

gaben der Zeit, den religiösen und sittlichen unbedingt förderlich gewesen. Aber zwischen jener innersten Tiefe und der Oberfläche mit ihren greifbaren Gestalten liegen sehr viele Schichten verschiedenster Structur über einander, und die Züge und Schicksale der unmittelbaren Wirklichkeit, die die Geschichtschreibung darzustellen hat, hängen ab von den eigenthümlichen Schwingungen der Kräfte die in diesen mittleren Regionen thätig sind. Weil dieses so ist, kann man dem Humanismus zunächst nur ein störendes und in gewissem Sinne sehr gefährliches Hinderniß des gesunden und naturgemäßen Abklärungsprocesses nennen, der sich in unserer Sprache trotz allen ihren Unfertigkeiten und trotz dem Wuste verkehrter Tendenzen oder eigensinniger Marotten zu vollziehen begonnen hatte.

Seine Resultate wären doch um vieles erfreulicher oder augenfälliger geworden, wenn ihnen nicht fortwährend jene völlig naive, daher von Niemand in ihrer Gemeinschädlichkeit erkannte Gegenströmung von Seite der gebildetsten und strebsamsten Kräfte der Nation ganz ohne es zu wissen und zu wollen Hemmnisse in den Weg gelegt hätte, deren Gefährlichkeit eine spätere Zeit leicht ermessen kann, die aber damals Niemand als solche erkannte, während doch unbewußt Jedermann darunter litt.

Es war schon ungünstig genug für eine Sprache von der Art, wie die damalige deutsche, wenn ihre ungebundene Naturwüchsigkeit, ihr rein naturalistisches und instinctives Gebahren mit den Augen eines an das Ideal einer Sprachcorrectheit glaubenden Sachkenners angesehen und mit dem daraus abgezogenen Maße gemessen wurde, wenn man theils aus ungelenker Bequemlichkeit, theils aus reflectirter Ueberzeugung die so ganz anders gearteten Glieder der deutschen Rede in das Schema des als classisch geltenden neolateinischen Satzbaus einzwängen wollte, wenn sich der deutsche Wortvorrath

mit einem Ballaſt von meiſt ebenſo unſchönen wie überflüſſigen Fremdwörtern überſchütten laſſen mußte. Aber alles dies wiegt doch leicht gegen die eine Thatſache, daß ein Trithemius, ein Celtis, ein Reuchlin, ein Pirkheimer, ein Bebel, ein Wimpfeling, ein Hutten nur Lateiniſch ſchreiben zu dürfen glaubten, und wenn je einer davon wie Hutten am Ende ſeiner Laufbahn aus agitatoriſcher Abſicht in die Mutterſprache griff, es dann mit einer ſehr natürlichen, aber doch ſehr traurigen Unbeholfenheit in der Proſa, mit einer barbariſch zu nennenden Rohheit in Vers und Reim that. Wer erkennt in den wärmſten Stellen des wärmſten deutſchen Erguſſes Ulrichs von Hutten, in ſeiner Klagſchrift an alle Stände deutſcher Nation, oder in den Verſen und Reimen ſeines im Mark gewiß herrlichen „Ich habs gewagt mit ſinnen“ die elegante und geſchmeidige Feder des weltberühmten Poeta Laureatus und Orator wieder, das Entſetzen aller Dunkelmänner, den Stolz und die Hoffnung aller Freunde des Lichts und der Wahrheit? Dem Einzelnen mag das nicht als Schuld angerechnet werden, aber man hebt dieſe ebenſo unerfreuliche wie für das innere Verſtändniß der deutſchen Geſchichte hochwichtige Thatſache nicht dadurch auf, daß man ſie beſchönigt oder vertuſcht. Vorſätzlich iſt der Name des Talentvollſten in dieſer ganzen Reihe glänzender Namen, der des Erasmus, bei Seite gelaſſen. In ſeiner kühlen niederländiſchen Art iſt kein patriotiſcher Blutstropfen: er iſt der nüchterne Kosmopolit wie er leibt und lebt und inſofern ein unerreichbares Ideal allgemeinſt humaner Bildung. Aber die andern ſind alle in ihrer Weiſe feurige Patrioten und einige darunter haben in ihrem geſchnörkelten Latein der Ehre ihrer Nation ſolche ausſchweifende Huldigungen dargebracht, daß man unwillkürlich aber ſehr mit Unrecht bloßes Phraſengeklingel daraus zu hören vermeint. Denkt man ſich dieſe Kräfte auf die deutſche Sprache allein geſtellt, wie es in dem

geſunden Lauf der Dinge hätte ſein müſſen, ohne Wahl in ſie oder in eine andere zu greifen, was hätten ſie ihr werden können, werden müſſen! Daß ſie zu dem Lateiniſchen griffen, iſt leicht verſtändlich: wäre es auch nichts weiter geweſen, ſo hätte ſie allein ſchon das in ſeiner Art berechtigte Bedürfniß aller hervorragenden Geiſter, ſich in einer excluſiven und darum guten Geſellſchaft zu bewegen, dahin treiben müſſen. Schrieben ſie deutſch, ſo ſtanden ſie auf gleicher Fläche mit dem unabſehbaren plebejiſchen Troß, der die ganze damalige deutſche Schriftſtellerwelt füllte. Als elegante Latiniſten, Poeten und Oratoren, waren ſie ſchon darum etwas Beſſeres als die andern, auch wenn ihre Eleganz nur vor ihren und ihrer Gönner und Gläubigen Augen zu Rechte beſtand. Trithemius und Celtis ſind bekanntlich in Deutſchland zugleich die eigentlichen Väter jener ganz Europa überfluthenden Geſchmackloſigkeit, ihre ehrlichen Namen lateiniſch oder noch lieber griechiſch zu verballhornen. Das der Renaiſſance bei aller ihrer unübertroffenen Genialität doch von Anfang an immanente Unwahre oder Ungeſunde, das Barocke neben dem feinſten Formenſinn, ſpiegelt ſich darin deutlicher als irgendwo anders und inſofern hat die Sache immerhin eine culturgeſchichtliche Bedeutung. Für die deutſche Sprachgeſchichte iſt ſie an ſich nur eine ſonderbare Schnurre. Nirgends iſt man ſo rückſichtslos oder mit ſolcher gläubigen Begeiſterung in dieſe Geſchmackloſigkeit hineingeſtürzt und hat ſich darin ſo behaglich oder ſo ſelbſtbewußt herumgewälzt wie bei uns, aber die deutſche Sprache ſelbſt hat davon keine beſondere Schädigung empfangen, es müßte denn ſein, daß die Gewöhnung des Auges und des Ohres an ſolche Namensmonſtroſitäten, wie Capnio, Melanchthon, Crotus Rubeanus, oder auch an ſolche Abgeſchmacktheiten, wie Schurzfleiſchius, Schwebelius, Snabelius, Heshuſius u. ſ. w. dafür gerechnet werden dürfte.

Was dieſe Leute aber hervorbrachten, das war doch immer genau in dem Maße ein Verluſt für das Anſehen der deutſchen Literatur und Sprache, als es in ſeiner Weiſe Epoche machte. Die berühmteſten von Deutſchen hochdeutſch geſchriebenen Bücher dieſer Zeit, Brants Narrenſchiff, Murners Eulenſpiegel und das dritte etwas verſpätete Blatt dieſes aus einer Wurzel ſprießenden Dreiblattes, Paulis Schimpf und Ernſt, konnten doch in keiner Weiſe trotz ihrer Berühmtheit und Beliebtheit etwas von dem Nimbus beanſpruchen, der die Facetien des Bebel, das Lob der Narrheit des Erasmus, die Briefe der Dunkelmänner von ſelbſt, weil ſie lateiniſch waren, umſchwebte. Die bloße Beziehung auf die Weltliteratur, der dieſe von ſelbſt angehörten, wogegen die andern ihr erſt durch krüppelhafte Ueberſetzungen zugeführt werden mußten, that es auch nicht, obgleich es natürlich ein wichtiges practiſches Moment iſt. Dem deutſchen Publicum gegenüber that es die Vornehmheit, gerade weil es ſo ganz in plebejiſchen Orgien ſchwelgte, und dieſe war ausſchließlich von der Fremdſprache bedingt, die jetzt von dem zwiefachen Glanz der alten kirchlichen Heiligkeit und der neuen Sonne der Wiſſenſchaft und Kunſt beſtrahlt wurde. Wollte man das techniſche Verdienſt oder gar den Gehalt jener oben einander gegenübergeſtellten lateiniſchen und deutſchen Erzeugniſſe abſchätzen, ſo würde der Vorzug an Gehalt unzweifelhaft auf Seite der deutſchen Producte ſein, bedingungsweiſe ſelbſt ein Vorzug des techniſchen Verdienſtes, weil ſie ganz natürlich und unmittelbar geſund, dieſe ganz Grimaſſe und krank ſind. Der Gang der Geſchichte hängt aber bekanntlich nicht davon ab, wie Späterlebende irgend eine ihrer Evolutionen auffaſſen und beurtheilen, ſondern wie die Zeit ſelbſt unmittelbar davon berührt und in ihrem Urtheil und Handeln beſtimmt wird.

Zweites Capitel.

Luthers Ausstattung für seine sprachgeschichtliche Aufgabe.

In diese gemischten Zustände, worin sich hemmende und fördernde Einflüsse mit ungefähr gleicher Stärke fortwährend kreuzten, trat Luther als Schriftsteller und Sprachgestalter und erfüllte alle die Bedingungen, die nach der Natur der Sache damals zu einem wahren Nationalschriftsteller aller Deutschen gehörten und von dem Begründer einer von allen nicht bloß erstrebten, sondern wirklich empfundenen einheitlichen deutschen Schriftsprache erfüllt werden mußten.

Die Vorbedingung dazu war jenseits des Gebietes der Sprache und ihrer Handhabung gelegen: Die Stellung in der Nation, die sich Luther errungen hatte, schon ehe er Schriftsteller wurde. Hätte er seine schriftstellerische Wirksamkeit mit derselben Wucht von Talent und unermüdlicher Schöpferkraft bloß auf seine Feder gründen sollen, so wäre es ihm in den damaligen Zuständen der Sprache und Literatur nimmermehr gelungen auch nur einen annähernd gleichen Einfluß zu gewinnen. Aber der Mann, der seit seinem ersten zündenden Hervortreten im Kampfe gegen einen Tetzel und Eck — denn dies persönliche Moment und nicht die abstracte Controverse über die Natur des Ablasses riß die Geister mit sich fort — der ganzen Nation als ihr Prophet, als ihr gottgesandter Führer galt, hatte damit einen Hintergrund für seine schriftstellerische Thätigkeit, wie er bisher jedem, der in deutscher Sprache geschrieben, gefehlt hatte. Das war aber das Nächste, worauf es auch für die Verhältnisse der Sprache ankam. Alles Talent und alle Kunst in ihr oder auf sie allein gestellt hätten in der schrankenlosen Zerfahrenheit ihrer damaligen Zustände, in dem chao-

tiſchen Gewirre an ſich gleichberechtigter oder auf ihr gleiches Recht pochender ſubjectiver Tendenzen nichts ausgerichtet oder würden im beſten Fall nur einen mäßigen Druck nach der geſunden Seite dieſer gährenden Geſtaltungen ausgeübt haben. Aber was ein Luther ſchrieb, war eben dadurch weil er es ſchrieb von der rein literariſchen Seite her zum erſtenmal mit dem ausgeſtattet, was bisher ganz gefehlt hatte, mit der unanfechtbaren Autorität des größten Namens der Zeit. Inſofern darf es nicht als ſubjectiver, aus dem bekannten Entwickelungsgang des Mannes erklärbarer Zufall gelten, daß Luther erſt dann deutſcher Schriftſteller wurde, als er durch ſeine Thaten ſchon der Prophet der deutſchen Nation geworden war. Es iſt darin eine weltgeſchichtliche Fügung, wie ſie ſich immer in ſolchen entſcheidenden Wendepunkten der Geſchicke der Menſchheit oder eines Volkes erkennen läßt.

Faſſen wir Luther als Schriftſteller ins Auge, ſo iſt es der Inhalt faſt ſeiner ganzen literariſchen Thätigkeit in deutſcher Sprache, wodurch er ſich von ſelbſt in die Mitte des hauptſächlichſten literariſchen Intereſſes und Bedürfniſſes ſeiner Zeit und Nation ſtellte. Es gab in dem damaligen Deutſchland von dem Augenblicke an, wo Luther als Mann der That eingriff, kein allgemeineres, kein tieferes und kein wärmer empfundenes Intereſſe als das ſittlich-religiöſe oder wie man es noch immer herkömmlich zu nennen pflegte, die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Bis dahin hätte ein damaliger Beobachter noch im Unſichern ſein können, ob nicht ein anderes Intereſſe, das politiſche der Wiederaufrichtung des zerbröckelten Reichskörpers, oder das ſociale, der Zertrümmerung der noch aus dem Mittelalter ſtammenden und von dem Glauben der Menſchen längſt aufgegebenen Schranken zwiſchen den einzelnen Ständen und Schichten der Nation ſich in die Mitte der all-

gemeinen Bewegung ſtellen und alles Andere in den Hintergrund drängen würde. Je nach der Individualität und der Bildungsſphäre des Einzelnen, ſchaute der eine mehr auf das eine, der andere mehr auf das andere: dieſes wie jenes erwies ſich freilich als ſchwach und kurzathmig gegen das eine, jenes ſittlich religiöſe Moment, das den politiſch Geſinnten, wie etwa einem Hutten, zwar auch immer eine ernſte Gewiſſensſache war, aber doch nur eine neben andern Dingen und zwar neben ſolchen andern, die ſie ſelbſt zwar nicht größer nannten, aber ſympathiſcher empfanden. Auch den ſocialen Revolutionären, deren vollendetſter damaliger Typus in Thomas Münzer auftritt, galt das Religiöſe, der Glaube im engern Sinne, als ein untrennbarer Beſtandtheil ihrer idealiſtiſchen Revolutionstendenzen, aber nur als ein Beſtandtheil. Bei der nicht bloß von ihnen geträumten, ſondern auch durch Ströme von Blut in die derbſte Wirklichkeit umgeſetzten allgemeinen Nivellirung der Geſellſchaft ſollte das gereinigte Evangelium die Krone des Gebäudes ſein, aber die Krone iſt nicht das ganze Gebäude.

Nun könnte es ſcheinen, als ſei erſt durch die an einer Stelle, durch Luther erfolgte Exploſion auch der übrige revolutionäre Zündſtoff entladen, deſſen Macht und Ausdehnung Niemand ahnte, obgleich damals Jedermann nur unter dem Drucke ſeiner Exiſtenz ſo ſchwer athmete. Es iſt eine in allen möglichen Wendungen von jenen Tagen bis zu dieſer heutigen Stunde wiederholte Anklage gegen die Reformation, richtiger und ehrlicher gegen Luther ſelbſt, wenn man ihn nicht bloß zu einem der revolutionären Chorführer ſeiner Zeit, ſondern zu dem intellectuellen und materiellen Erzeuger aller Revolution, des Bauernkriegs, der Wiedertäuferei ꝛc. ſtempelt. In der That verhält es ſich aber ſo, daß wohl die Augen der Zeitgenoſſen durch den gewaltigen Lärmen dieſer revolutionären

Explosionen über ihre wahre Bedeutung getäuscht werden durften, nicht aber die der Späteren, wenn sie nämlich nicht vorsätzlich getäuscht sein wollen. Allen diesen Dingen ist von vorneherein der eigentliche Lebensnerv gelähmt, seitdem es einen Luther giebt: da ist es entschieden, und es steht frei, es für ein Glück oder Unglück Deutschlands zu halten, daß der deutsche Volksgeist nur gesonnen sei, in eine religiöse Revolution einzutreten.

Auch Luthers ganze schriftstellerische Kraft ist nur in diesem einen Gegenstande aufgegangen wie sein ganzes practisches Thun. Es ist eine müßige Frage, ob er nicht darüber hinaus zu einer ausgedehnteren und vielseitigeren literarischen Wirksamkeit befähigt gewesen wäre. Er war es, wenn man nach manchen Eindrücken schließen darf, die man aus seinen Schriften empfängt. Wie kein anderer der zahlreichen und talentvollen Männer, die vor ihm und neben ihm Geschichte in echt nationaler Auffassung für das ganze deutsche lesende Publicum deutsch und nicht wie die vornehmen neumodischen Gelehrten in lateinischen Floskeln wieder nur für ein Häuflein Gelehrter schrieben, war er zum Erzähler geboren, stand ihm ebenso sehr die satte Breite des Pinsels wie dessen markigste Drucker zu Gebote, aber nur so nebenher bricht diese Naturanlage heraus, am ergreifendsten und so daß jeder Umsichtige die Ueberzeugung gewinnen muß, daß er auch in dieser Specialität so hoch über alle vergleichbaren Mitbewerber hinüberragt, wie in allem Andern, in den wenigen Bogen des 1525 geschriebenen Büchleins von der Verbrennung des Bruders Henricus in Dietmarsen. Ohne Zweifel auch würde, wenn er die unerschöpfliche Ader seines volksthümlichen Humors frei hätte strömen lassen, neben ihm weder ein Brant, noch ein Murner, noch selbst ein Hans Sachs auch nur genannt werden können. Aber er wollte weder Dichter, noch Geschichtschreiber, weder Gelehrter, noch

Unterhaltungsschriftsteller sein. Nachdem er einmal begriffen hatte — und dies geschah erst durch die ungeheuren Erfolge seiner 4 kleinen deutschen „Sermonen" in der Ablaßsache aus dem Jahre 1518, daß die Feder in seiner Hand sein eigentliches Schwert in dem großen Kampfe für das „Wort" sei, hat er sie bis zum Ende seines Lebens nicht bloß mit einer weder vorher noch nachher von irgend einem deutsch schreibenden Schriftsteller erreichten Rüstigkeit geführt, sondern, was hier zu betonen ist, sie nur diesem einen Zwecke und zwar in seiner nächsten und anschaulichsten Fassung geweiht. Andere haben Komödien und Tragödien, Gespräche und Allegorien im Interesse der großen Sache der Wiederaufrichtung des Evangeliums geschrieben, er nicht, obgleich er es wahrscheinlich besser als sie alle gekonnt hätte. Nur das mit seinem Glauben so eng verwachsene pädagogische Interesse, seine Herzenssorge für die Evangelisirung der Schule und der heranwachsenden Jugend hat ihn ein Paarmal, wie in seinen äsopischen Fabeln, zu einem Nachahmer oder, wo man es nicht so leicht sucht, in dem Vorwort zu seinem „Abendmal Christi" von 1528 zu einem puren Grammatiker und Rhetoren im antiken Wortsinn werden lassen, und wenn es darauf ankam, irgend ein ihm empfohlenes literarisches Erzeugniß mit dem Gewicht seiner Empfehlung in die Welt zu befördern, da ist er wohl in einer ganzen Menge von Vorreden zu Büchern, die oft nur durch diese Bedeutung erhalten haben, scheinbar aus diesem seinen eigentlichen Kreise herausgetreten. Aber immer nur scheinbar; denn von selbst erwächst ihm auch aus dem entlegensten und abstrusesten Stoffe eine Beziehung auf das eine Große, was sein ganzes Wesen erfüllt, und diese ist es, der er mit der größten Unbefangenheit gleichsam als dem selbstverständlichen Hauptthema nachgeht und sie den Lesern ausbreitet. Er hat in den tausenden

von Briefen, die wir noch von ihm besitzen, so ziemlich alle Materien des damaligen practischen Lebens berührt und ist auch darin der wahre Mikrokosmus seiner Zeit und seiner Nation. Aber unter allen ist nicht einer, der nicht bloß an seinem Stile und Marke, sondern auch in jener ungesuchten Beziehung des scheinbar Fernliegendsten und Particulärsten auf das Eine und Große, was seine Seele füllt, sich als ein echtes Kind Luthers erwiese.

So steht seine ganze Schriftstellerei bloß auf seinem Gewissen: sie ist nur da, weil sie seinem Glauben unentbehrlich ist, nicht für sich selbst, nicht zu seinem Ruhme, noch weniger aus dem eingestandenen Behagen einer überschwänglich productiven Natur. Selbstverständlich ist dies der letzte treibende Grund, aber er selbst hat keine Ahnung davon, wenn er auch schon im Jahre 1520, also kaum 2 Jahre nachdem er zu schreiben angefangen, sich recht wohl bewußt war, daß er gerade zu dieser einen bestimmten Form, nach der er instinctiv gegriffen, prädestinirt sei und zu keiner andern. Wenn er da in der Dedication und Vorrede seines Sermons von den guten Werken sagt: Ich acht aber, so ich lust hätt, ihrer kunst nach gross bücher zu machen, es solt villeicht mit götlicher hulf mir schleuniger folgen, dann jenen nach meiner art einen kleinen Sermon zu machen: ich wil einem jeden die ehre grösser ding herzlich gerne lassen und mich gar nichts schämen deutsch den ungelehrten leien zu predigen und schreiben, hat er damit einen Theil der zauberhaften Allmacht, die seine Sermonen und seine kleinen Büchlein über alle deutschen Herzen gewannen, ganz richtig analysirt, aber freilich nur einen Theil. Und schon viel früher als 1525 in jener geharnischten Vermahnung an die Druckherrn, die Nachdrucker, die ihm seine Bücher aus roher Habsucht so gräulich miß-

handelten, hätte er nach seinem Gewissen bekennen dürfen: „weil von Gottes gnaden wir im geschrey sind, dass wir mit allem fleiss und kein unnutz buch auslassen.“

Jeder, der bis dahin deutsch schrieb, hat eigentlich dasselbe Publicum im Auge gehabt, wie Luther. Wir sahen, es war das die eigenthümlichste und beste Signatur der deutschen Schriftstellerei des 15. Jahrhunderts, daß sie nur ein einziges Publicum, nämlich das ganze deutsche Volk kannte. Selbst jene Beschränkung auf die schönen Seelen, an der sehr viele, eigentlich alle unsere sogenannten Mystiker des 14. Jahrhunderts festhalten, ist allmählich mit völlig richtigem Instincte aufgegeben worden, und was seit dem Eindringen des Humanismus an Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen, zum Theil auch aus der italienischen Novellistik der deutschen Literatur eingepfropft wurde, macht wohl durch die unendlich tiefe Kluft, die diese Welt von der deutschen trennt und durch die ungelenke Sprödigkeit der Form einen wunderlichen Eindruck, aber exclusiv war auch das nicht gemeint, sondern auch das sollte von allen gelesen werden und wurde es auch, wie man am deutlichsten an Hans Sachs sieht, der im allerbesten Sinn zu diesen „allen“ gehört. Aber gerade, weil sich aus der Exclusivität der Stoffe von selbst auch ein exclusives Publicum gestalten mußte, war es so folgenreich, daß der größte deutsche Schriftsteller dieser Zeit, der, mit dem kein anderer auch in der Meinung dieser Zeit nur entfernt rivalisiren konnte, ganz auf dem alten universellen Begriffe des schriftstellerischen Berufes beharrte. War es zuletzt sein Naturell, was ihn dazu trieb, so fühlte er es doch, wie die oben angeführten Worte zeigen, als seine Gewissenspflicht: das gereinigte Evangelium war für alle, folglich auch alles das, was er, der von Gott berufene Verkünder und Wiederherstellter desselben,

zu seiner Erklärung, Verdeutlichung oder Vertheidigung schrieb. Freilich mochten die Gelehrten auf diese kleinen Sermonen geringschätzig herabsehen und in gewissem Sinne that er es selbst. Aber das ist ja überall das Wunderbarste und Ergreifendste an dem wunderbaren Manne: diese einzige, ganz lautere, ganz von dem unmittelbarsten Herzschlag abhängige Mischung von Demuth und Stolz, von einer Demuth nicht bloß Gott gegenüber, wo sie sich nach seinem Gottesbegriffe von selbst verstand, sondern auch den Menschen gegenüber, wo ihm an dem einen das, an dem andern jenes, was er selbst nicht besaß, auf's höchste imponirte. Das war nicht etwa eine Phrase, hinter der sich der rechte Hochmuth versteckt, wie namentlich bei den Lateinschreibern dieser Zeit durchweg, sondern das gerade Gegentheil davon, die naive Aeußerung eines echten Naturmenschen im gewaltigsten Sinne des Wortes. Sein Stolz aber flog über alle Himmel hinaus und niemals hat ein Mensch mit solcher Siegesgewißheit von der Macht seiner Person, womit sich ihm seine Sache identificirt hatte, geredet wie er: „man wolle mich lassen sein die person, die ich doch in der wahrheit bin, nämlich öffentlich, und die beide, im himmel, auf erden, auch in der hellen bekannt, ansehens oder autorität genugk hat.“ So denn auch seine eigene Stimmung gegen seine Schriftstellerei: er konnte sie in Wahrheit klein und unscheinbar nennen nach dem Maßstabe, in den er selbst durch seine scholastische Universitätsbildung alten Stils hineingewachsen war, aber er konnte in demselben Athemzug sagen, daß kein Anderer es ihm nach oder gar gleichthun solle und daß mit seinen kleinen Büchelchen mehr gethan sei als mit den prunkenden Folianten der Andern.

Vielleicht läßt sich auch von dieser Seite her der Schlüssel zu der sonderbaren Thatsache finden, daß dieser erste große

deutſche Volksſchriftſteller doch auch eine ſtattliche Reihe lateiniſcher Werke producirt hat. Fürs erſte iſt hierbei eine ſtrenge begriffliche Sonderung nöthig: daß Luther im Jahre 1520, wo er noch in ſeinem Glauben an die Durchführbarkeit einer evangeliſchen Umgeſtaltung des ganzen Kirchenweſens, alſo auch der Kirchenverfaſſung unerſchüttert ſtand — der erſte gründliche Stoß auf dieſe ächtdeutſche Hoffnungsſeligkeit wurde durch die Vorgänge in und nach Worms Frühjahr 1521 geführt — ein Buch wie das de babylonica captivitate ecclesiae zuerſt lateiniſch ſchrieb und dann erſt ins Deutſche überſetzte, iſt natürlich: die kosmopolitiſche Sprache deckte ſich mit dem kosmopolitiſchen oder dem der ganzen Menſchheit d. h. Chriſtenheit angehörenden Inhalt. Wenn er ſein ſehr mit Unrecht ihm noch heute oft übel genommenes Pamphlet gegen ein ſo erbärmliches und in jeder Art ruchloſes Subject wie Heinrich VIII. von England, in Henricum regem Angliae lateiniſch ſchleuderte, ſo that er es, weil der Handel mit ihm die deutſche Nation gar nichts fanging und Heinrich nicht Deutſch konnte. Und wenn er auf des Erasmus ebenſo zierliche, wie flache Diatribe de libero arbitrio ſein markerſchütterndes, tiefgründiges, aber auch tiefbeſchattetes Buch de servo arbitrio ſetzte, ſo verlangte das das eſtſtehende Herkommen der alten und neuen damaligen gelehrten Schule und außerdem war es auch ein Thema, deſſen geſpenſtiſche Schreckniſſe für die menſchliche Seele er nach ſeinem ehrlichen Geſtändniß, bekanntlich ſo ungern und ſo ſelten als möglich berührte, wenn er ſie auch nicht umging, falls ihn ſein Gewiſſen reden hieß. Daß er ferner wahrſcheinlich die Mehrzahl ſeiner Briefe, wenn man nach den erhaltenen ſich ein Geſammtbild von dieſer Seite ſeiner Thätigkeit machen kann, lateiniſch geſchrieben hat, verſtand ſich nach ſeiner Bildung und nach der Adreſſe der Empfänger von ſelbſt. Auch gehören

seine Briefe, obwohl sie uns in vieler Beziehung als die lehrreichsten und wunderbarsten seiner literarischen Schöpfungen gelten, doch nur ausnahmsweise für ihn selbst und seine Zeitgenossen zu seiner eigentlichen Schriftstellerei, nur dann, wenn er damit, meist nach der Art einer modernen Dedications-Vorrede, einem Einzelnen, den er sich als den geeignetsten aus der Menge herausgegriffen hatte, die Lehre und Ermahnung für alle, die in dem angehängten Sermon stand, als das köstlichste Hauskleinod aneignen wollte. Ebenso könnte man ja auch darin, daß Luther nur die lateinische Sprache in seinen Universitätsvorträgen und sonstigen academischen Acten, oder auch vorzugsweise in seinen familiären Unterhaltungen mit seinen vertrauten Collegen, Freunden und Gästen oder Tischgenossen anwandte, eine ungebührliche Bevorzugung der fremden Sprache sehen. Anders aber ist es mit jener zahlreichen Gruppe lateinischer Commentare und exegetischen Schriften durchweg biblischen oder evangelischen Inhalts und durchweg erbaulicher Tendenz. Sie hätten ebenso gut deutsch geschrieben werden können, natürlich nicht in demselben Umfang, den manche davon haben, wenn sie wie die deutschen für das ganze Volk bestimmt gewesen wären. Und es ist auch in keiner von ihnen etwas, außer das eine Aeußerliche des einmal gegebenen Textes, was eine solche Formgebung verhindert hätte. Bloße gelehrte Eitelkeit hat ihn nicht zum Lateinischen getrieben, etwa um sein Wort durch die That zu bewähren, daß er ebenso dicke Bücher schreiben könne, wie die gelehrten Herren, die so verächtlich auf seine deutschen Brochüren herabsahen. Das bloße gelehrte Interesse hat ihn, soviel man aus seinen eigenen Aeußerungen sieht, auch nicht dazu bewogen, denn er war sich wohl bewußt, daß ihm sein eigentlicher Beruf dergleichen Arbeiten nur auf den Raub ermöglichte. Aber etwas von jenem Aberglauben des Humanisten-

kreises, von dessen Streben nach einem exclusiven Publicum wirklich Gebildeter hat sich auch in Luthers von Natur mit einer grenzenlosen Gläubigkeit an alles Mögliche, woran das Herz und das Gemüth eines Menschen nur glauben kann, ausgestatteten Seele vereint mit den Traditionen des Scholastikers und des Mönchs, die in Erfurt und in der ersten Wittenberger Zeit mit seiner ganzen Natur untrennbar zusammenwuchsen, und daraus erklärt sich diese seine uns Späteren von unserm Standpunkt überflüssig dünkende lateinische Schriftstellerei.

Es ist aber dabei noch etwas Anderes zu erwägen. Die deutsche Sprache hatte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts wie wir sahen, ein Gebiet nach dem andern erobert, nur die eigentliche wissenschaftliche Sphäre blieb ihr unzugänglich. Als sie sich anschickte, auch diese zu betreten, kam der Humanismus und verwies sie im Namen der Vornehmheit der Wissenschaft auf das, was dem Volke im prägnanten Wortsinn, sagen wir es deutlicher: den Plebejern gehört. Luther, indem er da, wo er zwar nicht auf der höchsten Höhe der gelehrten Leistungsfähigkeit seiner Zeit steht, aber doch dasselbe Ziel, wie die andern eigentlichen Zunftgelehrten im Auge hat, sich nur der lateinischen Sprache bediente, hat, ohne es zu wollen, dem bis dahin mehr als stille Ueberzeugung und Norm der Praxis der wenigen Eingeweihten und Bevorrechteten, mehr durch die That als durch Worte bekannten Aberglauben an das Vorrecht des Lateinischen eine sehr gefährliche Weihe gegeben. Denn auch wo man sich nicht auf ihn beruft, da pocht man seit dem Ablauf der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts doch jetzt mit ganz anderer Anmaßlichkeit oder Ueberzeugungskraft auf das Vorrecht des Lateinischen, und wenn es factisch im Besitze der ganzen höhern intellectuellen Cultur immer geblieben war,

ſo beruft es ſich jetzt auf die in der Natur der Sache begründete Legitimität ſeiner Stellung. —

Auf der andern Seite iſt nicht zu verkennen, daß gerade dieſe lateiniſche Schriftſtellerei Luthers ſeiner deutſchen und inſofern der Sache der deutſchen Sprache im allgemeinen auch recht förderlich geworden iſt. Nämlich ſo, daß er da, wo er der volle, eigentliche Luther war, wo er deutſch ſchrieb, bei ſeinem einmal mit genialem Inſtinct gefundenen Formentypus des in jedem Sinne populären Pamphlets oder Sermons ſtehen bleiben konnte. Hätte er jene in größerem Zuſammenhang gedachten Deductionen, die Ergebniſſe eines langen und ehrlichen, wenn auch unendlich oft geſtörten Fleißes, in deutſche Form gießen wollen, ſo wäre daraus etwas geworden, das, ſo gut und tüchtig wir es uns auch denken mögen, nicht den ächten Luther gegeben hätte. Und nicht bloß das, ſondern unwillkürlich hätte ſich ihm auch jene für das Deutſche in ſeiner Iſolirung einmal gefundene und allein zutreffende Form verſchoben, und ob er dann noch im Jahre 1545 etwas wie ſein „Wider das Bapſtum zu Rom vom Teufel geſtift“ oder „Wider die 32 Artikel der Löwener Theologiſten“ hätte ſchreiben können, iſt zu bezweifeln. Freilich hätte er dann gar vielen von denen, die ſich nach ſeinem Namen nennen, ſchweren Herzenskummer erſpart, aber dem deutſchen Volke, das an ihm hing, und der deutſchen Sprache, die durch ihn in lebenskräftige Form gegoſſen wurde, wäre denn doch ſo mancher Tropfe von ſeinem beſten Herzblute entgangen. Denn gerade jene einem Gewittergeſchwellten Waldſtrom allein vergleichbare Naturmacht, vor der ſich alles beugen mußte, was nicht fortgeriſſen ſein wollte, iſt es ja, was wir als das Entſcheidende auch an Luther dem Bildner unſerer Schriftſprache erkennen. —

Drittes Capitel.

Die äußern bestimmenden Einflüsse für Luthers Sprache.

Was Luther deutsch schrieb, darf man, wenn man den Ausdruck nur recht verstehen will, immer als aus dem Moment geboren und für den Moment bestimmt bezeichnen. Denn wenn man auch ein so umfängliches Werk wie seine deutsche Kirchenpostille nicht wohl eine Schöpfung des Augenblicks nennen wird, wenn man auch weiß, daß dreizehn volle Jahre dazu gehörten, ehe 1534 der letzte Buchstabe seiner „gantzen heiligen Schrift, deutsch" gedruckt werden konnte, nachdem er im Spätherbst 1521 auf der Wartburg zuerst die Feder angesetzt hatte; — auch seine beiden Katechismen, nicht einmal der kleine sind in dem Sinne Erzeugnisse des Tages, daß sie nur zur Wirkung auf diesen bestimmt wären. Er selbst hat damit ein bleibendes Bedürfniß seiner Zeit, seines Volkes oder seines Glaubens befriedigen wollen. Aber sieht man genauer zu, so ist doch immer der Augenblick, in welchem die lange schon in der Seele des Schriftstellers lebenden Ideen und Pläne ihre leibliche Gestalt empfingen, bei ihm von unendlich größerer Bedeutung für diese ihre äußere Leiblichkeit als bei jedem andern seiner Zeitgenossen, Vorgänger und Nachfolger, wenn sie Bücher von gleicher Bogenzahl wie die genannten drucken ließen. Wer ein Pamphlet schrieb — und wer that dies in damaliger Zeit nicht, wenn er überhaupt die Feder führen gelernt hatte? — schrieb freilich in den Moment hinein, schrieb aber Luther ein Buch, so verband dieses mit der unmittelbaren Zündkraft der Improvisation, wie sie das rechte Pamphlet vor andern Literaturerzeugnissen voraus hat, zugleich die Reife eines im Gewissen tief und gründlich vollzogenen Processes sittlicher und gedanken-

mäßiger Abklärung. Daher wirkte es mit doppelter Gewalt auf den Leser, der sich dieser ganz eigenthümlichen, einzigen Begründung des ihn beherrschenden Eindrucks nicht in der Reflexion klar zu werden brauchte und doch unter seinem Banne blieb.

Für Luther als den Sprachbildner folgte daraus, daß er von selbst und ohne jede Spur bewußter Reflexion mit den unmittelbarsten Schwingungen des Sprachgeistes seiner nationalen und zeitlichen Umgebung im Rapport bleiben mußte. Selten wird man einen Schriftsteller finden, und zwar nicht bloß in dem Bereiche der deutschen Sprache, sondern in der gesammten Weltliteratur aller Zeiten, der bei einer annähernd massenhaften und andauernden Productivität das eigentliche Innerste seiner Darstellungsart, den Grundtypus seines Stils so wenig verändert hätte wie Luther seit jenen ersten wie eine Wolke von feurigen Pfeilen in die Feinde des Evangeliums hineinschwirrenden Sermonen des Jahres 1519 — ein volles Jahr vor den Schriften an den christl. Adel deutscher Nation und von der Freiheit eines Christenmenschen, die man beide mit einigem Vorbehalt als die höchsten Spitzen seiner schriftstellerischen Potenz bezeichnen darf. Aber bleibt auch der innere Typus ganz wie in den gewaltigen Zügen seines Antlitzes durch alle Lebensperioden derselbe, so ließe sich doch, wenn Jemand sich diese sehr dankbare und ehrenvolle Aufgabe stellen wollte, an jedem einzelnen Erzeugniß seiner Feder eine besondere Individualisirung auch in der sprachlichen Gewandung erkennen, und dies gerade giebt allen seinen Schriften, die Briefe natürlich mit eingeschlossen, für uns einen so unendlichen Reiz: auf die Zeitgenossen und, was uns hier zunächst allein angeht, auf die Sprache wirkte es wie ein immer neu befruchtendes, immer neues Leben hauchendes Etwas. Selbstverständlich hängt ja

immer von dem Gegenstand, der gerade zu behandeln war oder von der Persönlichkeit des nächsten Adressaten, wie in den meisten seiner wunderbarsten Erzeugnisse, seiner wirklichen Briefe oder Sendschreiben an Einzelne, die jedesmalige Individualisirung der Sprach- und Stilform auch mit ab, und wenn er in Sachen des Staats und der Kirche an den ehrwürdigen, aber etwas pedantischen Friedrich den Weisen schrieb, floß ihm von selbst ein andrer Ton aus der Feder, als wenn er seinem „Söhnlein Hänsichen" allerlei kindliche Späße vormachte. Und daß er in diesem intuitiven Eingehn auf die jedesmalige Situation und Person, wofür keine auch noch so geschulte Reflexion, sondern eine natürliche Genialität in der Erfassung des innersten Menschen seine Lehrmeisterin sein konnte, absolut nicht seines Gleichen gehabt hat, bedarf, weil es Jedermann weiß oder wissen könnte, keiner Bemerkung. Aber von diesem Individuellsten ist das Andere, was oben berührt wurde, zu unterscheiden, obwohl es sich häufig daran anlehnt: jene größern Schwingungen in der Modulation seiner Sprache, die sich ebenso instinctiv oder intuitiv den unmittelbarsten Bewegungen in der Seelenstimmung seiner ganzen Zeitgenossenschaft und folglich auch in dem ihnen immanenten, aber freilich nur als Ahnung immanenten Sprachbilde des Moments anschmiegten.

War Luther so durch den Inhalt seines Wesens, durch den Glauben an seine göttliche Mission, die er auch durch das geschriebene Wort zu üben von seinem Gewissen gezwungen wurde — denn daß er auch hierin nur dem innersten Triebe seiner vollen Natürlichkeit sich hingab, um sich in der ganzen Fülle der ihm angeborenen Productivität und Mittheilsamkeit auszulassen, das durfte er, aber nicht wir, übersehen — so standen ihm dafür Eigenschaften zu Gebote, die gleichsam in providentieller Vereinigung aus ihm das machen mußten, was die

deutſche Schriftſprache dieſer Zeit bedurfte, wenn in dem Kampf zwiſchen Tod und Leben, der eigentlich doch noch immer ſchwebte, dieſes den Sieg für eine unabſehbare Zukunft davon tragen ſollte.

Die erſte iſt ſeine Herkunft aus der elementarſten, nicht aus der armſeligſten und zertretenſten, aber aus der in der eigentlichen Tiefe lagernden Volksſchicht, aus dem Bauernſtand. Was dies für Luther den Reformator, den Privatmann zu bedeuten hat, iſt leicht zu ermeſſen und im Ganzen genügend verſtanden. Für den Schriftſteller Luther aber bedeutete es die Mitgabe eines unerſchöpflichen Schatzes der naivſten und geſundeſten Sprachbilder, wie ſie dieſer Stand in ſeinen ſprichwörtlichen Redensarten, ſeinem traditionellen Gute in Lied, Spruch und Schwank, die alle auf bloß mündlicher Ueberlieferung beruhten, doch noch nicht bloß dem Grade ſondern auch der Art nach verſchieden, ſelbſt vor dem damaligen Kernſtande der Nation, der es aber bereits mehr im Genuß ſeiner einſtigen verdienten Vorzüge als in ſeiner wirklichen ethiſchen und intellectuellen Leiſtungsfähigkeit war, vor dem Bürgerſtande voraus hatte. Sein vom Knabenalter auch äußerlich ſo bewegtes Leben hat Luther dann mit den verſchiedenſten Menſchen- und Geſellſchaftstypen, nicht bloß mit unzähligen Individuen in die genaueſte Berührung gebracht, die bei der ſelbſtverſtändlich als angeborene Anlage vorausgeſetzten einzigen Receptivität für alle ſprachlichen Dinge ihm eine Fülle von Material in lebendigſter Faſſung zuführten, wie es keinem Andern vor ihm geſchehen war. Denn ſelbſt das unruhige Wanderleben oder richtiger geſagt, das mehr oder minder vornehme oder plebejiſche Landſtreicherthum älterer und jüngerer deutſcher Schriftſteller des Mittelalters hat doch keinen ſo gründlich, ſo vielſeitig, ſo dauerhaft und ſo ernſtlich mit den Intereſſen ſo

vieler Menſchen, ihren intimſten familiären und ihren höchſten und gehaltreichſten Beziehungen verflochten wie ihn. Seine Stellung war in den wenigen Jahren, die zwiſchen ſeinem erſten öffentlichen Auftreten im Spätherbſt 1517 und ſeiner Rückkehr von der Wartburg im Frühjahr 1522 liegen, auch darin zu einer einzigen geworden, daß er als der ſelbſtverſtändliche und jedem verpflichtete Gewiſſensrath der ganzen deutſchen Nation und jeder einzelnen Perſon, in jeder Art von Angelegenheit galt, ſie mochte Namen haben wie ſie wollte, wenn es nur ein leiblich anſtändiger war. Er hat dies Amt, vielleicht dasjenige was ihm am meiſten Aerger und Ungelegenheiten, ebenſo gewiß aber am meiſten gemüthliche Befriedigung und Erwärmung des Herzens brachte, bis zu Ende ſeines Lebens mit einer kaum momentan etwas nachlaſſenden Rüſtigkeit geführt und aus und in ihm einen Gewinn für ſeine Sprache davon getragen, der ſich nicht nach Zahlen abſchätzen läßt und darum mit Recht von jedem tiefer Blickenden unendlich genannt wird. —

War er ſo durch die Natur und das Leben für ſeinen ſprachlichen Beruf ausgeſtattet wie kein Anderer, ſo brachte er dieſem ſelbſt auch die ſorgfältigſte Ueberlegung zu. Obgleich er in gewiſſem Sinne alles was er ſchrieb improviſirte, hat er dabei doch immer ebenſowohl die allgemeinſten Geſichtspunkte wie das Einzelſte mit vollſtändig bewußter Reflexion im Auge. Er wollte, das war die Grundlage für die Wirkſamkeit die er ſich damit zu ſchaffen gedachte, ſo ſchreiben, daß er von Seite der Sprache für Jedermann, der deutſch leſen konnte oder leſen hörte, verſtändlich wäre: daſſelbe hatte wohl auch jeder andere Schriftſteller der Zeit der nicht bloß zu ſeiner privaten Unterhaltung oder in ganz localem Intereſſe, als Ortschroniſt und dergleichen ſchrieb, beabſichtigt und daß es keinem wirklich ge-

lungen war, würde an sich noch nichts für Luther beweisen. Aber keiner hatte sich die Aufgabe, die darin lag, auch nur annähernd so klar gemacht wie Luther. Er ließ es nicht bloß auf ein instinctives Gefühl dabei ankommen: mittelst eines vollständigen Denkprocesses, den er allerdings nicht auf einmal und in äußerlich regelrechter Verkettung aller Glieder vollzog, setzte er sich mit einer Schärfe des Verstandes und einer Kraft der Reflexion, die nichts zu wünschen übrig lassen, über den Begriff dieses seines universell deutschen schriftstellerischen Berufes und über die vorhandenen und irgend wie dazu verwendbaren Mittel in und außer ihm mit seinem eigenen Bewußtsein auseinander. Hatte er aber einmal etwas gedankenmäßig erfaßt, so verstand es sich bei seiner grenzenlosen Hingabe an alles, was er als den Beruf und die Pflicht des Momentes oder seines Lebens erkannte, von selbst, daß er es auch bis zu den äußersten practischen Consequenzen verfolgte.

Es läßt sich dies Eigentliche, worauf es seiner Sprache ankommen mußte, nicht wohl anschaulicher und zugleich begrifflich schärfer, wenn man nämlich die warme Lebensfülle seines Ausdrucks nach moderner Art abstract destilliren will, bezeichnen, als er es selbst in der unzählige Male citirten Stelle seiner Tischreden gethan hat: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer verstehn mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte und Fürstenhöfe schreiben mit der sächs. und unseres Fürsten Canzelei; darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache." Daß ihn Ober- und Niederländer verstehen, wie er sich im Anschluß an die populärste damalige Bezeichnung der beiden großen ethnographischen Hälften Deutschland ausdrückt,

daß man in seiner Sprache nichts, oder nichts von Belang finden sollte, was hier oder dort einen fremdartigen und das Verständniß hindernden Eindruck machte, das war sein Ziel. Nur darf man die plastische Bezeichnung Ober- und Niederländer nicht mißverstehn. Luther wußte sehr gut, daß man in manchen Orten des „Niederlandes" in seinem Sinn nur die einheimische Sprache verstand, gewöhnlich auch nur Bücher und Schriften in ihr verabfaßte. Es galt dieß ja, wie wir früher gesehen haben, nicht bloß von den eigentlichen Niederlanden in unserm heutigen Sinn, an die er wahrscheinlich bei seinen Worten gar nicht gedacht hat, weil sie der deutschen Volksart und ihm selbst schon allzustark entfremdet waren, obgleich er bekanntlich durch die Löwener Theologen bis in seine letzten Lebensjahre oft sehr unangenehm an ihr Vorhandensein erinnert wurde. Er meinte die deutsch im vollen Sinn gebliebenen „Niederländer", d. h. was wir Plattdeutsche oder vornehmer Niederdeutsche nennen. Wenn er nun glaubte, daß er auch für diese schreibe, so heißt das nicht etwa, er habe sich eingebildet oder gar seine Sprache methodisch darnach gemodelt, daß er auch von diesen unmittelbar wie etwa ein plattdeutscher Schriftsteller gelesen und verstanden werden könne. Es heißt nichts weiter, als daß er in vollkommen richtiger Kenntniß der gegebenen literarischen Verhältnisse voraussetzte, daß es schon damals und seit langem sehr viele Plattdeutsche gab, die der hochdeutschen Schriftsprache activ, und noch mehrere die ihrer passiv mächtig waren und dies war das niederländische Publicum, das er im Auge hatte. Denn für das andere sorgte er ja selbst durch die so oft unter seinen Auspicien veranstalteten Uebersetzungen, richtiger Transscriptionen seiner Bibel, seiner Katechismen, seiner Lieder u. s. w. ins Plattdeutsche. Auch hätte es gar nicht in seiner Macht gestanden, selbst wenn

man sich seine sprachliche Schöpferkraft und Autorität noch weit über ihr wirkliches Maß gesteigert denkt, eine solche Gemeinsprache für ganz Deutschland, die Ober- und Niederdeutsch gleichmäßig in sich enthielt und ein drittes Höheres war, zu schaffen. Die Sprachgeschichte hatte, wie wir sahen (s. o. Bd. I. 175) auch die literarische Emancipation des Niederdeutschen von dem Hochdeutschen in den Jahrhunderten nach dem Untergang der mittelhochd. Kunstsprache vollzogen, und wer einen solchen unnatürlichen Vereinigungsversuch unternommen hätte, wäre damit ebensowohl den Nieder- wie den Oberdeutschen unbrauchbar geworden.

So steht er festgewurzelt auf dem Boden der bisherigen, mehr in der Idee wie in der Wirklichkeit existirenden, mehr auf die Zukunft als auf die Gegenwart in ihrer Function als gemeine deutsche Sprache angewiesenen hochdeutschen Sprache, die er natürlich weder so noch auch, und zwar aus denselben allertriftigsten Gründen, wegen seiner persönlichen Stellung in Mitteldeutschland, oberdeutsch nennen durfte, obgleich wir ihr mit vollem Rechte den ersten Namen und bedingungsweise auch den zweiten zueignen. Für ihn ist ja immer Hochdeutsch und Oberdeutsch synonym geblieben und beides immer nur eine ethnographisch-topographische Kategorie.

Ebenso anschaulich knüpft er in dieser seiner Aeußerung gleich an ein gegebenes, allgemein bekanntes und respectirtes Muster an, nicht etwa an ein abstractes Princip was Niemand verstanden hätte, obgleich man sein ganzes lebendiges Thun, wenn es darauf ankäme, als die völlig correcte Realisirung völlig richtiger abstracter Principien darstellen könnte. Seinen Zeitgenossen hat er damit gesagt was sie brauchten, und wir sind in Stande etwaige schiefe Erklärungen seiner Worte durch die handgreiflichen Thatsachen seiner sprachlichen Leistungen

abzuwehren. Es wird sich noch öfter Gelegenheit geben zu zeigen, daß er nicht daran dachte, den Schreibegebrauch und Stil seiner sächsischen Canzelei, oder gar der kaiserlichen, die er in einem bis heute aller Interpretationskunst und -Künstler spottenden Zusatz „Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen, haben im römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen," auf gleiche Linie mit jener zu stellen scheint, für seinen unbedingten Sprachcanon zu erklären. Nicht einmal in dem, was uns als das Aeußerlichste gilt, was er aber mit Recht etwas anders ansah, in Hinsicht auf die Orthographie, die systematische Verwendung gewisser Buchstaben für gewisse Laute, hat er es gethan, geschweige in dem, was tiefer liegt und den eigentlichen Typus einer Sprache bestimmt.

Sein Wort hat zunächst bloß eine negative Bedeutung, aber das ist gerade die, worauf es ihm ankommen mußte. Es heißt in unsere Ausdrucksformen übersetzt so viel als „Ich habe mir meine Sprache systematisch von allen localen Einflüssen frei gemacht. Sie gehört keiner Mundart an, sondern dem ganzen Hochdeutsch, würden wir sagen, er nannte es Gemeindeutsch. Dieß ist aber keine von mir geschaffene Fiction, sondern eine Wirklichkeit, es giebt schon ein solches Gemeindeutsch und zwar, was seiner Zeit und ihm mehr von Bedeutung war, als es uns sein würde, in den höchsten Regionen des Staats und der Geschäfte". Denn bei aller demokratisch-volksthümlichen Construction der Natur Luthers lag doch in ihm ein starker Zug von Respect vor allem, was vornehm und hochgestellt war und eben darum auch in seiner Zeit. Sieht man bloß auf das wüste Tollen der revolutionären Bauern und anderer Horden, so möchte man davon so wenig zu verspüren glauben, wie wenn man Luthers Loyalität etwa

bloß nach ſeiner Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerſchaft in Schwaben, oder gar nach ſeinem „Sendbrief von dem harten Büchlein wieder die Bauern“ taxiren wollte. In den jetzt wie ein unſauberer Traum hinter uns liegenden Reactionsjahren hat man ja bekanntlich unſere Polizei mehrmals mit derartigen Blumenleſen aus ihm in Confuſion und Schrecken geſetzt, die allerdings ſo wie ſeine unläugbaren Worte da ſtehen, heute jeden in einen Majeſtätsproceß verwickeln müßten. Aber es heißt die Zeit und ihn ſchlecht kennen, wenn man überſieht, daß alle ſeine und ihre Invectiven nicht ſowohl dem Fürſtenthum und der Obrigkeit, oder wie wir ſagen, dem Princip der ſtaatlichen Autorität galten, als vielmehr den pflichtvergeſſenen und in jeder Art unzureichenden Perſönlichkeiten, die es damals vertraten. Die Zeit und er lechzte nach Ordnung und Autorität und der große Umſchwung des europäiſchen oder, was uns hier allein angeht, des deutſchen Volksgeiſtes, der ſich allmählich dazu anſchickte den wirklichen Staatsbegriff, jenes höchſte ethiſche Ideal, welches das Mittelalter nicht kannte und auch nicht kennen durfte, in die Wirklichkeit einzuführen, äußerte ſich ſchon damals neben und in jenen revolutionären Zuckungen, in denen ſich der Krankheitsſtoff der ſo verkehrt als möglich angelegten öffentlichen Zuſtände der deutſchen Nation entladen mußte, und hat gerade ihn, weil Niemand die deutſche Volksſeele reiner und treuer als er in ſeiner eigenen zu ſpiegeln berufen war, am tiefſten berührt. Wenn er daher vor einer Sprache, die Könige und Kurfürſten ſchrieben, ſchon deshalb Ehrfurcht empfand, ſo iſt das noch keine Bedientenhaftigkeit, ſo wenig wie ſeine furchtbaren Zornesausbrüche gegen dieſelben Leute Blasphemien ſind. Aber indem er dieſe vornehme Sprache in ſeiner eigenen Praxis nur ſo weit gelten ließ, als ſie ſeinem ſprachlichen Inſtinct genehm

war, hat er wenigstens für sich, allerdings nicht für Andere oder die Sprache selbst, die bedenklichen Irrwege vermieden, auf welche ihn eine eigentliche Autoritätsgläubigkeit an die Vollkommenheit der Büreausprache seiner Zeit hätte führen müssen. Ohne alle wirkliche Inconsequenz konnte daher ein andermal derselbe Luther, der für die Canonicität der Canzleien zu zeugen scheint, „der Herren Canceleien und die Lumpenprediger und Puppenschreiber, die sich lassen dünken, sie haben Macht deutsche Sprache zu ändern und dichten uns täglich neue Wörter" als Sprachverderber zusammenwerfen. Nicht weil gerade so und so in den Canzleien geschrieben wurde, galt ihm deren Sprache als mustergültig, sondern nur insoweit, als er in dem dort Geschriebenen mit dem vollkommen gegründeten Selbstbewußtsein seines unfehlbaren Sprachinstinctes die „rechte Art deutscher Sprach" fand, die er, wie er gerade heraus sagte, noch in keinem Buch noch Brief gelesen hatte d. h. so wie ihm ihr Ideal vorschwebte, ganz frei von den Zufälligkeiten der Mundart, von den Willkürlichkeiten des Schriftstellers und in allem der ganze und volle Spiegel des in der Sprache sich offenbarenden Gesammtgeistes der damaligen deutschen Nation. — Er verhielt sich also auch der äußerlichen Sprachautorität gegenüber genau eben so, wie gegenüber nicht bloß dem Papste und Menschensatzungen, sondern dem „Worte" selbst, den von der Kirche als canonisch anerkannten Büchern des alten und neuen Testaments. Bekanntlich sind unsere sog. Orthodoxen in selten eingestandener, immer aber deutlich merkbarer Verzweiflung, wenn sie seine oft wahrhaft vernichtenden alle heutige „subversive" Kritik weit überbietenden Urtheile darüber nicht mit seiner wirklichen, sondern mit der von ihnen in ihn hineinphantasirten Autoritätsgläubigkeit an die „Kirche" vermitteln müssen und nicht können. Ebenso wird es für alle

die, die der Fiction der Autorität der Canzleisprache anhängen, ein schweres Ding sein, diese seine Aeußerung mit ihrem Wahne zu vermitteln. Für uns andere genügt es freilich sich auf die Thatsachen in seiner Sprache selbst zu berufen, woraus sich im weitern Verlauf dieser Darstellung am besten ergeben wird, wie eng begrenzt der Einfluß der sog. Canzleisprache auf die Luthers —, nicht auf die Neuhochdeutsche Schriftsprache überhaupt - gewesen ist.

Viertes Capitel.

Luthers Sprache und das Mitteldeutsche.

Luthers Ziel war sich von allen mundartlichen Einflüssen ganz frei zu halten, und man muß sagen, daß von ihm zuerst unter allen deutschen Schriftstellern der Gegensatz der Begriffe Mundart und wie wir es mit ihm einstweilen nennen wollen, Gemeindeutsch, wenn auch nicht in den abstracten Wendungen, deren wir uns dabei bedienen würden, energisch ausgesprochen worden ist. Er hat, soviel sich aus einer Menge zerstreuter Aeußerungen erkennen läßt — denn im Zusammenhang den Gegenstand zu berühren bot sich ihm keine Veranlassung, — eine ungemein ausgebreitete lebendige Kenntniß aller möglichen deutschen Mundarten besessen, was sich zum Theil aus seinem bewegten äußern Leben, noch mehr aber durch sein ganz Deutschland, wie etwa einst der Tempel und das Orakel des delphischen Apollo ganz Griechenland, in sich versammelndes Haus erklärt. Aber er besaß auch das feinste Ohr und ein liebevolles Verständniß dafür und das war seine natürliche Mitgabe, die jene andern günstigen Zufälligkeiten befruchtete. Von nun an schießt diese Einsicht überall

auch bei Andern hervor, keineswegs immer durch directe Berührung mit ihm, jedenfalls aber weil er durch die That das große Problem, das bisher nur in gestaltloser Ahnung in den Seelen gelegen war, gelöst und gezeigt hatte, daß Mundart und Gemeindeutsch zwei verschiedene Dinge seien.

Im Vergleich mit dem confusen Gerede eines Niclas von Wyle, der offenbar auch schon das Richtige im Auge hatte, aber fortwährend die zufällige Mode irgend eines beliebigen Büreaus oder, wie man damals sagte, einer Canzlei mit den allgemein gültigen Maximen des correcten schriftlichen Ausdrucks vermengt, ist in den etwa 60 Jahren bis zu dem später zu charakterisirenden Sebastian Frangk von Bunzlau, dem ältesten datirten Theoretiker über deutsches Sprachwesen im Jahre 1531 oder dem ungefähr gleichzeitigen Valentin Ickelsamer, doch ein ungeheurer Fortschritt in dieser Beziehung gemacht, den die Sprache allein ihrem Großmeister verdankt. Ickelsamer, ein geistreicher Confusionarius, wie die damalige Sturm- und Drang- und Genieperiode zugleich so viele hervorbrachte, setzt den heutigen Leser durch die wunderlich subjective Verworrenheit seines Gedankenganges in Verzweiflung, während der schlesische Magister sich so nüchtern und klar, als nur irgend zu wünschen, auszudrücken versteht. Aber so sehr sie auch sonst in ihrer persönlichen Substanz und in ihrem Ideenkreise abweichen, darin, daß keine Mundart als solche ein Recht habe sich in der schriftlichen Fassung der deutschen Sprache geltend zu machen, daß jede davon in diesem Sinne vor der andern nichts voraus haben könne, sind sie mit einander vollkommen einverstanden, wenn auch der eine, Frangk, sich nach seiner ganzen Art auf ganz bestimmte vorliegende Muster der Correctheit stützt, während der andere dem Instinct der lebendigen Sprache selbst oder des Volkes, das sie spricht, sehr weitgehende

Conceſſionen macht, die wohl vor der Phantaſie, nicht aber vor der Logik beſtehen können.

War ſo von Luthers genialer Divination die Frage in der Hauptſache entſchieden, ſo iſt es von untergeordnetem Belang, aber doch auch nicht ganz unweſentlich, den lebendigen Thatſachen nachzugehen, aus denen Luther ſein Urtheil abſtrahirte. Mundart konnte er nicht anders faſſen, und ſo ſollte es immer geſchehen, als die eigentlich locale Färbung der lebendigen Sprache. Daß ſie irgend wie in die Bücher oder in die Schrift ſich eindrängen ſolle, wäre ihm als eine ungeheuerliche Zumuthung erſchienen und darin ſtanden auch alle ſeine Vorgänger wenigſtens ihrer Abſicht nach mit ihm auf gleichem Boden. Denn es iſt nachdrücklich von uns geltend gemacht worden, daß das unläugbare Eindrängen der Mundarten in die Schriftſprache ſeit dem Ende des 13. Jahrh. immer nur gleichſam gegen den Willen und ohne das Bewußtſein des Schriftſtellers erfolgt iſt. In ihrer bloß practiſchen Sphäre ließ Luther die Mundart gelten und daß die ſchriftliche Gemeinſprache als ihre nothwendige Conſequenz auch eine mündliche haben ſolle, fiel ihm niemals ein zu fordern, obwohl er mit ſeinem gewöhnlichen practiſchen Verſtändniß die Nachtheile der ſprachlichen Zerſplitterung Deutſchlands recht deutlich erkannte „alſo daß die Leute in 25 Meilen Weges einander nicht wohl können verſtehen.“ Dabei iſt es nicht bloß eine rein ſubjective Liebhaberei, ſondern wieder ſein gewöhnlicher Inſtinct, wenn er die oberdeutſchen Mundarten, „die oberländiſche Sprache“ entſchieden zurückſetzt gegen die mittel- und niederdeutſchen: „die oberländiſche Sprache iſt nicht die rechte deutſche Sprache, nimmt den Mund voll und weit und lautet hart.“ Oeſterreicher und Baiern, beſonders dieſe letzteren „was grobe Beiern ſind“ kommen beſonders übel weg, aber auch die

Franken — er dachte dabei zunächst an die ostfränk. Mundarten südlich vom Thüringer- und Frankenwalde — „reden grob mit ungehobelter Zunge.“ Dagegen behagte ihm der weichere Toneinsatz der mitteldeutschen Mundarten, zumal der hessischen — wahrscheinlich weil er ein zu feines Ohr hatte, um nicht die Gebrechen seiner eigenen landsmannschaftlichen, der thüringischen, herauszuhören — noch mehr aber das Niederdeutsche wo es, wie z. B. in der Mark, die es damals als Volksmundart natürlich noch völlig beherrschte, so leicht und geschmeidig von den Lippen rollt „man merkt kaum, daß ein Märker die Lippen reget, wenn er redet“, meinte er.

Daß er selbst auch als Schriftsteller trotzdem unter dem Einfluß mundartlicher Elemente stand, hat er zwar nicht mit dem Wort, aber mit der That bekannt. Ueberblickt man die Veränderungen, welche die spätern Ausgaben seiner Schriften von den frühern unterscheiden, so ist es dreierlei, was als hauptsächlicher Unterschied heraustritt, wobei freilich zum Theil sein eigenstes persönliches Eingreifen von dem, was seine Drucker auf ihre Hand nach ihrem System dazu thaten, nicht in allen Fällen scharf zu scheiden ist. Denn in so hartem Kampf er immer mit dieser damals sehr anmaßlichen Eigenmacht oder Fahrlässigkeit der Setzer und Correctoren in allen deutschen Druckereien stand, „die meine bücher so falsch und schendlich zurichten, dass, wenn sie zu mir wiederkomen, ich meine eigenen bücher nicht erkenne“ so hart er sie auch oft in seiner derbsten Weise angelassen hat, daß sich ein heutiger Leser billig verwundert, wie sich die also behandelten nicht entweder ganz in den Winkel verkrochen, oder auf die oder jene Art ihre arg gefährdete Ehre vertheidigten: geändert hat er doch nichts daran. Wo sich zufällig noch Bruchstücke von Originalmanuscripten von ihm erhalten haben — es scheinen

nicht viele zu ſein und den wenigen iſt man noch nicht einmal mit der gebührenden Sorgfalt und Ehrfurcht nachgegangen — ſieht man, daß unter ſeinen eigenen Augen ſelbſt ein Melchior Lotter, ein Hans Weis, ja ſelbſt ſein eigentlicher Leibdrucker und Verleger von 1524 an bis zum Ende ſeines Lebens, der dadurch weltberühmt gewordene Hans Lufft ſich im Satze Abweichungen von dem Manuſcripte erlaubten, die wenigſtens ſo viel bedeuten, daß wir in keinem gedruckten Worte Luthers ganz unumſtößlich ſicher die Form vor uns haben, in der es von ihm geſchrieben worden iſt. Denn wenn ſich in den wenigen Fällen, wo eine Controle möglich iſt, dies als Ergebniß herausſtellt, ſo wird es auch für die unermeßliche Mehrzahl der andern gelten müſſen, wo dies nicht möglich iſt. Es kann auch nicht dagegen eingewendet werden, daß im Großen und Ganzen, wenn man die Zahl der Buchſtaben und Wörter zuſammenrechnet, eigentlich nur ein ſehr kleiner Bruchtheil von dieſen Veränderungen, die ihnen die Officin octroyirte, betroffen wurde. Hier kommt es allein auf das Princip an: wenn ſich ein Drucker immerhin bona fide ſolche Eigenmächtigkeiten erlaubte, ſo iſt es ganz gleichgültig, ob es einmal oder hundertmal geſchah: die Authenticität iſt doch zerſtört und es iſt nur der Zufall, der darüber waltet. Daß Luther ſelbſt und noch viel mehr alle ſeine Zeitgenoſſen die Sache kühler angeſehen haben, iſt wahr, aber für uns gleichfalls ohne Belang. Sein Zorn galt den wirklichen Entſtellungen des Sinns und den wirklichen Verballhornungen der Sprachform, wie er ſie in ſeinem innern Ohr hörte, während dieſe Veränderungen mehr der bloßen Orthographie zuzuweiſen ſind, doch auch nicht ausſchließlich dieſer, denn wenn z. B. in gleichzeitigen und rechtmäßigen authentiſchen Drucken, die unter ſeinen eigenen Augen gefertigt wurden, die einen noch mit Vorliebe das in dem mittel-

deutſchen Bereich am längſten haftengebliebene i an der Stelle aller früheren außerhalb der Tonſilbe ſtehenden und dadurch klanglos gewordenen Vocale (ſ. o. Bd. I. 236) feſthalten und Gottis, einis, selbis, fragist, soltist, lobist, abir, odir, ubir und dergl. drucken, während die anderen überall das hier in der Gemeinſprache bereits durchgedrungene ton- und klangloſe e, Gottes ꝛc. ſetzen, ſo iſt es wenigſtens in unſern heutigen Augen etwas mehr als eine bloße orthographiſche Eigenthümlichkeit oder Eigenwilligkeit, wie etwa th für t in thum, thun und dergl. nn für n in unnd, unns ꝛc., wo die Ausſprache in jedem Falle dieſelbe ſein mußte. Luther ſelbſt zeigt auch, obgleich er ſich ſolche Eingriffe in ſeine Sprache widerwillig gefallen ließ, daß er gerade jenes mittelb. i gegen das gemeine e keineswegs als gleichgültig betrachtete, denn er hat da, wo wir wirklich ſeiner authentiſchen Schreibung nachkommen können, ſich allmählich und wie man aus zahlreichen Rückfällen ſieht, nur mit Mühe von dieſem i losgemacht, es aber etwa ſeit 1530 gänzlich überwunden. Die Schwierigkeit, das eigentlich authentiſch Lutheriſche der Orthographie und der Sprachformen überhaupt ſelbſt aus den authentiſchſten Drucken herauszuſchälen, wächſt noch durch ein Wort von ihm ſelbſt. Er bekennt nämlich: „denn im corrigieren (der in Wittenberg unter ſeinen Augen gedruckten Schriften) muss ich oft selbs endern, was ich in meiner Handschrift hab übersehen und unrecht gemacht, dass auf meiner Handschrift Exemplar nicht zu trauen ist“.

Neben den wenigen Trümmern ſeiner Originalmanuſcripte ſind es daher ſeine Originalbriefe, aber auch nur die mit eigener Hand geſchriebenen, nicht die zahlreichen meiſt eine Art von amtlichem oder officiellem Charakter tragenden Actenſtücke, unter die er ſeinen Namen ſetzte, worauf ſich eine freilich nicht überall vollſtändige Einſicht in die äußere Form ſeiner

Sprache und, wie nach dem oben Bemerkten noch einmal betont werden soll, nicht etwa bloß seiner Orthographie im heutigen Sinn stützen kann. Sie sind leider nicht so zahlreich, als man nach seiner unermeßlichen Correspondenz schließen dürfte, und noch sparsamer sind die wirklich authentischen, d. h. diplomatisch treuen Publicationen davon. Aber sie reichen doch zur Controle seiner Druckwerke in vielen Fällen aus und damit kann man auch diese, insofern sie nur rechtmäßige Drucke sind, als eine in der Hauptsache richtige Darstellung seiner Sprache gelten lassen. Namentlich dürfte es wohl schwerlich geschehen sein, daß irgend einer der späteren Wittenberger Setzer sich Veränderungen und Eingriffe erlaubte in das, was wir jetzt die innere Sprachform nennen, in die Satzfügung, den syntaktischen oder lexicalischen Gebrauch oder auch nur in die Flexionsformen, soweit diese nicht bloß Sache der einer größeren Willkür anheimgegebenen Orthographie schienen.

Dies vorausgesetzt sind die drei leitenden Gesichtspunkte, die Luther selbst mit mehr oder minder klarem Bewußtsein immer aber mit frischem Instinct und unverdrossener Gewissenhaftigkeit bei der Selbstcorrectur oder in der immer größeren Ausbildung seiner Sprache verfolgte: 1) Die Rücksicht auf die sachliche Richtigkeit seines Ausdrucks. Dies gilt begreiflich hauptsächlich nur von seinen Bibelübersetzungen und den in den eigentlichen Bereich des Glaubens, wie die Catechismen, gehörigen Schriften. 2) Die Rücksicht auf die Gemeinverständlichkeit, der er wieder in den Uebersetzungen staunenswerthe Mühe zuwandte. Gelegentlich fällt wohl dieses zweite mit dem ersten zusammen, aber in den meisten Fällen ist es wohl davon zu unterscheiden. 3) Die Verbesserung der äußern Sprachform, Veränderungen in dem Lautstand, den Flexionen,

theilweise bloß als Veränderungen in der Orthographie zu betrachten, theilweise aber unabhängig davon.

Das erste fällt außer den Bereich des eigentlich linguistischen Elements und berührt sich nur zufällig einmal damit, aber die beiden andern sind bloß linguistischer Natur und überall ist die eigentliche treibende Kraft deutlich zu erkennen. Es ist das Bestreben des Schriftstellers, seine Sprache von den ihr anklebenden mundartlichen Flecken zu reinigen und sie ganz gemeindeutsch in dem Sinne, in dem er es allein wollen konnte, zu machen.

Er genoß dabei den großen Vortheil, daß ihm seine mundartliche Localumgebung in dieser Hinsicht weniger Schwierigkeiten in den Weg legte als den meisten gemeindeutschen Schriftstellern dieser Zeit, d. h. solchen, die sich auch relativ möglichst über ihre Localmundart erhoben und nicht, wie die Schweizer, mit einem gewissen reflectirten Eigensinn noch an ihrer sprachlichen Besonderheit festhielten. Er brauchte nicht Luther zu sein, nicht jene eminente Genialität des Sprachgefühls mitbekommen zu haben, und es war ihm doch im Vergleich mit jedem Franken, Rheinländer, Elsasser oder gar einem Schwaben, Baiern, Oesterreicher der Weg zur Gemeinsprache viel besser geebnet, weil er ein Mitteldeutscher war und noch dazu einer der, wie schon früher hervorgehoben worden ist, selbst innerhalb dieses lebendigen Sprachkreises eine gewisse universelle Stellung einnahm, der selbst hier nirgends so recht befangen bodenständig war, am wenigsten in seinem Wittenberg, wo ihn Land und Leute nie so recht anheimeln wollten, und hier in Wittenberg ist doch der Schriftsteller Luther geboren. Denn dies Wittenberg, wo sich damals, soviel man aus sehr unzureichendem Material erkennt, der äußerste Nordsaum des mitteldeutschen Idioms mit dem grenznachbarlichen Nieder-

deutſchen der mittlern Elbe viel inniger verſchlang als etwa heute, blieb für ihn auch in ſprachlicher Beziehung immer ein frembartiger Boden. Es dürfte ſchwer fallen, irgend eine der Beſonderheiten der Sprache Luthers von dieſen Wittenberger Einflüſſen abzuleiten, ganz verkehrt aber wäre es die Quelle der verſchiedenen unläugbar vorhandenen niederdeutſchen Elemente in ſeinem Wortvorrath daſelbſt zu ſuchen. Sie ſind ohne Ausnahme ſchon lange vorher entweder in der deutſchen Gemeinſprache, wohin ſie auf dem Wege, dem wir früher nachgegangen ſind (ſ. o. Bd. I. 178) gedrungen waren, oder ſie gehören zu der allgemeinen Signatur des Mitteldeutſchen, ſo weit dies ſich mundartlich von der Gemeinſprache abhebt, und ſind darum auch von Luther ſelbſt nie beanſtandet worden, weil er ſie für fertig überkommenes, allgemein verſtändliches Sprachgut halten durfte, wenn ſie es auch nicht in allen Fällen waren. Denn gerade an dieſem niederdeutſchen Einſchub in ſeine Sprache, der übrigens, wenn man die Wörter zuſammenzählt, kaum ein volles Hundert ausmacht, nahm man anderwärts, da wo die eigentlich oberdeutſchen Mundarten von der Gemeinſprache noch weniger gebändigt waren, am meiſten Anſtoß, wie man aus directen zeitgenöſſiſchen Zeugniſſen erſieht. Auch da hat man ſie natürlich nicht deshalb beanſtandet, weil ſie aus dem Niederdeutſchen ſtammen, ſondern weil man nicht fühlte, was ſie bedeuten ſollten.

Das Mitteldeutſche war ſo der lebendige Boden, woraus Luthers Sprache erwuchs, ohne daß er durch irgend eine ſeiner örtlichen Individualiſirungen in ſeinem auf das Gemeindeutſche gerichteten Inſtinct und ſeinem bewußten Streben darnach merklich gehindert worden wäre. Ganz etwas anderes aber iſt es, in wie weit er ſich von mitteldeutſchen ſchriftſtelleriſchen Vorbildern abhängig machte, denn dieſe, obwohl zuletzt durch die

lebendige Volksſprache in ihrer Eigenartigkeit beſtimmt, ſind doch wieder allmählich zu etwas Anderem, in gewiſſem Sinne davon ſelbſtändig geworden. Soviel wir von Luthers deutſcher Lectüre wiſſen, iſt darunter nichts von den namhaften Erzeugniſſen ſpecifiſch mitteldeutſchen Gepräges zu finden, wenn wir auch nur von dem Paſſional oder dem Vaterunſer des Heinrich von Krolewitz beginnen und mit der zu ihrer Zeit ſehr angeſehenen Chronik des Erfurter Konrad Stolle ſchließen. Denn der ſpäter „Ein teutsch theologia“ genannte Tractat, einer der letzten Ausläufer der volksthümlichen asketiſchen Literatur, der unter dieſem ihm von Luther 1518 gegebenen Titel ſo allgemein bekannt worden iſt, daß man den urſprünglichen darüber vergeſſen hat, gehört zwar auch der mitteldeutſchen Gruppe des hochd. Sprachgebietes an, aber einer Zone, der rheinfränkiſchen, die doch für das unmittelbare Sprachgefühl dieſer Zeit zunächſt nichts mit dem thüringiſchen Heimathsboden von Luthers Sprache zu thun hatte.

Darum darf es auch nicht verwundern, daß ſich in den erſten im Druck erhaltenen Lutherſchen Schriften und in ſeinen älteſten deutſchen Briefen zwar viel mehr Mitteldeutſches findet als in den ſpätern und daß man ſein Verſchwinden als eine zwar nicht methodiſche, jedoch mit vollem Verſtändniſſe unternommene Reviſion ſeiner eigenen Sprache anſehen kann, aber daß dieſe mitteldeutſchen Sprachingredienzien ſehr weit abſtehen von dem in ſich allerdings wieder variabeln, im Großen aber ſehr genau bekannten Typus der Schriftſteller ſeiner Zeit oder der nächſten Vergangenheit, die dem „mittelſten Deutſch,“ dem innerſten Mitteldeutſch, dem thüringiſch-oſterländiſchen, allenfalls auch noch dem meißniſchen Sprachbezirke angehören. Man denkt dabei unwillkürlich an die Autorität der Canzleiſprache, die Luther ja, wie wir ſehen, für ſich gelten laſſen

wollte, freilich immer mit so starken Reserven, daß er dabei noch vollständig freie Hand behielt. Und gewiß diente ihm diese Canzleisprache, die er doch wohl nicht erst nach seinem Hervortreten in die Welt, 1517, entdeckte, als fortwährendes und gewissenhaft benutztes Correctiv bei allem, was er schrieb, insofern auch gegenüber den mittelbeutschen Idiotismen, wenn er sich ihrer bewußt wurde d. h. aber immer nur soweit als er selbst in dieser Canzleisprache sein eigenes Idealbild der deutschen Gemeinsprache wieder erkannte.

Umgekehrt aber läßt sich auch sagen, daß das lebendige mittelbeutsche Sprachgefühl, das Luther von seinem Boden her angestammt war, ihm als Correctiv für diese Canzleisprache helfen mußte. Er maß eines an dem andern und überließ es seinem nie von ihm selbst unfehlbar genannten, aber mit souveräner Unfehlbarkeit schaltenden Tacte, was seine Sprache von daher oder dorther nehmen sollte. Diese Art von Eklekticismus versteht sich bei einer mit Recht so selbstbewußten Natur wie Luther so ganz von selbst, daß das Gegentheil davon nur durch eine abstracte Resignation, von der weder hier noch anderwärts bei ihm eine Spur zu entdecken ist, hätte geschehen können. So genoß er auch noch den bedeutenden Vortheil, daß er ebenso sehr auf der wirklich lebendigen Sprache seines Volkes, nur nicht auf einer isolirten Localmundart, wie auf einem gewissen festen Canon der abgezogenen Schriftsprache fußen durfte. Hauptsächlich aber kam es ihm zu Statten, daß er von der einen wie von der andern Seite her allen den zufälligen, eigensinnigen, aus dem lebendigen Fluß des gemeindeutschen Sprachfortschritts abgewinkelten Einwirkungen der mittelbeutschen Schriftstellerei dieser Zeit von selbst entnommen war, denn daraus hätte er nur das nehmen können, was er als der Nationalschriftsteller Luther

möglichſt bald und gründlich wieder hätte abſtreifen müſſen. Es waren meiſt nur Aeußerlichkeiten und inſofern ſie nur in der Tradition dieſes ſchriftſtelleriſchen Kreiſes, gewiß aber nicht etwa für den mündlichen Vortrag eines in dieſer Art geſchriebenen Buches galten, von untergeordnetem Belang, aber es war doch günſtig für Luther, daß er auch von dieſen Aeußerlichkeiten faſt gar nicht irre gemacht zu werden brauchte.

Denn von alle dem, was man als die typiſchen Züge dieſes Mitteldeutſchen anſehen darf, hat ſich Luthers Schreibweiſe von Anfang an emancipirt und nur um die Schreibweiſe handelt es ſich in den meiſten Fällen, nicht um wirkliche Sprachbeſonderheiten. Was wir von der lebendigen Mundart wiſſen, berechtigt anzunehmen, daß ſie ſich gerade ſo wie ihre andern nächſten Verwandten von der polniſchen Grenze bis zur Werra der Gemeinſprache von innen heraus viel mehr genähert hatte, als es die auf dem Boden Thüringens verfaßten Schriftſtücke, Bücher wie Briefe und Urkunden großentheils erkennen laſſen. In dieſen herrſcht noch um 1500, ja noch ſpäter die Schreibung i für ei, win für wein, sin für sein; u für au, hus für haus, tusent für tausend; ou für au, geloube oder gloube für glaube, schouwen für schauwen d. h. wahrſcheinlich ſchon schau-en geſprochen. Aber die lebendige Mundart Thüringens weiß damals im Großen und Ganzen nichts mehr von ſolchen Archaismen, die zwei-, dreihundert Jahre früher gelebt hatten, ſo wenig wie die ſchleſiſche, die lauſitziſche, die meißniſche, die oſterländiſche. Nur in einzelnen Winkeln des Dialects hat ſich damals und zum Theil bis auf unſere Tage dergleichen gehalten, am meiſten noch in den weſtlichen Gebirgsgegenden und im Eichsfeld, falls man deſſen Mundart für eine Untermundart der thüringiſchen, und nicht, wie es uns paſſender ſcheint, für eine ſelbſtändige gelten laſſen will. Luther ſelbſt

ward in seiner lebendigen Sprache von diesen Archaismen nicht berührt. Wenn er schrieb, richtete er sich nicht, wie der Haufe der im Schlendrian fortgehenden Schreiber, nach jener ältern „mittelbeutschen" Schreibweise, sondern nach dem besten Gemeinbeutsch, das er kannte, gleichviel wo er es fand, in der sächsischen Canzlei oder anderwärts, und daher sind selbst in seinen frühesten Schriften fast keine Spuren jener i für ei, u für au ꝛc. zu entdecken, außer wo sie die unbefugte Eigenmacht seiner Setzer eingeschwärzt hat.

Daß er sich aber auch darüber hinaus, über die selbst wieder im Einzelnen so schwankende Schreibweise der Gemeinsprache hinwegsetzte, wo er sie für verkehrt hielt, lehrt der erste Blick auf die authentischen Zeugnisse seiner Feder, wozu, wie oben ausgeführt, selbst die legitimsten Drucke im besten Fall nur bedingungsweise zu rechnen sind. Die Orthographie der Gemeinsprache schwelgte zu seiner Zeit noch immer in den sinnlosesten Doppelschreibungen consonantischer Laute. Davon hat sich Luther sehr bald und mit großer nur nicht vollständiger Consequenz befreit, während er zuerst auch sehr stark von dieser ebenso unbequemen wie lächerlichen Schrulle beherrscht ist, die übrigens in allen Theilen Deutschlands ungefähr auf gleiche Weise verbreitet war, aber wenn irgendwo, in Mitteldeutschland noch mit der verhältnißmäßig größten Enthaltsamkeit geübt wurde. Der angehende Schriftsteller Luther schreibt zuerst, wie es seine sächsische Canzlei und die meisten andern thaten, unnd für und, lisst für list, binn für bin, teuffel für teufel, auff für auf, wobei die ihm eigentlich mundgerechte Form uff zu berücksichtigen ist, dt d. h. tt für t oder d bekandt, kundt, tz, cz oder zc für z: tzu oder czu, zcogen, aufczunehmen und dergl.; gk — zu beurtheilen wie dt für t oder d — nach Consonanten am Schlusse der Wörter, dingk für ding

oder dink, je nach der härteren oder weicheren Aussprache, krangk für krank, sonst regelmäßig ck für k im In- und Auslaut vor und nach Consonanten: dencken, schenckte, und diese Eigenthümlichkeit hat er auch beibehalten selbst in der Zeit, wo er sich von allen andern derartigen Doppelungen fast ausnahmslos befreite, was besonders in seinen zwischen die Jahre 1526—1537 fallenden Schriften und Briefen sichtlich sein Bestreben ist. Später hat er, wie wir glauben, dem gemeinen Gebrauch zu Liebe, der noch immer mit Vorliebe daran hing, wieder mehrere davon aufgenommen, wo er sie damals völlig entfernt hatte, namentlich die Doppelungen am Wortende: kann, mann ꝛc., die damals von ihm auch kan, man, geschrieben worden waren. Hier läßt sich in der geschärften Aussprache des Endconsonanten ein rationeller Grund für seine Doppelschreibung anführen und demgemäß ist auch die spätere deutsche Orthographie hier allgemein darauf eingegangen, um sinn und in, lam und stamm im Auslaut von einander für das Auge zu unterscheiden. Mittelhochdeutsch klang sin und in, lam und stam so völlig gleich, daß sie als richtige Reime von der strengsten Technik, deren Subtilitäten unser heutiges gröberes Ohr mühsam nachempfindet, gebraucht werden konnten. Heute werden solche Wörter wohl auch im Reime aufeinander gebunden, aber richtige Reime sind es deswegen doch nicht.

Die Doppelungen im Inlaut vor Consonanten, die einen bloß etymologischen Grund haben, wie sollte von soll-en, woll-te von woll-en, kann-te von kenn-en, hat Luther zeitweise fast ganz ausgemerzt, woran sich sein Bestreben, die Orthographie möglichst dem lebendigen Sprachlaut zu nähern, sie im wahren Sinne phonetisch zu machen, wieder recht deutlich abnehmen läßt, und auch später ist er darin sehr sparsam. — Daß er in einzelnen Fällen die Doppelung oder Nichtdoppelung zu einer

dem Auge dienlichen Begriffsunterscheidung gleicher Wortformen gebraucht, widerstreitet jenem System, von dem er im Ganzen und Großen hier geleitet wurde, zwar principiell, nicht aber in dem Bewußtsein eines eigentlichen Praktikers, wie er es war. So unterscheidet er, wie viele Andere vor und neben ihm, mann, homo, von man, dem sog. unbestimmten Pronomen und consequenter als irgend ein Anderer das, Pronomen, von dasz, Conjunction, womit er denn auch durchgedrungen ist.

Offenbar aus der sächsischen Canzlei hat Luther anfänglich eine gewisse Neigung überkommen, die damals so ungebührlich angeschwollene Schreibung ei für das alte d. h. mhd. ahd. ī in mein, dein, sein, und zugleich für das alte ei in ein, kein, rein durch Einführung des ai so zu sagen in ihr richtiges Gewichtsverhältniß zu den andern Schriftzeichen zu setzen. Dies ai spielt in der kaiserlichen Canzlei seit dem 14. Jahrh. eine große Rolle und dort hatte es auch seine natürliche Berechtigung, denn in jener oberdeutschen Mundart, von der die Schreibweise dieser Canzlei am meisten, freilich nicht ausschließlich, beeinflußt wurde, in der österreichischen, stand ai von jeher mit gutem Rechte neben ei d. h. mittelhochd. ī. Aber auch die kaiserliche Canzlei hat es niemals consequent oder richtig durchgeführt: es existirt kein einziges Schriftstück, wo nicht bald mehr bald weniger Fehler dagegen gemacht werden, indem man ai für ei, d. h. ī und umgekehrt noch häufiger ei nach mittelhochdeutscher Schreibung geschrieben findet. Hätte man hier eine völlige, auf lebendigem Lautgefühl beruhende Consequenz der Orthographie durchzuführen verstanden, so würde der deutschen Sprache damit für alle Zeiten ein großer Dienst geleistet worden sein. Denn es bleibt das Zusammenfallen zweier etymologisch und einst auch in der Schrift so scharf geschiedener Laute immer ein großer Nachtheil nicht

bloß für das Auge. Es sind auch die Laute selbst allmählich in der gemeinhochdeutschen Aussprache von der Schrift her mit einander zusammengeworfen worden und während jede naive deutsche Mundart noch heute, wie es sich gebührt, beide so oder so, immer aber für das Ohr hörbar auseinanderhält, können wir gebildet sprechenden ein, unus, und ein, intus, nicht mehr unterscheiden und werden es voraussichtlich auch nie wieder lernen. Die übrigen deutschen Canzleien haben dies neue ai — neu im Vergleich zu der mittelh. Orthographie — unzweifelhaft direct aus der kaiserlichen importirt, wenigstens für die mitteldeutschen, voran die sächsische, steht es fest, da hier in der landesüblichen Schreibweise, soweit sie dem ältern mitteld. Typus treu blieb, nichts davon zu finden ist. Aber verfuhr schon die kaiserliche Canzlei mit immer regelloserer Willkür, so thaten es alle andern ebenso oder noch schlimmer. Es wäre zuviel gesagt, wenn man behaupten wollte, das eigentlich organische Verhältniß sei gerade umgekehrt, also ain für mittelh. in, ein für ein die Regel, dann wäre doch wieder eine Art von Vernunft in die Sache gekommen. Statt dessen verfährt damit jeder Schreiber oder jede Schreibstube ganz nach individuellster Laune, und als leitender Grundsatz läßt sich höchstens so viel entdecken, daß man dies ai nicht ganz aufzugeben, aber es doch im Fortschritt der Zeit immer seltener anzuwenden bestrebt war. Es scheint zu den freigegebenen Punkten gehört zu haben, an denen jeder sich nach Herzenslust gehen lassen durfte.

Luther hat nun dies ai für ei, welches letztere man zu seiner Zeit nicht der That aber der Idee nach allein berechtigt nennen muß, da alle Consequenz der Unterscheidung vernichtet war, von Anfang an sehr selten, aber er hat es doch: raichen, zaigen, waisen und dergl., woneben aber auch die Schreibung

mit ei und zwar noch häufiger bei ihm gebräuchlich ist. Später entschwindet es ihm beinahe völlig. Niemals aber wendet er es, wie seine Correspondenten und seine sächsische Canzlei für das alte ī, sondern nur für ei an und man darf hierin wohl auch ein Zeichen seines gesunden Sprachinstinctes sehen. Denn wenn er auch da, wo er die schriftmäßige Sprache redete, auf der Kanzel oder sonst, dies ai und ei keinesfalls so präcis von einander unterscheiden konnte, wie es die schwäbische Mundart, — und sie wahrscheinlich auch damals schon allein unter allen deutschen Mundarten — mit voller Wahrung des Diphthongen that, so hatte er doch, wie es scheint, von der Volkssprache her ein lebendiges Bewußtsein für die natürliche Geschiedenheit der beiden Laute. Denn seine heimische Mundart hielt damals und immer beide scharf nur in anderer Weise als das schwäbische Organ auseinander, indem sie das alte ei in eine Länge verwandelte, das neue ei, das alte ī, diphthongisch bald mehr als e i, häufiger als a i sprach, also bēn oder bān für mittelh. bein, niemals bein, was mittelhochd. bīn, Biene, bedeutet hätte.

Wenn wir in Luthers Druckwerken und Briefen lange Zeit ein wegern statt und neben weigern, ein zunegung neben und für zuneigung und einiges Andere derart finden, so schrieb er so unter dem Drucke des lebendigen Lautes, den er rings um sich hörte, ohne daß es möglich wäre zu erkennen, warum er gerade nur in diesen wenigen Fällen sich von der Schreibung der Gemeinsprache, die hier überall und von ihrem Standpunkt mit Recht, ein ei setzte, entfernt hat, in unzähligen andern nicht. Umgekehrt wieder hat er in seinem consequent durchgeführten feilen, für das damals in der Gemeinsprache schon übliche, allerdings aus dem Mitteldeutschen eingedrungene fehlen, einen Archaismus festgehalten, den selbst seine Autorität nicht durchsetzen konnte.

Gehört das bisher Betrachtete der eigentlichen Schreibung an, wobei der Laut und die wirkliche Wortform nicht betheiligt zu sein brauchen, aber unter Umständen, wie wir sahen, betheiligt sein können, so reichen eine Anzahl anderer Eigenthümlichkeiten in Luthers Orthographie in das wirkliche Gebiet des lebendigen Lautes. Und hier ist überall die doppelte Bemerkung zu machen, die sich uns schon öfter als maßgebend herausgestellt hat: 1) Es sind mitteldeutsche Einflüsse, die ihn zu seinen auffälligeren oder geringfügigeren Abweichungen von dem Durchschnitt der Gemeinsprache veranlassen; 2) er hat alle solche Localeigenthümlichkeiten allmählich zum größten Theil beseitigt. Nur muß man dabei immer die Drucke mit den unberechenbaren Eingriffen der Setzer von seinen eigenen authentischen Schriftzeugnissen möglichst unterscheiden, was gewöhnlich nicht geschieht. Denn wenn wir in jenen, allerdings nur in den ältesten von 1517 bis etwa 1520, Dinge finden, wie adder für oder, sall für soll, salb für selb, nach für nach, dach für doch, hirschaft für herrschaft, weder oder wedder für wider, wilch für welch, wilkore für wilküre, kopffer für kupfer und dergl. mehr, so dürfen wir darin mit gutem Fug nur den Leipziger oder Wittenberger Setzer, nicht aber Luther selbst sehen, bis anderweitig bewiesen wird, daß er selbst damals so gesprochen oder geschrieben hat. Es sind die allgemein üblichen Lautbezeichnungen der mitteld. Mundarten, die nicht einmal einen besondern örtlichen Character tragen, sondern in Erfurt ebenso gut wie in Breslau gäng und gäbe waren. Insofern gehören sie Luthers wirklicher Sprache, mit Ausnahme vielleicht des einen wilch für welch, das ihm sichtlich lange anhaftet, ebenso wenig an, wie die einzelnen in seinen ältern Schriften sich findenden aw d. h. au für gemeinhochd. ew d. h. eu, z. B. in lawe, was Luther ganz gewiß immer Leu oder Leu-e ge-

ſprochen hat, oder in nawe für newe, neue, neu, oder die u für mhd. iu, gemeinb. eu in frund für freund, ſuffzen für ſeufzen. Dieſe au und u ſind ja ſelbſt Anachronismen für die damalige lebende Mundart in ganz Mittelbeutſchland und friſten nur in dem Schlendrian der Schreib- und Druckwerkſtätten ihr Leben und darum ſind ſie nicht auf gleiche Linie mit jenen oben erwähnten Fällen zu ſtellen, die der lebenden Volksſprache, auch Luthers Sprache angehören, ohne daß deshalb ein Schluß, ſie ſeien für ihn ſchriftgültig geweſen, erlaubt wäre. Von den bloßen Archaismen haben ſich ſeine Drucker ſpäter immer mehr befreit, vielleicht in Folge ſeiner ſorgfältigen Correcturen, vielleicht weil auch ſie, namentlich ſeitdem die Firma Hans Lufft eingreift, ſich mehr und mehr der gebildeten Gemeinſprache zu conformiren beſtrebt waren, natürlich nicht ohne ihrem Eigenſinn, den ſie nach guter deutſcher Art für Ueberzeugungstreue hielten, ſelbſt einer ſolchen Autorität wie Luther gegenüber hie und da noch eine Conceſſion zu machen.

Von andern ihm und ſeiner heimiſchen Mundart wirklich lebendigen Idiotismen hat er ſich, wie man deutlich ſieht, mit Bewußtſein los zu machen geſucht und in manchen Stücken iſt es ihm auch gelungen, ſo z. B. hat er ſein mitteld. vor- oder fur- als ſog. untrennbare Vorſatzpartikel in unzähligen verbalen und daraus abgeleiteten nominalen Compoſiten allmählich mit dem gemeinb. ver- vertauſcht. Zuerſt ſchrieb er durchgängig wie er ſprach, vorpflichten, vormeintlich, vorſchreiben, vorordenen, vorſchaffen, vormercken ꝛc. oder ſeltener fur- an derſelben Stelle, womit derſelbe Laut bezeichnet werden ſollte, nämlich ein zwiſchen e, o und u ſchwankender, deſſen dumpfere Färbung aus dem vorhergehenden Lippenlaut v oder f zu erklären iſt. Die Schreibung mit f oder v bedeutet hier wie

anderwärts bei ihm und in der ganzen damaligen Sprache daſſelbe: der Unterſchied zwiſchen v und f, den das Mittelh. noch kannte, war wie wir geſehen haben (ſ. o. B. I. 261), längſt verwiſcht, Luther ſelbſt zieht im Anfang des Wortes vor Conſonanten und dem Vocal u das f vor, v behält er für die übrigen Fälle, doch keineswegs conſequent, da er z. B. meiſt feſt und nicht veſt ſchreibt. Im Inlaut iſt f überall durchgedrungen, außer in dem einzigen Worte frevel, das beſtändig v zeigt. Die anderwärts gewöhnliche Schreibung frebel weiſt darauf hin, daß hier kein f geſprochen werden ſollte. — Schon um 1526 tauchen einzelne ver- ſtatt jener heimathlichen vorin ſeinen Briefen auf und in den Drucken ſind ſie ſeitdem durchgeſetzt. Nach 1530 hat er ſeine Feder ſo daran gewöhnt, daß kein einziges vor- ſeiner Hand mehr entſchlüpft. Wo ſie ſich in von ihm unterzeichneten Briefen und Actenſtücken finden, iſt es allein ſchon Beweis genug, daß der Text nicht von ſeiner Hand niedergeſchrieben iſt, wenn auch ſein Name darunter ſteht.

Anderes dagegen hat er weniger ſtreng genommen. So ſind eine Anzahl mitteld. o für u, entweder die reinen Laute ſelbſt oder ihre Umlaute, alſo ö, von ihm beibehalten worden z. B. in sondern, geschwommen, sohn, Sonne, und Sontag, konig d. i. könig, konnen d. i. können und dergl. mehr. Alle dieſe Formen hatten von Mitteldeutſchland aus, wo ſie allein heimathberechtigt ſind, ſchon bis weit in die oberdeutſchen Landſchaften ſich in der Schrift verbreitet, aber ſeine Autorität hat ſie dauernd befeſtigt.

Umgekehrt hält er an u d. i. ü in mugen, muglich ꝛc. gegen das in der ganzen Gemeinſprache ſchon bis in die ſeparatiſtiſchen Winkel des Schweizerdeutſchen durchgedrungene mögen, möglich ꝛc. feſt, freilich ohne die einmal veraltete Form wieder beleben zu können.

In dieſem Zuſammenhang ſieht auch das Verhältniß ſeiner Sprache zu dem Umlaut etwas anders aus als es neuerdings gefaßt zu werden pflegt. Nichts leichter als an der Hand der Drucke behaupten, daß ſeine Sprache bis etwa 1526 von dieſem Umlaut ſehr wenig Spuren zeige, wenn wir andere gleichzeitige namentlich inner-oberdeutſche Drucke damit vergleichen. In das o, u und in das au ſcheint er bis zu dieſer Zeit bei ihm noch nicht eingedrungen. Seit 1526 hat ſich dagegen und zwar nicht ſo allmählich wie es bei ſeinen andern orthographiſchen Neuerungen zu geſchehen pflegt, dieſer Umlaut ungefähr in der Ausdehnung und jedenfalls nach dem Syſtem der oberdeutſchen Druckſtätten durchgeſetzt. Da man von der Behauptung auszugehen pflegt, Luther habe in ſeinen früheren Schriften, für deren Orthographie er alſo ſtillſchweigend allein verantwortlich gemacht wird, den Umlaut deshalb nicht angewandt, weil ihm das Mittelbeutſche, ſein damaliger angeblicher Sprachcanon, keinen Umlaut geboten habe, ſo hat man ſich nach einer Erklärung für ſein ſpäteres Eindringen umſehen müſſen und man hat dafür natürlich auch eine gefunden.

Es iſt nun aber nichts weiter als jene ſchon oft bekämpfte Verwechslung der Schreib- oder Druckgewohnheiten in vielen mitteld. Officinen und Schreibſtuben dieſer Zeit — lange nicht in allen — mit der lebendigen Mundart, auf die ſich dieſe ganze Behauptung ſamt allen daraus abgeleiteten Folgerungen ſtützt. Die mitteldeutſche Mundart um 1500, jenes gemeine Mitteldeutſch, was Luther lebendig umtönte, hat damals den Umlaut principiell in demſelben Umfang wie das Gemeindeutſche, oder wenn man es noch beſtimmter bezeichnen will, wie alle oberdeutſchen Mundarten in ſich walten laſſen. Wenn Einzelheiten hier oder dort nicht zutreffen, ſo iſt dies für die Sache ſelbſt ohne Belang und man könnte leicht die Behauptung

durchführen, daß die oberdeutſchen Mundarten in vielen Fällen dem Umlaut weit weniger Raum verſtatten als die Mitteldeutſchen. Alle oberd. kennen das mhd. Wort houbet oder houbt noch ohne Umlaut: heubt oder haupt, alle mitteld. und zwar mit vollem Rechte, da die goth. Form haubith zu Grunde liegt, haben den Umlaut heubt. Alle oberd. haben kaufen, die mitteld. mit Vorliebe keufen und ſo Vieles der Art. So gut wie die gemeindeutſchen Diphthonge ei und au in allen mitteld. Mundarten bereits durchgedrungen waren, ſo auch der Umlaut und zwar für alle Vocale, wo er nach mitteld. Syſtem berechtigt war, alſo nicht bloß für a, ſondern auch für ā, für o und ō, obgleich die Umlaute des o dem mhd. eigentlich fremd ſein mußten (ſ. o. B. I. 245), für u und ū d. h. au, für uo oder wie es mitteld. lautete ū, oder auch mit ſchwachem Nachſchlag ūe. Im allgemeinen werden dieſe mitteld. Umlaute ſchon damals wie heute eine häßliche Neigung zu möglichſter Vocalverdünnung gehabt haben. Man findet sinde für sunde d. i. sünde, steren für storen d. i. stoeren, giter für gueter d. i. güeter ſchon häufig genug in allen Theilen Mitteldeutſchlands von der Oder bis zur Werra in 15. Jahrh. von „ungebildeten" Schreibern geſchrieben, d. h. denen der lebendige Laut entſchlüpfte. Im allgemeinen galt aber noch immer die Gewohnheit, den Umlaut bei o und u lieber nicht zu bezeichnen, doch fehlt es auch keineswegs an Mitteln zu ſeiner graphiſchen Darſtellung, nur waren es unbequeme und confuſe. Wo ein ſelbſtändig neues Zeichen dafür geſetzt werden darf, wie in were Conj. von war, wäre, undertenig von undertan, oder eu für den Umlaut des früheren ou, ſpäteren au, geleuben für gelauben, glauben, beume Plur. von baum, iſt die Sache einfach und hier kann im allgemeinen zugegeben werden, daß einzelne unumgelautete Schreibungen, die mitteld. den Umlaut haben, salde neben selde mhd. saelde,

Heil, oder baume neben jenem beume darauf hinweiſen, daß die Ausſprache in ſolchen Fällen je nach dem beſondern Local oder auch nach der Gewohnheit des Schreibenden noch ſchwankte. Anders iſt es, wo für das mhd. iu bald u bald eu ſelten äu geſchrieben ſteht. Man findet huser und heuser, schune und scheune neben einander. Hier iſt die umgelautete Schreibung diejenige, die dem um 1500 wirklich geſprochenen Laute entſpricht, die andere einer jener ſchon öfters characteriſirten Archaismen.

Uebrigens giebt es auch für dieſe angeblich und ſcheinbar unumgelauteten u mhd. iu, für die o und u, d. h. mhd. o, ô, u und uo, in ſehr vielen Handſchriften und Briefſchaften ſchon des 14. und 15. Jahrh. eine ganze Anzahl von oben übergeſchriebenen Bezeichnungen, die von unſern modernen Herausgebern, weil ſie ſich nicht darein finden können, gewöhnlich weggelaſſen werden. Dadurch wird bei dem heutigen Leſer die Vorſtellung erweckt, dieſe Vocale ſeien ohne alle Umlautbezeichnung und daraus wird dann der weitere Schluß gezogen, es ſei eine „mitteldeutſche" Eigenheit keinen Umlaut zu haben. Dieſe wunderlichen Pünktchen, Häkchen und Strichelchen, deren Geneſis und Bedeutung wir eingehend anderwärts erörtert haben, dienen nun zwar nicht ausſchließlich zur Bezeichnung des Umlauts, aber ſie werden doch auch neben ganz andern Functionen dazu mit verwandt und die dadurch herbeigeführte Confuſion iſt der einzige Grund, weshalb ſie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. ſeltener verwandt worden.

Luther brauchte alſo nicht den Oberdeutſchen zu Liebe den Umlaut in ſeine Sprache einzuführen: er war ihm mit ſeinem Mitteldeutſch angeboren und daß er ſeine Bezeichnung anfänglich zu vermeiden ſcheint, mag immerhin, wenn man nach einer Erklärung ſuchen will, auf Rechnung der Canzleiſchrift geſtellt

werden, die auch so sparsam als möglich damit operirt, nicht als wenn sie, soweit sie aus dem Ohr stammte und für das Ohr bestimmt war, ihn nicht gekannt hätte, sondern weil es ja so viel bequemer war hierin die einfacheren Traditionen einer früheren Schreibmethode festzuhalten. Eigentlich handelt es sich dabei für Luther und sie nur um o und u, denn er und sie haben natürlich, worauf schon hingewiesen ist, die Umlautbezeichnungen, die durch einzelne Buchstaben oder Doppelbuchstaben ausgedrückt zu werden pflegten, in jedem Falle, wo die lebendige Sprache damit stimmte, geschrieben, also e, seltener und erst später mehr das unbequemere ä für den Umlaut des ä, eu für den des au, d. h. mhd. u und ou zugleich, wofür sie gleichfalls sehr selten äu, als die scheinbar etymologisch richtigere Schreibung setzten.

Aus alle dem erklärt es sich, warum Luther, wo er ganz naiv sich gehen ließ, d. h. in seinen wirklichen Briefen, auch noch lange nach dem Jahre 1525 oder 26, ja bis zu seinem Lebensende so wenig ö und ü schreibt. Hier konnte er es sich bequemer machen, als in seinen für den Druck bestimmten Manuscripten und daß jemand sein konig und ubel nicht könig und übel, sondern so wie es scheinbar geschrieben war, lesen könnte, daran hat er gar nicht gedacht.

Mehr als ein Curiosum und nicht als eine für die deutsche Sprachgeschichte irgendwie bedeutsame Thatsache sei nur noch erwähnt, daß er mitunter, unbekannt aus welcher Veranlassung, wohl auch in seinen Briefen des guten zu viel mit der Bezeichnung des Umlauts thut, d. h. dessen, was man fälschlich dafür ansieht, weil es gerade so aussieht. Wenn er leüte, verschlaüdern, widerümb und dergl. schreibt, sind wir nach unserer heutigen Gewohnheit geneigt, darin eine wirkliche Bezeichnung des Umlauts zu sehen, die nur in leute uns

überflüſſig dünkt. Daß er ſelbſt, wie wir glauben, nicht ümb, ſondern immer nur wie die Gemeinſprache ſchrieb, die hier mit dem gewöhnlichſten Mitteldeutſch in Uebereinſtimmung iſt, umb ſprach, könnte man, wenn man ſich auf die beiden Strichelchen über dem u ſteift, beſtreiten. Ob jemand aber die Conſequenz haben wird, Luther auch in folgenden Formen den Umlaut ſprechen zu laſſen, thün (thun), zületzt, jüngen, gnüg, hünden, nü (nu), würm (Singul.) ꝛc. wäre doch noch erſt zu erproben. Jedenfalls doch wohl kaum in züversicht oder gar in zuvor, denn wie das v mit Umlaut klingen ſollte, müßte ſchwer zu ſagen ſein, und, daß er in der Eile die Striche an unrechter Stelle angebracht habe, wäre eine bedenkliche Ausflucht. Es ergiebt ſich daraus, daß er gelegentlich einmal, die weitverbreitete Mode der Unterſcheidung des vocaliſchen v von dem conſonantiſchen, wie wir ſagen des u von dem v, auch mitgemacht hat, gewöhnlich ſcheint ſie ihm zu unbequem geweſen zu ſein. Dieſe beiden Buchſtaben, die in der deutſchen Curſivſchrift ſeiner Zeit bekanntlich wieder ganz gleichgeformt worden waren — die Verſuche, ſie zu trennen, hatten damals weder Folge noch Beſtand — hat man für das Auge auf verſchiedene Weiſe zu unterſcheiden geſucht. Die bekannteſte, damals aber noch nicht die verbreitetſte iſt diejenige, aus der ſich unſer heutiger Haken über dem u entwickelt hat, woraus ſo viel unſinnige uo in die modernen Abdrücke mittelalterl. und älteſter neuhd. Texte gekommen ſind und man auch Luther lächerliche Formen wie guonst für gunst, duorst für durst, uond für und ꝛc. aufgebürdet hat. Die beiden Striche, die im 15. und Anfang des 16. Jahrh. viel beliebter dafür waren, hat man allmählich, um ſie bloß für den Umlaut zu verwenden, aufgegeben. Luther kann alſo damit Umlaute gemeint haben, nämlich wo ſie hingehörten und er ſie wirklich ſprach, aber es fiel ihm

nicht ein in den andern Wörtern dies Zeichen als Umlaut zu verwenden. Daß er in zuvor es auch an der unrechten Stelle thut, kann man als einen bloßen Schreibfehler anſehen, der ſich auch noch an ein Paar andern Stellen wiederholt. Aber wahrſcheinlich iſt es anders zu erklären. Es ging nämlich neben der Gewohnheit das vocaliſche u in der angegebenen Art zu bezeichnen, auch eine andere ſeltenere, die umgekehrt das conſonantiſche v damit unterſcheiden wollte. Häufig findet man namentlich in Abſchriften älterer Vorlagen beide durch einander gemengt und ſo mag es auch Luther in dieſem Falle geſchehen ſein. Die Sache hat überhaupt keine Bedeutung, als zu zeigen, wie vorſichtig man bei der Beantwortung der Frage nach den Spracheigenthümlichkeiten eines Autors des 16. Jahrh. zu Werke gehn muß.

Fünftes Capitel.

Luthers Geſammtlautſyſtem.

Wenn Luthers Sprache dem Umlaut ungefähr gerade ſo weit wie die Gemeinſprache ſich fügt, ſo gerieth dabei deren mitteldeutſches Heimathsgefühl in keinen Conflict mit einem reflectirten Syſtem, am allerwenigſten war es eine Conceſſion gegen das oberdeutſche Idiom. Dazu hätte er auch, ſo wie er ſelbſt ſich das Verhältniß der deutſchen Mundarten untereinander und zu der Gemeinſprache zurecht zu legen pflegte, gar keine Veranlaſſung gehabt. Im Gegentheil in einigen Fällen, wo die Lautbezeichnung dieſer Gemeinſprache noch zwiſchen den mehr oberdeutſchen Einflüſſen der älteren mittelh. Tradition, die zugleich den lebendigen Lauten der dortigen Mundarten entſprach, und dem mitteldeutſchen Syſtem ſchwankte

und wo man um 1500 noch nicht deutlich sehen konnte, wohin endlich die Entscheidung gehen würde, hat wesentlich seine Autorität gegen jenes und für dieses entschieden. So in der Behandlung der mhd. und gemeinoberdeutschen — d. h. genau genommen alemannisch-schwäbischen Diphthongen uo oder ue, wovon natürlich auch dessen Umlaut üe abhängig ist. Alle dem oberdeutschen Westen und Südwesten angehörigen Schrift- und Druckwerke dieser Zeit sind noch beflissen ihn für das Auge von u oder ū, falls dieses noch nicht durch au ersetzt ist, zu trennen wie er für das Ohr getrennt war. Das gewöhnlichste Mittel dazu war ein Zeichen über dem u, das in den damaligen Lettern seine ursprüngliche Identität mit o oder e nicht verläugnen kann. Schon in der ahd. Zeit war das die häufigste, weil am meisten Raum sparende Schreibmethode gewesen. Aus diesem mißverstandenen Zeichen ist eben jener Irrthum, der oben zurückgewiesen worden, entsprungen, indem man alle mit einem dem o ähnlichen Apex bezeichneten u für uo nimmt, was doch nur gewisse davon sind. Alle mitteld. Schriftdenkmäler dagegen emancipiren sich, seitdem überhaupt solche gefunden werden, davon fast gänzlich, und wo es sich vereinzelt findet, kann man mit Fug darin die bloße Autorität des höfischen Sprach- oder Schreibherkommens sehen, die man nur in diesen wie in allen andern Stücken je länger je weniger festzuhalten vermochte. Sie standen damit ganz auf dem Boden ihrer lebendigen Mundarten, von denen nur sehr wenige und meist sehr abgeschiedene, wie z. B. einige des Eichsfeldes, den Doppellaut bewahrt haben, während die andern ein in seiner Quantität nach dem Ort sehr verschiedenes, einfaches u daraus machten. Luther folgt nun durchweg diesem mitteldeutschen Gebrauch sowohl in dem reinen u mhd. oder oberd. uo, wie in dem umgelauteten mhd. oberd. ue

oder seltener ů, was ja wieder auch für ganz andere Lautwerthe, in der Schrift für das gewöhnliche u oder ū, im Druck für den Umlaut des u, gebraucht werden konnte. Nur in ein paar Fällen hat er noch stuel, wobei die daneben vorkommende Schreibung stuhel keinen Zweifel darüber erlaubt, wie der Laut gemeint sei, selbst wenn nicht das mhd. stuol vorhanden wäre, thuen, neben thun, rugen, ruhen, was mhd. oberdeutsch ruowen ist, gemuet, mhd. gemüete, wuetend mhd. wüetend ꝛc. Aber in der unendlichen Mehrzahl aller Fälle langt er mit u und ü aus, gut, blut, grun d. h. grün, sünen d. h. mhd. süenen — er ist so unschuldig an dem mitteld. versöhnen, wie an dem bair.-schwäb. Hölle für Helle — und damit war für das gemeindeutsche unseres Bedünkens der Streit entschieden, obgleich das Schwanken noch lange in den Büchern und Schriftstücken oberdeutscher Herkunft fortdauert, einzelnes bis ins 17. Jahrh. hinein. Als ein Vortheil für die gesprochene Schriftsprache ist dabei zu rechnen, daß er der Neigung mancher mitteld. Mundarten, nicht etwa bloß der östlichsten, nach einer Verkürzung dieses aus dem zusammengedrückten Diphthongen entstandenen u, das doch auf jeden Fall wenigstens seine Länge hätte bewahren müssen, sehr wenig Raum gibt: mutter statt mhd. oberd. muoter hat er aber consequent und gerade in diesem Grundwort ist die Correption und in Folge davon die als Doppelung bezeichnete Consonantenschärfung in der Schriftsprache durchgedrungen.

Im Wesen auf dasselbe hinaus läuft seine Behandlung des ie, soweit es dem mhd. und oberd. alten ie, noch älterem io, ia entsprach. Seine mitteldeutsche Mundart kannte den Doppellaut hier so wenig wie bei uo und demgemäß hat sich auch die Schrift der mitteld. Literaturgruppe fast völlig, aber doch noch nicht so weit seiner entschlagen, wie es dem uo geschah.

Vielmehr drängen ſich ſeit dem 15. Jahrh. ſichtlich wieder eine Menge ie neu hier ein. Ihre Verwendung, mit Vorliebe am unrechten Orte d. h. wenn die Geſchichte der Sprache über die Legitimität der Schrift allein zu entſcheiden hätte, zeigt, daß eine Lautveränderung, in der ie an Stelle des i zum Durchbruch gekommen wäre, gar nicht damit ausgedrückt werden ſollte: man ſchreibt zihen, ziehen, nach alter mitteld. Weiſe, und dicht daneben wiese oder viel, wo mhd. nur i ſtehen konnte. Es iſt nichts weiter als eine der jetzt angeſtrebten Bezeichnungen der Quantität, deren Geneſis und Geſchichte hier nicht weiter verfolgt werden kann. Gerade ſo hält es Luther, nur daß bei ihm der ie allmählich immer mehr werden, woneben freilich, für den erſten Blick ſonderbar genug, noch ein zihen, flihen ſtehen bleiben. Aber nur auf den erſten Blick ſonderbar, denn man findet bald, daß er in den angeführten Worten des e entrathen zu können glaubte, weil ja das h ſchon den Dienſt der Vocalverlängerung that. Denn dies h iſt ihm, ſo felſenfeſt ſeine hiſtoriſche Berechtigung an dieſer Stelle auch ſtehen mag, nichts weiter als ein graphiſches Zeichen, weil es ſeiner Mundart zu einem ſolchen geworden war. Sie ſprach flī-en, zī-en gerade ſo wie die durchſchnittliche gebildete Ausſprache des jetzigen Hochdeutſchen. Indem er aber dem ie ſo weiten Spielraum gab, berührte er ſich natürlich ohne alle reflectirte Abſicht für das Auge mit jenem weſt- und ſüdoberdeutſchen Sprachkreis, in welchem es freilich eine ganz andere Function hatte. Wenn er dagegen ausnahmlos viel, aber faſt immer nur villeicht, was doch daſſelbe viel enthält, ſchreibt, ſo ſieht man recht deutlich, wie er die an dem betonten viel durchgedrungene Länge mit ie bezeichnen wollte, während in villeicht, was den Ton auf der zweiten Silbe hat, die alte Kürze mit dem einfachen i bezeichnet werden

konnte. Ganz so schreibt er hie, nicht hier, seine mitteld. Form, aber hir-in.

Er befand sich dabei wie auch in seiner Behandlung des alten uo in principieller Uebereinstimmung mit der Canzleisprache oder Schrift, der sächsischen sowohl wie der kaiserlichen, ohne daß im Einzelnen auch nur irgend ein Schatten systematischer Anlehnung an ihre Mode sichtbar wäre, was er freilich auch nicht wohl hätte bewerkstelligen können, da beide im Einzelnen fortwährend nach der gewohnten willkürlichen Weise schwanken und nur, wenn man eine Durchschnittssumme zieht, hier wie in andern Dingen überhaupt eine Art von bestimmendem Zug — Princip oder Methode kann man es nicht nennen — durchbricht.

In die Rubrik der Bezeichnung der Längen gehört auch das schon erwähnte h, das außer im Anlaut der Wörter, wo er es nur selten und dann allmählich sich corrigirend, seinem Mitteld. zu Liebe abstößt, wie in erab, eraus, erfür = herab, heraus, herfür, für sein Ohr nicht vorhanden war. Wo es sich im In- und Auslaut wirklich gehalten hatte, da bezeichnete er es demgemäß gewöhnlich nach seiner Weise mit ch — sach, floch neben sehen, flihen oder fliehen, wo er es gewiß nur schrieb und nicht sprach, oder noch charakteristischer neben dem noch später zu berührenden emphatischen Präteritalformen sahe, zohe, die ihm sā-e, zō-e lauteten. Man kann nicht sagen, daß Luther ein besonderer Liebhaber des h als bloßes Dehnungszeichens sei, wie es seit dem 15. Jahrh. überall in Deutschland, in Ober- wie Mittel-Deutschland massenhaft wieder hereinbricht, nachdem es Jahrhunderte lang in Schlummer gelegen aber nicht abgestorben war. Aber er kann sich seiner auch nicht erwehren, wobei der allgemeine Gebrauch in den meisten Schriften, die ihm zu Gesicht kamen, für ihn entscheidend gewesen sein

mag. Die Canzleisprache allein hat es ihm hier so wenig wie in den meisten andern Fällen angethan. Auch sie brauchte es, aber doch, wenn man so sagen darf, mit einer bescheideneren Reserve als die Mehrzahl der andern. Dabei geräth er gelegentlich in allerlei wunderliche oder willkürliche Schreibweisen hinein, die er freilich bald wieder verlassen oder vergessen hat. So z. B. wenn er eine Zeitlang vhest, und noch consequenter pfarrhe, pfarrher u. dergl. schreibt. Es zeugt aber auch von sehr wenig Sicherheit, wenn dicht neben einander erfaren, nemen, bekeren, furen (führen) und wehren, stehen oder stehn, gehen oder gehn, in und ihn, ir und ihr, iren und ihren geschrieben steht. Im Druck herrscht etwas mehr Consequenz, das ist nicht zu läugnen, aber auch nur scheinbare, keine wirkliche und im Grunde ist es ja in der ganzen nhd. Orthographie so geblieben.

Dagegen hat er sich von einer andern, fast noch schwerfälligern aber eben deshalb damals gerade sehr beliebten Bezeichnung der Längen mittelst Doppelschreibung des Vocals, aa für ā, ee für ē etc., fast ganz fern gehalten, wobei ihm sein ie und sein h zu Statten kam. Nur ee ist einigermaßen vertreten, seele, seer, schweer und dergl. Aber auch hier überwiegt, wenn überhaupt die Länge bezeichnet wird, die Schreibung mit h, nur nicht gerade in den angeführten Wörtern.

Wollte man auf weitere Einzelheiten eingehen, so wäre auch noch seines o für a, älteres ā zu gedenken, weil darin ein noch unentschiedenes Schwanken der Gemeinsprache in vielen Fällen endgültig entschieden wurde. Seiner heimischen Mundart darf man dabei nicht so viel Einfluß einräumen, obgleich sie stark dazu neigte, wie es aber auch die Mehrzahl der Oberdeutschen that. Es ist hier mehr der Zug der Gemeinsprache des 15./16. Jahrh., der unverkennbar nach dieser Richtung hin geht und dem Luther eigentlich nicht einmal so weit nachgegeben

hat, als es bei ihm eben unter dem Drucke seiner Umgebung denkbar gewesen wäre. Manches hat er später auch wieder abgestreift, z. B. woffen für wāfen, und daß in den letzten Zwanziger Jahren und auch noch später ihm der Reim: waffen: troffen entschlüpft ist, beweist bei der auch sonst ihm eigenen Reimfreiheit nicht, daß er hier anders sprach als schrieb, nämlich wāfen, waffen. Anderweit schwankt er zwischen Doppelformen, so in Atem, auch mittelb. Adem, oder zur Dehnung mit h Athem geschrieben und Odem; die alte Vorsatzpartikel ā- gewöhnlich o-, wie die häufige Form ohmacht zeigt. Die ungewisse Quantität des Vocales a konnte nur durch eine Veränderung seiner Qualität gehalten werden. Daneben Ohnmacht, wofür die neue faßliche Etymologie von on, ohn eintritt, wovon freilich die Sprachgeschichte nichts wissen will, während doch dies neue ohn — sogar noch in viel weiterem Umfang auf Kosten des un — damals in vielen Theilen der Gemeinsprache seine Eroberungen machte. Denn man findet hier gar nicht selten on-bekannt für unbekannt, on-sträflich, veron-reinigen u. dergl., was Luther fremd bleibt. In on oder ohn siegt bei ihm die o-Form vollständig über das alte ā in ān, āne, während doch das damit völlig identische an, ane in der Verbindung mit sein oder werden, los sein oder werden, sein altes richtiges a behält und damit seine natürliche Zugehörigkeit ganz vergißt, wie ja noch heute in dem nicht eigentlich schriftmäßigen, aber durch viele Mundarten weit verbreiteten: „ich bin es an worden" geschieht, was genau dasselbe ist. In Mon, Mone für mhd. māne hat er consequent ō: dem wō = mhd. wā steht zuerst ein schwankendes dā, dō gegenüber, das sich ihm aber allmählich, offenbar um die feiner klingende Aussprache zu wahren, in ein consequentes da umsetzt. Da schon lange der Unterschied des mhd. dō und dā, lat. tum und ibi,

faſt überall verwiſcht war, indem meiſt die gröbere Form dō für beide ſo verſchiedene Wörter ſich durchgeſetzt hatte, ſo konnte auch Luther nicht auf den Einfall gerathen, ſie wieder hiſtoriſch richtig zu trennen. Wie er dā für das alte, inzwiſchen meiſt zu dō gewordene dā einführte, ſo dehnte er dies dā auch auf das alte dō aus und ſeine Autorität iſt es hauptſächlich geweſen, die dieſen Sprachgebrauch fortan durchgeſetzt hat.

Am wenigſten förderlich für die weitere Geſtaltung des Lautgerüſtes iſt Luthers Verhalten in der Bezeichnung gewiſſer Conſonanten geworden. Es ſind namentlich die b und p, die d und t, die dabei in Betracht kommen. Sein mitteldeutſches Ohr hörte ſchon damals das heutige hierin geltende Syſtem, wonach der Gegenſatz zwiſchen hartem und weichem einfachen Conſonant verwiſcht wird. Die oberdeutſchen Mundarten insgemein ſind dem alten Syſtem, das die Laute ziemlich genügend trennte, damals und ſpäter in der Hauptſache treu geblieben und durch die Canzleiſprache, die hier auf oberdeutſcher und zugleich mittelb. Grundlage fußte, hat ſich unſere Orthographie hierin wenigſtens leidlich correct gehalten. Auch Luther bemüht ſich, die Unarten ſeiner Heimath los zu werden, das ſieht man deutlich, aber es iſt ihm hier nicht ſo wie anderwärts gelungen. Es bedeutete ſeinen Ohren daſſelbe, ob er geporn, gepeten oder geborn, gebeten ſchrieb; dapfer, dasche, draube oder tapfer, tasche, traube, teutsch, deutsch oder gar deudsch. In dieſem letzteren Falle, wo er ſehr bald ſich für D entſchied, ſteht er faſt allein in der ganzen Zeit, aber ſeine Autorität und nichts Anderes iſt es geweſen, die endlich, freilich erſt im 18. Jahrh., unbeſtritten der Form deutsch den Sieg verſchaffte. In der Doppelung unterſchied er, wie ſeine Mundart, ſcharf genug; ſeine pp ſind wirkliche harte p und bb erſcheinen überhaupt ſehr ſelten und dann wie in gibbel neben

gibel nicht anders als wirkliche weiche b, nur, um die noch erhaltene Kürze des accentuirten Vocals festzuhalten, mit Prägnanz ausgesprochen und deshalb verdoppelt geschrieben. Man kann sagen, es sind die einzigen wirklichen weichen b, die sich ihm zwischen Vocalen erhalten haben, denn in den andern Fällen, wo er immer noch b schrieb, sprach er doch wie seine Mundart w, also hawen, nicht haben, auch giewel nicht gibel, außer wenn i als Kürze ein wirkliches b festhielt oder hervorrief. Auch seine dd sind nur selten, wie in erlidden neben erlitten, mit tt identisch, wahrscheinlich nur der falsch verstandenen etymologischen Correctheit zu Liebe gesetzt, weil das Stammwort erleiden ein d hat. Seine eigentlichen dd sind ganz anders und gerade so wie die bb zu fassen: eddel, fedder, foddern (fordern, das er fast nie mit r schreibt), odder, taddeln, widder haben ihm ganz anders geklungen als bette, hatte, retten etc. Sie sollen die vorhergehende vocalische Kürze durch consonantische Lautsteigerung erhalten, daher überall die Nebenformen edel, feder etc., in denen e lang und d das gewöhnliche zwischen d und t schwankende ist. Niemals aber ein bēte, hāte, rēten, obgleich mehrere dieser Formen anderwärts noch in voller Geltung waren. Doch diese bb und dd hat er mit seinem gewöhnlichen Instinct für das der Gemeinsprache aller Deutschen Zustehende sehr bald beschränkt und dann die langvocalischen Formen gibel, ēdel u. s. w. dafür eintreten lassen.

Daß er durch sein Beispiel das th wie überhaupt das h als sog. Dehnungszeichen in ziemlich weitem Umfange sich in unserer Orthographie hat festsetzen lassen, darf ihm auch nicht als Verdienst zugerechnet werden. Die Sprache selbst empfand nichts davon, ob man theil oder teil, than oder tan schrieb, aber es ist eine schwerfällige und pedantische Schreibweise. Denn sollte das h durchaus zur Bezeichnung der vocalischen Länge

dienen, wie es damals ſchon in umfaſſender Weiſe üblich, aber lange noch nicht allgemein durchgedrungen war, ſo hätte es wenigſtens hinter den Vocal, wie in nehmen u. ſ. w. gehört, nicht an das t, das nur durch eine alberne Reminiscenz an das lateiniſch gelehrte th zu dieſer Ehre gekommen iſt. Zeitweiſe verhält er ſich auffallend ablehnend gegen dieſes dehnende h und zwar in derſelben Periode, wo er alle, nach ſeiner Meinung überflüſſige Doppelconſonanten meidet, ſpäter aber giebt er ihm wohl dem Uſus zu Liebe wieder mehr Raum.

Sechſtes Capitel.

Luthers Wortformen.

Betrachtet man die Formen des ganzen Wortes in Luthers Sprache von Seite ihrer äußern Geſtalt, ſo ſehen wir in allen derartigen Aeußerlichkeiten der Willkür oder dem Inſtincte des Augenblicks einen weiten Spielraum offen. Doch auch hier läßt ſich ein gewiſſer Zug nach einem wieder nur vom Inſtinct geahnten Ziele nicht verkennen, ſo ſehr es auch durch das wunderliche Miſchmaſch alter Tradition und neuer Reflexion verhüllt ſein mag. Es galt der Sprache im Großen und Ganzen, ſich möglichſt durchgreifend der ihrem Gefühle überflüſſig oder gleichgültig gewordenen unbetonten Vocale der Endſilben des Wortes, alſo jenes nur noch ſchattenhaft lebenden e zu entledigen, das das Mittelhochdeutſche ſo maſſenhaft in ſie hineingebracht hatte. Es war nicht ſowohl ein Streben nach möglichſter Verkürzung der Wortform, obgleich auch dies dabei ſeinen Einfluß gehabt hat, als die natürliche Abneigung des Ohrs gegen jene Ueberladung mit einem ſo unſchönen und, was dieſer Zeit noch viel mehr bedeutet, ſo kraftloſen Elemente

das jetzt, wo aus den früher nachgewieſenen Veranlaſſungen die Schwere und Länge unzähliger Worte ſich ſo ſehr geſteigert hatte, noch unangenehmer und unbequemer empfunden wurde. Denn wenn aus einem mittelhochd. gotes, das metriſch als einſilbig gelten durfte, ſo federleicht ſchnellte es von der Zunge, jetzt ein zweiſilbiges gott-es, oder gar aus einem wern, deſſen gewöhnliche Schreibung das völlige Verhallen der urſprünglichen zweiten Silbe -en andeutet, wēren, wehr-en entſtand, ſo erhielt auch das e dieſer zweiten Silbe, weil es wieder zu einiger Selbſtändigkeit gelangte, eine neue Körperlichkeit, ohne doch Farbe und Blut zu erhalten, die ihm ein für allemal entſchwunden waren.

Auch Luther hat dies tonloſe e in weitgehender Conſequenz — nur nicht Conſequenz im Sinn unſerer heutigen doctrinären Sprachbehandlung — zurückzudrängen verſucht und gelegentliche Aeußerungen von ihm beweiſen, daß er es keineswegs dem Zufall oder dem Eigenſinn ſeiner Finger zu überlaſſen gedachte, wo und wie er eine durch Ausſtoßung oder Abſtoßung ſolcher e verkürzte Wortform gebrauchen wollte oder wo er ſie für weniger paſſend hielt. Auch hier iſt ſeine Sprache in einem beſtändigen Fortſchritt begriffen. Nicht in allen Fällen wird man ſich freilich vom Standpunkt einer umfaſſenden und genetiſchen Einſicht in die Bedingungen der deutſchen Sprachentwicklung mit ſeinem Vorgehen einverſtanden erklären. Aber es iſt unverkennbar, daß er im Ganzen und Großen ſich auch hierin mehr und mehr dem Schema näherte, welches die ſpätere neuhochd. Schriftſprache als das ihrige anerkennt. Ob ſie nicht beſſer gethan hätte, ein anderes zu adoptiren, fragen wir hier nicht, weiſen aber darauf hin, daß ſich hier wie ſo oft die lebendigſte Wechſelwirkung zwiſchen dem Sprachinſtinct des Meiſters und dem der Geſammtheit der Sprache ſelbſt nicht ver-

kennen läßt. Beides zuſammen hat dann zu dauernden Reſultaten geführt.

Die Sache liegt nämlich ſo, daß er, je länger er ſchrieb oder drucken ließ, deſto mehr jene nicht bloß dem heutigen Ohr hart und eckig dünkenden ſyncopirten, apocopirten und elidirten Wortformen vermied und ſie durch andere, in denen ein eingeſchobenes oder angeſchobenes e die maſſige Conſonantenhäufung milderte, zu erſetzen ſuchte. Jene ſtammten aus der Gemeinſprache, nur nicht gerade aus der Faſſung, die ſie als Canzleiſprache erhalten hatte. Denn dieſe Canzleiſprache hatte vielleicht in ihrer reflectirten Anlehnung an eine mittelhochd. Baſis, vielleicht auch zum Theil aus bloß graphiſchen Motiven, um dem geſchriebenen Wort eine ſtattlichere Leiblichkeit zu geben, ſich ſolcher zuſammengedrängter Formen immer nur mit einiger Zurückhaltung bedient, die eigentliche Gemeinſprache, beſonders in Oberdeutſchland war, wie die lebende Mundart der meiſten Landſchaften, weit darüber hinausgegangen. Nun liegt es ja auf der Hand, daß gerade die mittelbeutſchen Mundarten unter allen hochdeutſchen am wenigſten ſich dieſem Zuge nach einer Concentration der Wortform hingaben; damals wie zu jeder Zeit haben ſie etwas breitſpurig Weiches, das zu ihrem Geſammtcharakter trefflich paßt. Aber wenn auch Luthers Ohr auf dieſe Art an ſolche gedehntere Formen gewöhnt war, wäre es doch unrichtig, daraus ſein Verfahren abzuleiten. Denn gerade in den Anfängen ſeiner Schriftſtellerei, wo die mundartlichen Einflüſſe doch am ſtärkſten auf ſeine Sprache hätten einwirken müſſen, wimmelten ſeine Schriften von den ſtärkſten Abkürzungen, ſpäter hat er ſie vermieden. Will man eine Anlehnung ſuchen, ſo wird es hier wohl die Canzleiſprache ſein, der er ſich mehr und mehr annäherte. Doch geht er in vielen Dingen ſeinen eignen Weg; auch ſpäter behält er die corripirten oder

elidirten Genetive des Sing. der Mascul. und Neutra mit Vorliebe bei: manns, lambs, nur gottes scheint ihm würdiger als gotts oder gots, ebenso unterscheidet er die 3. Person des Sing. der Verba von der gleichlautenden 2. des Plural im Ganzen so, daß er für den Singular die elidirte Form: liebt, mahnt etc. vorzieht — doch keineswegs ausschließlich — für den Plural die Form et allein gebraucht: liebet, mahnet.

Die Neigung, je nach der Rhythmik des Satzes oder nach anderen Bewegründen vollere oder kürzere Formen zu wählen, hat besonders in die Declination des Substantivs eingegriffen und hier eine Menge ungehöriger d. h. in der Sprachgeschichte unbegründeter Veränderungen hervorgebracht. Ganz gesichert in seiner Form sind nur der Genetiv Sing. des Masculins und Neutrums mit seinem s, wobei es verhältnißmäßig gleichgültig ist, ob das vorhergehende e beibehalten oder ausgestoßen wird, ob es tages oder tags lautet. Aber sonst ist sogar jener uralte Grundpfeiler aller deutschen Declination, die Trennung in eine starke und schwache, merklich erschüttert, so erschüttert, daß auch Luther, so wie jeder andere Angehörige der damaligen deutschen Sprache kaum noch eine Spur von innerem Lebensgefühle davon besessen zu haben scheint. Dabei ist er, wenn die Sprache überhaupt einmal hier neue Wege einschlagen wollte, weil die alten verwachsen waren, doch auch auf dem neuen nicht so rüstig und entschieden vorwärts gegangen, wie man von ihm nach seinem übrigen Verhalten hätte erwarten sollen. Offenbar strebte die Sprache darnach schon damals das durchzusetzen, was ihr später, nur auf etwas andere Art, gelungen, die starke und die schwache weibliche Declination, die beide im Nom. Singular auf e ausgingen — sele wie zunge gleichförmig schon lange in diesem Casus geworden — in eine zu verschmelzen. Dazu bot sich in dem instinctiv gefundenen

Schema, auf das wir oben (B. I, 251) hingewieſen haben, ein treffliches Mittel: Nom. sele, Gen. Dat. selen, Acc. dem Nom. gleich sele und das einſt ſchwache zunge gerade ſo flectirt; im Plur. die -nformen, selen, zungen etc. durch alle Caſus durchgeführt. Was man von einem ſo überaus dürftigen Material noch an kräftiger Selbſtändigkeit der Formen überhaupt erwarten konnte, das fand ſich hier. Luther aber ſchwankt hier einmal inſtinctlos hin und her: ungefähr die kleinere Hälfte oder ein Drittel aller vorkommenden Fälle iſt nach dieſem Schema conſtruirt, die Mehrzahl hat er entweder nach dem alten mittelhochd. Canon des ſtarken Femin. rache Nom. und Acc. und ſo durch alle Caſus des Singular und Nom. und Acc. des Plurals behandelt, aber noch häufiger zu dem ehemaligen ſtarken Singular e einen ſchwachen Plural gefügt, oder in den ehemalig ſchwach flectirten Wörtern wie zunge, Gen., Dat., Acc. Sing. und alle Caſus des Plur. zungen. Ebenſo ſind ihm die ſo beliebten Ableitungen mit -ung, mittelh. -unge, ordenung. reinigung etc. im Singular flexionslos, im Plural aber zieht er allmählich die ſchwache Form in -en, ordenungen etc. der ſtarken ordenunge vor. Die noch beliebteren, mit nuss oder nusz, woneben auch niss, nis gleichberechtigt eintritt, werden von ihm ähnlich behandelt, wenn ſie Feminina ſind. Die meiſten gelten ihm aber als Neutra oder ſchwanken zwiſchen beiden Geſchlechtern. Wo das Femin. noch gilt, iſt der Plural ſicher nach der ehemaligen ſchwachen Form in -en gebildet, während das Neutrum in gewöhnlicher Weiſe im Nom. und Acc. entweder flexionslos bleibt oder -e endigt.

Bemerkenswerth iſt, daß Luthers Sprache im Verbum viel entſchiedener als in der Flexion des Nomens dem neuen Zuge des Sprachgeiſtes ſich hingiebt. So lautet bei ihm die 1. Sing. des Präſ. Ind. der ſtarken Verba von Anfang an mit

Vorliebe gebe, lese, befelche, nehme, nicht gibe, lise, befilche, Formen, die bei ihm nicht gerade unerhört sind, aber so selten vorkommen, wie sie bei manchen andern gleichzeitigen Schriftstellern der Gemeinsprache oberdeutscher Färbung häufig, aber auch hier bei keinem ausschließlich in Gebrauch sind. Luther findet sich hierin in voller Uebereinstimmung mit allen mittelbeutschen Mundarten, nicht etwa bloß mit seiner heimischen in Thüringen. Doch ist das auch hier nicht das eigentlich Entscheidende für ihn, sondern der durch die ganze Gemeinsprache gehende Zug nach diesen Formen, der in sie allerdings unzweifelhaft aus dem Mitteldeutschen gedrungen war. Es stimmte zu gut mit dem sonst überall im Verbum wahrnehmbaren Bestreben, eine Ausgleichung der gleichwerthigen Formen eintreten zu lassen, den Unterschied der starken und schwachen Conjugation zu Gunsten der Formeneinheit zu verwischen, als daß man sich ihm hätte verschließen können. Aber die 2. Plural und 3. Sing., in der ein gibet, gibt; lisest, list; befilchest, befilcht; altberechtigt und eigentlich in allen Mundarten außer einigen mitteldeutschen auch festgehalten war, hat er immer in ihrer organischen Gestalt und nie das mitteld. thüringische gebist, gebit, lesist, lesit etc. eindringen lassen. Nur in die ältesten Drucke haben seine Setzer einige solcher Formen eingeschwärzt. Auch das historisch berechtigte eu in der 2. und 3. Pers. Sing. der starken Conjugation, die ein wurzelächtes u hat, ist bei ihm unangetastet: ich ziehe, du zeuchst, er zeucht, sogar verleurt statt verleust, weil ihm das ehemalige s von verliesen schon durchgängig zu r geworden ist. Diese kräftigen Formen darf man seiner eigensten Individualität zurechnen, denn die mittelbeutschen Sprachdenkmäler sind ihnen abgeneigt. Hier finden sich früher Formen wie zuit oder zuhit, d. h. ü dem mhd. iu entsprechend, und daraus hätte allerdings, wie aus dem umgelauteten ü

überhaupt, ein zeuhet, zeucht werden können. Daneben aber greifen ſchon frühe und mit jedem Menſchenalter ſtärker die mit dem dünnern Laute gebildeten ziehet, ziet, auch zit geſchrieben und jedenfalls zīt geſprochen, um ſich, und dieſe ſind für alle mitteld. thüringiſchen und die nächſten öſtlichen Mundarten um 1500 gerade ſo wie heute die eigentlich lebendigen.

Daß Luther in ſeiner Behandlung des ſtarken Präteritums dem Zuge ſeiner Zeit folgen werde, läßt ſich erwarten. Gerade an einer ſo charakteriſtiſchen, in mancher Hinſicht von der Sprache mit ſo großer Vorliebe gehegten Form wird ſich der Inſtinct oder das Sprachgefühl des Einzelnen am lebhafteſten bethätigen. So hat er das neue Syſtem, das das ältere mittelhoch. in der lebendigen Gemeinſprache faſt ſchon überwältigt hatte, das der Ausgleichung der Singular- und Pluralablaute (ſ. o. B. I, 302) mit nur einigen Ausnahmen ſich zu eigen gemacht. Das nhd. zōch, zugen, lautet bei ihm zōch, zōgen. Ebenſo ſteht Conj. nicht züge, ſondern zoge, was überall auch da, wo es nicht mit dem Umlaut bezeichnet iſt, als zōge geſprochen werden muß. Dagegen hält er und hierin wieder in voller Uebereinſtimmung mit den beſten Muſtern der Gemeinſprache, an dem pluralen Ablaut in u der Verben, die a im Singular haben, feſt: half, ward, schalt bilden ihm hulfen, wurden, schulten, nicht halfen, warden, schalten, was ſich einzeln damals doch ſchon hervorwagt. Die angebahnten Verſuche aller möglichen deutſchen Mundarten, den Ablaut des Plurals in den Singular zu verſetzen und auf ſolche Art eine Formenausgleichung zu vollziehen, hulf, wurd, schult haben ihn ſo zu ſagen nur geſtreift, ſo ſelten ſind derartige Fälle bei ihm. — Gelegentlich läßt er wohl einmal ſein mitteld. o für das reine u zu, immer unter dem Einfluß eines folgenden r oder ſeltener eines n: worfen für wurfen, wofür ſogar auch

ein warfen auftritt, gewonnen für gewunnen, obgleich ihm offenbar wurfen, gewunnen als die gebildetere Form gilt. Dem gegenüber ist sein Verhalten zu einer andern Ablautsreihe fast seltsam. Die Verba, die i zum Stammvocal haben, bildeten einst das Präs. Sing. in ei, den Plur. in i: riten, jetzt reiten, Präs. reit, Plur. riten (jetzt mit der nothwendigen Consonantenverstärkung ritten). In der Gemeinsprache war aber damals schon im Großen und Ganzen die Ausgleichung so vollzogen, daß Singular und Plural gleichförmig in i ablauteten, das nur nach Umständen entweder lang oder kurz gesprochen und im ersteren Falle gewöhnlich ie geschrieben wurde, also blieb, blieben von bleiben, ritt, ritten von reiten. Man sieht deutlich, wie gern man die alten Formen halten möchte, aber es geht nicht. Noch sind die neuen nirgends vollständig durchgesetzt, aber sie drängen unaufhaltsam heran. So findet man neben einem trieb und schritt ein schein und beiss (von beissen mordere) überall regellos vermengt, nur daß je länger je mehr das neue die Oberhand gewinnt. Luther hat in seiner früheren Zeit es auch so wie die Andern gehalten. Die alten und die neuen Formen stehen nebeneinander, die letzteren sind die zahlreicheren. Aber allmählich kehrt er mit entschiedener Reflexion zu den älteren, die inzwischen wieder um so viel lebloser geworden waren, zurück und merzt jene neuen möglichst, doch keineswegs völlig aus. Auch hier lehnt er sich vielleicht an die Canzleisprache, die eine gewisse Vorliebe für diesen Archaismus lange bewahrt hat. Gewiß ist, daß ihm nur Luthers Autorität in der Schriftsprache noch bis tief in das folgende Jahrhundert ein Scheinleben fristen konnte.

Neben den auf den bloßen Wortstamm zusammengedrängten Formen des st. Präter. hat sich schon sehr frühe die Neigung hervorgethan, ihnen durch ein angehängtes e eine Art von

Endung zu geben. Nicht das deutſche allein, ſondern auch das nordgerman. Idiom mit ſeinem rēri von rōa, grēri von grōa wandelt darin auf derſelben Bahn. Aber erſt im 15. Jahrh. greifen dieſe Formen mehr um ſich und ſind beſonders im Canzlei- und Curialſtil, aber auch in der Erbauungsliteratur nicht ſelten. Luther hat ſie relativ ſparſam verwandt, geſchrieben da, wo er ſich natürlich gehen laſſen konnte, alſo in ſeinen vertrauten Briefen, niemals. Sein sahe, flohe etc. klingen ihm offenbar majeſtätiſcher als sach oder sah, floch oder floh und aus ſolchen rhetoriſchen Geſichtspunkten verwendet er ſie immer in bewußtem Thun, nie zufällig.

Daß er es geweſen iſt, der der Form war, Prät. des Verb. ſein, zu ihrem vollſtändigen Siege verholfen hat, muß bei der Unentbehrlichkeit und Häufigkeit dieſes Wortes in der Sprache auch noch erwähnt werden. Unzweifelhaft neigten die mittelbeutſchen Mundarten ſchon lange zu der Form war ſtatt was und von hier aus hatte ſie ſich in der Gemeinſprache des 15. Jahrh. bis weit nach Oberdeutſchland hin verbreitet. Luther ſelbſt nahm ſie alſo aus dieſer, nicht aus ſeiner Lokalmundart. Das Partic. Präter. lautet in den mittelbeutſch gefärbten Denkmälern dieſer Gemeinſprache gewest, wie im Volksmund Mitteldeutſchlands: Luther aber giebt ſich dieſem gewest keineswegs unbedingt hin, ſondern hält ſich je länger je mehr an die organiſche Form gewesen, obgleich gerade zu ſeiner Zeit das mitteld. gewest bis in die äußerſten Winkel Oberdeutſchlands Fortſchritte macht, wieder ein Beiſpiel, wie die Eigenthümlichkeiten ſeiner Sprache niemals unter eine Schablone, ſei es die des Mittelbeutſchen oder der Canzleiſprache, unterzubringen ſind.

Siebentes Capitel.

Luthers Wortbildung.

Hat Luthers Sprache in ihren Flexionen nur mit originellem Lebensgefühl den eigentlichen Durchschnitt der Gemeinsprache richtig gezogen, so auch in dem Bereich dessen, was man im engeren Sinne unter Wortbildung begreift. Auch hier bringt er nichts eigentlich Neues, aber in dem unentschiedenen Streit zwischen mehreren scheinbar gleichberechtigten Gestaltungen hat er es verstanden auf lange hinaus, zum Theil auf immer den Ausschlag zu geben. So, um nur einzelnes herauszugreifen, in seinen Deminutivbildungen. Dafür sind ihm lin und lein neben einander im Gebrauch, aber lein erscheint verhältnißmäßig seltener als lin, wenn gleich unbedenklich in demselben Wort: heuslin und heuslein, kindlin und kindlein. Als eine dritte immer zu bestimmter Wirkung aufgesparte und daher am allerseltensten gebrauchte Nebenform hat er, deutlich vom Süden des thüringer Waldes her importirt — le, ganz selten len: fünckle, briefle, büchle. Sie gilt ihm als die vertraulichste und zugleich demüthigste von allen denen, die der Schriftsprache zustehen und briefle oder büchle empfindet sich ganz anders und wahrscheinlich für uns gerade so wie für ihn als brieflin oder büchlin.

Seine heimatliche Mundart wußte von allen diesen Formen nichts. Wo sie auftritt, hat sie schon im 14. Jahrh. und wahrscheinlich schon viel früher die Deminutive mit -ichen, iche (statt echin, oder mehr west- und niederdeutsch ekin) gebildet. Luther kennt dies ichen sehr wohl und mündlich hat er sich wohl nie einer andern Form bedient. Wo er so schreiben

zu dürfen glaubte, wie er zu den Vertrauteſten redete, hat er ſie auch geſchrieben, aber ſie iſt ihm deswegen doch nicht ſchriftgemäß. Seinem Sohne Hans ſchreibt er in jenem weltberühmten Briefe von der Coburger Veſtung aus als ſeinem Sönlin Hensichen und Hensichen bleibt ſein Name und kein Henslin kann daraus werden. Wo er den Namen des Kindes nicht ausſpricht, in Briefen an ſeine Käthe, da iſt aus dem sönlin ein sönichen geworden und an gleicher Stelle in dem koſenden Tone des zärtlichſten Familienvaters und der heimiſchen Kinderſtube findet auch der Lokalausdruck stäbigen ſtatt stäbichen, g mit ch nach der thüring. Ausſprache verwechſelt, ſeinen Platz, das auswärts damals ſo wenig wie jetzt verſtändlich geweſen wäre.

Jenes ihm eigentlich zuſtehende lin und lein wechſelt nun ſo, daß lein das nachdrücklichere, wirkſamere iſt. Wenn er die Noth eines mit zahlreichen Kindern und Hauskreuz aller Art geſegneten Pfarrers oder Schulhalters beweglich ſchildern will, ſo ſpricht er von deſſen armen kindlein und ſeinem erbärmlichen schulheuslein, außerdem im gewöhnlichen Lauf der Erzählung hat der Mann kindlin und wohnt in einem heuslin. Offenbar ſind ihm dieſe Formen nicht lebendig angeſtammt, aber in der originellen Weiſe ihrer Verwendung ſind ſie doch ganz in ſein Leben aufgenommen: ſchade nur, daß ſie die Andern nicht auch ſo feinfühlig zu differenziren verſtanden. Vorhanden waren ja beide Formen, lin und lein, aber jeder andere Schriftſteller braucht nach ſeinem Geſchmack bald die eine, bald die andere, wohl auch beide inſtinctlos neben einander. Jedenfalls aber war es ein Vortheil, wenn auch kein dauernder, daß dem Wuchern jenes mitteld. -ichen, das in keiner Hinſicht eine gute Sprachform genannt werden darf, ein Riegel vorgeſchoben wurde. Um 1500 iſt es ſehr verbreitet, allerdings nur auf

mittelb. Boden, um 1550 ist es einstweilen in die Volkssprache zurückgeworfen.

In seiner ersten schriftstellerischen Periode hat Luther die Vorsatzpartikel ge- vor den Participien der Vergangenheit sehr häufig weggelassen. Das Mittelhochd. hatte, der im Althochd. eingeschlagenen Richtung folgend, hier des Guten etwas zu viel gethan und durch die schablonenhafte Verwendung dieses gefast vor jedem solchen Particip sich um ein sehr ausdrucksvolles Sprachbildungselement gebracht und die Beweglichkeit und den Wohllaut der Wortformen, worauf es doch sonst Gewicht legte, sehr wenig damit gefördert. Die spätere Sprache hat sich hierin wieder mehr den Mundarten genähert, von denen die inner-oberdeutschen, besonders die innerfränkischen, aber auch manche schwäbische und bairische diesem ge fast gar keinen Einlaß gewährt hatten. Das breitspurige Wesen des Mittelbeutschen, insbesondere des thüringischen und seiner östlichen Nachbarn läßt es begreifen, daß es hier so recht zu Hause war. Wenn nun Luther zuerst sich dieser ge in weitem Umfang entschlägt, so handelt er wieder nicht aus seinem heimischen Ohr heraus, sondern unter dem Eindruck vieler Muster der Gemeinsprache. Daß er sie später in großem Maße einführt, geschieht aus einem gewissen Streben nach sprachlicher Correctheit, die sich allenfalls auch hier an die Canzleisprache lehnen konnte, die diese Formen immer bevorzugt hat.

In seinem spätern Durchschnitt hat er nur die mhd. allein statthaften funden, kommen, worden, bracht und daneben noch gangen und than, seltener ein geben und troffen.

Achtes Capitel.

Luthers Wortvorrath.

Wenn irgendwo ließ ſich die Gemeinſprache vor und neben Luther in der Bezeichnung des ſymboliſchen Geſchlechts ihrer Subſtantive in einen geradezu betäubenden Wirwar verſtricken. Und wenn auch im Grunde für das Ganze der Sprache und die Hauptſache, auf die es ihr ankam, möglichſt deutlich und nachdrücklich zu ſprechen, nicht viel daran lag, ob einer der oder die angel, der oder die asche, der oder die bach u. ſ. w. ſchrieb, ſo ging doch wieder der Zug des damaligen Sprachinſtinctes ſchon ſo entſchieden nach einer möglichſten Uniformirung alles bis jetzt von dem Herkommen oder von dem Zufall Freigegebenen, daß gerade dieſe Confuſion bei ſehr vielen der damaligen Schriftſteller große Bedenken erregen mußte, freilich ohne daß es, wie gewöhnlich in deutſchen Dingen, beſſer damit geworden wäre. Denn zunächſt fehlte ja gerade das, was in ſolchem Falle allein hätte helfen können, eine allgemein anerkannte Autorität, der man ſich ohne alle Reflexion unterwarf.

Luther ſelbſt aber ſtand auch hierin wie überall doch zu ſehr auf dem Boden der lebendigen Sprachwirklichkeit, als daß er mit einer ſyſtematiſchen Doctrin — gleichviel ob irgend wie begründet oder innerlich berechtigt — hier gründlich hätte dazwiſchen fahren ſollen. Man ſieht es ihm an, daß er gern einige Ordnung für ſich ſelbſt ſchaffen möchte, und ſeine Setzer haben in ſpäterer Zeit auch hier wahrſcheinlich des Guten noch mehr gethan, als ihm je in den Sinn kam. Einzelnes berühren hieße einer Specialgrammatik Luthers das ihr Gehörige vorwegnehmen: auch hier kann nur das dem Zuge der ganzen Sprachentwicklung Wichtige unſere Beachtung auf ſich ziehen.

Dahin gehört seine entschiedene Vorliebe für das Neutrum, da wo der bisherige Gebrauch namentlich in eigentlich abstracten Bildungen zwischen ihm und dem Femininum schwankte. Wir sahen, die ganze Richtung dieser Zeit strebte dahin, und mit gutem Rechte (s. o. B. I, 272), nirgends aber ist so kräftig diesem Drange Raum geschafft, wie bei ihm. Aber auch er war eben immer noch der Sohn seiner Zeit, und so hatte auch er doch wieder eine Menge von Ausnahmen oder Inconsequenzen, für die er in irgend einem subjectiv berechtigten Gefühl wohl immer einen guten Grund gehabt haben mag. Mitunter läßt sich ein solcher ja auch auffinden, aber uns darf es mit demselben Rechte oft nur wie Laune und Zufall aussehen. Es sind insbesondere jene von ahd. Zeit durch alle 3 Geschlechter schwankenden, später auf Femininum und Neutrum beschränkten Ableitungen, ihm zuerst meist in nusz, nus, vielleicht nüss zu sprechen, endend, später aber in die ebensowohl dem mhd. wie md. genehmere Form nis umschlagend. Zu ihr ist er wohl weniger durch die Canzleisprache als durch seine unmittelbar lebendigen Spracheindrücke der Heimath geführt worden, wo diese leichtere und dünnere Form vorherrschte, die übrigens auch in vielen oberdeutschen Erzeugnissen der Gemeinsprache waltet, wohl aus demselben Motiv, das sie in den mitteld. Mundarten vor dem Umschlag in nus geschützt hatte. Fast alle diese zahlreichen -nus, nis Luthers, denn in der Vorliebe für sie (s. o. B. I, 233) ist er auch wieder ein ächter Sohn seiner Zeit, sind bei ihm zu Neutren geworden, während man für die andern Schriftwerke unmittelbar vor und neben ihm, wo -nis herrscht, eine sehr merkbare Bevorzugung des Feminins wie im Mhd. wahrnimmt. Aber auch sonst liebt er in sehr vielen Fällen des schwankenden Sprachgebrauchs das Neutrum: seine Bildungen mit sal, die nicht gerade häufig

ſind, wie trubsal u. dergl., einzelne Wörter, wie teil, waffen, mensch, in denen entweder das Femininum, oder wie in mensch und teil ſchon weit verbreitet das Masculin. mitberechtigt war, gelten ihm durchſchnittlich, mensch freilich ſehr ſchwankend, als Neutra, ja ſelbſt eines der geiſtigen Grundwörter der Sprache, das alte māze, deſſen weiblicher Begriff für das Mhd. wohl innerlich berechtigt heißen mochte (ſ. o. B. I, 359), jetzt aber dieſe innere Stütze längſt verloren hatte, ſchwankt bei ihm ſchon zwiſchen das mas und die mase, und entſchieden iſt ihm das erſtere mundgerechter. Dagegen hat er auch wohl einmal in wolke das althergebrachte Neutrum ſammt ſeinem nothwendig zur Bildung des Wortes gehörenden -n „das wolken“ abgeworfen, wie es mittelb. Art war, die ſich gegen die auslautenden n überall ſo weichlich verhielt, und dadurch mit der ganzen Sprache eine genugſam vom Singular unterſchiedene Pluralform — wolken neben wolke — gewonnen.

Man wird wohl nicht behaupten, daß ſolche Schwankungen der damaligen Zeit und ihren Leſern beſonders auffällig geweſen wären und wenn er ſelbſt doch, ſoweit es ihm möglich war, muß noch einmal zugeſetzt werden, ſich auch hier an eine gewiſſe Ordnung, die freilich noch weit von einem Syſtem entfernt iſt, zu gewöhnen bemühte, ſo iſt das wieder ein Zeichen für ſeine Gewiſſenhaftigkeit. Auch in Dingen, die er ſelbſt für ſehr gleichgültig halten durfte, ließ er ſich niemals durch die Bequemlichkeit des Zufalls leiten. Man darf überzeugt ſein, daß ſoweit die Grundbezeichnung ſeiner Schriften ihm ſelbſt angehört, er faſt nur mit Bewußtſein, wenn auch nicht immer mit der eigentlich der Zukunft der Schrift förderlichen Wahl gehandelt hat.

Das, was den Zeitgenoſſen ſelbſt als das Entſcheidende in Luthers Sprache galt, war ihre lexicaliſche Seite oder ſie

ſelbſt als ein Aggregat von einzelnen Begriffsbezeichnungen gedacht. In wiefern er hier den Verſtand, die Phantaſie oder auch den eigentlich poetiſchen Sprachſinn des deutſchen Publicums anzuregen, zu feſſeln und zu befriedigen vermochte, geſtaltete ſich das entweder in wirkliche Reflexion umgeſetzte oder bloß als allgemeines Stimmungsbild empfundene Urtheil über die Größe des Schriftſtellers und die Vorzüge ſeiner Sprache. Und daß dies Urtheil ſo bald, ſo durchgreifend, ſo dauernd ſich zu ſeinen Gunſten ausſprach, das iſt doch weniger als ein Zeichen des geſunden Sinnes im deutſchen leſenden Publicum zu ſchätzen, obwohl man billig auch darauf einigen Werth legen wird, nur nicht ſo viel, als wir von unſerer modernen Vorſtellung her zu thun geneigt ſind. Viel wichtiger iſt die objective Thatſache, was die unmittelbare Gegenwart Luthers und die weitere Entwicklung der deutſchen Sprache ſeinem Lexicon wirklich verdankt, was er thatſächlich dem Geſammtgut der Gemeinſprache zugeführt hat.

Gerade hier, in dieſem mit voller Wucht des leiblichen und geiſtigen Gehalts der Sprache wirkenden Bereiche mußte aber auch das, was den Andern fremdartig, unverſtändlich oder ungehörig in der Sprache des Schriftſtellers erſchien, ſich zu einer Herausforderung geſtalten an alle die, welche ſich nicht einfach gläubig ſeinem Worte fügten, auch da wo ſie es ſeltſam oder unverſtändlich fanden. Daß die letzteren in der Mehrzahl waren, dafür ſorgte das ſelbſt in einer ſo revolutionär geſtimmten oder richtiger den revolutionären Krankheitsſtoff herausarbeitenden Zeit immer überwiegende Autoritätsbedürfniß der menſchlichen Art, und ſo ſind, wie die Erfahrung bei ihm wie in jedem gleichen Falle bis auf den heutigen Tag bezeugt, eine Menge von Wörtern dem und jenem ſeiner eifrigſten Leſer in Wahrheit todt oder wenigſtens ſtarr geblieben, die

von ihm so lebendig und warm wie alle andern gefühlt waren. Jeder brachte und bringt dafür natürlich andere Normen oder eine andere Zunge mit und der damalige Zustand der deutschen Sprache war ganz danach angethan, daß darin die denkbar größte Mannigfaltigkeit herrschte. Denn was Luther selbst als Hauptvorwurf den deutschen Mundarten entgegen hielt, ihre unglaubliche Zersplitterung „daß einer den andern über 20 Meilen Wegs nicht mehr verstehen könne", hing nun freilich weniger von dem Separatlexicon jeder Mundart als vielmehr von der dem Ohre wahrnehmbaren Gestalt des Wortes, also von dem mundartlichen Laut- und Betonungssystem ab. In der Schriftsprache dagegen hatte man sich gewöhnt, diese Zufälligkeiten soweit zu ignoriren, als sie nicht von selbst durch das bis jetzt völlig naturalistisch und dilettantisch betriebene Einigungswerk der Gemeinsprache beseitigt waren. Daher mochte man sich hier, trotz einiger auffallender Besonderheiten — denn unter diesen bequemen Mantel konnte sich alles verstecken, was mit localer und individueller Originalität oder Eigensinn den gemeinsamen Typus durchbrach — doch immer auf gemeinsamem Sprachboden fühlen, und es sind eben nur jene dem eigentlichen Wortvorrathe angehörigen individuellen Züge eines Schriftstellers, wodurch das Gemeingefühl wirklich verletzt wird.

Luther selbst konnte nach seiner so klar erfaßten Aufgabe, für die ganze Nation zu schreiben, nicht anders als auch in der Wahl und dem Gebrauch seiner Wörter so sorgfältig als möglich das, was für alle paßte, beachten. Damit kam er wie jeder Andere, aber durch die zufällige Umgebung seiner Zeit und ihres Sprachdurchschnitts von selbst mehr wie Anders, immerfort in Conflict mit dem an sich ebenso berechtigten Bestreben, das Eigenste, was er zu sagen hatte, auch mit dem

eigenſten Worte, das dafür in ſeiner Seele lebte, zu ſagen. Ein reflectirter Eklekticismus, der immer nur ängſtlich ſich darnach umſchaute, ob auch in Augsburg und Straßburg, in Frankfurt und Ingolſtadt jedes Wort, ſo wie er es als vollſtes Lebensgebilde empfand, verſtanden werden würde, hätte ſeine Sprache um ihren eigentlichen Nerv gebracht und zum Glück war er viel zu ſehr ein Mann des Augenblicks und der That, ein rechter Gemüths- und Stimmungsmenſch, als daß ſolche kühle und doctrinäre Erwägungen factiſch große Folgen für ſeine Schriftſtellerei hätten haben können. Aber er hat ſie angeſtellt und ohne Folgen ſind ſie nicht geblieben, dafür zeugt ein Theil der Selbſtcorrecturen, die er in ſpäteren Ausgaben gerade mit ſeinem Lexicon vorgenommen hat. So weit ſie nicht in andere Rubriken gehören, wo ſie entweder einen ſpäter als unrichtig erkannten Ausdruck mit einem richtigen vertauſchen, — dies gilt namentlich von der Mehrzahl derer, die ſich in ſeiner Bibelüberſetzung finden — oder das Schroffe und Uebertriebene des Ausdrucks mildern, oder auch nur die äußere Sprachform in der früher betrachteten Weiſe ſeinem Ideal der Gemeinſprache immer näher zu bringen ſuchen, iſt es deutlich die Rückſicht auf die Allgemeinverſtändlichkeit eines Wortes, das ihn bei der Entſcheidung leitet, falls er es durch ein in dieſer Hinſicht geeigneteres zu erſetzen weiß, ohne den Kern ſeines Ausdrucks zu ſchädigen. Darum iſt auch noch in dem ſpäteren und ſpäteſten Luther ſehr viel ſtehen geblieben, was, dem Durchſchnitt der Gemeinſprache gegenüber, originell und dieſer fremdartig war, aber vieles davon hat, weil er damit die innerſte Seele des deutſchen Sprachlebens mit glücklicher Hand berührte, ſich durch ihn und zwar durch ihn allein auf die Dauer behauptet, anderes und häufig nicht gerade das, dem man von Anfang an die Fehlgeburt hätte anſehen können,

ist untergegangen. Auch hier handelt Luther nur aus dem Instinct des Ganzen, aus dem in ihm lebendigen Gemeingefühl für die Sprache heraus. Er dachte nicht daran, seine Genialität, wie später etwa Fischart in seiner Weise mit vollem Rechte, durch eigene Neuschöpfungen glänzen zu lassen. Damit wäre er in principiellen Widerspruch mit seinem ganzen Thun getreten und er hat sich so scharf als möglich gegen alle solche willkürliche Eingriffe in die Sprache, sei es von Einzelnen oder von einer Coterie, ausgesprochen. Wenn er — es ist schon oben auf diese Worte hingewiesen — so derb oder göttlich grob, wie nur er es konnte, die hochvornehmen fürstlichen Canzeleien mit den Lumpenpredigern und Puppenschreibern in einen Haufen zusammenwirft, „die sich lassen dünken, sie haben Macht deutsche Sprach zu ändern und dichten uns täglich neue Wörter", so ist der heutige Leser erstaunt, als Beweise dieser Sprachverderbung „beherzigen, behendigen, ersprießlich, erschließlich" angeführt zu sehen, lauter Wörter, die schon lange vor Luther und mit Ausnahme jener Bildungen in igen auch außerhalb der Kanzlei im Gebrauch waren, die er nur nicht kannte, während die spätere Sprache sie sich unbedenklich angeeignet hat. Doch darauf kommt es nicht an, sondern darauf, daß hieraus sein eigenes Princip mit völliger Deutlichkeit erhellt. Nur was sein inneres Ohr als ein in dem lebendigen Organismus der Sprache gewachsenes Erzeugniß empfand, das ließ er für sich und Andere als berechtigtes Sprachgut gelten.

Mehr aber noch als da, wo es galt die bloßen Laute und Schälle der Sprache in Buchstaben darzustellen oder ihre Bildungsformen anzufügen und zu handhaben, stand er hier unter dem Druck der natürlichen Atmosphäre seiner Umgebung. Man hat es oft als einen Beweis seiner außerordentlichen Gewissenhaftigkeit auch in dem Kleinen und Nebensächlichen,

auch wohl als ein Zeugniß für den echt volksthümlichen Athem seiner Sprache bewundernd angeführt, wie er zum Behufe seiner Ueberſetzung des alten Teſtaments bei dieſem oder jenem Gewerbsmann ſich nach den beſonderen techniſchen Ausdrücken ſeines Gewerbes erkundigt habe, wenn ihm ſolche trotz ſeiner angeborenen und angelebten volksthümlichen Fülle lebendigſter Sprachkenntniß fremd waren. Gewiß verdient er auch darin die höchſte Bewunderung, nur ſollte man nicht vergeſſen, daß er auf dieſe Art, freilich ganz ahnungslos, völlig in den Bann der allerlocalſten Localeinflüſſe gerieth. Wie ſein Wittenberger Fleiſcher die verſchiedenen Theile des Schöpſes benannte, ja daß er dieſen ſelbſt mit einem damals jenſeits der Saale noch nicht verſtändlichen angedeutſchten Ausdruck Schöps nannte, das allein konnte Luther erfahren, aber gerade in dieſer Sphäre der ſog. Zunft- und Handwerksſprache hat das damalige Deutſchland die volle Iſolirung der Mundarten in weiterem Umfange als in jeder andern feſtgehalten. Es iſt ein im Vergleich mit andern untergeordnetes Gebiet, aber es iſt doch da und darf nicht überſehen werden, wenn man über Luthers Geſammtſtellung zu ſeiner Sprache klar ſehen will. Und was ihm hier geſchah, das geſchah ihm auch anderswo; wenn er im Bedürfniß des Moments in das volle Leben der wirklichen Sprache hineingreifen mußte, griff er eben in die Wirklichkeit, die ihn umgab und ſo iſt, freilich immer unter dem Vorbehalt des gewiſſenhafteſten Eklekticismus, hier und nirgend anders die Stelle zu ſuchen, wo Luther dem mittelbeutſchen Idiom eine gewiſſe Suprematie über ſeine bisherige Grenze in der Gemeinſprache verſchafft hat. Der größte Theil der Wörter, die den Andern an ihm fremdartig dünkten und von dieſem und jenem geradezu als ſolche, wenn auch nicht als eigentliche Sprachfehler bezeichnet wurden, — dazu ſtand die Autorität des ganzen

Mannes Luther zu hoch — ist specifisch mitteldeutsch und nur in diesem allein lebendig, wenn auch manches schon vor Luther auf literarischem Wege mehrfach in die Gemeinsprache, ja auch dahin gelangt war, wo sie nach ihrem Boden eine oberd. Färbung besaß. Ist doch selbst bis in den Straßburger und sogar in den Basler Kreis und auf der andern Seite bis nach Augsburg und Ingolstadt schon vor Luther manches mitteldeutsche Wort gedrungen, z. B. das vielberufene gerüchte, geruechte, Gerücht.

Je spröder sich irgendwo die oberd. Spielart der Gemeinsprache behauptete, desto zahlreicher dünkten ihr die von Luther gebrauchten neuen oder was damit zusammenfiel, unverständlichen Wörter. Wir besitzen dafür ein lehrreiches Zeugniß. Im Jahre 1523 fand sich ein Basler Drucker, Adam Petri, veranlaßt, einen Nachdruck von Luthers Neuem Testament von 1522 zu veranstalten, wie solche damals eigentlich in jeder bedeutenden Officin Deutschlands gemacht wurden. Dabei aber hielt er es für nöthig, „die ausländigen Wörter Luthers auf unser Deutsch anzuzeigen"; er hat, „weil sie nicht jedermann verstehn mag, etliche Wörter im jetzt verdeutschten Neuen Testament und weil doch dieselbigen Wörter nicht ohne Schaden hätten mögen" — so druckt er selbst unbewußt in echt mitteldeutscher Lautgebung, während Luther, wie oben bemerkt, noch an dem alten mugen d. h. mügen des Mhd. festhielt — „verwandelt werden, auf unser Hochdeutsch lassen auslegen" — unser Hochdeutsch, d. h. die Gemeinsprache, wie man sie in Basel druckte und handhabte, denn hier war der äußerste Vorposten derselben, wie oben gezeigt ist, wo dicht daneben noch das eigentliche ortsübliche Schweizerdeutsch seine literarische Legitimität durchsetzen wollte.

Sieht man dies — übrigens so flüchtig und äußerlich als

möglich gemachte — Verzeichniß näher an, so ist es die thatsächliche Probe für die oben ausgeführten Sätze. In den meisten Fällen ist es die mitteld. Signatur der Wörter, die sie in Basel unverständlich machte, während doch viele davon, weil sie aus dem lebendigen Strom der Sprache gegriffen waren, eine reiche Zukunft hatten und 30 Jahre später Basler Schriftstellern und Druckern eben so vollberechtigt wie alle andern galten. Für die übrig bleibende kleinere Hälfte gilt nun wieder Verschiedenes und fällt auch hier nicht alles unter eine Rubrik. Hier stehen zuerst eine stattliche Anzahl von Wörtern, die die Gemeinsprache da, wo sie nicht so stark local gefärbt war, wie gerade in Basel, als ihr volles Eigenthum anerkannte, Wörter, die ein Murner in Straßburg, ein Aventin in Ingolstadt unbedenklich brauchten, und die nur in Basel nicht, freilich noch weniger in Zürich, Luzern oder gar in Bern, verstanden wurden. Endlich noch ein geringerer Haufe von solchen, die Luther beinahe schon als antiquirt nicht aus der lebendigen Sprache entnahm, wo sie kaum in irgend einem Winkel vegetirt haben werden und wahrscheinlich nicht in einem solchen, den er selbst durchforscht hat. Wo er sie hergenommen hat, läßt sich begreiflich im einzelnen Fall nicht angeben, aber er muß sie aus seiner deutschen Lectüre haben, denn es sind ohne Ausnahme Bestandtheile des mhd. Prosawortvorraths, denn mittelhochdeutsch darf man in weiterem Sinne die Sprache der sog. Mystiker und Populärphilosophen des 13. und 14. Jahrh. nennen, wenn es uns auch nicht das poetische, das höfische uud darum das eigentlich classische Mittelhochdeutsch ist. Diesen an sich trefflichen, in der Form meist untadeligen Wörtern hat selbst sein Genius kein Leben einzuhauchen vermocht. Sie sind zwar nicht sofort — davor schützte seine Autorität — aber doch unaufhaltsam zu Grunde gegangen und es ist dabei noch das ver-

wunderliche, daß einige davon urkundlich belegbar, andere höchſt wahrſcheinlich zu den rechten Idiotismen des Schweizerdeutſchen gegenüber der Gemeinſprache gehören und doch vor einem der Gemeinſprache, wie man ſie am Oberrhein ſchreibt und verſteht — „unſer Hochdeutſch“ — befliſſenen Literator nicht Gnade fanden, wohl weil ſie Idiotismen der Volksſprache waren.

Zu der erſten Art gehören Wörter — wir geben ſie in den von Petri citirten Formen, die nicht immer die ächten Luthers ſind, und in der von ihm eingehaltenen, ihm für alphabetiſch geltenden Folge — wie alber, in der heutigen Bedeutung albern, die ſich aus der nahe liegenden des Mhd. und Gemeindeutſchen zunächſt nur in den eigentlich mitteld. Sprachdenkmälern entwickelt hat. Bang, das eig. nur mitteld. iſt, aber hier ſehr verbreitet. Beben mit ſeinem mitteld. e ſtatt des oberd. und mhd. i. Beſchicken, in der Bedeutung etwa in Schick bringen (der Basler überſetzt es durch bestatten, Luthern, wie dem lebendigen Mitteld. ſeiner Zeit, gilt bestatten im heutigen, d. h. durch ihn fixirten Sinne begraben). Besudlen — in dieſer Lautverſetzung ſtatt des hiſtor. berechtigten, von dem geſchriebenen Mitteld. wie von der Gemeinſprache gleichermaßen anerkannten — eln ſteht es wie die meiſten ähnlichen Bildungen bei Luther, weil der mittelbeutſche Volksmund und er ſo ſprach: wahrſcheinlich damals wie jetzt besudle für -en. Betretten überraſchen (woher dann das bald ſehr beliebte adjectiviſch gebrauchte Partic. unſer „betreten“). Blotzlich oder plotzlich, d. h. plötzlich, ein ſehr typiſch md. Wort, wofür das oberdeutſche „gehling“ im Mitteld. trotz des Fortlebens des Etymons gēhe (jaehe), nicht recht verſtanden worden wäre. Empören, das dafür geſetzte obd. streusen hätte wieder kein Mitteld., ſchwerlich damals ein Andrer als ein Eidgenoſſe, alſo ein Alemanne ſüdl. vom Rhein, verſtanden. Entkomen in der Bed.

entlaufen, allerdings mehr md. als gemeind. Entwenden in der heutigen Bedeutung bloß mitteld. Erdbeben, wofür oberd. das schon mhd. allgemeine Erdbidem, erdbibe. Luther selbst hatte zuerst erdbeden — was gewiß kein Druckfehler ist — an einer der genannten Bibelstellen gesetzt, es aber sofort in der nächsten Ausgabe mit seinem regulären -beben vertauscht. Erhaschen, ein durch und durch volksthümlicher md., aber keineswegs etwa thüring. oder gar Wittenberger Localausdruck, im übrigen Deutschland, in der Gemeinsprache noch unerhört. Eitel, ein zwar allgem. hd. Wort, jedoch in der Bed., die hier gemeint ist, wan, lär, unnütz, damals noch md., obwohl auch außer Luther schon von der md. gefärbten Gemeinsprache aufgegriffen. Das Basler ahd., mhd. und oberd. wan hätte die Gemeinsprache und Luther selbst nicht mehr verstanden. Ferne, fern, wo nur das specifisch md. n statt des oberd., d. h. hd. rr, ferre, ferr Anstoß erregt haben muß. Feltweg als Uebersetzung des στάδιον im griech. Text, vielleicht von Luther selbst gebildet, jedenfalls aber in Mitteldeutschland scheinbar völlig verständlich, während es in der That, weil dazu ja gelehrte antiquarische Vorkenntniß gehört hätte, Niemand recht hätte erklären können. Die Züricher Bibel von 1534 mit ihrem Schwyzerdütschen mannslouf verfährt eigentlich auch nicht besser, aber auch nicht schlechter. Freyen, baslerisch-schweizerisch und allgem. oberd. „weiben", bloß md., aber da z. B. schon im Passional ganz eingebürgert. Fülen, „Empfinden", uns berührt es eigenthümlich, ein solches Wort einer Uebersetzung bedürftig zu sehen; in der That ist es zwar in der ältesten hochdeutschen Periode, und später ahd., wie es scheint, gemeingültig, dann aber zieht es sein Leben bloß auf das Md. zurück. Anders ist es, wenn P. sogar das Wort gebür, Gebühr, beanstandet, was zwar entschieden md. heimathständig ist, aber doch schon

im 15. Jahrhundert bei ſo eingefleiſchten oberdeutſchen Koryphäen der Gemeinſprache, wie Niclas von Wyle und Geiler von Keiſersperg vollſtändig durchgedrungen iſt. Geborsten, geborſten, oberd. nicht nur in dieſer bloß mitteld. (und auch niederdeutſchen, obgleich der Heliand nur bresten, nicht bersten, kennt) Lautumſetzung anſtößig: oberd. iſt das hiſt. allein richtige bresten damals ſchon auf ſeine abgezogene Bedeutung, ein „Gebrechen" haben — derſelbe Tropus — beſchränkt. Gevesz, Gefäß, allerdings bloß mitteld., wo dagegen das mehr oberd. Geschir, Geſchirr, in dieſer Bedeutung ſtets unbekannt blieb. Gehorchen, ein der hd. Schriftſprache ſo unerläßlich nothwendiges Wort, daß man leicht überſieht, daß es ſich nur in mitteld. Denkmälern findet. Gelindigkeit, ſo wie gelinde ſelbſt dürfte nicht bloß auf das Mitteld. beſchränkt werden, aber gewiß iſt die Bildung linde die eigentlich mhd., obwohl ſie im Oberd. ſich nicht ſehr lebendig erhielt. Gepfropft, was der flüchtige „Verdeutſcher" mit dem nichtsſagenden „gepflanzt" giebt, iſt entſchieden mehr mittel- als hochd. Oberd. wäre „geimpft" geweſen. Gerücht, wobei dem Ueberſetzer das eigentlich mhd. oberd. Gerüfte nicht einfällt, iſt mitteld., ja in dieſes ſelbſt mit manchem andern (ſ. o. Bd. I. 178) aus dem Niederdeutſchen importirt, wahrſcheinlich durch die Sprache der Rechtsbücher, wo es nur in etwas anderer techniſcher Bedeutung eine ſo große Rolle ſpielt, aber wie ſchon bemerkt, in der Gemeinſprache nicht mehr ſelten. Gesteupt, ein Lieblingswort Luthers und ſeiner ganzen Zeit, wenn auch aus Mittelbeutſchland oder gar aus Niederdeutſchland ſtammend, wie p für hd. f bezeugt, doch ſchon im 15. Jahrh. in der Gemeinſprache weit verbreitet, ſpäter nur durch die Tradition Luthers erhalten in dem Scheindaſein, das es bis jetzt in der hd. Sprache führt. Getreide, in der Bedeutung „korn, frucht", allerdings ein ahd. mhd.

fremdes Wort, nur in der allgemeinen Bed. „Erträgniß, Ertrag", nicht in der specifischen gebraucht, die ihm das Gesammt-Mitteldeutsche schon lange vorher — nicht erst Luther — gegeben hatte. Getümmel, zwar ein früh mhd. Wort, dann aber verschwunden, wohl als ein unfeiner Ausdruck, mitteld. aber sehr beliebt. Getünchte wand; tünichen, tünchen, ein Fremdwort, aus dem lat. tingere, ist außer Mitteldeutschland bis dahin nie recht durchgedrungen, obgleich man ihm hier und dort begegnet. Gichtpruchig: hier geht das Bedenken nicht gegen das allgemein bekannte Gicht, sondern gegen den zweiten Theil, pruchig, brüchig. Die Bildung brüchig von bruch ist, wie schef- oder schifbruchig, vridebruchig etc. bezeugen, eine Lieblingsschöpfung des Mitteld. Gleichbertig, -wertig soll undeutlicher als gleichförmig sein: vielleicht gab bloß das, keineswegs mitteld. b für w in der dem Interpreten vorliegenden Ausgabe des Lutherschen N. Test. Anstoß, das später verschwand. Götze, Abgott. So wenig wir hier in eine Untersuchung über die viel bestrittene Etymologie eines Wortes eintreten wollen, ohne das die hd. Sprache gar nicht leben könnte, so sei doch bemerkt, daß die Zusammenstellung mit dem ahd. mhd. göz, gegossenes Werk, uns ganz falsch dünkt. Es ist wohl, wie schon Jacob Grimm gesehen hat, eine von den seltenen, aber desto energischeren Deminutivformen an Appellativen nach der Analogie von Eigennamen (s. o. Bd. I. 367), und nichts weiter als Gott. Es ist schon vor Luther im Gebrauch, er aber hat es populär gemacht, mitteld. kann man es an sich nicht nennen. Auch sein „Oelgötze" ist ihm nicht allein eigenthümlich. Grentz, Grenze, selbstverständlich, weil ein slav. Lehnwort, nur mitteld. und ostdeutsch, aber hier überall bekannt, gewöhnlich damals noch in der ursprünglicheren Form Greniz, selbst Graniz. Hermen, härmen, als Verbum freilich nur mitteld. lebendig

aber das Etymon Harm gehört der ganzen Gemeinsprache. Heuchler, entschieden nur mitteld. von einem gleichfalls nur md. Verbum heuchen, hauchen in der Bedeutung des mehr oberd. kauern, hauern, was dasselbe ist, oder des schriftmäßigen „sich ducken", was hd. eigentlich „tucken" geschrieben werden müßte. Heiradten, heirathen, obd. mannen, wie noch heute. Im hd. Allgemeingebrauch erst seit Luther, obwohl es ihm in dieser Bedeutung schon von seinem Mitteld. überliefert war. Hügel, obd. Bühel, was wieder kein Mitteld. verstanden hätte. Hügel mit seinem sonderbaren g — die mhd. Form hat ein v oder b — noch nicht recht erklärt und doch wohl identisch, d. h. weitergebildet aus dem Stamm des Mitteld. bis tief nach Oberdeutschland verbreiteten Haug, Hügel. Inthan, später einthan oder eingethan, nur mitteld. in dieser Bedeutung, die der Uebersetzer sehr vag mit „geben, überantworten" ausdrückt. Auch der späteren Schriftsprache ist diese Bedeutung ziemlich fremd geworden. Khan, Kahn, wofür die alemann. Nachen, Weidling in Thüringen nicht bloß, sondern schon am Neckar und der Donau völlig unverständlich gewesen wären. Es ist ein, in seinem Ursprung dunkeles, gemein niederd. und mitteld. Wort. Knochel, Knöchel, überwiegend mitteld., obgleich schon im 15. Jahrh. in der Gemeinsprache sehr beliebt, wo dann gewöhnlich das hd. allein richtige knuchel, knüchel erscheint. Kretzmerei vermochte Niemand zu verstehen, der nicht an oder auf dem Boden des ostdeutschen Coloniallandes lebte. Das häßliche Wort ist zum Glück nicht einmal durch Luther habilitirt worden und mit Recht zu einem bloßen Provinzialausdruck degradirt, der heute nur westlich bis zur Elbe reicht. Kuchlin, Küchlein entschieden mitteld., aber keineswegs thüringisch oder meißnisch, sondern dem westlichen fränkischen Mitteld. zugehörig, wo es sich mit der niederd. Form Kucken, Küken

berührt, hochd. lautet es keuchel, daneben auch mehr oberrhein. küchel, aber in das innere Oberdeutschland ist es nicht vorgedrungen.

Lippen, Lippen, in seinem pp seinen mitteld. Ursprung verrathend, und selbst in die damalige Gemeinsprache trotz seiner allgemeinen Verbreitung in der mitteld. Literatur noch nicht aufgenommen, sondern noch durch das ächthochd. lefzen ersetzt. Lencken, lenken, bloß mitteld., aber hier nördlich und südlich vom Thüringer Wald. Lermen, Lärm, bekanntlich ein spät, d. h. nachmhd. eingeschlepptes Fremdwort, die ganz angedeutschte Form des franz. alarme, gehört der volksthümlichen Gemein-Sprache, nicht aber der schriftmäßigen, schon im Anfang des 16. Jahrh. In diese ist es durch Luther gebracht. Malmen, malmen, zermalmen, bloß in seinem a für das eigentlich berechtigte e — statt melm — mitteld. Marckt, in der geschäftsmäßigen oder officiellen Bedeutung, ein mit Marktrechten versehenes Dorf, jetzt durch angehängtes fleck oder flecken auch dem Oberd. verständlicher geworden, specifisch mitteld. fränkisch — und darum schon bei Hartmann v. d. Aue. Meuchelmörder ist nur wegen seiner, recht eigentlich tautologischen Zusammensetzung etwas Neues für den Oberdeutschen; meucheln und mörder kannte er als Synonyme sehr wohl. — In Morgenlant, Aufgang der Sonne, befremdete die Neuheit des Ausdrucks, der ganz Luther gehört und keinerlei Localbeischmack hat. Dagegen durfte man in Basel Motte, Motte, als ein bloß dem mitteld. aus dem niederd. zugeflossenes Wort nicht verstehen. Auch Otter, Otter, ist seiner ursprünglichen Verbreitung nach nur mitteld. Qual und Quelen, Qual und quälen, die zwar auch dem mhd. Wörterbuch nicht fremd sind, genauer besehen aber immer in den Norden des hd. Sprachgebiets weisen. — Daß der grobe Oberd. Mund Luthers Raben,

mit ſeinem ebenſowohl mhd. als mitteld. allein berechtigten b (ſchon damals zu w in der Ausſprache erweicht), ſein rappen gegenüber ſtellte, verſteht ſich von ſelbſt, auch, daß ihm das ſpecif. Md. rasen, raſen, nur mit toben verſtändlich wurde; an Luthers scheel, ſcheel, ſchielend in eigentlicher und übertragener Bed. befremdete wohl nur der mitteld. Abfall des altherkömmlichen ch (h) am Ende, schelch; in dieſer Form iſt es in allen oberd. Mundarten lebendig. Scherfflin, wofür das oberd. Oertlin, ein techniſcher Ausdruck für eine beſtimmte, damals nur in den Wettinſchen und einigen benachbarten Landen noch gäng und gäbe Kleinmünze, früher muß ſie weiter verbreitet geweſen ſein, denn das f des Wortes, das hd. und innermitteld. b erſetzt, weiſt nach Weſtdeutſchland. Der Schriftſprache iſt das Wort als eine Mumie erhalten. Schmucken, ſchmücken, iſt freilich nur mitteld. ſeiner Heimat nach, aber ſchon im 15. Jahrh. in der Gemeinſprache ſehr verbreitet, ſo daß es kaum noch der Autoriſation durch Luther bedurfte, um eines der Grundwörter der hd. Schriftſprache zu werden. Schoss, Oberd. „zins", iſt nur mitteld., im Oberd. wenigſtens vor Luther ſehr ſelten. In Mitteldeutſchland zeugen ſchon die Weiterbildungen wie schossen, schosser oder schösser etc. für ſeine Bodenſtändigkeit, doch hat es die nhd. Schriftſprache trotz Luther nicht recipirt, ſondern durch andere theils einheimiſche, theils fremde Synonyme erſetzt. Schuttern, ſchütteln, und noch mehr er-schüttern ſind mitteldeutſche und zwar Intenſivbildungen auf -er, wie ſie ſonſt Mitteld. und Obd. glitzern, zögern, räuchern, schläfern, dürstern, lächern etc. in unendlicher Fülle, aber nur theilweiſe von der Schriftſprache recipirt, erzeugt hat und noch erzeugt. Von schüttern iſt oberd. die ungefähr gleichwerthige Ableit. mit -el, schütteln allein im Gebrauch. Splitter, giebt ſich auf den erſten Blick durch ſeine Buchſtabenverſetzung split

für ahd. mhd. spilt — und schon goth. spild — sowie durch seine Wurzel, die in unserm spalten noch ziemlich in ältester Gestalt sich erhalten hat, als mitteldeutsch zu erkennen. Das Oberdeutsche hat aber die gute mhd. oder urdeutsche Form vergessen und kennt bloß das zu einem andern Stamm gehörige spreisz, Spreißel, das in Mitteldeutschland damals wie heute unerhört ist, während das damit völlig identische spliszen, spleiszen hier wie in Niederdeutschland, natürlich da als spliten, zu den geläufigsten, aber nicht in die Schriftsprache übergeführten Stämmen gehört. Spugniss, Gespenst, mit seinem scharf niederd. Beischmack hat selbst Luther nicht den übrigen Deutschen verständlich gemacht, wohl aber das damit identische Spuk oder Spuck, Spuken oder spucken — denn die Quantität schwankt von Anfang an — das aus derselben Quelle in das Mitteld. geflossen war. Stachel, muß durch „eiserne spitz" verdolmetscht werden, was sich begreift, wenn man sieht, wie dies einst im Ahd. weit verbreitete Wort — freilich nur in der Weiterbildung stachilla als Substantiv und daneben stachal Adj. — mhd. ganz verschwindet und nur mitteld. fortlebt. Bei storrig, störrig, ist der Tropus, der vor Luther in diesem Worte äußerst selten empfunden wurde, anstößig. Das schlichte Nomen storre mit seiner sinnlichen Bedeutung, Baumstorren, Strunk, ist natürlich eben so gut oberdeutsch wie mitteldeutsch. Tadlen, tabeln — die Lutherische Form in -len ist schon oben beleuchtet (s. o. 64) — ist zwar im 15. Jahrh. kein bloß mitteld. Wort, aber es war doch einst von dort ausgegangen. Es gehört zu denen, die auch ohne Luthers Autorität eine sichere Anwartschaft auf gemeindeutsche Popularität gehabt hätten. Sonderbar nimmt es sich aus, daß der Oberdeutsche Luthern sein taugt, taugt vorrückt. Nicht etwa, wie ein gelehrter Kenner der älteren Sprache vielleicht glaubt, weil das

unorganiſche t der Flexion Aerger erregt, denn eigentlich ſoll es ja taug mit Inf. tugen, d. h. tügen, der damals und bei Luther noch allein gilt, lauten, und ſpäter ſchreibt Luther in der That wieder richtig taug. Die neue Form war aber nach der Schablone aller andern Verba zugeſchnitten und deshalb hatte ſie die Zukunft für ſich. Nur die Bedeutung des Wortes iſt in Oberdeutſchland unverſtändlich geworden. Einſt im Mhd. gerade ſo allgemein ſchriftgemäß wie heute, zieht es ſich ſpäter ſeit dem 14. Jahrh. zurück und lebt nur in den Denkmälern, die auf dem Boden der mittleren Mundarten geſchrieben wurden Aber doch iſt es immer ein Wort der Gemeinſprache geblieben und Luther hat ihm nur zu ſeinem guten alten Rechte verholfen. Topfern, irden, in dieſer Anwendung nur mitteld. und ſelbſt durch Luther nicht eigentlich nhd. gemacht. Dagegen Trenen, Thränen, wenn auch auf das ahd. mhd. gleich allgemeine ahd. trahan, Plur. trahani, mhd. trahen, trehene zurück gehend, iſt in der Umſetzung in die. vielleicht aus dem falſch verſtandenen Plural erklärbare Femininalform nur mitteld. und in dieſer Signatur auch nhd. geworden. Triestern, wofür gleichzeitig ſchon trestern als beſſere Schreibung erſcheint, iſt nicht ausſchließlich mitteld., aber da, wo das im Mitteld. damals wie jetzt fremdartige Treber, Träber, gilt, ebenſo leblos wie dieſes dort. Ubertauben, übertäuben, kann nur in der Zuſammenſetzung mit über Anſtoß erregt haben, denn das Etymon toub, oder davon touben, betouben und am meiſten ertouben, iſt in Oberdeutſchland zu jeder Zeit friſch, dagegen ertouben nicht in das Mitteld. gedrungen, auch Luthern ganz unbekannt. Ueberreichen, von dem einfachen reichen, einem einſt allgemein ſchriftmäßigen Wort, das als ein Lieblingswort Luthers, ſammt allen ſeinen Ableitungen und Zuſammenſetzungen, dar-, ge-, über- etc., -reichen, -reich-

ung aus dem Mittelb. der Gemeinſprache wieder gegeben wurde. Verſchmachten, wie das einfache ſchmachten, iſt entſchieden norddeutſch, mittel- und niederdeutſch, da aber ſo lebensvoll, daß Luther an ihm nicht vorbei gehen konnte. Hd. eigentlich nur ahd. ſind einige kränkelnde Nebenſchößlinge, die bald verdorren, z. B. gasmahtôn, lat. exolescere, in denen die energiſche Bedeutung des gemeinmitteld. die smaht, d. i. Hunger und Durſt zugleich im höchſten Grade, ſehr ins abſtracte verblaßt. Verſtorzt, verſtürzt, d. i. beſtürzt (das Luther in derſelben mitteld. Vocalmengung von o und u als bestorzt ſelten benutzt), iſt doch, auch in ſeiner jetzigen tropiſchen Geltung — eigentlich heißt es ja: mit Erde ganz über„ſtürzt" — ein gutes gemeindeutſches Wort des 15. Jahrh., wenn es auch in Baſel nicht verſtanden wurde, aber, wo es dem mitteld. Munde nachgeſchrieben wurde, geſchah es in der richtigen u-Form, die darum auch nhd. mit Recht wieder durchdrang. Vertretten, vertreten, in der heutigen Bedeutung — die andere ſinnliche = „zertreten" hat damit nichts zu ſchaffen — iſt für die Gemeinſprache neu und ſpecifiſch lutheriſch; in den eigentl. mitteld. Schriften und Urkunden des 15. Jahrh. iſt es aber ſchon im Gebrauche. Ufer, obgleich vereinzelt im gebildeten Mhd. in der eigentlich höfiſchen Sprache, bleibt doch immer mitteld., bis es Luther gemeindeutſch macht. Ebenſo umbringen, das kein Oberdeutſcher damals verſtehen konnte. „Urbittig", erbötig, iſt eigentlich nur ein Solöcismus Luthers, der ſich allerdings nicht auf ſeine älteſten Schriften allein beſchränkt, ſondern wie Anderes dieſer Art in unbewachten Augenblicken einmal wieder durchſchlüpft. Aber ſeine ſolenne Wortform lautet erbütig, hie und da auch ſpecif. mitteld. -botig und dies hat ſeltſamerweiſe nhd. geſiegt. In jenes urbittig ſpielt offenbar das ihm noch ganz lebendige beiten, warten

harren, mit herein, das viele Ableitungen mit kurzem i, folglich auch mit doppeltem tt gezeugt hat, wenn sie gleich mehr dem ältern und fast gar nicht dem mitteldeutschen Sprachbereich zustehen. Ausgerottet scheint, da das Verzeichniß alphabetisch geordnet ist, gar nicht hierher zu gehören, aber dem Basler Ohr klang noch das alte mhd. ū für das gemeindeutsche und mitteld. au, was man nach dem fremdsprachigen Original druckte. Rotten, ausrotten ist durch und durch mitteld. Das Oberdeutsche sagte ūsgerütt, ü wie immer für mhd. iu, nhd. eu, seltsam genug aber setzt P. dafür, von Luthers oder der Gemeinsprache Autorität halb fortgerissen auszgerūt, weil er überhaupt dieser gemeindeutschen au und ihres Correlats ei für ī sich nicht erwehren kann. Luther selbst braucht ebenso oft das eigentlich gemeindeutsche oder hochd. -reuten, niemals aber das in den mitteld. Sprachdenkmälern seit dem 14. Jahrh. so häufige -roden mit Erweichung des harten Consonanten und Verlängerung des Vocals. Bei Wegern, weigern, störte wohl bloß das mitteld. ē für hochd. ei, indessen hält Luther gerade in diesem Worte fest daran, hat es aber doch nicht durchgesetzt. In Wetterwendisch ist es nur die Endungssilbe -isch, die freilich durch die ganze Sprache verbreitet, doch am massenhaftesten in Mitteldeutschland sich breit macht. Eigentlich hd. und oberd. zugleich war wetterwendig. Wichtig, kennt weder das Oberd. noch die Gemeinsprache des 15. Jahrh. Auch mitteld. ist es zwar verbreitet, aber der sinnliche Begriff der Schwere herrscht allein darin, bis seit dem Beginn des 16. die tropische Bedeutung keimt, die übrigens auch noch bei Luther sehr viel von ihrer materiellen Grundlage hat. Denn wichtig heißt ihm lange nicht alles das, was das spätere und späteste Nhd. so bezeichnen kann, sondern der Basler Glossator trifft hier einmal ganz das Rechte, wenn er schwer, lastig (lästig) dafür

ſetzt. Zygenfell, Ziegenfell, würde auch mhd. nicht verſtanden worden ſein, ſo wenig wie Zyge ſelbſt, obgleich es früh ein mhd. zige giebt, was aber ſpäter in das nördliche Mitteld. zurückweicht und durch das oberdeutſche geisz erſetzt wird, das in Mitteldeutſchland ganz allmählich ausſtirbt, wie zige dort, ſo daß der Sinn des alten Neckverſes, der ſich in einer Straßburger Hdſchr. des 14. Jahrh. erhalten hat, im 15. nicht mehr durch ganz Deutſchland verſtanden worden wäre: unde ein geis ist ein ziger — der Schreiber ſelbſt, ſieht man, verſtand ihn auch nicht mehr recht, ſonſt hätte er zige und nicht ziger, Ziegenkäſe, geſchrieben — unt ein ziger ist ein geis.

Aus der zweiten Abtheilung — Wörter, die nicht mitteld., ſondern der wahren Gemeinſprache angehören und die durch Luther ihren letzten Stempel erhielten — führen wir in aller Kürze an: änlich, ähnlich, afterreden, (übel)nachreden, anfal, Anfall in der Bedeutung des, was durch Erbſchaft oder ſonſtigen Zufall jemand „anfällt", Anfurt, Anfurt, Anstoss in übertrag. Bedeut., eig. Angriff, Aufschub, Aufſchub, Auffrucken, aufrücken, jemand etwas, befrembden, befremden, berichtung, Berichtigung, bestricken, beſtricken, im trop. und eigentl. Sinn, während die ſpätere Sprache den erſten bevorzugt, betaget, betagt, beteuben, betäuben, beträuwen (d. h. beträu-en), bedräuen, betreten, antreffen, betüngen, mit Dünger verſehen, bewust, bewußt — alle dieſe, ſo wie viele andere bei Luther ſo beliebten, in einzelnen Fällen aber von ihm, wie wir ſahen, ſo hart geſcholtenen Zuſammenſetzungen mit Be- gehören zwar der Gemeinſprache, ſind ihr aber größtentheils aus der Canzleiſprache zugefloſſen. Dieſe ſchwelgte ſo zu ſagen darin, und wenn auch für die hier aufgeführten ſich ältere, zur Noth mhd. zu nennende Belege finden laſſen, ſo höchſtens dort im beſcheidenen Winkel. Daß das Nhd. damit ſo entſetzlich überladen worden iſt, verdankt

es also der vereinten Wucht der Autorität Luthers und der Canzleisprache. Bracht, wofür das nach der gew. Orthographie der Gemeinsprache geschriebene „Pracht" mehr Eingang gefunden hat, das übrigens auch Luther später vorzieht. Braussen. brausen: Brüfen, prüfen, in etwas weiterem Umfang als der heutige Begriff, aber doch nicht in jener unendlich lebensvollen Vielgestaltigkeit des mhd. prüeven, die bei einem Fremdwort, lat. probare, manchem auffallend ist. Darb, d. h. Darbe, Femin. Mangel, wofür das spätere Nhd. bloß das davon abgeleitete Verbum darben, darben, behält. Deutlich, deutlich. Dürstig, gew. von Luther richtig türstig, thürstig geschrieben und wie das Etymon tar, noch ganz voll Leben in dieser Zeit, wenn es auch dem Basler Drucker ein Idiotismus scheint. Erndten. ernden, zwar mehr mitteld., aber doch so allgemein geläufig, daß es füglich in diese und nicht in die vorige Rubrik gehört. Erregen, erregen. Ersauffen, ersaufen, ertrinken. Eyffer, jenes räthselhafte, im 15. Jahrh. auf einmal so populäre Wort, das alles, nur nicht mitteld. Gewächses ist. Feil, Fehl, Fehler, worüber oben p. 54. Flehen, flehen. Flicken, flicken. Frumm, Frumme, Nutzen. Gedeyen, d. i. gedeihen, wie wir mit Wahrung der histor. Orthographie schreiben. Gegent, Gegend. Geheymniss, Geheimniß. Gezichte, d. i. Gezüchte, Gezücht. Grüntzen, grunzen, ein uraltes, allmählich ganz auf die grobsinnlichste Bedeutung beschränktes, bei Otfrid noch hochvornehmes Wort, dem selbst Luther, der es, wie die Gemeinsprache seiner Zeit, mit Behagen gebraucht, nicht wieder zu Ehren verhelfen konnte. Hal, Halle, gewölbtes Gemach. Harren, harren. Hauchen, in der gew. nhd. Bedeutung hauchen, nicht in der oben erwähnten mitteld. Helft, Hälfte. Hönen, höhnen, verhöhnen. Kerich(t), Kehricht. Kluft, Kluft. Kosten, kosten, das deutsche Wort „kosten", versuchen; an dem Fremdwort

kosten, dem lat. constare, costare nahm man in Basel keinen Anstoß. Kündig, kundig. Lappen, die Lappen, vielleicht erst aus Mitteldeutschland der Gemeinsprache zugeführt, aber in ihr sehr weit verbreitet, im 15. Jahrh. ein sehr vornehmer Toilettenausdruck, auch bei Luther noch ganz ohne die meist verächtliche Nebenbedeutung von heute. Lass, laß, müde. Mieten, miethen. Monsüchtig, mondsüchtig. Näff, Neff, Neffe. Narbe, Narbe. Panier, Banner, Bannier. Preys, Preiß in allen Bedeutungen des Wortes, außer in der finanziellen. Pobel, Pöfel-volck, Pöbel. Das b ist allein etwas mitteld. angehaucht, in der Gemeinsprache steht noch das alte v oder f. Raum, Raum. Rügen, rügen, etwas stärker wie heute. Rüstzeug, Rüstzeug, wie rüsten und viele davon gemachte Bildungen aus der Gemeinsprache Luther bekannt, nicht aus dem Mitteld., wohin es aus dieser gedrängt ist. Schäffel, Scheffel (Hohlmaß), wenigstens in dem größten Theile des Gebietes der Gemeinsprache viel gebraucht. Schlachttag, wie heute, der für die bürgerliche Haushaltung so wichtige Schlachttag, oberd. damals und heute, „Metzeltag". Schnur, Schwiegertochter, erst kürzlich veraltet. Schwelgerei, wie das Etymon und viele davon stammende Bildungen der Gemeinsprache von ahd. Zeit bis heute gleich populär. Schwulstig, schwülstig in übertragener Bed. Sehnen, gleichfalls ein nicht nur in Oberdeutschland, sondern in allen Mundarten damals zurückgetretener Grundpfeiler der Schriftsprache. Seym, Seim, besonders Honigseim. Semptlich, sämmtlich. Sichten, sichten, aus und statt dem einfachen seihen, mit derselben Verkürzung des i, wie in dicht, mhd. dihte. Soller, Söller. Spaltung, Spaltung. „Zanck, zwitracht". — Das berühmte Stachellecken, von Luther nicht etwa bloß in wider den Stachel „löcken", Apostelg. 9, 5, gebraucht, sondern wie in der Gemeinsprache in der lebendigsten Bedeutung des

Springens, Hüpfens von ihm aus der Schriftſprache, nicht aus einer Mundart aufgenommen. Stuffe, Stufe, „Staffel" oberd. Teppich, Teppich. Teuschen, täuſchen. Untüchtig, untüchtig, dem Oberd. wie ſein Etymon taug (ſ. o. S. 101 f.) fremdartig. Wad. Gewand, damals allerdings nur noch der Schriftſprache — abgeſehen von einzelnen Localmundarten — bekannt. Weyland, weiland, mit dem ſchon im 15. Jahrh. beliebten, wenn auch unberechtigten a der zweiten Silbe, das ſich dem mhd. wīlen, wīlent gegenüber auf ein ahd. wīlōn, wīlōnt und daraus wīlant berufen dürfte. Zerschellen, zerſchellen.

Der dritten oben abgegrenzten Maſſe gehören Wörter an wie Far, Fahr, Fahrläſſigkeit, Gefahr. Fäle, in der herbern Bedeutung Sünde. Mietling, Miethling, nicht ganz in der heutigen, entſchieden verächtlichen Färbung. Unverruglichkeit, was der heutigen Sprache mit „Unverrücklichkeit" verſtändlich, aber nicht geläufig iſt.

Man erwäge, daß dies Basler Luthersche Idiotikon doch nur auf einen faſt verſchwindend kleinen Theil der ganzen Lutherſchen Sprache, auf das Neue Teſtament, beſchränkt, und daß es nicht einmal aus dem noch ungebrochenen Selbſtbewußtſein eines der Gemeinſprache widerſetzlichen ſprachlichen Separatismus, wie das damalige Schweizerdeutſch, hervorgegangen iſt, ſondern ſelbſt bona fide auf dem Boden der Gemeinſprache ſteht, wie man ſie in ganz Hochdeutſchland — nicht etwa bloß in Baſel — handhabt und verſteht. Es wächſt dann der Maßſtab für den Einfluß der Autorität Luthers in der nhd. Sprachgeſtaltung ins Ungeheure. Denn es wäre ſehr leicht, aus dem ganzen Luther die ſechsfache oder zehnfache Summe von Wörtern gleicher Qualität oder gleicher Stellung zu dem Ganzen der damaligen hochdeutſchen Sprache zuſammenzuſtellen. Auch ſie ſind zum größern Theil durch ihn entweder erſt

ihr Eigenthum geworden, wenn es seine eigensten Neubildungen waren, die er, wie wir schon sahen, doch nur mit der größten Behutsamkeit oder Sparsamkeit vorgenommen hat, oder sie sind durch ihn ihrer particularen mitteldeutschen Beschränktheit entnommen und der Gesammtsprache dauernd einverleibt, oder wenn er sie in dieser vorfand, hat er ihnen gleichsam einen neuen Lebenshauch eingeflößt, dessen sie gar sehr bedurften, weil sie ihren natürlichen Boden in der lebendigen Sprache entweder schon verloren hatten oder im Begriffe waren zu verlieren.

Wo seine Autorität, die der Gemeinsprache und zugleich die des lebendigen Gebrauches innerhalb eines nicht allzu eng begrenzten Gebietes der Mundarten zusammentrafen, da gelang es am leichtesten und am nachdrücklichsten. Wenn man auch nur die oben angeführten Wörter durchsieht, wird man sich sofort davon überzeugen. Aber es genügte auch schon, wenn nur seine Autorität sich zu einem dieser beiden Factoren gesellte und viele Wörter dieser Kategorie nehmen in der weiteren nhd. Sprachgeschichte dieselbe gebietende Stellung ein wie jene. Nur wo er, und das trifft doch nur eine Minderzahl, die sich in seinen spätern Schriften sichtlich immer mehr verkleinert, wirkliche Archaismen, von denen weder die Gemeinsprache noch die Mundarten etwas wußten, hervorsuchte — ihn selbst hat dabei gewiß kein Eigensinn, am wenigsten ein gelehrter, verführt — da ist auch er nicht mächtig genug gewesen, wirklich Todtes wieder zum Leben zu erwecken.

Es kommt auch nicht sowohl darauf an, ob alle die von ihm geretteten oder geschaffenen Wörter gerade die an sich tauglichsten gewesen sind: darüber kann man vom Standpunkt der wahrhaft objectiven wissenschaftlichen Sprachbetrachtung oft einer ganz andern Ansicht als er sein, und darf wohl manchmal

fragen, warum er nicht lieber dies und jenes Wort, das ihm nach heutiger Auffassung ebenso nahe hätte liegen sollen, an Stelle des von ihm bevorzugten und dadurch der Sprache erhaltenen gewählt hat. Das Entscheidende ist, daß überhaupt auf diese Art etwas geschaffen wurde, was als das erste und nothwendigste Bedürfniß einer Gemeinsprache zu bezeichnen, uns Modernen eine Tautologie zu sein scheint, damals aber in der That keine, sondern nur ein instinctiv erfaßtes, in keiner Art auch nur annähernd von der Wirklichkeit erreichtes Ziel der Sprache war, eine Gemeinsamkeit, Einheitlichkeit, wenn man es so nennen will, wenigstens in einem ausgedehnten Bereich der eigentlichen Haupt- und Grundworte der Sprache, solcher, die nicht sowohl durch ihren unaufhörlichen Gebrauch, als durch die Energie und Fülle der in ihnen enthaltenen Begriffe das ganze Seelenleben eines Volkes und einer Zeit in sich concentriren, ohne die das, was über die Sphäre des gemeinsten Alltags und seiner Bedürfnisse hinaus reicht, dem Geiste verschlossen bliebe. Gerade in diesem rechten Fundament und Grundstock der Sprache hat er das Größte und Dauerhafteste gethan; das Andere, auf das es an sich viel weniger ankommt, als eine oberflächliche, wenn auch modegerechte Sprachbetrachtung anzunehmen beliebt, berührte seine Sprache ohnehin viel weniger. Die höchsten, dauerndsten, geistigsten Güter seiner Nation hat er sein Lebenlang durch sein schriftliches und mündliches Wort ihr zum deutlichsten Bewußtsein, zu treuer Verwahrung und innerlichster Theilnahme nahe bringen wollen und das ist ihm, auch wenn wir nur das deutsche Lexicon vor und seit ihm betrachten, gelungen.

Luther ist auch da in unwillkürlicher Harmonie mit dem Sprachinstinct seiner Zeit, wo seine Sprache auf Wegen wandelt, die weder vom geschichtlichen, noch vom eigentlich ver-

ständigen Urtheil glücklich oder ersprießlich hätten geheißen werden können. Hat er ja auch in der sinnlichen Gestaltung seiner Wörter, in ihren Lauten und in der Zusammenfügung derselben manchen Einflüssen Raum gegeben, die sich pragmatisch recht wohl begreifen lassen, aber dadurch um nichts besser werden, wenn man sie begreift. Immerhin mag man sich damit trösten, daß jeder andere denkbare Durchschnitt der damaligen sinnlichen Erscheinungsform unserer Sprache, der von irgend einem andern auf irgend einem andern Boden, etwa dem eigentlich oberdeutsch-gemeindeutschen — von dem, selbst gegen das Gemeindeutsch entschieden rohen und groben Schweizerdeutsch ist natürlich ganz abzusehen — gezogen hätte werden können, noch unschöner ausgefallen wäre, als die mitteldeutsche Färbung der Lutherschen Sprache, so daß also bei der allein möglichen Wahl unter mehreren Uebeln der über die Entwicklung unserer Sprache wachende Genius als verständiger Mann noch das geringste gewählt hätte. Gewiß, wenn man auch nur von der bloß sinnlichen Seite her etwa die Sprache eines Sebastian Brant, der die stärkste oberdeutsche Färbung innerhalb der Gemeinsprache am Ende des 15. Jahrh. darstellt, oder seines Landsmannes Murner, bei dem sie mit Bewußtsein verwischt, aber nicht ganz ausgetilgt ist, oder auch des Baiern Berthold v. Chiemsee, der weniger Localeinflüssen, als dem allgemein oberd. Zuge des Gemeindeutschen nachgiebt, mit Luthers Sprache vergleicht, so ist im Ganzen der Vortheil auf seiner Seite, wenn auch einzelnes bei diesem oder jenem uns mehr anmuthet, wobei ja auch so leicht etwas Subjectives mit unterlaufen kann: die Gewöhnung des eigenen Ohrs an irgend eine bestimmte örtliche Färbung der hd. Sprache und dergl. mehr.

Aber auch darüber hinaus ist Luther im Guten und im

Schlimmen immer in lebendigſter Fühlung mit der ihn umgebenden Wirklichkeit, und als einen Beweis, daß er es auch im Schlimmen war, worauf dieſe unſere Auseinanderſetzung überhaupt losſteuern ſoll, weil hier Geſchichte und nicht ein Panegyricus geſchrieben wird, ſei nur noch ſein Verhalten gegen die Fremdwörter in der Sprache ſeiner Zeit kurz notirt. Es iſt die Zeit, wo ſie zuerſt in einer gewiſſen brutalen Anmaßlichkeit der deutſchen Sprache ſich aufdrängen, und wo auch, wie ſchon früher bemerkt (ſ. o. B. I. 370), die erſten Klagen über das freche Gebahren dieſer Fremdlinge laut werden. Aber der Zug der Zeit war ihnen günſtig und ſo iſt auch Luther ſehr wenig ſpröde gegen ſie. Daß er die auf einmal ſo beliebt gewordenen -tat oder tet, wofür er ſich bald entſcheidet, majestat, -et, facultet, auctoritet etc. ſehr oft und gern braucht, hat er mit allen Zeitgenoſſen gemein, etwas Individuelleres aber iſt ſeine Vorliebe für die -ion — die er freilich nicht zuerſt hereingebracht hat — ſeine lection, justification, condition etc., wobei die dem lateiniſchen Original nachgeahmte Schreibung mit ti = deutſch zi, ſchon das Zeitalter der Buchgelehrten-Sprache oder Schriftſtellerei weiſſagt. Denn in dem früheren Einſchub ſtand man doch immer auf die eine oder die andere Weiſe, wenn man ſchrieb, auf Heimathsboden. Die Buchſtaben, gleichviel, was ſie wo anders vorſtellen, gelten dem deutſchen Auge und Ohre genau nur, was derſelbe deutſche Buchſtabe. Aber Luther iſt doch eben immer, wenn auch der größte Volksmann, den Deutſchland überhaupt hervorgebracht hat, der Sohn einer Zeit, in der das Separat-Gelehrtenthum oder die Anmaßlichkeit einer Sonderbildung anfing eine an ſich nur zu begreifliche, aber in keiner Weiſe dem Ganzen förderliche Poſition zu behaupten, worin ſie ſich auch in der Behandlung oder Mißhandlung der Sprache allerlei herausnehmen durfte,

was ihm die andern als Privilegium seiner überlegenen Geisteswucht erst mit einigem Bedenken, dann mit unverhohlener Bewunderung zugestanden und endlich und zwar dann mit überstürzender Hast, wie bei uns gewöhnlich in solcher Situation, nachahmten. Luthers Evangelion, das er in seiner ältesten und spätesten Periode allerdings durch Evangelium mit seiner schon lange eingebürgerten deutschen Endung ersetzte, hat seiner Zeit, weil es ihm so Viele nachschrieben, gewiß imponirt und auch ihm hat dabei wohl etwas von dem reinen und unverfälschten Wort, das auf den echten und unverfälschten griechischen Text gebaut ist, vorgeschwebt, uns aber ist es anstößig und mit Recht, wenn auch nicht so, wie die von ihm sehr ungenirt geübte Unsitte, für die er sich freilich auf die Canzleisprache hätte berufen können, wenn diese ihm etwas anderes als eine relative oder subjective Autorität gewesen wäre, auch andere Fremdwörter, lateinische oder latinisirte griechische — natürlich noch keine „wälschen" — in ihren echten fremden Formen, wo möglich mit ihren fremden Abwandlungen zu brauchen. — Wenn er sein evangelion declinirte, so hätte er folgerichtig auch die griechischen Casusendungen setzen müssen. Das hat er begreiflich nicht gethan, aber dafür gewöhnlich die lateinischen i, o im Gen. und Dat. Sing. gegeben; im Plural ging evangelia allenfalls noch an, das darum auch häufiger als die deutsche Form evangelien erscheint, aber den Genetiv evangeliorum mit seiner statiösen sonoren Classicität hat er doch nicht über seine deutsche Zunge gebracht, da hat das schlichte -en wieder aushelfen müssen, das sich wie ein Bettler gegen einen Krösus ausnimmt; Dativ evangeliis fügte sich schon eher, klang aber doch noch fremdartig und so zieht er auch hier -en vor. Sollte aber das authentische -on des Wortes festgehalten werden, da half es nichts, er mußte zu dem deutschen genetivischen -s greifen,

evangelions, im Dativ kam glücklicherweise die ihm und seiner Zeit so mundgerechte apocopirte Form (s. o. B. I, 228), gleichlautend mit dem Nominativ, zu Hilfe. Einen deutschen Plural zu einer griechischen Endung zu bilden, wäre doch unthunlich gewesen, also beschränkt sie sich auf den Singular, wo sie gewiß nicht wenige damalige Leser erbaut und erhoben hat.

Die ältere Sprache hatte den Namen der zweiten Person der Dreieinigkeit, der unter allen dem Mittelalter der geläufigste worden ist, griechisch Christos, von Anfang an in Krist verdeutscht. So steht er im Heliand, so bei Otfrid und so überall, außer bei einigen eigensinnigen Doctrinären, die sich auf die Latinisirung Christus etwas einbildeten, und so ist er völlig deutsch declinirt — sogar eine Zeitlang mit dem allein in den Eigennamen und was ihnen gleichwerthig war, erhaltenen -an des Accusativs, Kristan, Kristen — bis zu Luther geblieben. Er hat meist Christus, wieder nur halb richtig, daraus gemacht und die systematische lateinische Declination i, o, um dazu, die so manchem seiner gläubigen Leser zwar imponirte, aber auch, wenn er nicht in die lateinische Schule gegangen war, allerlei Confusion zu Wege brachte. Denn von da an begann das gute deutsche Krist gleichsam verpönt zu werden und man durfte den Heiland, wenn sein Name von einem andern Hauptwort, einem Zeitwort oder einer Präposition regirt wurde, nur in der regelrechten lateinischen Casusendung nennen, obwohl Luther selbst noch theoretisch die Gleichberechtigung von Christi und Christs anerkannte, freilich nicht practisch durchführte. Dafür schlüpfte freilich das Wort Krist in ein anderes: in das Adjectiv im substantivischen Gebrauch kristen, eig. kristen man, Christenmensch, und verdrängte dies völlig in dem gewöhnlichen mittleren Stil der Schriftsprache.

Schlimmer aber als diese, wegen ihrer Stellung zu den

Gemüthern doch auch keineswegs so gleichgültigen Einzelfälle, sind die von ihm gar nicht selten schon in seine Sprache gestopften fremden Werkstücke in ihrer ganzen fremden Gestalt, nicht bloß Einzelwörter, sondern in einer gewissen Selbständigkeit auftretende Satzglieder. In seinen Druckschriften allerdings viel seltener, als in den Briefen und auch hier nicht in denen, wo er sich gehen läßt, sondern wo er officiell oder officiös schreibt, denn auch diesen feinen Unterschied hat er meisterhaft zu handhaben gewußt. Sequestrationibus, in practica, in theoria und dergl. mögen ihm im gegebenen Fall als Zeitersparniß gegolten haben, denn man muß immer festhalten: er war und blieb auch als Luther ein bloß lateinisch gebildeter, und zwar ursprünglich nach der eigentlich mittelalterlich kirchlichen Latinität geschulter, später auch mäßig von der modernen Neoclassicität angehauchter gelehrter Mönch. Aber wenn es sich auch so sehr einfach erklärt, der Sprache ist es nicht zum Vortheil gerathen. Zwar in den Werken, auf die wir Spätern mit völliger Verschränkung der geschichtlichen Wahrheit die Wirksamkeit seiner Sprache allein oder fast allein zu stellen pflegen, Bibel, Katechismus, allenfalls einige Lieder, findet sich dergleichen nicht. Seiner Zeit aber gilt jedes Wort von ihm als classisch, mochte es im Neuen Testament oder in einem unschuldigen Privatbriefe stehen, und wir werden noch Gelegenheit haben zu sehen, daß man anfänglich, d. h. als seine Sprache ihre mächtigste Kraft entfaltete, eher das Werthschätzungsverhältniß umzukehren geneigt war. Es wirkten also auch solche Licenzen, mochten sie stehen, wo sie wollten, wenn sie nur sein Name autorisirte. Und die Zeit war ja ohnehin sehr bereitwillig, auf diese barocke Sprachmengerei zu hören, wenn auch noch nicht so gründlich dafür zugerichtet, wie 60—80 Jahre später. Besonders die Canzlei- und Geschäftssprache leistete

ſchon vor Luther darin ſehr Großes, was ſich neben die ergötzlichſten Sprach-Carricaturen der ſpätern Zeit ſtellen darf und hier wieder allen voran ſeine ſächſiſche Canzlei, die ihren unverjährten Ruhm der zopfigen Claſſicität ſchon damals recht wacker anſtrebte. Gewiß iſt er ſelbſt durch ſolche Muſter verführt oder läſſig gemacht worden, aber ebenſo gewiß hätte er leicht die neue — bei ihm noch Sindfluth — Sündfluth der Sprachmengerei, die mit der Neoclaſſicität und der claſſiſchen Schulbildung, noch mehr aber mit der völligen Canoniſirung und dem Götzendienſt des römiſchen Rechtes in alle deutſchen Schreibſtuben bis in die der freien Dörfer des heil. Reichs hereinbrach, durch ſeine mächtige Fauſt zurückſtauen können.

Wie wohlthuend nehmen ſich doch gegen ſolche bauſchige Lappen und Fetzen andere ganz in deutſches Blut verwandelte Lieblings- und Kraftworte fremden Urſprungs aus, ſein rumoren, ſein köſtliches parteken mit dem derbkomiſchen partekenhengst, wobei er gewiß nicht mehr an das mittellat. practica dachte, oder ſein Feinantzer, Finantzer, ein ſchlauer, verſchlagener Menſch, beſonders aber von den ſo übel bei ihm und im ganzen Volke angeſehenen großen Börſenmännern und Speculanten der Zeit gebraucht, oder nach anderer Seite hin ſein Summa, das trotz ſeiner ganz lateiniſchen Form eine Welt von deutſchem Gemüth und Humor in ſich ſchließt, ſein fein. das freilich ſchon ſeit dem 10. Jahrh. aus dem lebendig weitergebildeten lat. finitus in die Sprache gekommen war, aber gleichſam erſt jetzt Seele und Beweglichkeit erhielt, die es im volksthümlichen Gebrauch vielleicht ſchon früher gehabt haben mag, weil es da auch bis heute ſich in einer viel reicheren Farbenſcala, als in der Schriftſprache, behauptet hat.

Neuntes Capitel.

Luthers Satzbau und Stil.

Wie wir jetzt gewöhnt sind, Sprachgestaltungen zu betrachten und nach ihrer relativen Bedeutung abzuschätzen, würde uns Luthers Satzbau, die Zusammenfügung der einzelnen von ihm gebrauchten Wörter zum Ausdruck einer verstandesmäßig ergreifbaren Gedankenreihe für das Wichtigste in seiner Sprache gelten. Doch wäre eine solche Abschätzung vom geschichtlichen Standpunkt aus nur theilweise berechtigt. Denn gerade in dem Satzbau hat Luther nicht so mächtig in die Entwickelung und Ausgestaltung der Sprache eingegriffen, wie in der Fixirung der Sprachlaute oder in der Prägung des Wortvorraths des Neuhochdeutschen.

Vorauszuschicken aber ist die allgemeine Bemerkung, daß es auch hier für die Zukunft der Sprache weniger darauf ankam, wie er sich im einzelnen seine Wortstellung, die Anordnung der Sätze, die Verbindungsglieder zwischen ihnen gestaltet hat, als vielmehr, daß er es überhaupt aus einem einheitlichen Standpunkt heraus, in einem Guß und mit seiner Autorität gethan hat. Ob er dabei immer das dem Genius der Sprache Gemäßeste getroffen, ist gleichgültig: im Großen und Ganzen hat er es und mußte er es, weil er Luther war.

Verglichen mit der oben an einer Reihe, wie wir meinen, schlagender Beispiele nachgewiesenen beinahe Allmacht zu nennenden Ueberwältigungskraft seiner Sprache ist das, was von seinen eigensten Besonderheiten der spätern Sprache hierin geblieben ist, auffallend geringfügig. Sehr vieles davon ist völlig untergegangen und zwar nicht erst in einer der großen Epochen innerer Umwälzung des Sprachbodens, von denen wir

eine schon am Ende des 16. Jahrhunderts, eine zweite etwa hundert Jahre später und die gewaltigste von allen in der Mitte des 18. Jahrh. eingreifen sehen. Es war niemals so recht lebendig geworden, obgleich er auch hier wie überall immer nur in Fühlung mit dem Volksgeist oder dem Geist der Schriftsprache seiner Zeit das eigenartig ausgestaltete, was er hier oder dort entnahm. Auch hier ist er frei von allem schematisirenden und a priori construirenden Doctrinärismus, der sich bloß aus den Cisternen seiner eigenen Weisheit sein Lebenswasser holt und, was noch schlimmer ist, es auch den Andern als Nektar ausbietet und aufdrängt. Aber es scheint, als sei Luther gerade hier in dem, was er als sein eigenstes Eigenthum betrachten darf, wenn oder weil er es aus dem Gemeingut des deutschen Sprachbewußtseins entlehnte, am allermeisten in einen natürlich weder von ihm noch von den Andern geahnten Widerspruch gerathen mit dem immer anmaßlicher hervortretenden Geiste derer, die man doch als die Träger der Zeitbildung betrachten muß, so wenig Sympathien sie auch erwecken. Ihrer geschnörkelten, gespreizten, eckigen und faltigen und dabei doch so trockenen, steifen und saftlosen Rhetorik, im Wesen nichts als ein geistloser Abklatsch der neolateinischen Classicität, gehörte die Zukunft. Alles aber, was an Luthers Satzbau und was dazu gehört, originell in jedem Sinn, lebensfrisch und kräftig ist, steht auf der entgegengesetzten Seite und in diesem einen Fall war selbst seine Riesenkraft nicht stark genug, den widerwärtigen Strom der Verkehrtheit abzudämmen oder auch nur dauernd und gründlich zurückzuhalten.

Um so weniger als er selbst, wir sahen es ja schon, doch auch nicht ganz unberührt davon geblieben ist, wie in andern Bezirken des sprachlichen Ausdrucks, so auch hier nicht, wo der einzelne Mann, wenn an ihn die Nöthigung herantritt, seine

Kraft der Schriftstellerei um der Sache und nicht um der Form willen zu widmen, wenn ihn nicht ein übermächtiges poetisches Bedürfniß, die eigentliche freie Schöpferlust, die Feder in die Hand giebt, von selbst sich am ersten nach Mustern und Vorbildern umsehen wird. Fühlt er dann auch, wie es Luther geschah, und wie er es in seiner körnigsten Art mehr als einmal aussprach, daß ihm die Flügel wachsen und kein Anderer ihm nachkann, so bleibt er doch noch immer abhängig von dem, was seinem Stil den eigentlichen Stempel zuerst aufgedrückt hat.

Auch er hat nicht wieder zu der lichtvollen Geschmeidigkeit des 13. und 14. Jahrhundert zurückkehren können, auch nicht zu der schlichten Einfalt der besseren Geschichtschreiber und Erzähler des 15. Jahrh. oder seiner eignen Zeit. Kein Zweifel, daß den heutigen Sinn der Periodenbau eines Murner oder Pauli mehr anmuthet, als Luthers Sätze, so viel er davon in seinen verschiedenen Schriften gebaut hat, allenfalls mit Ausnahme des Sendschreibens an den christlichen Adel deutscher Nation und einiger seiner Briefe, worin eben dieselbe einfache Klarheit und Durchsichtigkeit des Satzgefüges wie dort zu finden ist. Daneben aber auch noch eine Raschheit der Bewegung, ein kräftiges Einherschreiten, ein unaufhaltsamer Strom der Rede, was man alles dort vergeblich suchen würde, und alles durch die einfachsten und schlichtesten Mittel, wo möglich noch einfachere und schlichtere als dort, bewerkstelligt. Außerdem aber ist es Luther nicht selten begegnet, sich in jene verschrobene und schwerfällige Verkettung der einzelnen Satzglieder zu verstricken, worin die Canzleisprache und fast noch mehr jene von Jahr zu Jahr sich mehrende Zunft der gelehrten Uebersetzer aus dem Lateinischen und zum Theil auch aus der italienischen Novellistik so Ungeheuerliches leisteten. Ungefüge,

oft geradezu unverständliche Satzverschränkungen, oder dem deutschen Sprachgenius oft absolut widerstrebende Uebergänge von einem Gedankenbilde zu einem andern, was man unter den bequemen Namen der formalen und logischen Anakoluthie zusammenzubringen pflegt, sind in seiner Uebersetzung der Briefe des Neuen Testaments massenhaft anzutreffen, doch kann man sie hier mit seiner Gewissenhaftigkeit als Uebersetzer entschuldigen, denn das Original leidet ja an denselben Gebrechen. Aber anderwärts gilt diese Entschuldigung nicht und doch hat er auch anderwärts, allerdings in seiner früheren Zeit häufiger als später, Sätze gebaut, die den häßlichsten Ungeheuern des neolateinisch-canzleimäßigen Barockstils, der in der Sprache der Renaissance schon ein Jahrhundert früher, als in ihrer Kunst waltet, wie ein Ei dem andern gleich sehen. So ein Beispiel statt aller andern. Am 29. März 1520 schreibt er an Herzog Johann zu Sachsen, Bruder Friedrichs des Weisen, den spätern Kurfürst Johann den Beständigen, „dieweil aber mein gnädigster Herr, Herr Friedrich, Herzog zu Sachsen — die weitern Titulaturen mögen wegbleiben — Ewer fürstlichen Gnaden Bruder, nicht vorschmächt, sondern gnädiglich hat aufgenommen mein untüchtigs Büchlein seiner Kurf. Gnaden zugeschrieben, das nun auch durch den Druck, deß ich nicht gedacht, ausgangen: hab ich einen Muth geschöpft von solchem gnädigen Exempel, und mich vormessen, wie das fürstlich Geblüt so auch der fürstliche Muth zuvor in gnädiger Sanfte und Gutwilligkeit gleich und eins sei, vorhofft, es solle auch Euer fürstl. Gn. der Art nach diese meine arme unterthänige Erbietung nicht vorschmehn, die mir viel nöther ist gewesen auszulassen, denn kein meiner Predige oder Büchlin, dieweil die größist Frag sich erhoben hat von den guten Werken, in welchen unzählig mehr List und Betrug geschicht, denn in kein anderen Creaturen, und in den-

ſelben der einfältig Menſch gar leichtlich vorführet wird, daß auch unſer Herr Chriſtus uns geboten hat, wir ſollen mit Fleiß Acht haben auf die Schafskleider, darunter die Wolf ſich bergen." Immerhin mag der Curialſtil, dem ſich Luther nicht aus Berechnung, ſondern aus dem tief in ſeiner Seele wurzelnden Reſpect vor der von Gott geſetzten Obrigkeit, ſo gut wie jeder Andere, allerdings aber je mehr er die Welt und die Menſchen und namentlich die Fürſten kennen lernte, in mehr und mehr temperirten Formen bequemte — man vergleiche die gedrungene Kürze ſeines ſpätern officiellen und vertraulichen Briefwechſels mit ſeinem Landesherrn, Kurfürſt Johann Friedrich — vieles von ſolchen Ungeheuerlichkeiten der Verſchnörkelung entſchuldigen, aber doch nicht alles, und wenn auch in dem Büchlein ſelbſt, zu deſſen Geleite der Brief beſtimmt war, jenem durchſchlagenden Sermon „Von den guten Werken D. M. L." — er durfte da nur noch die Anfangsſiglen ſeines Namens ſchreiben, den ſchon die ganze Welt kannte — nichts dieſer Dedication auch nur entfernt an die Seite zu ſetzen iſt, ſo wird man doch auch in ihm und überall, wo es gilt, zu deduciren und logiſch zu demonſtriren, nicht bloß zu dem Gemüthe und Willen, ſondern auch zu dem Verſtande und dem vom Verſtande erleuchteten Gewiſſen zu reden, nicht jene „wahre Luthers-Sprache" vernehmen, die uns Modernen doch eigentlich nur aus einigen Prachtſtücken ſeiner Bibel und lebendig gebliebenen Lieder im Ohre klingt. Die Vergangenheit der deutſchen Sprache bot ihm für dieſe Aufgabe, die größte und ſchwierigſte für den Schriftſteller Luther, kein Muſter: ſelbſt nicht jene Populärphiloſophen und Moraliſten, denn wir haben gezeigt, daß das pſychologiſche Fundament ihrer Sprache oder ihres Periodenbaus ein ganz anderes war (ſ. o. B. I, 382). Aber es war kein Glück für die Zukunft des Neuhochdeutſchen,

daß selbst ein Luther anderen Mustern in die Hand fiel, die, so viel an ihnen war, seine Sprache als gefügtes Ganze, im Zusammenhang redend und wirkend, um einen Theil ihrer natürlichen Vorzüge bringen mußten.

Es wäre nicht schwer, in Luthers Satzfügung die beiden Bestandtheile der gelehrten Manier und des volksthümlichen Sprachbewußtseins von einander zu scheiden. Dann würde sich herausstellen, daß er unter allen den Schriftstellern der Zeit, die überhaupt der neuen Richtung sich zugewandt hatten, doch noch am meisten von jenem zweiten besitzt. Wie schon bemerkt, er darf nicht mit dem Maßstab der elementaren oder naturalistischen Volksliteratur gemessen werden. Was er zu sagen hatte, konnte er nicht in ihrer, wenn man es recht vornehm benennen will, rein episch empfundenen Periodisirung, in dem bloßen Aneinanderreihen von unterhaltenden Bildern und Thatsachen sagen: er mußte deduciren, argumentiren, disputiren, discutiren. Sieht man auf das Einzelne, so ist in dem, was der ersten Rubrik angehört, bei ihm noch immer eine gewisse Auswahl, oder eine gewisse tactvolle Beschränkung nicht zu verkennen, obwohl alles, was hierher gehört, weil es sammt und sonders für die deutsche Sprache nur schädlich sein konnte, im Grunde einem und demselben Bedenken unterliegt. So hat er jene, keineswegs mit den urdeutschen zu verwechselnden Accusative mit dem Infinitiv, die oben (Bd. I, 387) characterisirt wurden, verhältnißmäßig nur selten, aber er hat sie angewandt und wo dies geschieht, ist es und bleibt es eben undeutsch. „Das halt ich auch wahr sein", „Ich höre sagen, Ew. Fürstl. Gn. ein feinen vernünftigen Mann sein", läßt sich wohl verstehen, aber „dass ich froh bin, dass dahin komen ist, die Briefe dem Convent wilder werden" schon weniger und „die ich wol sahe, mir weit zu gering sein", nur wenn man den

Satz in Gedanken zurückübersetzt quos vidi etc. Ebenso seine Participien, wo er dem Genius seiner Sprache wenigstens so weit nachgab, daß er das Participium Präsentis sehr selten und fast nie anders als adjectivisch behandelt gebraucht. Dabei geschieht es ihm freilich auch schon, daß er wie der schwerfälligste Canzleiverwandte diesem adjectivisch empfundenen und deshalb nach durchgreifender deutscher Gewohnheit oder innerer Nöthigung dem Hauptwort vorgesetzten Particip allerlei einschachteln muß, wie es die spätere nhd. Sprache unbedenklich thut, aber zu seiner Zeit war es doch nur noch das Privilegium jener schon oft erwähnten excluſiv Gebildeten: „den von in gehandelten sachen, die in bewegende ursach" etc., immer noch damals deutscher klingend als „mit vieler Mühe hin und herreisend, und allen Fleiss furwendend, zuletzt" etc. Am allerhäufigsten, wieder im Anschluß an den gelehrten Zeitstil, das Particip der Vergangenheit in seiner passivischen Verwendung: „Gottes zusagung von Christo den Partriarchen geschehen; Glauben und Trauen zu Gott, itzt so herrlich gezeigt und bewahrt" und tausend Anderes dieser Art, was auf jeder gedruckten Seite Luthers begegnet — in den Briefen sehr selten, wenn es nicht Actenstücke im Canzleistil sind — ist noch erträglich, aber Segen, alda Abrahae verheissen, in seinem Samen durchs Evangelion aller Welt furgetragen, oder solchen alten Glauben, bisher von Anfang in der ganzen Christenheit gehalten, lassen fahren etc. werden durch die dazwischen gelegten erklärenden Einschiebsel, weil sie so viel breiter sind, auch um so viel unerträglicher.

Ebenso nur durch das Latein begreiflich und verständlich sind jene relativen Wendungen, von denen die ältere Sprache frei war, so lange sie ihre unverfälscht deutsche Natur bewahrte — denn die bloßen einzelnen Fremdwörter haben sie nicht

verfälſcht, ſo wenig wie das Griechiſche ſeine orientaliſchen oder ſonſtigen barbariſchen. Uns freilich giebt ein „welcher keiner wäre gehört“ keinen Anſtoß mehr, ſchon eher „die ich höre sagen er vor Zeiten gezeigt hat“, obgleich es doch nur halbrichtig lateiniſch gedacht iſt, aber der Zeit hätte es Anſtoß geben ſollen, denn ihr und Luther ſelbſt war noch die ältere echt deutſche Relativfügung vollkommen im Ohr und das ſchleppende wilch, wilcher, wilchs, das er in der mittelb. i-Form, wie ſchon oben bemerkt, häufiger als das hd. welch etc. verwendet, iſt doch durch ihn erſt recht populär geworden, nachdem es vorher nur bei den Pedanten und Doctrinären ſeine Heimath gefunden hatte, wo es immer hätte bleiben ſollen.

Leſen wir jetzt einen Satz wie „als solt ich mit im zu reisen gen Trier mich verpflichtet haben“, ſo fällt uns darin nichts weiter auf als allenfalls, daß gen Trier nach zu reisen geſtellt iſt und doch iſt dieſe ganze Fügung durch und durch undeutſch gedacht, und wäre von der ältern Sprache in zwei von einander abhängigen Satzgliedern, wie wir es allerdings auch können: verpflichtet haben, mit ihm zu reisen gen Trier, was ſo jedenfalls die natürliche deutſche Wortſtellung wäre, oder noch beſſer verpflichtet haben, dass ich mit ihm reisete oder wollte reisen gen Tr. gegeben worden.

In dieſelbe Kategorie ſind auch die ſog. abſoluten Fügungen zu ſetzen, wo er ſich von den thörichtſten Auswüchſen der Gelehrten, der Nachahmung der Ablativi abſoluti des Lateiniſchen, der Genetivi abſoluti des Griechiſchen direct zwar fern gehalten, aber doch unter ihrem Drucke weiter gegangen iſt, als es für die Sprache förderlich war.

„Seiner Ehre verschont“ iſt nur einen Schritt über die bei ihm, wie ſchon in der Gemeinſprache der letzten Periode, aber immer ſichtlich unter fremdem Einfluß ſo beliebten

abſoluten oder, wie man es vom deutſchen Standpunkte auch nennen kann, adverbialen Genetive (ſ. o. B. I, 378). Sein müglichs Fleiss, guten Raths oder richtigen Raths in alliterirender Form, guten Gerüchts, glaubwurdiger rede, demütiger Unterthenigkeit, Zusagung etc. klingen heute fremd, aber freundlicher weis(e) laſſen wir uns ſammt hundert andern ähnlichen Formeln gefallen.

In dieſelbe Begriffsſphäre gehört zuletzt doch auch, wenn man auf den Grund der Erſcheinung geht, die bei ihm in umfaſſenderem Maßſtab als bei irgend einem namhaften Schriftſteller dieſer Zeit — von den Producten des Canzleiſtils wird alſo ausdrücklich abgeſehen — gehandhabte Auslaſſung der ſog. Hilfsverba ſein und haben. Der echt mhd. Sprache ganz unbekannt — denn das nach lâzen, suln etc. hie und da für uns zu ergänzende Verbum ſubſtantivum sîn oder wesen iſt natürlich anders zu beurtheilen — verbreitet ſich dieſe Sitte, wie oben nachgewieſen worden iſt (B. I, 309), in dem Maße, als der Gebrauch oder Mißbrauch dieſer Hülfsverba zunimmt. Daß auch vor Luther eine gewiſſe Ungenirtheit der Diction das Schleppende dieſer maſſenhaft verwandten Vehikel in etwas erleichterte, iſt gleichfalls ſchon bemerkt. Aber wenn man die genaueren Zeitunterſchiede, die man aus den claſſiſchen Sprachmuſtern auch der eignen Reflexion als nothwendig eingeprägt hatte, durchaus bezeichnen mußte, ſo gab es eben kein anderes Mittel als dieſes. Für den abhängigen Nebenſatz, der, lateiniſch angeſehen, von dem Verbum des Hauptſatzes regiert wird, iſt die Auslaſſung von sein oder haben bei Luther Regel, der es verstanden (hat), der hie gewest (ist), denn ich wohl mehr zu schaffen (habe), als viel an mir gelegen (ist), denn ich than, denn ich gehandelt (habe) und Unzähliges der Art, wovon das Meiſte noch jetzt gilt, außer in den erklärenden Nebenſätzen mit

denn, die bei uns durch das Aufgeben der abhängigen Wortfolge, jetzt denn ich habe es gethan, gegen Luthers, denn ich es (ge)-than habe, das er dem ihm nicht unbekannten heutigen Gebrauch weit vorzieht, die Form von Hauptsätzen angenommen haben. Nicht ihm allein eigen, aber von ihm sehr gern verwandt sind die Auslassungen des einen oder des andern Hülfsverbums bei zwei verschieden construirten mit und verbundenen oder auch nicht verbundenen Verben: denn ich gesagt (habe) und gangen bin; wo gewesen wäre und sollte haben gehört etc. oder die Auslassung bei beiden; oder gar dreimal nach einander in verschiedenen Nebensätzen: aber er verstanden (hat), als er hie gewest (ist) und gesucht (hat) alles dies immer so an sich deutlich, daß für den Leser oder Hörer nie ein Zweifel entstehen konnte und insofern vor dem Sprachgeist berechtigt.

Wie schade, daß alle mehr oder minder der Fremde und einem abgestumpften Gefühl für alles feinere Leben der Sprache angehörigen Wendungen, für die man ihn, wir denken es genugsam gesagt zu haben, nur bedingungsweise, aber eben doch bedingungsweise, verantwortlich machen darf, gerade am festesten gehaftet haben, während so viel anderes Frisches, aus dem innersten Kern der deutschen Natur Herausgewachsenes,also auch nicht von ihm Erfundenes, sondern Gefundenes und geistreich originell weiter Gebildetes so bald nach ihm verklungen oder vertrocknet ist. So seine in jeder Art vorzügliche Lieblingspartikel zur Einführung des hypothetischen Satzes wo: „wo ihr das wolltet, sprächet etc.“ neben dem ihm ob, dessen geschmeidige Natur noch am ersten zur Concurrenz befähigte, fast verschwindet und noch mehr das in der Gemeinsprache eigentlich schon allmächtige wenn, wann. Oder seine Bedingungssätze, von dasz eingeführt und durch ihre drastische, dichte Gegenüberstellung an die daraus gezogene Folgerung, so ungemein energisch

geworben. Dass sie aber fürwenden, wissen wir; dass er aber furgibt, da wollte ich gerne; dass ihr aber fraget, antwortet Christus, wo wir uns mit allerlei Flickwerk behelfen, geſetzt daß, wenn etwa und dergl. Oder ſein noch für unſer und das in der damaligen Gemeinſprache ſchon überwiegend übliche dennoch, noch denn: noch bieten sie nicht Friede, noch will ich es thun, noch fiel der himel nicht ein (dennoch, trotz ihres Tobens), oder ſein je und das ganz ſynonyme ja, wovon das eine oder das andere gewiß ſehr oft bloß auf Rechnung der Setzer kommt: wo er je nicht sein kunnte, lautet dicht daneben denn er ja nicht sein kunnte, oder ſein ſo unendlich geſchmeidiges so, das ganz wie in der geſammten Vergangenheit der deutſchen Sprache hoch- und niederdeutſcher Zunge bis in die vorgeſchichtliche Nebelregion hinauf, eigentlich ein ganzes Heer von Partikeln erſetzt, mit denen das uns bekannte gothiſche als Ueberſetzungs-Sprache zwar geiſtvoll, aber äußerſt mühſelig dem Griechiſchen Concurrenz machen will. Auch dies so iſt Luther noch ebenſo lebendig wie dem Dichter des Heliand oder Otfrid, oder Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide; nicht allein ihm, ſondern ſeinem ganzen Volke, wo es wirklich in ſeiner Sprache lebte; wir dürfen hinzuſetzen, noch auf ein, zwei Jahrhunderte hinaus iſt es doch hauptſächlich durch ihn auch der Schriftſprache nicht ganz entfremdet worden. Das so ſeit dem Beginn des 18. Jahrh. iſt freilich nur noch ſein lebloſer Schatten. — Desgleichen jene elliptiſche, ſo leichte und durchſichtige Fügung des adverbialen Superlativs in einen Satzabſchnitt, wo die Gemeinſprache, ganz von der Bahn der Vergangenheit abweichend, zwei dafür aufbrachte: aufs ergist er mag, aufs best er weiss, kan, wil etc., ſo arg, als er nur mag, ſo gut als er nur kann ꝛc.

Oder ſein präciſes beide, für das bauſchige „ſowohl — als auch“: beide got und der teuffel, beide haus und hof, wobei natürlich die Zweizahl nicht nach der Zahlenſchablone, ſondern nach dem lebendigen Zahlenbilde gerechnet wird, beide glück und gunst und das unglücke, beide grosse und schwere ursachen und guter freunde rat. Oder ſein noch ganz deutſcher Gebrauch der doppelten und verſtärkten Negation, nicht bloß bei dem erſtarrten nicht, nichts, ſondern auch ſonſt überall, wo es der Nachdruck des Stils verlangt: nie kein mensche, niemand nichts, nimmermer kein, nie weder gehört noch gesehen. Auch ſein waser: aus waser macht, mit lei wie allerlei, mancherlei etc., adverbial gemacht waserlei, und dafür was für ein: was ist das für ein bosheit oder nach heutiger Wortſtellung was für ein Gemecht wir sind, hat er dem Nhd. erſt recht zugeführt, nachdem es ſeit dem 13. Jahrh. bald hier, bald dort ſich hervorgethan, aber niemals ſo recht zu Anſehen gelangt war. Es erſetzte das bei dem abgeſtorbenen Formengefühl immer mehr unbrauchbar gewordene, aber immer noch auch von Luther mit einer Art von Pietät feſtgehaltene was mit abhängigem Genetiv: was für ein mann ist, in der älteren Sprache ſo viel kürzer, richtiger und energiſcher waz mannes, waz für eine sache, waz sache (Gen. Fem.) etc., namentlich da berechtigt, wo nicht das s des männlichen oder ſächlichen Gen. Sing. einigermaßen noch ein Bewußtſein für das Gewebe dieſer Fügung erhielt. Aber ſchon bei Luther, wie in ſeiner ganzen ſchriftſtelleriſchen von ihm unabhängigen Umgebung iſt inſofern nur ein Archaismus als die genetive Fügung mit Vorliebe und faſt ausſchließlich er ſie nur mit weiblichen Genetiven — was sache, was meinung — oder mit neutralen — was dings — nicht aber mehr mit den lebendigſten Beſtandtheilen des Hauptwörterſchatzes der Sprache, den Masculinen, am

wenigsten den noch ganz persönlich geschlechtlich empfundenen, wie mann, erscheint. —

Auch sein vielberufenes „lass uns, lasset uns", als weichere Umschreibung des Imperativs oder etwas stärker wie der durch den Conjunctiv im Deutschen ausgedrückte Jussiv — lass uns zusehen steht von Anfang in der Mitte zwischen sieh zu und sehest du zu oder mügest oder dem schon gewöhnlicheren möchtest du zusehen — hat Luther nicht erfunden oder gar aus dem Niederdeutschen entlehnt. Hier spielt es allerdings, aber doch auch nur kurz vor der Zeit, wo es in der hd. Schriftsprache auf einmal auftaucht, was noch im 15. Jahrh. geschah, eine viel wirksamere Rolle, gehört vielmehr auch zu der gewöhnlichen Sprache, entschieden dem mittleren Stil, während es im Nhd. und bei Luther selbst immer doch etwas Feierliches, besonders Eindrucksvolles hat, das selbst durch seinen bei ihm sehr häufigen Gebrauch nicht abgestoßen wird. Jedenfalls ist es aus dem Schoße des deutschen Sprachgeistes entsprossen und in diesem Falle ist es Luther geglückt, dem gesammten nhd. Stile eine Formel zuzuführen, die man heute nicht wohl mehr entbehren könnte. —

Ob man eine andere stark heraustretende Eigenthümlichkeit in Luthers Ausdruck dem Wörterbuch oder dem Satzbau oder gar der stilistischen Technik im engeren Sinne zuweisen will, womit sie aus dem Bereich der Sprachgeschichte in den der Geschichte der Literatur und ihrer Kunstformen träte, darüber ließe sich streiten. Jedenfalls beruht ein großer Theil der Wirkung, die er selbst mit seiner Feder hervorbringen wollte, gerade darauf. Es ist seine Neigung, denselben Begriff in kräftiger Variation des Wortes mehr als einmal und dadurch der Phantasie um so viel drastischer, dem Gemüth um so viel wärmer auszusprechen. Der formale Verstand hat damit nichts

zu ſchaffen: ihm genügt, daß das zutreffende Wort für den Begriffsinhalt einmal geſetzt iſt und was darüber hinausgeht, gilt ihm als überflüſſig, als Tautologie oder Pleonasmus, die er in der Rhetorik allenfalls gelten läßt.

Unſere ältere Sprache neigt da, wo wirklich Blut in ihr pulſirt, mit Vorliebe zu ſolchen Tautologien, nicht bloß in der Poeſie, die ohne ſie begreiflich nicht leben könnte, ſondern auch in der gewöhnlichen Rede. Selbſt in der fahlen Nüchternheit unſerer neueren und neueſten gebildeten Proſaſprache ſind viele davon feſtgewurzelt. Wenn wir lieber „ein- und daſſelbe" ſtatt „daſſelbe", Art und Weiſe, Maß und Ziel, angſt und bange ganz und gar, gäng und gäbe, gut und gern, Hab und Gut, Leib und Leben, los und ledig, Saus und Braus, ſchalten und walten, und hundert anderes der Art ſprechen und ſogar ſchreiben, wo doch ein Wort vollkommen ausreichte, ſtehen wir unbewußt unter dem Banne dieſer uralten deutſchen Stilformel. Ihre Kraft wird noch verſtärkt, wie ein Theil der ebendeshalb gewählten Beiſpiele zeigt, wenn die Alliteration, die den ganzen gehobenen, nicht bloß poetiſchen Ausdruck des Deutſchen durchzieht, dabei mitwirkt oder der eigentliche Lebensnerv iſt, oder wenn ſich der Reim damit verbindet.

Die parallellen Glieder werden mit „und" verbunden, wofür natürlich ebenſo berechtigt „auch" oder in negativen Wendungen „noch" eintreten könnte. Auch iſt uns aber nicht mehr lebendig und noch wird ſelten gebraucht. Wir ſagen lieber „er kennt nicht Maß und Ziel, es iſt nicht gäng und gäbe" als „er kennt weder Maß noch Ziel, es iſt weder gäng noch gäbe", und in dieſem ſchleppenden „weder", das ſich die neuere Sprache zur correcten Darſtellung ſolcher ſcheinbar disjunctiven oder adverſativen kurzen Satzglieder angewöhnt hat, liegt der Grund für das Zurücktreten des noch, das im 16. Jahrh. zumal

bei Luther keines weder bedurfte. Aber das dritte altberechtigte Synonymon für und „oder“ hat sich noch erhalten. Alle diese Conjunctionen haben hier begreiflich nur die Bedeutung, die gleichen Sprachbilder neben einander zu stellen, in einen Rahmen zu fassen, nicht von dem einen gegebenen zu einem neuen überzuleiten, oder z. B. ist hier niemals das lat. aut, sondern stets vel oder sive, und in Fügungen wie „groß und schön“, wo zu dem einen Begriff groß noch der andere schön zugesetzt werden soll, weil damit erst der im Geiste gegebene Gedankeninhalt erschöpft ist, hat und geradezu die entgegengesetzte Function von dem und in den oben angeführten Formeln. Dies letztere, wie seine Synonyme, ließen sich ächt prosaisch mit „das heißt“, „nämlich“, „deutlicher gesagt“ und dergl. umschreiben, das erstere niemals.

Luther hat sich unter allen Deutschen, die jemals geschrieben haben, mit der größten inneren Lust und sichtbarstem Behagen dieser volksthümlichen Neigung hingegeben und sie mit der größtmöglichen Wirkung verarbeitet. Sein mächtiges Vorbild hat ihr ohne Frage auch später noch in ganz veränderter Atmosphäre Lebensluft zugeführt und wesentlich ihm ist es zu danken, daß wir heute noch trotz all der Verstandes-Pedanterei und dem Doctrinarismus, die unsere Sprache ausgedörrt haben, etwas von dieser frischen Kost der ältesten und ewig jungen Sprachfreudigkeit genießen.

Luther gebraucht mit Vorliebe zweigliedrige Formeln, wo er entweder ganz einfach Wort zu Wort mittelst und, auch, oder und dem negativen noch fügt, oder jedes Glied durch eine Umschreibung, durch attributive Zusätze u. s. w. je nach dem innern Bedürfniß des Moments aus seiner Schmucklosigkeit in einer an sich schon bunteren Gewandung hervortreten läßt. Mitunter sind wohl auch jene verbindenden Fäden der

Partikeln ausgelaſſen und die eigentlichen Sprachbilder unmittelbar und um ſo draſtiſcher aneinander gerückt. Sehr häufig iſt die Alliteration verwandt, wobei für das mittelb. Organ d: t, b: p als gleichlautend gelten, mit Vorliebe aber auch der Reim, oder beides zuſammen. Ganz ſyſtematiſch, wenn man es ſo nennen will, pflegt Luther eines ſeiner bei ihm ſo beliebten Fremdwörter auf dieſe Art durch eine ſolche deutſche Parallel-Gloſſe zu erhellen und zu erwärmen.

Neben den zweigliedrigen erſcheinen auch dreigliedrige Formeln in derſelben und noch erhöhter Schlagkraft, ſelbſtverſtändlich aber um ſo viel ſeltener, gewöhnlich, gleichfalls mit richtigem Inſtinct, 1 und 2 unverbunden, Maſſe an Maſſe, aneinander gefügt. Hier iſt die Alliteration begreiflich in beſchränkterer Wirkſamkeit, aber auch hier klingt ſie durch, und es verſteht ſich für jedes deutſche Ohr von ſelbſt, daß ein innerlicher Zuſammenhang gerade zwiſchen dieſen dreigliedrigen Formeln und dem angeſtammten deutſchen Vers mit ſeinen Alliterationen oft herauszufühlen ſein muß. Ueber die Dreigliedrigkeit geht es ſelten hinaus und man begreift auch warum: es würden dann je zwei Parallelgruppen ſich von ſelbſt aus dem einheitlichen Gefüge des Ganzen herausſondern und damit wäre die eigentliche Wirkung aufgehoben.

Jede Seite in Luthers Schriften bietet Belege dar, hier häufiger, dort ſeltener, je nachdem er pathetiſcher und wärmer, draſtiſcher und populärer ſprechen, die Phantaſie packen und die Gemüther rühren will, oder auf der andern Seite ſich mehr an den Verſtand und das Reflexionsvermögen ſeiner Leſer wendet. Man könnte Bände mit dieſen Formeln füllen. Hier aber kommt es nur darauf an, an einigen wenigen ſyſtematiſch ausgewählten Beiſpielen einmal nach unſerer heutigen Sprache hin die Fäden des innern und äußern Zuſammenhangs

zwiſchen ihm und uns nachzuweiſen, dann aber auch zurückſchauend nach der Vergangenheit bis zu den allerälteſten ſchriftlichen Zeugniſſen deutſchen Ausdrucks, Luthers Sprache als das, was ſie im eminenteſten Sinn iſt, das Centrum oder der Mikrokosmus des volksthümlichdeutſchen Sprachbewußtſeins, auch in dieſem einzelnen Falle an ihre rechte Stelle zu ſetzen. — Wir halten aus dieſen Gründen die alphabetiſche Ordnung ein und ſind überzeugt, daß man dieſelbe durch eine Berückſichtigung der oben berührten maßgebenden Geſichtspunkte zu beleben wiſſen werde.

I. Zweigliedrige Formeln.

A. alber und einfältig; arbeiten und begehren; anhalten und ermahnen; ansehen und Autorität; ausgangen in alle land und erschollen.

B. barmherzigkeit und mitleiden; bedeckt und entzogen; beten und Gott anrufen; betrübt und beangstet; beissig und ungeduldig; bekennen und nicht leugnen; behalten und selig werden; beruf und stand; eitel bilde und unnütze Formen; blasen und brüsten; bloede und verzagt; bosheit und bosen; brauch und gewohnheit; buben und boesewicht.

D. decken und bergen; deuten und verstehen; deutung und meinung; dienen und unterthan sein; dienst und gebür; dringen und treiben; dulden und lassen; dulden und tragen.

E. eben und enlich; effen und narren; eigendünckel und eigengefallen; empsigkeit und scherpfe; erkundigung und erkentnis; erlogen und erstuncken (ſeltener umgekehrt); erseszen und erjeret; exempel und fürbild.

F. (V) fabel und merlin; far und beschwerung; färlich und sorglich; vermuthen und verhoffen; so fern und ausgegenommen; vernunft und verstand (in dieſer Formel im Begriff identiſch); versuchen und prüfen; fest und getrost; mit

fleiss und ernst; fluchen und lestern; fodern und zwingen; förderlich und hülflich; Form und gestalt; frei und los; frevel und toll; friede und einigkeit; fromm und gut; fröhlich und unerschrocken; fürwitz und frevel.

G. ganz und gar; gebür und ziemung; gesetz und gebot; genugsam und reichlich; geschwetz und narrenwerck; gewerre und gemenge; gewürm und geschwürm; gewiss und nicht zweifel; glauben und trauen; glück und heil; gnade und gabe; greifen nnd fühlen; greulich und erschrecklich; grösser und mehr; grund und ursache; grünen und blühen; gunst und gnade; gute sache und recht; gutwillig und freundlich.

H. hadern und rechten; heftige (und) scharpfe schriften; heilig und göttlich; helfen und rathen; helfen und beikommen; hell und klar; herren und oberkeit; herz und muth; heupt und herre; hitzig und begierig; hohe und grosse stende; hülf und mittel; hülf und stärkung.

I. irrthum und trügerei; jamer und noth; jungfrauschaft und keuschheit; jüngst und kleinest.

K. kan und wil (häufiger als umgekehrt w. u. k.); klar und lauter; klärlich und fein; klug und weise; knörrig und störrig; knoten und klumpen; condition und mittel; kost und mühe; kundschaft und freundschaft; kunst und geschicklichkeit; kurzweil und gelechter; in kürtz und eile.

L. laben und troesten; leben und weben; leib und leben; leichnam und fleisch; alls leiden, alls übel; lehren und treiben; sich lencken und schicken; lestern und schmähen; lesterlich und schendlich; lieblich und freundlich: liegen und triegen (oder lügen und trügen); loben und dancken; lob und ehre; loben und rühmen; los und falsch; lust und liebe (oder umgekehrt); lust und begier; lust und willen.

M. mag und wil; macht und majestät; meistern und

regieren; menschenfündle und aufsatz; mitbruder und klosterling; mühe und arbeit.

N. nacht und finsterniss; namen und titel; noth und nütze; nützlich und hülflich.

O. orden und muncherei; on und ausser.

P. predigen und vermahnen; prediger und pfarrhern; plärren und blöcken; pochen und trotzen; preisen und hochheben.

R. rathen und helfen; rauben und plündern; rathen und vermahnen; wolregieren und heilsame herren sein; recht und fein; recht und gut, recht und wahrhaftig; rein und gerecht; reisen und führen; röthe und scham; rotzig und unfläthig; rühmen und bekennen; rund und ganz.

S. sagen und singen (oder umgekehrt); sagen und zehlen (erzählen); sausen und rauszen; schaden und far; scharpf und geschwindt; schenden und blenden; scharren und wueten; schencken und schicken; schlemmen und temmen; schlichten und hinlegen; schmecken und erfahren; schreien und plärren; zu schwind und zu kurz; segnen und fördern; sehen und erfahren, satsam und theuer; setzen und sagen; sicher und frei; siegel und brief; sollen und können; sorgen und angst; sorgen und treiben; straf und zorn; studieren und forschen; studieren und lesen; suchen und forschen; sünd und schande; in sündigem fleische leben und armer sünder sein; suspendiren und aufheben.

T. taberne und wirthshaus; tand und menschensatzung; täuschen und trügen; tichten und dencken; tichten und machen; tichten und trachten; toll und voll (häufiger als umgekehrt); traum und traumbild; treue und hülfe; trotzen und freidig sein; tuck und bosheit; trübsal und jamer (häufiger als umgekehrt); trübsal und noth.

U. über alles gehen und den vorgang haben; unsinnigkeit und toben; uns. und wueten; unterthan und gehorsam; unchristlich und ungöttlich; unverzagt und unerforcht; unbekannt und unbewusst; urteilen und sprechen.

W. walten und schalten (und umgekehrt); warnen und vermahnen; weichen und nachgeben; weben und schweben; welken und verkommen; weinen und heulen; willig und erbütig; wissen und wollen, wissend und verstendig; wohl und gründlich; wueten und toben (selten umgekehrt).

Z. zancken und spotten; zappeln und zittern; zart und weich; zeitlich und vergenglich; zins und aufsatz; zürnen und toben; zwang und drang.

Ueberall könnte natürlich für und, auch und oder stehen, findet sich auch in einzelnen Fällen häufiger als und, während hier der durchsichtigen Gleichförmigkeit wegen überall und eingeführt ist. Hie und da fehlt jede conjunctionelle Verbindung, doch gehört eine solche zum eigentlichen Wesen dieses Gebrauchs.

II. Von dreigliedrigen nur eine ganz kurzgefaßte Auswahl, die ungefähr das Zahlenverhältniß ihres Vorkommens im Verhältniß zu den ersteren vergegenwärtigt. Die mehrgliedrigen müssen bei Seite gelassen werden.

Allerlieblichst, holdreichst und freundlichst; aufruhr, rotten und theilung; augen, gedancken und herze; Beweisen, üben und halten; Erkenntnuss, urtheil oder determination; aus frevelem, unbedachtem, ungeordnetem willen; Gestohlen, geraubt, wegbracht; grobe, thörichte, freche lüge; Heil, gut und glückselige wolfart; höhnen, schenden und verunglimpfen; höchste, nothigste und fürnehmste ursach; Lügenhaftig, lesterlich, cselisch; Neid, zanck und zwietracht; Scharff, bitter und schrecklich; singen, springen, fröhlich sein; sicher, gerade, strack; Uebel, beschwerung oder widerwertigkeit; Verbittert,

verwerret und zurschellet; verbant, verjagt, verfolgt; verfluchen, bannen, verwerfen; Wundergütig, sanftmüthig und holdselig.

Hier ist häufig das dritte Glied durch Conjunction mit dem zweiten näher zusammengeflossen, ohne im Sinne diesem näher zu stehen als dem ersten. —

Endlich noch Luthers Wortstellung. Sie ist wie die der gesammten Gemeinsprache durch die vollständige Zerrüttung des alten Satzgefüges und die versuchten Neubildungen nach fremden Typen gar sehr von der einstigen Durchsichtigkeit und Beweglichkeit, die sie namentlich in der mhd. Poesie besaß, heruntergekommen, hat aber doch namentlich im einfachen Satz alle die specifisch deutschen Characterzüge, die sie von Anfang an hier wie in einer andern und doch wahrscheinlich viel enger als man gewöhnlich annimmt, damit verwandten Sphäre, in der Betonung des deutschen Wortes als allem gesammtdeutschen oder germanischen Sprachbewußtsein zuständig erkennen läßt. Daß das Gothische darin theilweise seine eigenen Wege mehr zu gehen scheint als geht, hebt die durchschlagende Bedeutung dieser Thatsache nicht auf.

Luthers Wortstellung hat sich nun, soweit es ihm nach den Vorbedingungen seiner Schriftstellerei möglich war, noch so eng als möglich an die älteren, lebendigeren Modelle angeschlossen, nicht weil er sie wissentlich nachgeahmt hätte, sondern weil es sein volksthümlicher Genius ihn so lehrte. Gerade da, wo er, an ein fremdes Original gebunden, die Zusammenfügung der Sätze der Vorlage seinem Original anpaßte, ist er wie zur Entschädigung in der Wortstellung innerhalb der einzelnen Satzglieder desto deutscher. Dieß gilt namentlich von dem ganzen alten Testament, wo das hebräische Original mit seinem so überaus einfachen Satzbau keine

Verſchränkungen und Verknüpfungen des deutſchen Satzes hervorrief, was doch unbeſtreitbar in der Ueberſetzung der meiſten neuteſtamentlichen Briefe geſchehen iſt; es gilt aber auch von den hiſtoriſchen Schriften des N. Teſtaments, in denen ſich das Griechiſche zu einer ihm eigentlich naturwidrigen ſchlichteſten Periodiſirung hatte bequemen müſſen. Gerade dieſe Lutherſchen Schriften waren zwar nicht von Anfang an, ſind aber allmählich die auf die ſpätere Sprachgeſtaltung einflußreichſten geworden.

Zweite Abtheilung.

Die Gemeinſprache neben Luther.

Erſtes Capitel.

Der von Luther abhängige Schriftſtellerkreis.

Luthers Einfluß auf die Sprache ſeiner Zeit an Einzelheiten ſtatiſtiſch nachweiſen zu wollen, wäre ein ebenſo zweifelhaftes wie werthloſes Unternehmen. Zweifelhaft, weil der bloße Zufall mit allen ſeinen Möglichkeiten niemals auf einen feſten Anſatz in einer ſolchen Rechnung gebracht werden könnte. Selbſt da, wo man einem ſeiner Lieblingsworte und ſeinen individuellſten Wendungen anderswo neben oder nach ihm begegnet, iſt doch immer denkbar, daß ſie nicht von ihm, ſondern aus derſelben Quelle, ſo unbekannt ſie auch ſein mag, gefloſſen ſind, aus der er ſie geſchöpft hat, aus dem lebendigen Sprachbewußtſein und dem Sprachgebrauch nicht der Gemeinſprache in ihrem breiten Durchſchnitt, aber in irgend einer der unüberſehbar zahlreichen und verſteckten Falten der localen, mundartlichen oder an gewiſſe Stände und Berufskreiſe ſich anheftenden Sprachbeſonderheit. Ganz zweifellos ſteht es nur da, wo er ſelbſt, was er doch ſo ſehr ſparſam that, ein neues Wortgebilde geſchaffen hat, das

nur von ihm aus den Andern zugefloſſen ſein kann. Außerdem läßt ſich mehr fühlen als beweiſen, daß manche von ihm gebrauchte Kraft- und Grundwörter ſeiner Sprache, die er ſelbſt nicht geſchaffen, ſondern nur neu belebt hat, von ihm aus mit elektriſcher Kraft auch die anderen in Geſinnung und Streben verbundenen, die zu ihm als dem eigentlichen Leitſtern ihrer Seelen aufſchauten, berührt und in ihnen gezündet haben. So etwa das Wort Götze, deſſen Stellung in der Sprachgeſchichte oben erwähnt wurde. Bis Luther ihm Leben einhauchte, war es für alle Andern ſo gut wie todt, jetzt ſteht es auf einmal in der vorderſten Reihe der den Geiſt beherrſchenden Sprachbilder und jeder, der für das gereinigte Evangelium und den wahren Gottesdienſt kämpft, kämpft auch gegen die alten Götzenpfaffen und den alten Götzendienſt. Aber ſolche Einzelheiten allein ſind doch für die Entwicklungsgeſchichte jeder Sprache und namentlich der hochdeutſchen Schriftſprache in ihrer damaligen Phaſe von ſehr untergeordnetem Belang. Das Ziel, dem ſie zuſtrebte, war ein ganz anderes, als eine Anzahl älterer Wörter und ſtiliſtiſcher Eigenthümlichkeiten außer Curs zu ſetzen und ſie mit anderen neumodiſchen zu vertauſchen. Das Neue wäre dann ungefähr, wie die eigentlichen Fremdwörter ein, wenn man es hart bezeichnen will, dem alten Gewand aufgeflickter Lappen geworden, der dem Einen gefallen, dem Andern mißfallen konnte, aber die Sprache ſelbſt wäre er doch eigentlich nichts angegangen, auch wenn er ihre Oberfläche noch ſo buntſcheckig ausſehen gemacht hätte. Es kam aber jetzt alles darauf an, daß dies nicht noch mehr geſchah. Unglückliche Zufälle, wie man ſie wohl heißen darf, auch wenn ihre pragmatiſche Verkettung völlig deutlich vor dem Auge des Betrachters der Geſchichte liegt, hatten der auf beſtem Wege begriffenen, wenn auch unſtreitig naturaliſtiſchen Ausgeſtaltung des Neuhochd.

unmittelbar vorher, ehe Luther eingriff, wieder eine ganze Last neuer Hindernisse entgegen gethürmt, die selbst er, der sprachgewaltigste Genius, den unsere Nation überhaupt hervorgebracht hat, nicht bei Seite stoßen konnte. Auch seiner freien Flugkraft sind die Schwingen zwar nicht geknickt, aber doch gebunden, noch ehe er sie entfalten konnte und das reine Quellwasser aus der innersten Tiefe der deutschen Volksseele, das in seiner Rede wie in der keines Andern strömt, ist doch auch bei ihm getrübt mit allerlei Schmutz und Schlamm mißverstandener Andacht gegen fremde Autoritäten. Niemals hätte der deutsche Sprachgeist sich von ihnen abhängig machen dürfen, wenn er sich bewußt gewesen wäre, was ihm frommte und wenn er nicht in jener gefährlichen Mischung von vertrauensseliger Gläubigkeit und fauler Bequemlichkeit in jede Schlinge, die ihm der Zufall oder das Schicksal stellte, hineingetaumelt wäre, gerade so wie es die deutsche Nation überall und in allen den Situationen zu thun pflegte und pflegt, wo es gilt, das Neue und Rechte nicht bloß zu ahnen und zu ersehnen und im Gemüth und mit dem Wort zu fordern, sondern es durch kräftigen Einsatz des Willens und durch klare Beharrlichkeit im Handeln lebendig darzustellen. In keiner anderen Periode hat unsere Nation so beschämende und verhängnißvolle Probestücke von diesem ihrem Grund- und Erbfehler abgelegt wie in dieser, weil keine andere bis dahin so gewaltige Aufgaben an sie gestellt hatte. Sie war mit zuversichtlichem Muthe an ihre Lösung gegangen, aber um so unseliger war es, daß sie ihr und zuletzt doch nur durch eigene Schuld mißglückte. Hätte sie sich gar nicht daran gewagt, es wäre besser gewesen, als daß sie sich ihr neues Staatsideal nach dem Muster des wälschen Absolutismus, ihr neues Rechtsideal nach dem des römischen corpus juris, ihr Kunstideal nach der durch und durch wälschen Renaissance, ihre

Wiſſenſchaft nach der Schablone der Neoclaſſicität hätte verſtümmeln laſſen. Alle dieſe großen Lebensformen eines wirklichen Volksdaſeins ſollten und mußten jetzt erneut werden, aber ſo wie es geſchehen iſt, können wir nur eine Thatſache, nicht eine vernünftige und ehrenhafte Löſung des Problems darin ſehen.

Denn es giebt nichts Alberneres, als wenn man ſich, auch wieder nach ächt deutſcher Art oder Unart, auf das univerſaliſtiſche oder kosmopolitiſche Element in allen dieſen großen Potenzen des höheren Daſeins der Menſchheit beruft. Allerdings ſind ſie oder ſollen ſie ſein wie die Luft und das Licht, überall und allgegenwärtig, wo es ein wirkliches Menſchenleben giebt und nicht ein bloßes Vegetiren tief unter dem ſichern Naturbewußtſein der Thierwelt. Aber treten ſie in concreter Faſſung auf, iſt ihnen noch dazu der Stempel einer an ſich doch immer beſchränkten und verzerrten Individualität einer Zeit und eines Ortes aufgedrückt, wie es dieſen großen damaligen Culturelementen bei ihrem Durchgang durch das antik römiſche und mittelalterlich-romaniſche Medium geſchehen war, bis ſie zu dem werden konnten, was ihnen immer als ihre wahrheitsgetreueſte Benennung gegeben werden ſollte, zur wälſchen Renaiſſance, ſo ſteht das Verhältniß anders. Jedes Glied der Menſchheit iſt berufen, gleichviel, ob es dieſen Ruf hört oder nicht, an der gemeinſamen Arbeit des Menſchengeiſtes mit zu helfen, jedes iſt für ſich allein und als Volk gegen Volk berechtigt und verpflichtet, als Lehrer und Bildner der andern zu wirken. Wo Lehrer ſind, muß es auch Schüler geben, und je gelehriger, treuer und energiſcher ein ſolcher iſt, deſto beſſer wird er, ſei es ein Einzelner, ſei es ein ganzes Volk fahren. Von dem einzelnen Schüler verlangt man keine Selbſtſtändigkeit, keine Wahrung des Eigenrechtes ſeiner Individua-

lität gegenüber der Autorität des Lehrers. Das kann, ſoll und muß er ſpäter lernen, zuerſt ziemt ihm das jurare in verba magistri, ſelbſt wenn es mitunter dem bedenklichen: „und wie er räuſpert und wie er ſpuckt ꝛc.“ ſehr ähnlich ſehen ſollte. Aber von einem ganzen Volke, noch dazu von einem, das eine mehr als tauſendjährige Culturarbeit, gleichviel welchen Inhalts und welcher Reſultate, hinter ſich hat, wie das deutſche am Schluſſe des Mittelalters, muß etwas Anderes verlangt werden. Beſaß es nicht ſo viel Intelligenz und feinen Sinn, als ihm förderlich geweſen wäre, ſo ſollte es ſo viel Ehrgefühl und Selbſtbewußtſein beſeſſen haben, um ſich nicht Hals über Kopf in die Sclaverei fremder Schablonen und Modelle zu ſtürzen, wie es geſchehen iſt. Ein gründlicher, klarer, ſelbſtbewußter Eklekticismus, ein freier — nicht nach einem doctrinären Schema, ſondern nach der unmittelbaren Intuition oder dem ſcharfen Inſtinct der Volksſeele vollzogene Aneignung des Fremden, ſoweit es für ſie brauchbar war — und darüber hatte ſie allein und ganz allein aus ſich heraus zu entſcheiden gehabt — eine ebenſo gründliche, kräftige, reinliche Zurückweiſung alles Uebrigen: das war es, was von der deutſchen Nation gefordert werden konnte und was ſie zu ihrer Schande und ihrem namenloſen Unglück, die ja immer Hand in Hand gehen, damals nicht gethan hat. —

Wie dort, wo es galt, ein neues Reich, eine neue Kunſt, eine neue Wiſſenſchaft aufzubauen, weil das Alte, was dieſen Namen führte, verweſende Leichen waren, ſo auch in der Sprache. Es hat ſich gezeigt, wie verhängnißvoll dieſe Wendung für das Neuhochd. geworden iſt, ehe Luther in die Mitte der Sprachentwicklung trat, und bevor er ſich als das natürliche Haupt und als der natürliche Mittelpunkt des deutſchen Volksgeiſtes und Volksgewiſſens ſeiner Zeit in ſeiner vollſten

Totalität dargethan hatte. Auch er ist — und es ist nöthig, diese oben an Einzelheiten bewiesene Thatsache immer wieder nach ihrer ganzen Schwere für das eine Gebiet, auf welches hier unser Blick gerichtet ist, zu betonen — zwar überall der größte Deutsche seiner Zeit, so groß, daß alle Anderen, sie mögen heißen wie sie wollen, ihm nicht bis an die Knie reichen, folglich auch in der Sprache so mächtig, daß keiner der Andern, die damals deutsch schrieben, auch wenn er im einzelnen gewisse Vorzüge vor ihm voraus oder richtiger gewisse Fehler weniger haben sollte, anders zu ihm steht, aber diese Flecken an dem Bilde des Sprachbeherrschers und Sprachmeisters dürfen nicht übersehen werden. Sie sind es, die in zwiefacher Weise die reinen, lebenspendenden Säfte, die von ihm in die deutsche Sprache strömten, nicht vergiftet, aber verschlechtert haben. Einmal insofern einiges von dem, was seine einzige Kraft, als sie sich aus ihrer lebendigen Unmittelbarkeit in eine abgezogene Autorität umsetzte, der neuhochdeutschen Sprache octroyirte, zum Theil bedenklich, zum Theil sogar absolut schlecht genannt werden muß, dann aber auch, so will es uns wenigstens bedünken, denn hier betritt man ein Gebiet, wo das exacte Wissen und die Beweiskraft der Induction versagt, weil Luther eben durch diese seine Gebrechen nicht zu der vollen Entfaltung seiner sprachlichen Allmacht gelangt ist. Die Gebrechen sind ein Plural, wenn wir sie als concrete Thatsachen nach dem gewöhnlichen Schema der Grammatik und Stilistik an uns vorübergehen lassen, sie sind ein Singular, wenn wir bis zu ihrem Keim und Grund vorzudringen verstehen. Dieser ist aber derselbe wie der, worin damals für den deutschen Geist alles Verderben beschlossen war, die Hingabe an die fremde Autorität. Die halblatinisirte und dadurch barbarisirte Sprache der Gelehrten und Canzleien ist auch über

ihn, den leitenden Genius seiner Sprache, wie über diese selbst mehr als es gut war, Herr worden.

Doch bleibt noch immer genug, um ihm seine Führerstelle in der Sprache der Zeit unbestritten zuzuerkennen. Zunächst ist es eine Masse von schriftstellerischen Kräften, die allein durch ihn angeregt, man darf wohl sagen, von ihm wie ihr inneres Leben so auch die äußere Form, in der sie es darstellten, empfangen haben. Begreiflich wächst diese Schaar mit dem zeitlichen Fortschritt der Thaten Luthers als Reformator und mit der Menge seiner eigenen schriftstellerischen Productionen nicht in arithmetischer, sondern in geometrischer Progression. Um 1522—1530 sind es nur einige aus seinem nächsten Wittenberger Kreise, ein Justus Jonas, Georg Rörer, Veit Dietrich, Nicolas von Amsdorf, Spalatin, Cruciger, Anton Lauterbach, die, soweit sie schriftstellerisch sich hervorwagen, sofort die Abhängigkeit von ihrem Meister bekunden. Sobald das deutsche geistliche Lied durch Luther sein naturalistisch volksthümliches Tasten, mit dem es schon frühe im 15. Jahrh. gleichsam aus der Tiefe des Volksgemüthes und Gewissens hervorgequollen war, in den großartig charaktervollen Stil des evangelischen Kirchenliedes umsetzte, was ungefähr seit derselben Zeit, nach Luthers Rückkehr von der Wartburg und in innigstem Zusammenhang mit den tief bewegenden Ereignissen dieser so verhängnißvollen Epoche geschah, schallt es erst einzeln, bald immer voller und noch bei Luthers Lebzeiten schon in einem stattlichen Chor durchaus in dem Tone, den er zuerst angeschlagen hat. Selbst jenes eigentliche confessionelle Schiboleth des strengsten Urprotestantismus, freilich mehr versificirt als wirkliche Poesie, des Paulus Speratus Geistlich Lied, wie wir vor Gott gerecht werden, „Es ist das Heil uns kommen her, Von Gnad und lauter Güte", wenn es auch nach seiner bisher

noch nicht angefochtenen Datirung aus dem Jahre 1523 ſtammen ſollte, iſt doch nur ein Wiederhall der Urtöne, die aus Luthers Bruſt allein gequollen ſind und quellen konnten. Als Jahreszahl der Entſtehung für die 1524 im erſten Drucke erſchienenen älteſten Kirchenlieder Luthers ſetzt man allerdings nach äußerlich unanfechtbaren Zeugniſſen 1523 an, und auch dies nur für ein einziges wirkliches Kirchenlied, das noch jetzt lebendige „Nun freut euch, lieben Chriſten gmein". Denn ſein Lied auf die Märtyrer in Brüſſel, Heinrich Voes und Johann Eſche, die am 1. Juli 1523 verbrannt wurden, iſt zwar wie das echte hiſtoriſche Volkslied friſch aus der That heraus geſungen, und gehört jedenfalls noch in das Jahr 1523 — ob es damals ſchon gedruckt wurde, kann hier unerörtert bleiben — aber es iſt kein Kirchenlied, und keiner der proteſtantiſchen Liederdichter, die durch Luther Leben und Stimme empfingen, hat den hier angeſchlagenen Ton aufzunehmen verſtanden. Auch bei Luther ſelbſt klingt er nur einmal in dieſem Falle und nicht wieder, wenn auch die folgenden Jahre, ſollte man denken, mit ihren erſchütternden Cataſtrophen Luthers Bruſt ſo ſtark hätten ſpannen müſſen, daß ſie ſich nur in ſolchem gewaltigen Aufſchrei Luft zum Weiterathmen hätte ſchaffen können. Aber ſo wie er nur einmal als Geſchichtſchreiber zu ſeinem Volke geſprochen hat, ſo auch nur einmal als Volksdichter im großen Stil, das einemal wie das andere ſo, daß alles Vergleichbare daneben dürr, kühl und matt klingt.

Wer wollte läugnen, daß unter der Menge von Singſtimmen, die jetzt in der proteſtantiſchen Kirche laut wurden, auch manche gute ſich finden? Hütet man ſich, zwei ganz disparate Dinge, die allgemeine ethiſche und religiöſe Atmoſphäre der Zeit oder dieſer Richtung des Geiſtes in der Zeit, zuletzt immer nur der Geiſt Luthers ſelbſt, und die individuelle

Begabung der einzelnen Personen, deren Lieder vor uns liegen, miteinander zu vermengen, wie es doch gewöhnlich geschieht, so wird man auch nach Abrechnung jenes Factors, für den das Individuum weder verantwortlich noch belobungswerth ist, gar mancher kräftigen und warmen Stimmung, gar mancher ächt gemüthlichen Verinnerlichung eines nicht sowohl an sich, als in seiner damaligen auf die Reflexion gestellten Fassung doch eigentlich unpoetischen Stoffes begegnen, wodurch dem gewöhnlichen Auge das eigentlich Mangelhafte des innersten Kernes, wenn er nur als Poesie beurtheilt wird, verdeckt werden mag. Eigentlich hervorragende Talente sind nicht darunter, diese hätten sich nicht in eine solche schrankenlose Abhängigkeit von einem Meister, und wenn es Luther gewesen wäre, fügen können. Man sieht das unzweideutig an den geistlichen Liedern, die dem größten deutschen Dichter dieses 16. Jahrh., Hans Sachs, angehören. Sie gehen ihren eignen Weg, natürlich nicht in dem, was man Glauben zu nennen pflegt, da sind sie correct lutherisch und müssen es sein, nachdem der Dichter selbst von dem geistlosen Geleier des Meistergesangs sich zu einer zeugenden Stimme für das gereinigte Evangelium umgewandelt hat, aber in alle dem, was poetische Conception, Stilisirung und äußere Sprachformen heißt, was hier uns allein angeht, stehen sie auf sich selbst, sind ganz und gar Hans Sachsisch und eben deshalb auch nicht im Stande gewesen, sich neben jener geschlossenen Phalanx, die Luther ausgerüstet hatte, rechte Geltung zu verschaffen.

Daß diese geistlichen Liederdichter des 16. Jahrh. im Kern ihres Gedankeninhaltes gleichsam nur eine Glosse zu dem Texte, nur eine Variation der Melodie des Meisters sind, versteht sich von selbst. Daß sie auch in dem Aeußern der poetischen Technik sich gänzlich an sein Vorbild gehalten haben, versteht sich nicht

ſo von ſelbſt, aber es iſt doch ſo geweſen. Indeſſen iſt hierin ſeit dem in dieſer Beziehung tief einſchneidenden Ambroſius Lobwaſſer, alſo ſeit der Mitte der Sechziger Jahre, eine große Veränderung vorgegangen, die nur wie begreiflich nicht auf einmal die ganze Maſſe ergriff. Schon um 1600 iſt die Beſonderheit der Lutherſchen Vers- und Reimtechnik überwunden und hat einer andern, wie ſie damals in der Luft lag, Platz machen müſſen. — Von Luthers poetiſcher Technik zu reden iſt ein eigenthümliches Unternehmen, denn ſie beſteht eigentlich darin keine zu ſein. Das Allgemeinſte der dem damaligen deutſchen Ohre lebendigen Rhythmik hat er wohl feſtgehalten, aber etwas umgewandelt je nach dem Bedürfniß des Gedankenſatzes, der doch dem eigentlichen Techniker nicht höher an Werth ſtehen darf, als der rhythmiſche Satz, oder er hat es gethan, wie uns ſcheint, auch nach dem Bedürfniß des muſikaliſchen Satzes, der ſeinem Ohre vorſchwebte, wenn er ihn auch nicht ſelbſt nach den Regeln der Technik ausführte, ſondern das anderen eigentlich zünftigen Muſikern überließ. Daß er in ſeinen Reimen ſelbſt mit dem damaligen, wahrlich nicht pedantiſchen Maßſtab gemeſſen, oft kaum erträgliche Licenzen unbedenklich gebraucht, ſobald jenes höhere Intereſſe des Gedankens und der Stimmung und ſeine eigene völlig dilettantiſche Ungeſchultheit in dieſer Kunſt ſie ihm nahe brachten, iſt bekannt und auch ſie haben ſich, wie ſeine rhythmiſchen Freiheiten bis zu dem ſchon erwähnten Zeitpunkt gleichſam in canoniſcher Autorität bei ſeinen Nachfolgern behauptet. Aber ſie haben ſich dann verloren und wenn Luthers Einwirkung auf das proteſtantiſche Kirchenlied nur darin zu ſuchen wäre, ſo würde man vom Standpunkt der Sprachgeſchichte ihm keine große Bedeutung zumeſſen.

Sie reicht aber weit über dieſes äußere Gewand der

poetiſchen Technik hinaus und weit über einen ſo ſchalen und ſeichten Anempfinder fremder Motive, wie es Ambroſius Lobwaſſer geweſen iſt, unbeſchadet ſeiner aufrichtigen Frömmigkeit und unbeſchadet ſeiner nicht abzuläugnenden Bedeutung in der Geſchichte der deutſchen poetiſchen Technik. Die Sprache Luthers, ſo weit ſie ſich ein Anderer aneignen konnte, erklingt nirgends ſo unmittelbar als in dem geiſtlichen Lied, und wenn auch hier nach Individualität und Zeit unterſchieden werden kann, ſo iſt doch das Weſentlichſte von dem, was man ſeinen Sprachſtempel heißen wird, nirgends ſo unverfälſcht erhalten als hier. Nicht als wenn einer der Andern auch nur entfernt ſeiner Kraft, ſeinem innern Feuer in der Sprache gleichkäme, aber eben weil das keiner thut, haben ſie alle an ihrem Theil das Beſte gethan, was ſie thun konnten, indem ſie ſeine Sprache nachſprechen oder nachſtammeln. Natürlich hat die Veränderung des Zeitgeiſtes, der Umſchwung in der Literatur und in der Sprache und die dadurch bewirkten Veränderungen in der poetiſchen Stiliſtik ſeit dem Anfang des 17. Jahrh. auch die Sprachform dieſer geiſtlichen Dichter ſtark berührt, ſoweit ſie von der Technik des Versbaues und Reimgebrauchs und von dem Wörterbuch abhängt. Aber niemals iſt Luthers Seele aus ihrer Sprache ganz entwichen, denn die Seele einer Sprache ſtirbt nicht, auch wenn die, die ſie ſprechen, keine Seele haben. Noch nach mehr als zwei Jahrhunderten bricht ſie ſelbſt in einem Gellert da und dort einmal durch, und einen herberen Contraſt als Gellert und Luther kann man ſich nicht wohl denken. In Gellerts „Dies iſt der Tag den Gott gemacht" ſind noch einige Töne aus Luthers „Gelobet ſeiſt du, Jeſu Chriſt."

Die Geſchichte unſerer Cultur ſtellt es als eine unbeſtrittene Thatſache hin, daß unſer proteſtantiſches geiſtliches Lied innerlich

ſo vielſeitige Beziehungen zu allen Ständen, Bildungskreiſen und Individualitäten der deutſchen Nation anknüpfte und feſthielt, wie es keiner andern Gattung literariſcher Production in deutſcher Sprache weder damals noch ſpäter auch nur annähernd gelungen iſt. Daher laſſen ſich die ſprachlichen Eindrücke, die jeder Deutſche oder doch bis 1630 $^{9}/_{10}$ des deutſchen Volkes wiſſentlich oder unwiſſentlich nicht gerade von der eigentlichen Urquelle, aber doch aus ihren abgeleiteten Bächen und Canälen empfing, wohl im Ganzen mit einem Blick überſchauen, aber unmöglich auf eine Zahlenformel bringen.

Hat im Kirchenlied keiner die Urtöne Luthers aus ſeiner Bruſt wieder hervorbringen können, iſt der ganze hundertſtimmige Chor ein ſtammelndes, mattes Gezwitſcher gegen das „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott", ſo giebt es auch nur einmal in deutſcher Sprache eine Erbauungsſchrift wie die Kirchenpoſtille oder, wenn die Bezeichnung Erbauungsſchrift zu ſchal iſt, ein Buch wie das von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen. Aber beide ſammt allem, was zwiſchen dieſen beiden und den eigentlich didactiſch-katechetiſchen Schriften, Erklärung einzelner Pſalmen, der 10 Gebote, einzelner neuteſtamentlicher Abſchnitte und alles Derartige zuſammenfaſſend, den beiden Katechismen in der Mitte liegt, hat, wie das Kirchenlied, eine ſteigende Fluth von Nachahmungen hervorgerufen, die in die neuere deutſche Proſa-Sprache ebenſo kräftig eingegriffen haben, wie das Kirchenlied in die deutſche poetiſche Sprache. Auch hier eröffnet jener Wittenberger engſte Freundes- und Schülerkreis den Reigen, und wenn ein Juſtus Jonas, ein Georg Rörer, ein Johann Matheſius und Anton Lauterbach die Sprache Luthers am treueſten ſchrieben, ſo war es nicht bloß, weil ſie dem übermächtigen Genius von ſelbſt dieſe Huldigung bringen mußten, ſondern auch, weil ſie als ſeine nächſten Landsleute in ſeiner

Sprache sich heimathlich wieder erkannten, nicht die grobe Mundart am Südfuße des Harzes oder die breite an der Mulde, im Pleißnerland und in Meißen, sondern gleichsam ihre ideale Verklärung zu der normalen Sprache der höchsten Geistesbildung. Aber sofort greift auch hier Luthers Sprachgewalt über diese natürlichen Schranken hinüber. Wie unter den Liedersängern, so ist auch bald unter den Erbauungsschriftstellern in Prosa — wir wissen keinen bessern Ausdruck, darum wählen wir diesen schlechten — ganz Deutschland, alle deutschen Mundarten, soweit sie das Fundament des Neuhochdeutschen bilden, beinahe in den mathematisch richtigen Procentsätzen vertreten und es fehlt hier wie dort auch bald nicht an eigentlich fremdsprachigen Deutschen, an Niederdeutschen besonders sächsischen Stammes, die nicht so sehr hochdeutsch als Luthers Sprache correct und treu wie die nächsten Landsleute schreiben konnten. Gehört doch der einzige dieser unabsehbaren Legionen, dem man auch neben Luther eine selbständige Genialität der Conception nicht absprechen kann, Johannes Arndt, der Verfasser der Vier Bücher vom wahren Christenthum und des Paradiesgärtleins — seine andere weitläufige Schriftstellerei in deutscher und lateinischer Sprache ist mit Recht vergessen — dahin durch seine Geburt in dem entschieden plattdeutschen Ballenstädt, hat er doch sein nach Art der damaligen geistlichen Männer der protestantischen Kirche so reich bewegtes Wanderberufsleben fast ausnahmslos in Niederdeutschland zugebracht und in der rechten Mitte des ungebrochenen Niederdeutschthums, in Celle, beschlossen. Keiner redet aber so völlig, man möchte oft sagen, fast sclavisch Luthers Sprache, wenn nicht die selbständige Wärme und Tiefe des Gesprochenen eine solche ehrenrührige Bezeichnung verböte. Aber man merkt es ihm an, daß er zu den vielen hunderten hochdeutschen Schriftstellern

gehört, die nicht sowohl Hochdeutsch als Lutherischdeutsch gelernt haben und insofern ist die an sich so unsäglich rohe und kindische Phrase, die schon damals in den katholischen Kreisen im Südosten und am Rhein herumgetragen zu werden anfing, die Phrase von einem Lutherischen Deutsch als einer revolutionären Vergewaltigung an der Gemeinsprache, oder dem, was sich dafür ausgab, doch nicht so ganz ohne Begründung. Ein guter Theil derer, die das beste Deutsch in dieser Zeit schrieben, haben es wirklich direct von oder aus Luther gelernt und wären wahrscheinlich ohne ihn nie dazu gekommen, eine Feder zu hochdeutschen Spracherperimenten anzusetzen.

Neben der gedruckten Erbauungsliteratur darf die Sprachgeschichte das bloß gesprochene Wort in seiner höheren Stilisirung nicht übergehen, wie es jetzt von tausenden von Kanzeln auch wieder über das ganze Gebiet der hochdeutschen Zunge, ja, was wir noch sehen werden, auch schon weit darüber hinaus, täglich dem eigentlichen Volke entgegenscholl. Jeder Prediger, das verstand sich von selbst, suchte in Luthers Sprache so gut und so eng sich daran schließend, als ihm möglich war, zu sprechen und den meisten gelang es gerade so weit wie ihren schriftstellernden Collegen, die ja auch in der Mehrzahl das mündliche Wort auf der Canzel als einen, bald als den Haupttheil ihres Amtes und Berufes zu pflegen hatten. Locale Rücksichten legten, das sieht man deutlich, hie und da eine gewisse Beschränkung auf oder führten zu einigen Concessionen an das Ohr und die Gewohnheiten der Zuhörerschaft, aber das betraf doch nur das Alleräußerlichste der Sprachform, alles mehr Innerliche und Wesentliche, gerade das, worin der eigentliche Geist und das Leben der Sprache Luthers beschlossen ist, wurde heilig gewahrt und sorgsam immer wieder reproducirt. Bedenkt man, wie oft damals geprediget wurde (Sonntags und

an den zahlreichen Festtagen in der Woche mindestens 3 mal in jeder irgend namhaften Kirche; bei kleinen Gemeinden und Wochentags mindestens einmal), und wie die Predigten besucht wurden, so läßt sich wieder nur ahnen, aber nicht auf Zahlen bringen, welche Summe von Lutherischem Sprachmaterial und Lutherischer Spracheigenthümlichkeit damit in das ganze deutsche Volke einströmte und von da aus wieder zurück in die Schriftsprache.

Mit weniger Freude und innerer Genugthuung als auf dem protestantischen Lied und der protestantischen Erbauungsliteratur in der Sprache Luthers weilt der Blick des Betrachters auf einer andern an äußerem Umfang hinter beiden kaum zurückstehenden literarischen Richtung, die wie jene direct auf Luthers Initiative und deren Sprache unläugbar auch auf seine Typen zurückgeführt werden muß. Es ist die polemische Pamphletliteratur, worin die Epigonen zum Theil noch bei Lebzeiten des Meisters dessen Originalität in bedenkliche Carricaturen einander überbietend und steigernd verzerrten. Ob einem heutigen subjectiv gestimmten Leser die göttliche Grobheit, der zerschmetternde Ingrimm, womit Luther über seine Feinde d. h. über die, die er in voller Gewissensunschuld für „Feinde des Wortes" hielt, herstürzt, behage oder mißfalle, ist unserem hier allein berechtigten Standpunkte völlig gleichgültig. Von diesem aus muß aber anerkannt werden, daß sich nirgends anders die volle unvergleichliche Sprachgewalt, dieses gleichmäßige Beherrschen aller Höhen und Tiefen, diese wahrhafte Neugeburt eines ganzen Volkssprachgeistes in dem Geiste eines einzelnen Menschen so großartig, so genial, so einzig offenbart wie in diesen „im Zorne", d. i. in der gesättigten Erhabenheit des hoch im wolkenlosen Aether des Gemüthes schwebenden Humors geschriebenen Pamphleten gegen

ſeine Widerſacher. Jeder Urtheilsfähige wird anerkennen, daß gerade ſie von Seiten der Sprachform nicht ihresgleichen haben, wenn auch eine ſchöne Seele des 19. Jahrh. unzweifelhaft ſich in dem Sermon „von der würdigen Empfahung des heiligen wahren Leichnams Chriſti, gethan am Gründonnerſtag 1521" lieblicher berührt findet als von dem faſt in derſelben Stunde aus demſelben Mund hervorgeſchmetterten Pamphlet: „Auf das überchriſtlich, übergeiſtlich und überkünſtlich Buch Bock Emſers zu Leipzig Antwort D. Martini Lutheri, darin auch Murnarrs ſeines Geſellen gedacht wird: „lieber Bock ſtoß mich nicht!" Oder wenn ein modern, heute faſt ſchon altmodiſch idealiſtiſch liberal angefärbtes Gemüth in den großartig freien Perſpectiven der Schrift an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation von 1520 einen ganz andern, den „ächten" Freiheitsmann Luther zu finden vermeint, als in ſeinem „Wider Hans Worſt D. Mart. Luther, gedruckt zu Wittenberg 1541", — man beachte die blitzartige Kürze des Titels, die auch zu den ſpätern großen Errungenſchaften des Genius Luthers gehört, — ſo iſt dagegen nichts einzuwenden, außer daß die Sprachgeſchichte ſich um derartige unſchuldige Liebhabereien nicht kümmert. Ihr Urtheil ſteht ſo, wie es eben ausgeſprochen iſt, gleichviel was man über den Inhalt des Geſprochenen oder Geſchriebenen, je nach der wechſelnden Mode und Laune der geiſtigen Schwingungen, empfinden möge.

So etwas war nun freilich noch weniger zu erreichen als der Ton des Liedes und der Predigt oder des erbaulichen Vortrages, aber begreiflich reizte es noch ſtärker zur Nachahmung und ebenſo begreiflich, da hier bei den Andern immer die Leidenſchaft ſprach, zur Ueberbietung. Hätten nun die lutheriſchen und antilutheriſchen Streittheologen — natürlich nicht immer zünftige, auf Univerſitäten ſtudirte und im geiſtlichen Amt angeſtellte

Theologen, aber als Naturaliſten und Autodidacten doch auch im höheren Sinn unter dieſe Nomenclatur zu bringen — die Sprachmittel auch nur annähernd genial zu beherrſchen gewußt wie ihr Meiſter, ſo würde der Geſchichtſchreiber der Sprache ihre wüſteſten, unfläthigſten und malitiöſeſten Schimpfereien mit nicht geringem Intereſſe und völlig kühler Objectivität zu ſeiner Belehrung ſtudiren. Aber davon iſt nichts zu entdecken: ſie haben ihr ganzes, allerdings ſtattliches Lexicon von Injurien faſt ausſchließlich nur aus ihrem Meiſter ausgezogen, faſt nie aus dem Borne der lebendigen Sprache geſchöpft, der hier doch ſo reichlich ſprudelte, und was ſie Neues bringen, iſt meiſt nur verzwickte und verkröpfte Schulgelehrſamkeit, allerlei barockes aus dem neulateiniſchen Jargon, der nur etwas prätentiöſeres, im Grunde um nichts beſſeres Lateiniſch als das mit ſo ſouverainer Verachtung behandelte Küchenlatein der alten Bettelmönche und Brotſtudenten war. Luthers Sätze ſpringen wie ein Tiger auf den Feind, dieſe aber drehen ſich in endloſen Schnörkeln und Verkuppelungen um ſich ſelbſt und kommen gar niemals zu einem ſchlagfertigen Sprung. Nur die einzelne Injurie, und ſie beſtehen eigentlich nur aus Injurien, beſonders wenn ſie ganz oder halb lateiniſch barbariſirt iſt, wirkt. Das Ganze als ſolches iſt ausnahmlos ſchwülſtig, verworren, matt, alſo das gerade Gegentheil von Luthers Sprache. Sie hatte auch ihre Fehler, und einige davon ſind hier zu widerlichen Dimenſionen herangewachſen. Auch er hat um der Kürze willen, d. h. um ſich die Arbeit abzukürzen, wozu er in jeder Art, nur nicht vom Standpunkt der Sprachbetrachtung berechtigt war, unverhältnißmäßig viel fremde Brocken ſeinem Kern-Deutſch eingekittet; alle beſſeren Schriftſteller unmittelbar vor und neben ihm, ſoweit ſie in der Sprache ihren eigenen Weg unabhängig von ihm gehen, ſind in dieſer Beziehung ohne

Ausnahme viel reiner als er, der katholische Reactionär Berthold v. Chiemsee ebenso wie der radicale Idealist, Wiedertäufer und Weltverbesserer Seb. Franck.

Insofern sind diese lutherischen Epigonen traurigsten Andenkens in der Geschichte der deutschen Gemüths- und Verstandesbildung, auch der Sprache, an der allein sich Gemüth und Verstand jeder neuen Menschengeneration anzuranken hat, nicht weniger schädlich geworden, und man hüte sich, ihren Einfluß bloß nach seinem ethischen und intellectuellen Werthe zu unterschätzen. Er war wie im Leben selbst, auch in der Sprache ein unermeßlicher, wenn auch schon um 1600 eine sichtbare Ermüdung, die sich bei vielen in Ekel verwandelt, in der deutschen Leserwelt einzutreten begann. Die wüthenden Pamphlete, die noch um 1570 die beste Marktwaare der damaligen Buchführer vorstellten und daher von ihnen oft sehr splendid ausgestattet wurden, wirken kaum mehr als eigentliche Scandalliteratur, wie sie jede leselustige Zeit, und diese war es zwar nicht mehr so stark wie zu Luthers Tagen, aber doch noch viel mehr als 30—40 Jahr vorher und zwei Jahrhunderte von da bis auf uns herab, neben ihrer anständigeren Kost bedarf. Da hier nothwendigerweise doch immer auch wissenschaftliche Probleme, dogmatische Controversen aller Art den Inhalt bildeten, wenn auch gleich die Schale, die persönliche Invective gegen den persönlichen Gegner fast in allen Fällen das Wesentliche und Eigentliche ist, so gewöhnte sich die Sprache gerade in der Darstellung solcher Materien, die doch immer trotz aller Verzerrung, aus der Sphäre der höheren intellectuellen und reflectirenden Geistesthätigkeit entnommen oder in sie hineinversetzt waren, nichts Gutes, sondern nur Verkehrtes an. Jene Sprachmengerei einzelner Latinismen war häßlich genug, besonders da bei diesen Leuten — ganz so

wie bei den Canzleiverwandten, die nach der andern Seite immer nur das Extrem der gespreizten Vornehmheit und des barocken Bombastes herauszukehren bemüht sind — es bald die Mode erforderte, es nicht bloß bei einem ganz oder halb fremdwüchsigen Worte bewenden zu lassen, sondern womöglich ganze Geschwader davon dem andächtig bewundernden Leser vorzuführen. Wie in den Canzleien, so wurden auch jetzt schon in den Studirstuben und vor dem Bücherschranke ganze Sätze geschrieben, die zur Hälfte oder zu zwei Drittheilen lateinisch sind, wo das Deutsche nur als schleppentragende Magd die einzelnen Theile des Aufputzes demüthig zusammenzuhalten hat. Das hätte nun als eine Mode, die auf der Stelle den herbsten Spott und nach der Art der Zeit einen sehr unverholenen hervorrief, vorübergehen können, ohne der Sprache allzuviel zu schaden. Steht es ja doch bei Wiliram ein halb Jahrtausend früher womöglich noch verkehrter (s. I, 103) und sieht man dem Mittelhochdeutschen an, daß jemals vorher der deutsche Stil in eine solche Confusion gerathen konnte? Schlimmer aber war es, daß das, was man allenfalls für einen Stil des wissenschaftlichen Vortrags oder des Vortrags von Problemen, die von der eigentlichen Wissenschaft behandelt werden können, ausgeben durfte, gerade das Gegentheil von dem wurde, was man von einem solchen in allen Zeiten und bei allen Nationen gleichmäßig zu fordern berechtigt ist. Statt der allein gerechtfertigten Ruhe und Nüchternheit des Vortrags fanatisches Toben und wüthendste Leidenschaftlichkeit, statt Klarheit und Einfachheit die grenzenloseste Verzwicktheit und Verunstaltung in undurchsichtigen Perioden abwechselnd mit ganz elementaren Satzembryonen, wie sie einer dem damaligen Geistesdurchschnitt schon paläontologisch gewordenen Vergangenheit angehörten und dort voll-

ständig berechtigt waren. Und doch galt es hier, wie wir sahen, eine sehr tiefe und sehr bedeutsame Lücke auszufüllen die selbst für Luthers Genius, ohne daß an seiner Größe irgend etwas gemindert würde, nicht ausfüllbar gewesen war. Es mußte sehr verhängnißvoll für das Neuhochdeutsche werden, daß man abwechselnd nur in dem Stile eines herumstreichenden Marktschreiers oder eines verknöcherten Schreibers über diejenigen höheren geistigen Interessen zu der Nation zu sprechen verstand, die einstweilen noch allein die Geister am tiefsten oder beinahe ausschließlich berührten, über sog. Glaubens- und Religionsangelegenheiten, insofern sie fast die einzige Stellvertretung für das ganze intellectuelle Gebiet, für das Gebiet der Wissenschaft in seiner doch schon auch damals ziemlich in die Breite gewachsenen Ausdehnung bildeten. Es war der Sprache noch unvergleichlich schädlicher, als wenn die Liederdichter oder — Verfertiger, wie man sie der Mehrzahl nach unbeschadet oder gerade wegen ihrer frommen Absichten nennen darf, alle Freiheiten der poetischen Formgebung ihres Meisters copirten oder sich von ihnen nicht losreißen konnten. Diese andern Sprachverderber brechen in den eigentlichen Lebenskern und haben ihm unberechenbaren Schaden gethan. Freilich nicht sie allein, aber sie mit andern zusammen. Will man einige Entschuldigung für sie in dem Beispiel Luthers finden, so mag man es, darf dabei aber nie das classische Wort vergessen, das ohnehin auf sie, die meist firme Lateiner der damaligen Schuldressur waren, sehr wohl angezogen werden darf: quod licet Iovi non licet bovi. —

Auf diese Art ist also bei weitem die Mehrzahl aller derer, die in der zweiten Hälfte oder schon seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts in neuhochd. Sprache als Schriftsteller auftreten, direct und unmittelbar abhängig von

Luthers Sprache, im Guten und Bösen, Richtigen und Verkehrten. Denn sieht man sich den damaligen literarischen Markt an, so kommen im Durchschnitt doch immer drei der theologischen Literatur angehörige Bücher, freilich wenn deutsch meist nur von geringem Umfang, weil sie die in diesem Fache ganz fehlende periodische Presse oder Tagesliteratur ersetzen sollten, auf ein anderes deutsches Buch aus dem ganzen Bereich der Poesie, des practischen Lebens, des Wissens, soweit sich das Neuhochdeutsche alles dessen bemächtigt hatte. Unter dieser Masse theologischer Literatur ist aber bis 1570 kaum der zehnte Theil nicht protestantisch und von den protestantischen kaum ein Viertel nicht strenglutherisch oder wenigstens von jener mittleren „Philippistischen" Färbung, die in dem großen Reformator den Mann Gottes, den ehrwürdigsten Vater in Gott D. M. L. immerhin noch sah und sich zu ihm bekannte, auch wenn sie im Stillen manche seiner herben Extravaganzen in der Pointirung gewisser Glaubenssätze beklagte. Nach diesem Zahlenverhältniß kann man ungefähr auch die Wucht, mit der Luthers Sprache die deutsche Zeitgenossenschaft beherrschte oder auf sie drückte, abschätzen.

In dem letzten Drittheil des Jahrhunderts ändert sich die Verhältnißzahl etwas. Es ist, wie schon bemerkt, unverkennbar, daß allmählich wenigstens die dogmatische Polemik in der Form des injuriösen Pamphlets anfing in Mißcredit zu gerathen; vorher schon war durch das Auftreten der Jesuiten erst in Ingolstadt und dann an allen den geistlichen und weltlichen Höfen, wo man eine Gegenreformation in Scene setzen wollte, auch der Allmacht der Sprache Luthers bedeutender Eintrag geschehen. Sie waren zu klug und zu gebildet, um wie spätere rohe bairische Bettelmönche jene auch als Sprachketzerei zu verdammen: im Gegentheil, soweit sie selbst

deutſch ſchrieben, was ſie aus practiſchen Gründen zuerſt mit einigem Eifer thaten, um der Fluth der ketzeriſchen Volksliteratur doch wenigſtens eine Art von Schutzmauer der Rechtgläubigkeit entgegenzuſtellen, merkt man ihren beſſeren Scribenten, die als Autoren bloßer Volksbücher, deutſcher Gebetbücher, Geſangbücher, Legenden, marianiſcher Roſenkränze und dergl. begreiflich zu beſcheiden oder zu vornehm ſind, ſich zu nennen, recht wohl an, wie gründlich ſie die Sprache ihres Todfeindes, ſeine ſchneidendſte Waffe, ſtudirt haben. Sie geben ſich ihr nicht ſo völlig hin, wie ihre proteſtantiſchen Collegen, ſie ſuchen ſie auf eine geſchmeidige Weiſe mit der älteren oder auch noch neben Luther unabhängig entfalteten Gemeinſprache zu vermitteln, aber der Mann des Jahrhunderts hat auch ihrer Orthographie, ihrem Lexicon, ihrer Syntax und ihrem Satzbau ſeinen Herrſcherſtempel aufgedrückt. Kam es ja doch bald ſo weit, daß gerade in den Schulanſtalten der Jeſuiten diejenige deutſche Grammatik mit Vorliebe gebraucht wurde, in der zuerſt unumwunden Luther als die einzige Autorität der gebildeten Schriftſprache anerkannt wird. Es giebt ſich ſpäter noch Veranlaſſung, dieſe merkwürdige Thatſache in ihrem eigentlichen Zuſammenhang zu erwägen, daher hier nur eine vorläufige Hinweiſung.

Die Jeſuiten wirkten in der deutſchen proteſtantiſchen Welt, um das triviale Bild zu gebrauchen, wie ein Funke, der in ein Pulverfaß fällt. Sie trugen unwillkürlich dazu bei, daß das Intereſſe für das dogmatiſche Gezänk innerhalb einer Confeſſion ſelbſt bei denen mehr zurücktrat, die ſeit der berüchtigten Concordia vereinigt oder noch mehr auseinander geſprengt waren, wenn ſie ſich nur noch nach Luther im Gegenſatze zu Calvin nannten — Zwingli war in Deutſchland damals vergeſſen, überhaupt außer der Schweiz

nie recht heimisch geworden, wie man leicht begreift, wenn man die so eigenthümlich beschlossene Art des herrlichen, treuen, frommen Mannes ansieht. Um so heftiger kehrte sich die Leidenschaft der Vertheidiger des Wortes gegen die Jesuiten, und sie blieben bekanntlich nichts schuldig. Hielt sich ihre Polemik bis etwa 1570 in einer erkünstelten vornehmen Reserve, so stieg sie von da ganz in die kothige Arena hinab, wo bis dahin ihre Feinde mit Vorliebe ihre Kräfte gegen einander gemessen hatten. Aber der größere Theil des Federkampfes, und zwar je länger, desto häufiger, wurde in lateinischer Sprache geführt und dadurch der deutschen Sprachgeschichte entrückt. Insofern darf an diese Jesuiten ein gewisser Rückschlag in der Verbreitung der Sprache Luthers, in ihrem auch äußerlich anerkannten Fortschritt zu der eigentlich maßgebenden Sprachform der ganzen Nation geknüpft werden, nicht aber, wie irrthümlich manchmal geschieht, als wenn sie mit Absicht oder aus Ungeschick von der Höhe des Lutherischen Deutsch wieder in die Tiefe der Rohheit der Volksmundarten oder der verwilderten Gemeinsprache zurückgefallen wären. Was aber die Jesuiten später mit Wissen und Willen, oder auch in der Erfüllung dessen, was ihnen als ihre Mission galt, unbewußt an der deutschen Sprache gesündigt haben, kann erst im Zusammenhang mit anderen großen Evolutionen der deutschen Sprachgeschichte dargestellt werden.

Zweites Capitel.

Das Verhältniß der Theorie zu Luthers Sprache.

Die lebendige Praxis hatte auf die geschilderte Art Luthers Sprache zu dem beherrschenden Modell für die Mehrzahl derer gemacht, die seit dem Jahre 1530 in deutscher Sprache schrieben. Es konnte auch nicht fehlen, daß die Theorie, soweit sie sich bereits neben die Praxis stellte, von dieser Thatsache Notiz nahm und sie nach ihrer Weise verarbeitete.

Luther selbst war, wie sich gezeigt hat, ohne die Hilfe einer deutschen Grammatik rein naturalistisch bei der Ausbildung seiner Sprache und seines Stils vorgegangen. Er verließ sich keineswegs, dafür zeugen eine Anzahl authentischer Aeußerungen von ihm, auf das, was man den bloßen Sprachinstinct nennt. Nicht von dem zufälligen Gefühl des Augenblicks sollte die Gemeinverständlichkeit und Correctheit seines Ausdrucks abhängen, sondern von gewissen zusammenhängenden Beobachtungen über die bisherige Praxis der besten schriftstellerischen Muster, die er kannte, und ihrer Vergleichung mit dem, was ihm als das Bedürfniß oder als das angeborene Recht der deutschen Sprache selbst galt. Dies war ein ganz subjectives Moment, aber da er wie kein Anderer ein angeborenes Verständniß für das eigentlich Constitutive und Innerlichste in der deutschen Volksseele mitbrachte, so war er auch in der Sprache seines Volkes berechtigt, sich auf sich selbst und auf sein besseres Bewußtsein zu berufen im Gegensatz zu allen andern Autoritäten, die er bis zu dieser Grenze, aber nicht weiter respectirte. Das practische Ergebniß davon ist, daß sich seine Sprache im Ganzen dem großen Ziele, was ihm und man kann wohl sagen den Zeitgenossen überhaupt vorschwebte,

immer mehr näherte, daß sie immermehr der treue Spiegel des gemeinsamen Sprach-Bewußtseins der ganzen Nation wurde, im einzelnen aber ist sie, wie wir sahen, das gerade Gegentheil von dem, was wir mit unserer modernen Vorstellungsweise uns unter der festgeregelten Sprache eines Schriftstellers zu denken pflegen. Es ist von Anfang bis zuletzt alles im Werden, alles im Fluß, und wenn auch nach und nach die Strömung etwas gemäßigter dahin zieht, so ist sie doch niemals zum Stillstand gekommen. In diesem Sinne, darf man wohl sagen, ist seine Sprache nie fertig geworden. Es bezieht sich das nicht bloß auf Dinge, die wir als relativ gleichgültige Aeußerlichkeiten anzusehen gewohnt sind, auf die Schreibung der einzelnen Buchstaben, die Interpunction und dergl. Alle diese Dinge galten ihm selbst, wie seine authentischen Aeußerungen beweisen, wie es in dem Wesen des Zeitgeistes lag, und wie es, setzen wir hinzu, unter den damals gegebenen Bedingungen der deutschen Schriftstellerei vollkommen gerechtfertigt war, als sehr werthvoll und bedeutend, und wenn er auch im Drange des Augenblicks häufig genug von ihrer genaueren Beobachtung absehen mußte, hat er doch niemals ihre principielle Berechtigung angezweifelt. Wo er Zeit und Gelegenheit fand, hat er ihnen eine Sorgfalt zugewendet, deren Resultate wieder nach unserer heutigen Denkweise allerdings nicht im richtigen Verhältnisse zu den ihn leitenden Intentionen standen. Jenseits dieses Gebietes steht es bei Luther gerade so: auch sein Lexicon, sein Satzbau, sein Stil ist in lebendigster Bewegung. Für den zusammenfassenden Blick, wie er uns aus unserer Perspective nicht so schwer wird, ist er überall und von Anfang an nur Einer, oder der Eine, aber sobald das Auge auf das Einzelne gerichtet ist, wie es dem zeitgenössischen Betrachter doch von selbst geschehen mußte, war

es dem Theoretiker schwer, irgend etwas, das einer festen Regel gleich sah, daraus abzuziehen. Die Praxis konnte es sich leichter machen: sie hielt sich an den ungefähren Gesammteindruck des Ganzen und an die eklektische Benützung des Einzelnen. Wie und wo es ihm gerade paßte, schrieb der Einzelne, der in Luther das Muster der deutschen Sprache selbstverständlich anerkannte, doch wieder ganz anders als er, bediente sich einer andern orthographischen Mode, die ihm von da oder dort her zugetragen war, gebrauchte ein Wort, das man vergebens in Luthers Lexicon suchen würde, ohne dadurch im geringsten im Glauben an die Autorität des Meisters und die dadurch bedingte Vortrefflichkeit der eigenen Schriftstellerei irre zu werden. Erst als die Theorie sich immer breiter machte und in der Anschauung der Zeit mehr und mehr die Stelle einnahm, die sie bewußt oder unbewußt anstrebte, nicht bloß das auf Regeln gebrachte System der wirklichen Sprachpraxis, sondern die begründende Berechtigung für jede sprachliche Erscheinung zu geben, ändert sich das.

Denn die Theorie der Sprache oder die Grammatik lag jetzt in der Luft. Man wollte die lateinische und bald auch die griechische Sprache nicht gerade nach festen und der Zeit wenigstens genügend begründeten Regeln erlernen, das überließ man noch mit richtigem practischem Tact der eigentlichen mündlichen Unterweisung des Lehrers, aber man traute doch erst dann der Sicherheit des eigenen Wissens, wenn man es nach solchen Regeln auszuüben gelernt hatte. Sollte doch jetzt alles systematisch und rationell sein, wie im Leben, in Staat und Gesellschaft, im Glauben, wo das gereinigte Wort als die einzige Autorität übrig geblieben war, so auch in der Sprache. Das Mittelalter hatte in der lateinischen Grammatik die vorhandenen antiken Muster nach seinem Bedürfniß, das immer

nur ein bloß empiriſches oder practiſches war, zurecht gemacht: nur in zweifelhaften Fällen, wo das eigene aus der lebendigen Tradition erworbene Können verſagte, pflegte man ſich bei der Autorität eines Buches Raths zu erholen. Jetzt galt dies nur als ein relativ untergeordneter Geſichtspunkt neben den andern, und die lateiniſche Grammatik wurde vor allen Dingen darauf angeſehen, ob das Begriffsſchema der allgemeinen oder philoſophiſchen Grammatik, das dem wiſſenſchaftlichen Inſtincte dieſer Zeit vorſchwebte, ohne daß ſein Name bis zu des großen Conrad Gesners Mithridates ausgeſprochen worden wäre, darin in der richtigen Weiſe ſeinen Ausdruck gefunden habe. Daß ſich aber die Terminologie und die Categorien der lateiniſchen Grammatik, zuletzt eigentlich nur in jener dürftigen und dürren Veräußerlichung, die der einſtweilen noch allmächtige Donat zeigte, unmerklich an die Stelle der Categorien der allgemeinen oder philoſophiſchen Grammatik ſchoben, verſtand ſich von ſelbſt. Es geſchah hier daſſelbe, wie auf dem Gebiete des Glaubens oder der Dogmatik, wo man das Neue oder Aechte, was man gefunden zu haben meinte, doch nur in den Formeln und nach der dialektiſchen Methode, folglich auch nach den einmal gegebenen Begriffscategorien der ſcholaſtiſchen Dogmatik des Mittelalters ſich vorſtellig zu machen befähigt war. — Auch hier wie überall iſt Luther an der Spitze der Bewegung der Geiſter. Das doch wohl von ihm anonym 1537 herausgegebene Büchlein Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam Etymologiam restituta per quendam antiquitatis studiosum erregte zuerſt die überall keimende Neigung, das genetiſche Element in der Sprache zu beachten, die Sprache zu zergliedern und nicht bloß zu handhaben, wie die Literaturgeſchichte dieſer nächſten Decennien bezeugt. Er fühlt ſich hier mit Recht als bloßen Dilettanten und den heutigen wiſſenſchaftlichen Maßſtab an ſeine Einfälle —

weiter kann es ja nichts sein — zu legen, wäre geradezu komisch. Seiner Zeit aber genügte er vollkommen und selbst der grundgelehrte Conrad Gesner ist im Princip um nichts weiter als er gekommen, wenn er auch, durch alle Sprachen aller Zonen und Völker schweifend, mit einem schon sehr bedenklichen Anflug von Polyhistorie an die folgende Perrückenzeit anstreift.

Von diesem Streben, etwas allgemein Gültiges, etwas an sich Richtiges, Apriorisches für die Grammatik zu finden, mußte auch die deutsche Sprache erfaßt werden. Es sollte nicht bloß auf eine Sammlung der in ihr, etwa im Gegensatz zu dem Lateinischen, das sich mit natürlichem Rechte von selbst als seine Folie darstellte, üblichen Schreibweise, Declination, Conjugation, Ableitung und Satzbildung abgesehen sein. Auch dies wäre bei dem gänzlichen Mangel aller Vorarbeiten und dem eigenthümlichen Zustand naturalistischer Selbstherrlichkeit, in dem sich die Sprache, wenigstens bis zum Durchbruch der Autorität Luthers und auch dann noch überall da befand, wo seine Autorität weder in der Praxis noch in der Theorie anerkannt wurde, schon zu schwer gewesen, als daß es auf einmal, in einem Ansatze und von einem Einzelnen auch bei dem größten Talente hätte erreicht werden können. Man wollte aber viel höher fliegen und so über das bloße mechanische Wissen und systematische Nebeneinanderstellen grammatischen Stoffes bis zu der eigentlichen Erkenntniß des Warum, zu dem innern begrifflichen Verständniß der äußeren Sprachform gelangen. Gleich das erste überhaupt bekannte Buch, das sich selbst eine Teutsche Grammatica nennt, von Valentin Ickelsamer (oder wie er sich auf andern Schriften nach seiner heimathlichen Aussprache characteristisch genug für einen Gesetzgeber der Sprachrichtigkeit auch schreibt, Ickelschamer), wagt diesen höchsten Flug. Da man seinen Verfasser auch sonst in den idealistisch

radicalen Evolutionen dieſer Zeit immer in der vorderſten Reihe der Weltverbeſſerer und Welterneuerer ſieht, da er ein begeiſterter Apoſtel Carlſtadts und in Folge deſſen eine Zeit lang ein fanatiſcher Gegner des großen Hortes aller Reaction und aller Verfinſterung, Luthers geweſen iſt, bis er ſich ſpäter, wir fürchten ſehr, bloß durch die Noth des Lebens und den Kampf um das Daſein gezwungen, mit ihm ausſöhnte, und von ihm, wie immer in ſolchen Fällen, vertrauensvoll und menſchenfreundlich behandelt wurde, ſo kann es auch nicht verwundern, daß er in ſeiner Teutſchen Grammatik ſolche titaniſche Anläufe nimmt. Sie iſt zwar ſchon nach ſeiner Bekehrung oder Umkehrung geſchrieben, oder wenigſtens zum Druck redigirt: 1522 hatte er für Carlſtadt Luther in heftigſter Gereiztheit als den eigentlichen „Bauchpfaffen und Götzenprieſter", um Luthers eigenſte Lieblingsausdrücke zu gebrauchen, aufs ſchmählichſte an den Pranger geſtellt, 1527 ſich mit ihm verſöhnt und der Druck ſeines Buches, für den bisher noch keine beſtimmte Jahrzahl ermittelt werden konnte, wird nach den triftigen Beweisgründen, die Fr. v. Raumer bis jetzt unwiderlegt dafür beigebracht hat, frühеſtens nach Ablauf des Jahres 1531 zu ſetzen ſein. Bis dahin hätte alſo auch ſein grammatikaliſches Feuer etwas Zeit gehabt zu verrauchen. Wie hoch es in einem älteren von ihm ſelbſt, aber von keinem anderen citirten Büchlein, einer Anweiſung von der rechten Weiſe leſen zu lernen, das er, ſo ſcheint es, noch in jener Sturm- und Drangperiode verfaßt, gelodert haben möge, wiſſen wir nicht. Es liegt aber nahe zu vermuthen, daß in der teutſchen Grammatica jene beiden Seelen des einen Mannes, die wenig innere Verwandtſchaft mit einander zu haben ſcheinen, damals aber nach der ganzen Signatur der Zeit ſich oft genug in einem Geiſte oder Leibe zuſammenfanden, durch und

in einander verarbeitet sind. Denn in Wirklichkeit läuft diese deutsche Grammatik auf nichts weiter hinaus, als auf eine practische Anweisung, auf eigene Hand ohne Hilfe eines Lehrers lesen, d. h. buchstabiren und Buchstaben richtig zusammensetzen und aussprechen zu lernen, ein für damals gewiß recht dankenswerthes, nützliches Unternehmen, wo Lesenkönnen ein unabweisbares Bedürfniß für jedermann geworden war, der nur einen Zoll hoch über den Schlamm des gemeinsten, bloß sinnlichen Vegetirens sich erhoben hatte und wo es doch fast noch keine Schulen und methodisch gebildete oder auch nur practisch bewanderte Lehrer gab. Ob es aber durch Ickelsamers neue Methode, man hat sie eine Art Lautirmethode genannt, befriedigt wurde, läßt sich nicht sagen. Man sollte glauben, auf diesem Wege wäre der doch meist als ganz ungeschult zu denkende Lehrling nur zur Confusion, nimmermehr aber zum Deutschlesen gelangt. Außerdem handelt es sich auch nur um die richtige Schriftgebung der deutschen Laute, also um das, was wir orthographische Regeln oder Anweisung zur deutschen Rechtschreibung nennen, und nicht zur Grammatik im eigentlichen Sinn zählen. Dahinein ist jedoch alles gesteckt, was er über die Sprache und ihr Wesen im Allgemeinen, die deutsche Sprache im Besonderen und im Besondersten über das Verhältniß der lebendigen Sprachindividualitäten in den einzelnen empirischen Individuen bis zu den local abgeschlossenen Gruppen eigentlicher Mundarten gegenüber dem gemeinsamen Sprachgeist der ganzen Nation oder der gemeinen deutschen Sprache, wie er das nennt, hin und her gedacht hat. Es ist ohne Zweifel gut gemeint, aber es fehlt an jeder Abklärung der Begriffe, ja es scheint sogar, als habe er keine Ahnung gehabt, daß er zuerst die Begriffe Mundart und Gemeinsprache sich selbst und andern deutlich gemacht

haben müſſe, ehe er damit operiren könne. Oder wenn er dies nicht wollte, fehlt es an jedem feſten Hintergrund einer poſitiven Autorität, denn ſeine Gemeinſprache iſt bald das Deutſch, wie es dieſer und jener, eigentlich wohl er ſelbſt nach ſeiner Meinung am correcteſten ſchreibt, bald wieder der gemeine Brauch, die lebendige Volksſprache, die doch, wie er ſehr wohl weiß, an jedem Ort in Deutſchland unter der Herrſchaft der Mundart ſtand und nirgends, außer bei einigen wenigen hochgebildeten und viel umhergeworfenen Individuen auch nur die ſchärfſten Ecken und Spitzen der Beſonderheit abgeſchliffen hatte. Daß er ſich 1531 nicht direct an Luther lehnt, wird nach dem oben Geſagten nicht befremden: offenbar hätte ihm dies ſeine innere Aufgeblaſenheit nicht erlaubt, denn obgleich er's nirgends ſagt, ſo merkt man doch, daß er auf den bloßen Naturaliſten, den Schriftſteller Luther tief herabſchaut. Daß er aber ſelbſt in ſeinem Deutſch, das man doch für einen Canon der rechten Schriftſprache halten ſollte, ſo tief unter dem bleibt, was nicht Luther, von dem hier ganz abgeſehen werden ſoll, ſondern alle beſſern Muſter der von Luther unabhängigen Gemeinſprache geleiſtet haben, gereicht nicht zu ſeinem Lobe. Seine Sprache iſt voll von ziemlich groben Auswüchſen einer ziemlich groben fränkiſchen Mundart, neben der ſich ſelbſt das ſo viel ältere Gemeindeutſch des fränkiſchen Ritters Ludwig von Eyb, Zeitgenoſſen des Churfürſten Albrecht Achilles, noch um vieles feiner ausnimmt, obgleich es ſchon durch ſeine zeitliche Umgebung ſo viel mehr berechtigt wäre, der mundartlichen Roheit die Zügel ſchießen zu laſſen.

Den entgegengeſetzten Pol von dieſem idealiſtiſchen Wollen und practiſchen Nichtkönnen bezeichnet, zufällig vielleicht ganz gleichzeitig, die ſicher von 1531 datirte Schrift des Magiſter Fabian Frank, oder wie er ſich ſelbſt gewöhnlich, aber nach der Art

der Zeit nicht regelmäßig ſchreibt, Frangk, eines Schleſiers, der damals, als er ſie ſchrieb, in Bunzlau lebte. „Teutſcher Sprach Art und Eigenſchaft. Orthographie, gerecht buchſtabig Teutſch zu ſchreiben. Neu Cantzlei" u. ſ. w. lautet der Titel, nach der Mode der immer bauſchiger, gezierter und weitſchweifiger werdenden Zeit, die auch hierin das Eigentliche und Rechte von ihrem großen Führer Luther nicht lernen wollte, weil es zu ſehr gegen ihre eigenen Unarten ging. Eine deutſche Grammatik wird das Buch ſelbſt nicht nach dem Muſter der damaligen lateiniſchen Schulgrammatiken heißen dürfen, denn das, was doch am nothwendigſten dazu gehört, Formenlehre u. ſ. w. iſt nicht einmal darin berührt. Dafür aber anderes, nämlich eine Stiliſtik und Rhetorik in der unmittelbarſten Anwendung für das bürgerliche Leben und deſſen practiſche Beziehungen. Es iſt eine Art von Briefſteller im weiteſten Umfang, wo eben ſo das, was wir jetzt Memoire, wie das, was wir Rechtsformulare, gerichtliche Actenſtücke, Pachtverträge und dergl. nennen, zu machen gelehrt wird. Das germaniſche Mittelalter hat ſeit den berühmten merovingiſchen Formeln Marculfs bis zur Reformation viele hunderte ſolcher „Formelbücher" zuſammengeſchrieben, aber immer nur Muſter und nicht die aus den Muſtern ſelbſt abgezogene Theorie gegeben. Jetzt in dem beginnenden Zeitalter der ſyſtematiſchen Reflexion und des Doctrinärismus trat jene in den Vordergrund, und der gewandte Schleſier iſt zwar nicht der Erſte, aber einer der Erſten, der dieſem unläugbaren Bedürfniß der Zeit in deutſcher Sprache und für die deutſche Sprache abzuhelfen ſuchte.

Für die Sprachgeſchichte liegt die Bedeutung des Buches ganz wo anders. Hier zum erſtenmale iſt der Begriff der Schriftſprache dem der Mundarten ſcharf und conſequent entgegengeſtellt. Luther ſelbſt hatte ihn, wie wir ſahen, kraft ſeiner

Genialität ebenſo ſcharf und jedenfalls noch wärmer beſeelt, auch ſchon erfaßt, aber ſeine Aeußerungen darüber ſind nur ſo hingeworfene Worte, die nicht daran denken, die Sache im Zuſammenhang und methodiſch zu erledigen. Hier geſchieht das und mit Recht, da es in einem ſyſtematiſch angelegten Buche und nicht über Tiſch bei traulichem Geſpräche geſchieht. Frangk hat, und das iſt ſein weiteres Verdienſt, mit practiſcher Spürkraft den einzig feſten Halt für ſeine Aufgabe herausgefunden. Das eigentlich gute und richtige Deutſch lernt man nicht bloß, wenn man alle Mißbräuche aller Mundarten vermeidet, von denen jede der „rechtförmigen deutſchen Sprache", dem gebildeten Schriftdeutſch oder Hochdeutſch, gegenüber keinen Vorzug vor der andern behaupten darf, weil jede eben ſo viel, nur immer andere Mißbräuche hat. Es gehört dazu auch die bewußte Nachahmung der beſſern Muſter. Dies ſind ihm „Kaiſer Maximilians Canzlei und dieſer Zeit D. Luthers Schreiben (d. h. Schriften überhaupt)." Luther iſt alſo hier zum erſtenmal von der Theorie als das anerkannt, was er in der Praxis ſchon geworden war. Mit Luther mußte natürlich auch deſſen Modell oder Autorität, die Canzleiſprache genannt werden, aber ſie wird nur genannt und iſt nur Autorität, weil ſie die Luthers iſt. Man begreift leicht, daß hier der ſchwache Punkt des ganzen Syſtems liegt. Gingen beide zuſammen, gut, klafften ſie aber auseinander, wie dann? welches war dann die höhere Inſtanz? Der brave ſchleſiſche Magiſter hat dieſe Frage, ſcheint es, gar nicht aufgeworfen: ihm genügte es, daß Luther ja ſelbſt der Canzleiſprache, der kaiſerlichen und ſeiner landesherrlichen churfürſtlichen, ſeinen Reſpect bezeugte, freilich um ihn ein andermal gröblichſt hintanzuſetzen, wie wir ſchon gehört haben. So lange oder ſo weit man das Aeußerliche der Schreibweiſe ebenſo gleichgültig behandelte, wie

man für das Feinſte und Höchſte der Sprachbehandlung, ihre Zuſammenfaſſung im Satze, noch kein reflectirtes Bewußtſein hatte, mochte die Diſtanz zwiſchen Canzleideutſch und Lutheriſchdeutſch ignorirt werden können, aber endlich mußte doch auch ſie ausgetragen werden. Man kann ſagen, und wir haben ſchon darauf hingewieſen, daß beide Sprachſtröme in der nachlutheriſchen Zeit immer weiter von einander ab, jeder nach einer andern Richtung ſich kehrten: ob im Sinn des wahren Verſtändniſſes für den deutſchen Sprachgeiſt der eine, der aus Luthers unergründlichem Borne floß, der ſo viel reinere und beſſere war, darauf kam für die wirkliche Sprachgeſchichte nichts an, ſondern nur, welcher durch die Gunſt des Zufalls am freieſten ſich ausbreiten konnte.

Eine deutſche Grammatik nach lateiniſcher Schablone, und das war doch alles, was man der Leiſtungsfähigkeit dieſer Zeit zutrauen durfte, war das Bisherige alſo noch lange nicht. Ueberhaupt dauerte es noch ziemlich lange, bis dieſe allgemein anerkannte und oft in bittern, aus der berechtigten Verſtimmung patriotiſcher Gemüther hervorquellenden Worten dringend als eine nationale Ehrenſache geforderte Aufgabe gelöſt wurde, dann aber, wie es gleichfalls nach der wiſſenſchaftlichen Tradition dieſer Zeit natürlich war, in lateiniſcher Sprache, alſo für jeden beſtimmt, der nur irgend auf das Prädicat eines Gebildeten Anſpruch machte. Außer ihnen gab es ja ohnehin kein Bedürfniß nach einer deutſchen Grammatik. Es ſind die beiden, in gleichem Jahre 1573 erſchienenen von Laurentius Albertus Oſtrofrancus in Würzburg und Albert Oelinger in Straßburg, deren ſeltſame Stellung zu einander — der erſte iſt der Plagiator des zweiten — weniger die deutſche Sprachgeſchichte als die Geſchichte der deutſchen Sprachwiſſenſchaft angeht.

Daß die Nomenclatur und Schematisirung der latein. Grammatik auf das deutsche Sprachmaterial ohne weiteres übertragen wurde, ist dem Jahre 1573 nicht so hoch anzurechnen, da selbst im Jahre 1873 die deutsche Grammatik sich noch nicht vollständig davon zu befreien und ihre eigene Norm aus dem Geist ihrer Sprache heraus zu constituiren verstanden hat. Wichtiger für uns ist, daß diese beiden süddeutschen Gelehrten, Albertus ein Würzburger, Oelinger ein Straßburger, den Begriff des deutschen Normalsprachtypus zwar etwas minder confus, als ihr Landsmann Ickelsamer vierzig Jahr vorher fassen, aber eine eigentliche Klarheit, eine wirkliche Einsicht in das Verhältniß zwischen dem, was die bessere bisherige Sprachentwickelung geleistet hatte und wonach sie wie nach einem ihr selbst noch verhüllten Ziele strebte, fehlt auch ihnen. Als Süddeutsche sind sie naturgemäß jeder mit besonderer Lasur von der oberdeutschen Schattirung der Gemeinsprache gefärbt und die mitteldeutsche mundartliche Wahlverwandtschaft, die einen Frangk von selbst zu Luthers Sprache hinzog, ist nur in sehr verdünntem Maße bei Albertus, bei Oelinger gar nicht wirksam. Characteristisch dabei ist, daß Oelinger auf die Frage, wo denn das richtige Deutsch zu finden sei, auf die Bücher, die zu Frankfurt, Mainz, Basel, Leipzig, Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Ingolstadt und Wittenberg gedruckt wurden, hinweist — ganz richtig für die Gemeinsprache 60—70 Jahre früher, jetzt ein Anachronismus. —

Oelinger und Albertus, der ihm auch hierin wie meist, unbedenklich nachschrieb, nur daß er vielleicht zufällig Leipzig — aber Straßburg gewiß nicht zufällig — wegläßt, stehen also auf demselben schwankenden Boden des in der That bereits überwundenen, in der Einbildung um so zäher festge-

haltenen ſüddeutſchen Particularismus, wie Hieronymus Wolf, Rector des evangel. Gymnaſiums zu Augsburg, aus Oettingen im ſchwäbiſchen Rieß, der ſchon 1556 ſeine anonyme Schrift „de orthographia Germaniae, ac patria suevica nostrate“ herausgegeben, aber 1578, alſo gleichzeitig mit dem bald zu erwähnenden Clajus, unverändert wieder abdrucken ließ. Er will eine practiſche Anweiſung zum Deutſchſchreiben, wie es in Augsburg, der Hauptſtadt Schwabens, für richtig gilt, geben und darnach ſind ſeine Sätze zu beurtheilen. Daß man deshalb nicht Augsburger Deutſch, überhaupt keiner Mundart Deutſch ſchreiben dürfe, iſt ihm wie allen Theoretikern ſeit Frangk, eigentlich ſchon ſeit Ickelſamer, ſelbſtverſtändlich: communis lingua Germanorum quae ex omnibus optima quaeque et minime aspera deligit. Daß er dies noch 1578 in aula Caesarea findet und von Luther nichts weiß, mag man dem Schwaben und lateiniſchen Präceptor verzeihen. Natürlich räumt er dann wieder innerhalb dieſer Gemeinſprache den einzelnen Mundarten Freiheiten ein, die ihnen die Praxis der damaligen Schriftſprache, wie wir ſahen, ſchon lange nicht mehr zu geſtatten brauchte. Aber es fragt ſich, ob der gute Mann je in ſeinem Leben eine Zeile Deutſch, das für den Druck beſtimmt geweſen wäre und ſich als muſtergültig neben anderem hätte ſehen laſſen können, geſchrieben hat. Seine Schrift iſt alſo ein bloßes Symptom der Beſonderheit deutſcher ſprachgeſchichtlicher Entwickelung, aber ohne alle Wirkung auf dieſe ſelbſt, thatſächlich ſchon lange durch die Wirklichkeit überholt.

Wenn die Andern in dem von ihnen aufgeſtellten ſprachlichen Canon mit Luthers Sprache zuſammentreffen, iſt dies nicht, wie bei Frangk, eine bewußte oder reflectirte Unterordnung unter ſeine Autorität. Luthers Sprache hat, inſofern ſie bei allen ihren individuellen und localen Beſonderheiten doch der

vollkommneſte Spiegel des dem Geiſte der neuhochd. Sprache dieſer Zeit vorſchwebenden Sprachideals war, ſich von ſelbſt auch da Geltung verſchafft, wo es keine Fäden directer Verbindung zwiſchen ihm oder ihr und den Schriftſtellern in deutſcher Sprache gab.

An dieſem Punkte mußte nun der Weiterfortſchritt der grammatikaliſchen Behandlung der Schriftſprache einſetzen, um das, was damals der Mehrzahl aller gebildeten oder mit der Feder vertrauten Menſchen gleichſam auf der Zunge lag, in ein entſcheidendes Wort zuſammenzufaſſen. Dies Verdienſt hat die Grammatica Germanica des Joh. Clajus aus Herzberg an der Elſter vom Jahre 1578, alſo eines Mitteldeutſchen, der zwiſchen Luther und Frangk gleichſam wieder in die Mitte hineingeſtellt war. Sonſt müßte man ſein für die practiſchen Bedürfniſſe des Unterrichts im Deutſchen außerordentlich bedeutſam gewordenes Buch, das noch im Jahre 1720 in 11. Auflage erſchien, ganz auf daſſelbe Niveau wie die bisher erwähnten deutſchen Grammatiken ſtellen, ja an einem gewiſſen Inſtinct für die innere Conſtruction der deutſchen Sprachformen wird es von Albertus, an richtigem Blick für die organiſche Gruppirung dieſer Formen von Oelinger weit übertroffen und bezeichnet in ſeiner pedantiſchen und geiſtloſen, geradezu ſclaviſchen Abhängigkeit von dem Typus des lateiniſchen Sprachſchemas inſofern eher einen Rückſchritt als einen Fortſchritt. Aber daß auf dem Titel ſteht: Ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta, iſt das Entſcheidende. Daß er mit faſt myſtiſcher Ueberſchwenglichkeit in Luthers Sprache eine directe Offenbarung des heiligen Geiſtes ſah, und ſie mit ausdrücklichen Worten ſo bezeichnete, mag von ſeinen Zeitgenoſſen, ſoweit ſie auf dem Grund der lutheriſchen Glaubensformel ſtanden — und das thaten damals

noch $^7/_8$ der ganzen deutschen Nation — anders aufgefaßt worden sein, als unser Denken und unser Gewissen es zu verstehen glaubt. Aber auch für uns ist es, nur in eine andere Sprache übersetzt, volle Wahrheit. Auch für den unbefangenen Betrachter der deutschen Sprachgeschichte hat Luthers Sprache die Bedeutung einer That des guten, des heiligen Geistes in der deutschen Volksseele und man wird nur bedauern, daß die schwärmerische Begeisterung und die hochgespannte Gläubigkeit des Clajus an dies sein Sprachideal der Wirklichkeit der sprachlichen Entwicklungszustände der Zeit lange nicht so weit entsprach, wie es zum Heile der deutschen Sprache gedient hätte. Immerhin aber ist und bleibt seine Stimmung der correcte Ausdruck für die Gesinnung der weitaus überwiegenden Majorität aller deutschen Schriftsteller von damals, wenn sie auch in ihren eigenen Leistungen nicht befähigt waren, ihren Glauben völlig zutreffend in die That umzusetzen. Im Gegensatz zu Frangk aber ist der einzig richtige Fortschritt in der Theorie nicht zu verkennen: nicht mehr die Canzleisprache und Luthers Sprache stehen gleichberechtigt neben einander, es giebt jetzt nur Ein Sprachideal. Auch das ist characteristisch, daß Frangk Luthers Bibel, wie wir hörten, gar nicht erwähnt, hier ist sie die Mitte und der Kern seiner Sprache, gewiß zum Theil, weil sie das eigentliche „Wort" enthält, was also der Sprachgeschichte gleichgültig ist, zum Theil aber auch, weil der unmerkliche Umschwung der Geister am Ende des 16. Jahrh. doch schon das eigentlich lebendigste, eingehendste Verständniß, die frische Empfänglichkeit für den ganzen Luther gedämpft hatte, und dies geht die Sprachgeschichte sehr viel an, denn mit dieser pointirten Hervorhebung des Einen war der Anfang zum Vergessen oder Nichtweiterverstehn des Andern gemacht.

Drittes Capitel.

Die von Luther unabhängige Gemeinſprache des 16. Jahrh.

Ueberblickt man die Geſchichte der deutſchen Literatur im 16. Jahrh., ſo iſt der Geſammteindruck nicht immer ein erfreulicher, immer aber ein großartiger. Der eine Gigant überragt alle, und giebt allen ſeinen Freunden und Feinden, denen, die ihn als gottgeſandten Propheten verehren, und denen, die in ihm die Offenbarung des leibhaftigen Satans verabſcheuen, wie die Sonne am hohen Himmel Licht und Lebenswärme. Aber denkt man ihn einmal hinweg, ſo bleibt das Bild noch immer gewaltig genug. Es iſt, als wenn ein ſchwellender Frühling und ein mächtiger Sommer über den Geiſt des deutſchen Volkes ſich ausbreite, beide mit unheimlichen Stürmen und tückiſchen Gewittern erfüllt, aber doch ein ächter Frühling und ein ächter Sommer in aller ihrer Naturkraft. Endlich ſchleichen dann die kühlen und grauen Herbſtlüfte heran und die Herrlichkeit verweht vorläufig in alle Winde.

Einen Luther konnte der deutſche Boden nur einmal zeugen, aber ſelbſt ein Dichter wie Hans Sachs war ihm in den letztvergangenen drei Jahrhunderten, ſeitdem er faſt an derſelben Stelle einen Wolfram hervorgebracht hatte, unmöglich geworden. Sind doch die zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters, ob das 14. mehr als das 15., darüber läßt ſich ſtreiten, für die deutſche Poeſie nur eine unabſehbare Wüſtenei, zwiſchen der kaum einmal die beſcheidene Oaſe eines kleinen Volksliedes oder eines gefühligen geiſtlichen Geſanges grünt. Niemals hat ſich der deutſche Boden ſo überaus armſelig erwieſen, wie dieſe zwei ganzen langen Jahrhunderte hindurch und jetzt im 16. Jahrhundert welche Fülle von Talenten!

Sie poetiſche Genien erſten Ranges zu nennen, verbietet der Unſtern, der über ihrem freien künſtleriſchen Ausgeſtalten waltet, der ihnen das volle Einwachſen in den Geiſt und die Formen der Weltcultur unmöglich machte, weil ſie Deutſche aus dem Zeitalter der Reformation waren. Aber der unbefangene Blick, der vom Zufälligen abzuſehen und in den Kern und die Seele einer geſchichtlichen Geſtaltung einzudringen gelernt, der ſich ſo viel als möglich von der deutſchen Erbſünde, der unterthänigen Ueberſchätzung des Fremden und der ehrloſen und boshaften Selbſtherabwürdigung des Eigenen gereinigt hat, wird eben dieſen Nürnberger Schuſter Hans Sachs auf gleiche Höhe der poetiſchen Begabung ſtellen mit einem Arioſto, einem Calderon, ja, was jedem correcten deutſchen Doctrinär als Sünde gegen den heiligen Geiſt vorkommen dürfte, einem Shakeſpeare. Das waren ſeine größeren oder glücklicheren Genoſſen, eben weil ſie keine Nürnberger Schuſter waren.

Unter den Erzeugniſſen von Hans Sachſens Laune pflegt der moderne Tagesgeſchmack oder Mode die ungleichen Kinder Evae, wie man weiß, einigermaßen zu bevorzugen. Hier ſoll nicht über ihr Verdienſt discutirt, ſondern bloß auf eine Stelle darin hingewieſen werden, die gewiß ohne Abſicht des Dichters, und ſo ſcheint es, auch arglos von dem heutigen Leſer verdaut, uns immer wie der eigentliche Schlüſſel vorgekommen iſt, der das Geheimniß erſchließt, warum Hans Sachs eben nur Hans Sachs und nicht ein Shakeſpeare geworden iſt. Gott der Herr ſpricht dort zu der nichtsnutzen Rotte:

„Derhalben ſo müßt ihr auf Erden hart und armutſelig Leut werden, als Bauern, Köhler, Schefer und Schinder, Landknecht, Holzhacker und Beſenbinder, Tagloehner, Hirten, Büttel und Schergen, Kärner, Wagenbaur und Fergen,

Jacobs Brüder, Schuster und Landsknecht, auf Erd das hartseligst Geschlecht und bleiben grob und ungeschickt." Die Glosse zu diesem Texte kann man billig jedem denkenden Leser selbst überlassen. —

Wenn eine Nation in einem Jahrhundert neben einen Hans Sachs noch einen Fischart zu stellen vermag, so bedeutet das einen productiven Schwung des künstlerischen Genius, woran der gewöhnliche Maßstab der Statistik der Geisteskräfte zu Schanden wird. Das viele Gerede über Fischarts Genialität und Originalität kann hier glücklicherweise als gar nicht vorhanden betrachtet werden. Daß er aber, unbeschadet des freien Urtheils, das wir von unserm unabhängigen und unparteiischen Standpunkte aus über den eigentlichen Werth, Gehalt und Form seiner Schöpfungen uns vorbehalten, ein poetischer Genius ersten Ranges ist, kann nur der Stumpfsinn läugnen. Ob größer oder kleiner als Hans Sachs, darüber mögen wieder Andere streiten, wenn auch einmal diese an sich lächerliche Frage auf's Tapet gebracht werden wird, woran wohl nicht zu zweifeln ist.

Dies sind die zwei höchsten Gipfel, aber neben ihnen welches Gewimmel von mittleren in allen Abstufungen! Ja selbst die eintönige Schablone des Kirchenliedes und die nicht minder eintönige, trotz ihrer äußerlich rohen und rauhen Vielstimmigkeit, des weltlichen Volksliedes, ist jetzt von einem neuen Lebensgeist getragen. Kirchen- und Volkslieder des 16. Jahrhunderts stehen im Durchschnitt eben so hoch über dem Durchschnitt des vorigen Jahrhunderts — das wenige wirklich Hervorragende bleibt dabei selbstverständlich außer Rechnung — wie Hans Sachs oder Fischart über allen deutschen Poeten von damals.

Luther selbst steht, wie wir sahen, ganz eigenthümlich zur

Poesie: er hat einiges von dem Herrlichsten, was dieselbe für immer ihr Eigenthum nennt, geschaffen, aber ein Dichter ist er nicht gewesen.

Luther muß daher als Prosaiker mit anderen deutschen Prosaikern seiner Zeit verglichen werden. Und auch da bleibt er zwar der einzige, aber neben ihm sind nicht bloß einige, sondern mehrere, die, wenn er nicht wäre, in der deutschen Prosaliteratur genau dieselbe Höhe erreichen würden, wie jene dichterischen Größen ersten Ranges. Ob man Murner und Pauli hierher stellen darf, darüber läßt sich streiten, sie gehören wenigstens insofern nicht hieher, als sie beide, der eine im bewußten, der andere im naiven Widerstreben gegen den leitenden Genius der Zeit, auch gegen den innersten Zug seiner Sprache, zu dem geworden sind, was sie sind. Beide haben ihren ganzen Typus noch im 15. Jahrhundert erhalten, aber der Jahreszahl nach stehen sie doch ganz und keineswegs am Anfang des 16. Aber ein Aventin ist, wenn auch 1477 geboren, also nur zwei Jahre jünger als Murner, durch und durch ein Sohn des 16. Jahrhunderts, ein Geistesgenosse Luthers, nur nicht gerade von demselben religiösen Pathos erfüllt. Ein anderer, schon durch seine Geburt im Jahre 1500 seinem wahren Jahrhundert zugewiesen, der seltsame Schwabe Sebastian Franck, darf wie Aventin nicht neben Luther, mit dem überhaupt jede Vergleichung aufhört, aber außer Luther ein Prosaiker ersten Ranges genannt werden. An Inhalt und Form läßt beider Prosa alles Frühere, was das 14. und 15. Jahrhundert seit dem Verdorren der deutschen Mystik hervorzubringen vermochte, weit hinter sich. Die Sprachgeschichte, wenn sie das bloß linguistische Moment betont, ist berechtigt zu fragen, ob nicht jene schlichte, volksthümliche Einfalt und behagliche Popularität des 15. Jahrhunderts,

deren höchste Spitze in Murners Eulenspiegel ausläuft, dem Satzbau und dem Wortgebrauch beider vorzuziehen sei. Aber sie hat außer jenem auch noch andere Mächte zu beachten, und diese, das neue, von jener schlichten Einfalt und Befangenheit ungeahnte und ihr unzugängliche weite Reich des Geistes, das sich mit und in der Reformation der Menschheit eröffnete, hätte in jener Sprache keinen Raum gefunden, wohl aber in dieser, und so ist auch die neue Form wie ein neues Gefäß, dessen geschnörkelte Arabesken immerhin dem Auge weniger behagen mögen, als die einfachen Linien des alten.

Neben Aventin und Franck würde Mancher auch Berthold Pieſtinger, Bischof von Chiemsee, den bekannten Vorkämpfer der alten Kirche, nennen zu müssen glauben, ja es giebt Einige, die diesen Berthold zu der Höhe eines ebenbürtigen schriftstellerischen Rivalen Luthers hinaufschrauben möchten. Doch wäre es nach unserem Bedünken gerathener, diese seine Verehrer begnügten sich mit der ihnen jedenfalls unumstößlich sichern Thatsache, daß sich Berthold mit seiner „Teutschen Theologei" von 1528 das Paradies verdient hat, während der Herausgeber der ächten Teutschen Theologie, der Verfasser des Tractats von der Freiheit eines wahren Christenmenschen und hundert anderer ketzerischer Schandschriften eben so gewiß in der Hölle brennt. Wozu da noch literarische Nebenbuhlerschaft? Auch passen dieses Bertholds wundersam naiv im Cirkel sich drehenden Deductionen nicht mehr in das Jahrhundert der Reflexion und des beginnenden Denkens. „Die heilige Messe ist ein göttliches Gesetz, denn die heilige Kirche hat sie für ein göttliches Gesetz erklärt, und jeder, der sich gegen sie auflehnt, schreibt, sie verspottet oder ganz abschafft, soll nach dem bestehenden göttlichen und weltlichen Rechte (Decrete und Corpus juris) mit dem Tode bestraft werden, deshalb ist es eine Sünde, sie zu verachten",

und in dieſer Methode alles Andere. So auch ſeine Sprache: ſie iſt klar, vielleicht das geläufigſte und ſauberſte Gemeindeutſch älteren Stils, einige wenige häßliche bayeriſche Urwüchſigkeiten und Stammeseigenthümlichkeiten abgerechnet, z. B. bedeyt für bedeut, erfreyen für erfreuen, uncheyschen für unkeuschen, albeg für alweg, gegenbürtig für gegenwärtig, oder einige lexicaliſche Idiotismen, wie tenck für das inzwiſchen in der Gemeinſprache durchgedrungene mitteld. linck, urhab für das gemeind. hebe, heve, hefe und dergl.

Wohl aber darf jenen beiden ein Dritter, ein ächtes Kind des Jahrhunderts, als Meiſter des Proſaſtils zugeſellt werden, der auch noch im vorigen, 1489, geborene Basler Sebaſtian Münſter, zugleich der größte Hebräer ſeiner Zeit, uns hier nur wichtig als der Verfaſſer der Cosmographie, der erſten zuſammenhängenden und ſyſtematiſchen Länder- und Völkerbeſchreibung in deutſcher Sprache, eines Rieſenwerkes von Gelehrſamkeit, aber auch ſprachlich ſo hoch zu ſchätzen, wie es von den Zeitgenoſſen, die es wahrſcheinlich lieber lateiniſch geleſen hätten, ſeinem Inhalte nach geſchehen iſt.

Fiſchart endlich hier zu nennen, kann nicht umgangen werden, denn der größere Theil ſeiner Schriften und darunter ſeine renommirteſten mit Ausnahme des glückhaften Schiffs, iſt ja der Form nach proſaiſch. Aber die grenzenloſe Subjectivität und eigenſinnige Gebarung, das reflectirt Bizarre des Humors, von dem er zum erſten Mal in der ganzen Weltliteratur den zügelloſeſten Gebrauch macht, verhindern es, den Maßſtab, der für alle Andern gilt, auch an ihn zu legen. Aber wo dies möglich, wo er, wie z. B. in ſeinem bekannten philoſophiſchen Ehezuchtbüchlein, mit ſeinem Geiſte nicht höher fliegt, als der Verſtand und der Genius der Andern nachfliegen können, da iſt er im beſten Sinn ein Meiſter der Gemeinſprache.

Alle dieſe literariſchen Heroen in Poeſie und Proſa gehen in der Sprache äußerlich ihre eigenen Wege, d. h. ſie ſtehen entſchieden nicht unter Luthers Autorität, ſie ſchreiben die Gemeinſprache, aber jeder in ſeiner Weiſe, und jeder in ſeiner eigenen Orthographie. Das geht noch am Schluſſe des Jahrhunderts hie und da ſehr weit, am weiteſten unter den hervorragenden und fruchtbaren Schriftſtellern bei Fiſchart, bei dem jedes Buch und jedes Pamphlet, auch wenn es in derſelben Officin und ungefähr in derſelben Zeit gedruckt iſt wie das andere, eine andere Orthographie hat, der man immer ein gewiſſes ſyſtematiſches Princip anſieht, aber es iſt nirgends auch nur annähernd conſequent durchgeführt. Es erhellt daraus, daß in dieſer Hinſicht der unläugbare Fortſchritt zur Spracheinheit, der doch auch nach dem Inſtincte der Zeit an eine gewiſſe rationelle Gleichförmigkeit in der Orthographie gebunden war — denn weshalb hätte ſich Luther ſelbſt ſo viel Mühe damit gegeben, und weshalb hätten jene, nicht ſowohl Grammatiker als Orthographen ſeit Ickelſamer geſchrieben? — keineswegs weder ſelbſt ein in ſich feſtbegründeter war, wofür es gar keiner reflectirten Regel, ſondern bloß der allgemein angenommenen Sitte bedurft hätte, wie es annähernd innerhalb eines freilich engen Bezirks der mittelhd. Schriftdenkmale geſchehen war, noch auch den Einzelnen in ſeinem Beſſerwiſſenwollen beſchränkte, wenn er ein ſolcher originaler Feuerkopf wie Fiſchart oder ein ſolcher aufgeblaſener Pedant, wie der armſelige Paulus Meliſſus war, der eine phonetiſche Orthographie in einer Sprache durchführen wollte, die eben in dem erſten Anfang zu ihrer gleichſam nur ſymboliſchen Fixirung als Gemeinſprache der Bildung ſtand, und daher die lächerlichſten orthographiſchen Schnurren zu Tage förderte.

Allerdings trifft dieſe Zuchtloſigkeit der äußerlichen Ge-

wandung das Auge am Ende des 16. Jahrhunderts nicht mehr so barock und so hart wie hundert Jahre früher. Auch hier war in der breiten Masse von Luthers Trabanten doch eine gewisse Ordnung, nur nicht eine stetige und in jedem Fall verbindliche durchgesetzt. Sie mochte öfter durch die Laune eines Setzers, mitunter wohl auch durch eigene Einfälle des Scribenten gestört werden, aber im Großen und Ganzen war sie doch vorhanden und jedermann, und das war an sich schon ein großer Vortheil, hatte jetzt, wenn auch nur von Luther selbst gelernt, daß der Schriftsteller das Recht und die Pflicht habe, darauf zu halten, ob und oder unnd, nemmen oder nemen oder gar nehmen gedruckt und geschrieben werden sollte, was hundert Jahre früher jedem Schreiber und Drucker ein bloßes Spiel des Zufalls gewesen war. Innerhalb dieser äußerlichsten Gewandung stand es aber noch anders: die Eigenart der Sprache Luthers konnte nur von untergeordneteren Geistern gehorsam ergriffen werden. Da sie aber immer die Mehrzahl bilden, so waren sie auch hier in der Mehrzahl, und nur die großen Talente hatten ihre eigene Sprachindividualität in sich. Wenn einer davon wie Fischart, kraft des Rechtes seiner genialen Intentionen, mit der Sprache wie mit einem Wachsklumpen umsprang, so war das seine Sache und die Sprache selbst und die Andern brauchten sich nicht darum zu kümmern. Aber geht man selbst dieser wahrhaft „affenteuerlichen, naupengeheuerlichen, Witzersäuften und ungepolirten, Sinnversauernden, windmüllerischen" Sprache näher zu Leibe, siehe da, im Kerne ist es das ächte, rechte Gemeindeutsch, an welchem diese selben Arabesken und Schnörkel der Laune und des Geistes, öfter auch der Pedanterie und der Blasirtheit angeleimt sind. Und so überall: auch Hans Sachs, dessen über alles Maß hinausgehende Schreibefertigkeit von selbst eine glückliche Entfaltung

aller ihm zu Gebote stehenden Sprachmittel bedingte, hat wohl einige häßliche Stadt Nürnberger mundartliche Anhängsel, aber im Kern redet er genau dieselbe Sprache, die Luther zu der seinigen machte, natürlich immer, was von jedem andern außer diesem, und sei es auch ein Hans Sachs und Fischart, gilt, ohne das eigentlich Zündende und Titanische, das dort aus jedem Satze und sei er auch noch so verkröpft und roh gebaut, entgegenspringt.

Viertes Capitel.

Die abgeschlossenen und ablehnenden Sprachgruppen und Sprachkreise.

Was Ungeschick und Unbildung des einzelnen Schriftstellers oder auch seine persönlichen Marotten dazu thun konnten, den gleichförmigen Typus der nhd. Gemeinsprache des 16. Jahrh. zu durchbrechen, das geschah, wie es an sich in Deutschland, namentlich aber in einer Zeit begreiflich ist, worin das Recht der subjectiven Autonomie in der Sphäre des Geistes oder Verstandes, wie des Willens und der Empfindung, zum ersten mal dem Bewußtsein der europäischen christlichen Menschheit ahnungsweise aufging. Aber solche vereinzelte Störenfriede schadeten auch damals nicht sehr dem mit naturgesetzlicher Kraft, folglich auch frei von jeder pedantischen Durchführung einer abstracten Schablonisirnng und Regulirung sich vollziehenden Einigungswerk der Sprache. Es ging neben und über sie hinweg seinen Gang. Anders aber lag es, wenn nicht das vereinzelte Individuum, sondern eine ganze Gruppe oder Coterie sich dem naturgemäßen Zug der Entwickelung in

reflectirter Hartnäckigkeit entgegenstemmte, wie es am auffälligsten die Vertreter der Zwinglischen Glaubensform, an ihrer Spitze Zwingli selbst thaten. Denn auch hier wird die Sprachgeschichte in diesem Jahrhundert der religiösen, dogmatischen und ethischen Kämpfe zuletzt nur aus der tiefsten Schicht der zeitgenössischen Geistessubstanz verständlich. Luthers Stellung zur Sprachgeschichte ist ohne Luther den Reformator undenkbar. Die Opposition gegen diese seine Sprache, oder was ja von Anfang an damit zusammenfiel, gegen die Allgemeingültigkeit der neuhochd. Schriftsprache in der durchschnittlichen Fassung des größten Theils der schriftstellerischen deutschen Welt, wurzelt ebenso nur in dem Separatismus des Glaubensbekenntnisses und der damit zusammenhängenden ethisch-religiösen Praxis. Daher denn auch, weil die Opposition von katholischer Seite entweder auf einem von dem Geiste der Zeit sofort überflügelten Standpunkt zurückblieb, oder weil sie nirgends in Deutschland in einer breiten Masse volksthümlichen Lebens ihre natürliche Stütze hatte, sondern immer nur die Sache ganz isolirter Gelehrten oder Praktiker war, nirgends ein Versuch, etwa eine katholische Gemeinsprache der Lutherischen gegenüberzustellen.

In der Schweiz hat es nun, wie wir früher schon sahen, keineswegs erst Ulrich Zwingli, Leo Judae und Heinrich Bullinger in Zürich oder Nicolaus Manuel in Bern gethan. Sie traten nur in die Erbschaft einer Separatsprache ein, denn was an Urkunden und officiellen Actenstücken vor ihnen dort im Oberlande — Basel und natürlich noch mehr das elsässische Mühlhausen ausgenommen — geschrieben, und das wenige, was in Zürich, Bern, Schaffhausen gedruckt worden war, trug ja schon den Typus der bewußten Opposition gegen die Gemeinsprache des übrigen Deutschlands, obgleich es sich mit Vorliebe

„Hochtütsch" nannte, weil ja der Name Schweiz erst von draußen her, aus dem nichtschweizerischen Oberdeutschland seit dem 16. Jahrhundert gleichsam als ein Fremdwort in die Eidgenossenschaft importirt worden ist, und demgemäß das eigentlich richtige Oberdeutsche Deutsch zu sein sich einbildete. Dieses ältere Schweizerdeutsch war selbstverständlich keine rechte und eigentliche Volksmundart, wie überhaupt niemals in der deutschen Sprachgeschichte eine eigentliche Mundart in ihrer vollen Unmittelbarkeit zur Schriftsprache geworden ist, aber es steht mit den Localmundarten in der naivsten, dem bloßen Zufall der Subjectivität anheimgegebenen Wechselwirkung, noch ganz anders wie etwa auf niederdeutschem Sprachgebiet die einzelne Localmundart in die niederdeutsche Schrift- und Bücherſprache einströmte und sie nach Art, Zeit und Stand der Schriftsteller verschieden färbte. Mit der Reformation änderte sich dies auch hier: man darf geradezu behaupten, Zwingli und der von ihm beherrschte Züricher Kreis, worin er eine ähnliche, doch nicht ganz gleiche Stellung einnahm, wie Luther zunächst unter seinen Wittenbergern, hat mit unbewußter Absichtlichkeit eine förmliche Gemeinsprache des Schweizerdeutschen zu schaffen versucht. Die Basis war gegeben und da Zürich hier dieselbe locale Bedeutung wie in Deutschland Wittenberg behauptete, so war es naturgemäß, daß sich diese Schriftstellerwelt an den örtlichen Boden anlehnte, der ja ohnehin schon bisher am meisten literarisch durchgearbeitet war. Zwingli's Obertoggenburger Mundart, die in seinen ältesten Schriften sehr bescheiden wohl auch einmal durchbricht, geht in diesem neuen Züricher Schweizerschriftdeutsch unter, und so bis zu einem gewissen Grade alles Andere von örtlicher Besonderheit bei den Anderen. Aber es war von vornherein verhängnißvoll für die Zukunft dieser Sprache, daß der andere

Brennpunkt des Geisteslebens in der Schweiz, Basel, in seiner Sprache nicht hieher gehörte, auch niemals nur ein Gedanke aufgekommen ist, ihn in diesen Kreis zu ziehen. Basel, gewiß die einzige Großstadt der damaligen Schweiz, ist für die innere und äußere Geschichte der schweizerischen Reformation mit Zürich gleich berechtigt, obwohl von Zürich aus die Initiative gekommen war. Basel ist durch seine Universität, seine Druckereien und schon als eigentliche Heimath des Erasmus ein kosmopolitisch wissenschaftlicher Centralpunkt, neben dem Zürich ganz in Schatten tritt.

Basel, wo das Narrenschiff Sebastian Brants geschrieben und gedruckt wurde, ist immer als der äußerste Vorposten der hochd. Schriftsprache zu betrachten, auch so lange die isolirenden Tendenzen in derselben sich noch mit dem naiven Behagen eines in allen Stücken naturalistischen Eigensinns, wie er dem 15. Jahrh. nachgesehen werden darf, breit machten. Gerade hier geschah es wegen der Nachbarschaft des Schweizerdeutschen so gründlich und unbefangen wie nirgend anders. Aber in den vollen 50 Jahren, von dem ersten Drucke des Narrenschiffs 1494 bis zu Sebastian Münsters Cosmographie 1544, ist hier der Sieg der ächten neuhochd. Sprache entschieden. Brants Narrenschiff forderte noch eine Uebersetzung in unsere heutige Sprache, Seb. Münster zu übersetzen wäre nicht anders, als wenn man uns Opitz oder Flemming übersetzen wollte.

Schon damit war dieser Schweizersprache die Möglichkeit abgeschnitten, sich in imposanter Entfaltung neben die hochd. Gemeinsprache zu stellen. Es ging ihr wie der Schweizerdeutschen Reformation selbst, die außerhalb des politischen Dunstkreises von Zürich nirgends feste Wurzeln schlagen wollte, nicht in Straßburg, nicht in den oberdeutschen Reichsstädten. Luthers Wucht, d. h. zuletzt der gesunde Instinct der deutschen

Nation, der nach Einheit in der damals mächtigsten und innerlichsten Sphäre des religiösen Geisteslebens strebte, zertrat überall ihre weithin ausgesäten Keime. Dann kam die neue Phase des Calvinismus, womit die Zwinglische oder Züricher Richtung von selbst zu einer localen und landsmannschaftlichen Specialität zusammenschrumpfte.

Das Schriftdeutsch dieses Schweizer Gemeindeutschen gegenüber der neuhd. Gemeinsprache macht dem, der den Blick nur am Aeußerlichen haften läßt, unzweifelhaft den Eindruck einer alterthümlichen oder starren Selbständigkeit und Eigenart. Da stehen noch die alten Vocale und Diphthongen fast in ihrer vormittelhd. Alterthümlichkeit und Unangetastetheit. Da giebt es noch wirkliche mittelhochd. ı und ū, ou und selbstverständlich nur uo und ue, d. h. üe, woran freilich auch die im vollen Flusse der Gemeinsprache befindlichen Schriftsteller und Drucker in den meisten Orten Oberdeutschlands bis zum Ende des Jahrhunderts festhielten: es giebt also kein wein, haus, laufen, gut, brüder, sondern nur win, hus, loufen, guot (oder gůt), brueder und statt eu oder äu überall nur ü, d. h. mhd. iu, üch für euch, fründ für freund, hüser für heuser oder häuser. Da stehen noch jene seltsamen d oder t an allen Personen- oder Pluralendungen des Verbum, nicht bloß thuond. wir thun, ihr thut, sie thun, sondern warent, wir waren, ihr waret, sie waren, und waerint oder waerend, wir wären ꝛc. Da begegnet wohl eine Form, die geradezu althochdeutsch klingt, in den Ableitungen auf i, gueti, hüpschi, wie in einem tuey, d. h. tüeje statt des thue der Gemeinsprache (Conjunctiv zu ich thue oder thun). Da scheut sich weder die Hand noch der Mund vor einem xin für gesin, hd. gewesen, xund für gesund, oder vor dem noch seltsameren, geradezu absurden ggangen für gegangen, ggeben für gegeben, ggwandt für gewandt.

Und an Idiotismen im Wörterbuch, die den anderen Deutſchen ſo fremdartig wie Arabiſch klangen, fehlt es auch nicht. Aber doch iſt das Alles nur Schein und Maske, ein richtiger Mummenſchanz ſeparatiſtiſchen Dünkels. Denn der Geiſt dieſes Schweizerdeutſchen und ſeine Begriffsſchemata ſind doch überall in der Hauptſache dieſelben, wie in der hochd. Gemeinſprache. Ja ſelbſt deren äußerlichſtes Gewand hat ſich neben dem localen ſchon hie und da befeſtigt und dieſe Vermiſchung ſo ganz heterogener Beſtandtheile giebt dem Auge des genetiſchen Sprachbetrachters manchen grotesken Anblick. So wenn das ſpecifiſch mitteld. gemeinſprachliche bisz an Stelle des ſpecifiſch oberd. unz, die entſchieden mitteld. Form moegen, moeglich etc., ſelbſt löwe ſtatt des ſpecifiſch alemanniſchen leu ſich in barocker Miſchung unter hoch- und altalemanniſche Formen drängen. Dazu auch alle Unarten der Gemeinſprache, ihre Latinismen und ihre directe Sprachmengerei, ihre Participialconſtructionen, ihre Inf. mit Accuſativ, was alles nur in einer wirklichen Schriftſprache, aber nicht in einer zur Schriftſprache erhobenen Mundart natürlich oder begreiflich iſt. Wie ſonderbar nehmen ſich doch inmitten der rauhen. Gurgeltöne dieſes Schweizerdeutſchen ganze lateiniſche Phraſen aus! In der ſo viel civiliſirteren Schriftſprache wird man ſchon barock genug von ihnen gefaßt, hier aber wirken ſie mit draſtiſcher Komik. Und Zwingli, ſowie die andern Schriftſteller ſeines Kreiſes werfen ſie noch viel reichlicher um ſich, als Luther und die Seinen. Selbſt einer der eifrigſten Partiſanen für die Selbſtändigkeit und Vollberechtigung dieſes „Hochdeutſch", Aegidius (deutſch Gilg) Tſchudi nimmt keinen Anſtoß, nicht bloß von schribung und verbriefen zu reden, gerade da, wo er am meiſten gegen die eingeriſſene Sprachmengerei eifert, ſondern auch von nation und nationen, prolatz (prolatio

Aussprache), linie Zeile u. s. w., wofür ihm doch sowohl im Gemeindeutsch wie in der Mundart die besten deutschen Wörter zu Gebote gestanden hätten.

Daher haben denn auch die practischeren Leute unter den Schweizerschriftstellern sehr bald angefangen, sich dieser seltsamen Flitter hochmüthiger Eigenartigkeit zu entledigen. Sie begannen die Gemeinsprache in ihrer mehr oberdeutschen Färbung mit einigen Concessionen an ihre locale Umgebung zu schreiben. Zuerst that dies mit Entschiedenheit der Theologe und Historiker Johann Stumpf, dessen in der Nähe von Zürich auf einer Landpfarre geschriebene Gemeyner Eydgnosschaft beschreybung, Zürich 1546, den Umschwung bezeichnet, den er auch in seinen andern theologischen und historischen Schriften kräftig beförderte. Damit war der Sieg der Gemeinsprache, des lebendigen Neuhochd. auch hier im Princip entschieden und daß thatsächlich noch immerfort in dem alten Schweizerdeutsch geschrieben und gedruckt wurde, ist für die weitere Sprachgeschichte ohne Belang.

Während sich thatsächlich der letzte Winkel des oberdeutschen Sprachgebiets der neuhochdeutschen Gemeinsprache, gleichviel ob willig oder widerwillig, darnach fragt die Geschichte nicht, erschloß, geschah jenseits der bisherigen Naturgrenze dieser Sprache etwas Aehnliches. Wir sahen, wie sich das Niederdeutsche im 14. und 15. Jahrh. scheinbar, denn im Wesen steht es ganz anders, emancipirt und eine der hochd. ungefähr gleichschematisirte Literatur in poetischer und prosaischer Form geschaffen hatte (s. B. I, 175). Im Wendepunkt der alten und neuen Zeit, am Ende des 15. Jahrh., steht sie im Zenith, was ja auch Trabanten und nicht bloß selbstständig leuchtende Himmelskörper können: 1498 Reineke Vos auf sächsischer Seite, die erste gedruckte Ausgabe der Cronica von der hilliger stat Coellen 1499

auf fränkiſcher Seite bezeichnen die äußerſten Spitzen, bis zu denen ſich die ſprachliche Potenz des Niederdeutſchen emporſchwingen konnte. Denn unbedenklich rechnen wir dieſes Schriftdeutſch der Coelner Chronik dem Niederdeutſchen zu. Gewiß läßt ſich vom Standpunkt der gewöhnlichen äußerlichen Schematiſirung der deutſchen Sprachgruppen oder Mundarten ſehr leicht darthun, wie ſchon früher B. I, 173 vergl. mit S. 91 erörtert wurde, daß einige der characteriſtiſchen Lauteigenheiten des Geſammthochdeutſchen, z. B. das z und sz für das niederd. t, ch für k, auch wohl einzeln f und pf für p in dieſe Mundart ſchon ſeit dem Beginn ihrer geſchichtlichen Exiſtenz eingedrungen ſeien. Will man damit allein rechnen, ſo iſt ſie mittelfränkiſch, alſo mitteldeutſch und nicht niederdeutſch. Aber weit über dieſe äußerliche hinaus geht die innerliche Sprachform, wozu auch die eigenthümliche Seele des Lautſyſtems gehört, und dieſe iſt damals und noch immer ſelbſt in der heute lebendigen Volksmundart, ſetzen wir hinzu, trotz dem immer ſtärkeren Andringen jener „hoch- oder mitteldeutſchen Elemente" niederdeutſch, nur äußerlich, nicht aber innerlich geſchieden von dem wirklichen „Niederdeutſchen", d. h. den Mundarten, in welche jene zufälligen Elemente hochdeutſcher Art ſchwächer oder gar nicht Eingang gefunden haben.

Hier hat nun, wie im Allgemeinen bekannt und übereinſtimmend zugegeben iſt, die Reformation, d. h. der Geiſt der Neuzeit, der ſprachlich an die hochdeutſche Gemeinſprache, an das Neuhochdeutſche, durch Luther unwiderruflich gekettet war, eine anfangs langſame, nach Art des Landes und der Leute, ohne heftige Exploſionen verlaufende Umwälzung bewirkt und zwar mit im Weſen gleichen Reſultaten und Evolutionen auf dem ſächſiſchen wie auf dem fränkiſchen Gebiete. Für die Geſchichte der neuhochd. Schriftſprache iſt zunächſt nur die erſtere

von Wichtigkeit geworden, denn daß seit 1520 selbst in Cöln, der geistigen und literarischen Capitale der fränkischen Gruppe, mehr und mehr der Gemeinsprache sich annähernde, also nun entschieden hochdeutsch gemeinte Bücher geschrieben und gedruckt wurden, hatte keine Folge für die innere Weiter-Entfaltung des Neuhochd. daselbst. Die katholische Reaction seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hat alle die Fäden, die das Geistesleben dieser Lande mit dem centraldeutschen verknüpften, gewaltsam durchschnitten und einen Zustand passiven Vegetirens auch in der Literatur und Sprache geschaffen, den sie überall, und das war ja ihre eigentliche Absicht und zugleich ihre Existenzmöglichkeit, da geschaffen hat, wo es ihr gelang, das deutsche Volk zu zertreten und zu barbarisiren.

Als der talentvollste niedersächsische Schriftsteller dieser Zeit, Thomas Kantzow, aus dem äußersten, Oberdeutschland entgegengesetzten Nordrand Niederdeutschlands, aus Stralsund gebürtig, seine großangelegte Pommersche Geschichte, statt sie in ihrer Urgestalt, niederdeutsch zu lassen, in das eigentliche Gemeinhochdeutsch specifisch lutherischer Fassung umschrieb und so herausgab, da war damit das Schicksal des Niederdeutschen gleichsam providentiell entschieden. Mochte immerhin unter Luthers Augen und unter der speciellen Aegide und Hilfe seines niederdeutschen eigentlichen Adlatus Bugenhagen das Lutherische Deutsch der Bibel, der Catechismen, Lieder, Kirchenpostille u. s. w. in eine Art niederdeutscher Gemeinsprache umgedruckt werden, mochten viele einzelne Schreibende und Corporationen, zumal manche Städte — darunter wieder glänzte von Anfang die Stadt Hamburg durch besondere localpatriotische Zähigkeit — an ihrem mütterlichen Deutsch festhalten, es blieb nun einmal dabei, daß die Frage des Zurücktretens in eine bescheidene Winkelstellung für das Niederdeutsche nunmehr eine bloße Zeitfrage wurde. Das

sächsische Niederdeutschland, das größte zusammenhängende Gebiet, welches das Lutherthum dauernd behauptete, wurde damit zugleich die rechte Domäne des Lutherischen Neuhochdeutsch, und wir haben schon erwähnt, daß derjenige Schriftsteller, in dem sich ein Strahl — freilich nur einer — der Geistessonne Luthers unter allen am schönsten und reinsten spiegelt, der, der nächst Luther das beste Neuhochdeutsch in lutherischem Typus zu schreiben berufen war, Johannes Arnd, zugleich der gelesenste nächst Luther selbst, ein ächter Niederdeutscher gewesen ist. Uebrigens war die Zumuthung, des hochdeutschen Schriftausdrucks mächtig zu werden, selbst für einen Niederdeutschen von damals nicht so hart, wie man es sich heute bei mangelhafter Einsicht in die inneren Culturzustände dieser Zeit wohl einzureden pflegt. Wir sahen, daß schon im frühesten Mittelalter das Mittelhochdeutsche auch auf niederdeutschem Boden die eigentliche Sprache der Bildung war. Später ist das Hochdeutsche durch ein aus der veränderten Zeit sehr wohl motivirtes Neuaufstreben der Localsprache etwas zurückgedrängt, aber niemals völlig beseitigt worden. Selbst am Ende oder in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., wo man von einem goldenen Zeitalter der niederdeutschen Literatur reden kann, wenn man durchaus im Perrückenstil sprechen will, gleichzeitig, als das seiner deutschen Culturketten entfesselte Tschechenthum seine wüsten Saturnalien auch mit einem goldenen Zeitalter der tschechischen Sprache und Literatur zu schmücken unternahm, ist doch noch häufiger als 50 oder 100 Jahre früher die Geschäftssprache, die Sprache der Canzleien, der schriftliche Verkehr der gebildeten Weltleute nach außen in der hochdeutschen Gemeinsprache, so gut sie jeder zu handhaben verstand, geführt worden. Als Luther 1531 dem Rathe der ächt niederdeutschen Stadt Göttingen, der wie fast alle andern niederdeutschen Räthe,

Fürsten und Fürstinnen, Ritter und Frauen, Pfarrer und Schulhalter, und andere gewöhnliche Leute, seine Correspondenz mit dem Großmeister der hochdeutschen Sprache in ganz leidlichem Hochdeutsch zu führen verstand, den Magister Johann Birnstiel, einen oberdeutschen Franken als „Pfarrher" zuschickte, sagte er dabei, „ob er nicht sächsischer Sprache ganz (vollkommen mächtig) sein wird, hoffe ich doch er solle wol zu vernemen sein, weil auch zu Braunschweig oberländischer sprachen Prediger angenehm sind", und diese Hoffnung trog ihn weder hier noch sonst wo, wenn auch wie billig, das „Wort" auf der Canzel und in der Schule und das Kirchenlied einstweilen noch in der Volkssprache ertönte.

So hatte das Neuhochdeutsche durch und seit Luther große Fortschritte gemacht bis zum Ablauf des 16. Jahrh. und seinem natürlichen Ziele ein inneres und äußeres Einheitsband der von einem Geistesleben erfüllten und auf einer Lebensbasis gegründeten deutschen Nation zu werden sich beträchtlich genähert. Immerhin stand es aber noch so, daß selbst Männer von relativ großer wissenschaftlicher Potenz, wie Conrad Gesner, der bedeutendste Linguist des damaligen Deutschlands, es theoretisch unbestimmt lassen konnten, welche der verschiedenen deutschen Sprachen, „die Oberdeutsche" oder die der Leipziger Gegend, wo Luther geschrieben habe, oder die „Augsburger", wo so viele Bücher und theilweise in alterthümlich abweichender Orthographie gedruckt wurden, oder gar die „Basler" die wirklich ächte deutsche Sprache sei. Er selbst als Stadtkind von Zürich entscheidet sich doch nicht für seine Sprache, d. h. für jenes prägnante Schweizerdeutsch Zwingli's und seines Kreises — Gesner schrieb die angeführten Worte 1561 — sondern für das der Gemeinsprache genäherte Oberdeutsch, welches damals schon von der Mehrzahl seiner schriftstellernden Landsleute gebraucht wurde,

daher konnte er es auch quasi communis Germaniae lingua nennen, was auf das richtige Schweizerdeutsch ebenso wenig gepaßt hätte, als wenn man das Holländische so hätte bezeichnen wollen. Es klingt dies ungefähr so, als wenn jemand von dem Dachkämmerchen, in dem er wohnt, sagen wollte: „Mein ist gleichsam das Haus, weil ich darin wohne."

Umgekehrt konnte jener Matthesius, der seine angeborenen Rochlitzer Idiotismen zum Theil nicht zu verlernen brauchte, weil sie auch sein Meister, aber nicht als Rochlitzer oder Meißner Idiotismen in seiner Sprache hatte, in überschwellendem landsmannschaftlichem Stolze von der Bibeln Gotts reden, die Luther in Meichsner Zung bracht. Er hat damit den ersten jener ebenso unerquicklichen wie lächerlichen Töne der Selbstvergötterung dieser Landsmannschaft hören lassen, die man bald und immer häufiger zu hören bekommen sollte. Alles dies, nachdem schon der verständige Sinn eines Frangk den Nagel auf den Kopf getroffen und entschieden hatte, daß die rechte deutsche Sprache mit allen Mundarten gleich wenig zu schaffen habe. Luther selbst wußte natürlich, so wenig Gelehrsamkeit er auch in solchen Dingen besitzen konnte, daß diese rechte deutsche Sprache ihrem Blute und ihrer Herkunft nach Hochdeutsch, Oberländisch, wie er es nannte, sei, und von ihm wußte es auch Frangk. Oberländisch und Hochdeutsch ist in diesem Sinn einerlei, aber die Oberländischen, d. h. Oberdeutschen selbst konnten, wie Conrad Gesners oben citirte Aussprüche beweisen, immerhin noch ihre mit allerlei Idiotismen behaftete Gemeinsprache für Hochdeutsch ausgeben. Im ganzen 16. Jahrh. begegnet daher der Ausdruck Hochdeutsch höchstens einmal in der begriffsmäßigen Verwendung für die Gesammtheit der Gemeinsprache, es ist immer noch viel localer Mischmasch gemeint, so in der auch für die Sprachgeschichte unerschöpflichen

Zimmer'schen Chronik Hans Müllers (um 1580), mit ihrem specifisch oberschwäbischen Bodengeruch: nit uf latein sunder uf gut Hochdeutsch, d. h. auf gut deutsch herausgesagt, doch nur das Deutsch, was man in Mößkirch oder in Heigerloch für gut deutsch hielt, oder das heist uf guet Hochdeutsch ein ross umb ein Sackpfeife, wie wir hier zu Lande reden, ob auch Andere, darnach fragen wir nichts. So blieb als eigentlicher Name doch nur der eine, den Luther gebraucht, Gemeindeutsch, oder die rechte deutsche Sprache, oder wie es Sebastian Franck nennt, lustig hoeflich Teutsch, das er dem Niderlendisch, Hollendisch, Brabandisch und Westphaelisch entgegensetzt als „Hochteutsch". In diesem Sinn ist hochdeutsch aber doch nur wieder zufällig das, was man später, oder was wir jetzt darunter verstehen, für den Schwaben Franck nur, weil es Oberdeutsch im Gegensatze zu jenen niederdeutschen Sprachen und Mundarten ist.

Am nächsten unter allen kommt der Fassung des Begriffes „Hochdeutsch", als einer über den Mundarten stehenden Sprache vorzugsweise des schriftstellerischen Ausdruckes, doch noch der oben (p. 173) erwähnte und characterisirte Straßburger Albert Oelinger. Der Titel seines 1573 erschienenen Buches lautet:

„Underricht der Hoch Teutschen Sprach: Grammatica seu Institutio Verae Germanicae linguae."

Er giebt allerdings nirgend im Texte eine weitere Definition dieser „Hoch Teutschen Sprach", aber er meint doch im Wesentlichen das damit, was man nun bald immer allgemeiner so zu bezeichnen pflegte. Es ergiebt sich dies einmal aus der nächsten practischen Tendenz seiner Arbeit: sie sollte hauptsächlich dazu dienen, wie die Dedication an die Prinzen von Lothringen des weiteren ausführt, Ausländer mit unserer Muttersprache und zwar mit ihrem eigentlichen Canon bekannt zu machen, dann aus seinen

gelegentlichen Aeußerungen über mundartliche Fehler, die hie und da die Vera Germanica lingua nicht zu ihrem Rechte kommen ließen, endlich aus dem schon oben erwähnten Verzeichniß der hauptsächlichsten Druckstätten der besten Bücher in dieser Sprache. Hierbei kommt weniger in Betracht, was oben in anderem Zusammenhange betont werden mußte, daß er den eigentlich neuen Kern und Geist dieser Gemeinsprache, Luther, nicht nach seiner wahren Bedeutung zu erfassen versteht. Hier handelt es sich nur darum, daß er das, was ihm als rechte deutsche Gemeinsprache gilt, Hochdeutsch nennt und alle localen Beziehungen auf Oberdeutschland theoretisch davon abgestreift hat. Mehr der Curiosität halber sei noch hinzugefügt, daß sein Plagiator, der gleichfalls oben mit ihm zusammen characterisirte Laurentius Albertus Ostrofrancus wenigstens den Titel seines Buches nicht von ihm entlehnt hat. Freilich wäre das auch ein Kunststück gewesen, denn das Buch des Plagiators ist offenbar früher in den Buchhandel gekommen, als das Original, obgleich die Jahreszahlen auf den Titeln dieselben sind. Das Würzburger Product nennt sich „Teutsch Grammatica oder Sprachkunst certissima ratio discendae linguae Alemannorum sive Germanorum.“ Was den Inhalt des Begriffs Teutsch betrifft, so ist dieser, wie oben gezeigt wurde, im Grunde derselbe hier wie dort bei Oelinger, also eigentlich damals schon durch das Uebergewicht der Sprachindividualität Luthers etwas antiquirt. Von Albertus Ostrofrancus, der in einer damals wieder streng katholischen Atmosphäre sich bewegte, würde es gewagt gewesen sein, Luther auch nur als Sprachautorität zu citiren. Bemerkenswerth ist es dabei doch, daß er gelegentlich einmal die Misnenses als populus cultissimus und ihre Aussprache wegen ihrer elegantia und suavitas rühmt, also eine der ersten Lobesstimmen aus Süddeutschland, denen andere, scharfe Tadler, wie es scheint, damals wenigstens in noch größerer Zahl entgegenstanden.

Zweites Buch.

Die Neuhochdeutsche Schriftsprache im Zeitalter der reflectirten Schulgelehrsamkeit und exclusiven Bildung.

Erste Abtheilung.

Das Eintreten der Reflexion und Exclusivität in die Schriftsprache.

Erstes Capitel.

Das Fremdwesen in der deutschen Sprache des 16. Jahrh.

Die deutsche Sprachgeschichte des 16. Jahrh. ist ein Blatt voll der ruhmreichsten Erinnerungen in der Geschichte unseres nationalen Geistes. Der Genialität der Anlage ihrer eigentlichen Träger, der hervorragenden Schriftsteller der Zeit, entspricht die formale Vollendung ihrer Leistungen allerdings nicht recht, aber weit über das bloße Wollen und Nichtkönnen hinaus haben sie diese Sprache so allseitig, so lebensvoll und so gründlich durcharbeitet, wie es ihr seit dem Versiegen der mittelhochd. gebildeten Literatur nicht wieder geschehen war, und der Kampf für die geistige Einigung der Nation, so weit sie der Sprache vorbehalten ist, hatte eine Menge von Siegen zu verzeichnen, die gerade nicht immer entscheidend, aber immer naturgemäß und von der Vernunft der deutschen Entwicklung selbst gewonnen waren.

So trat unsere neuhochdeutsche Schriftsprache nicht als ein völlig organisch ausgestaltetes Ganze, aber doch im Begriff,

ein ſolches zu werden, aus einer Epoche der größten Erregung, des geſteigerten Pathos, der Ueberanſtrengung der Phantaſie und des Gefühls, des Gemüthes und Willens, des Gewiſſens und des Verſtandes in eine andere hinein, die ſich von ſelbſt als die natürliche Reaction dagegen, als das Bedürfniß, die verzehrten Kräfte langſam wieder anzuſammeln, und deshalb zunächſt als eine Zeit der Stagnation und der Mittelmäßigkeit ankündigte.

Die deutſche Schriftſprache konnte davon ſo wenig wie jede andere Sphäre der eigentlich menſchlichen, geiſtigeren Lebensthätigkeit der Nation unberührt bleiben. Auch ſie mußte nothwendig in etwas darunter leiden, und nicht bloß ein Luther, ſondern auch ein Aventin, ein Sebaſtian Franck, ein Hans Sachs wären nach 1560 unmöglich geweſen. Nur für die bizarre Originalität eines ganz ſubjectiven Genius und ſeines auf ſich ſelbſt geſtellten Humors, für einen Fiſchart, blieb auch eine ſolche bleierne Luft noch immer athembar; doch ſo wenig er von ſeiner Zeit gelitten hat, ſo wenig hat auch ſeine Zeit, zunächſt die Sprache ſeiner Zeit, von ihm gewonnen.

Wäre es nur die Zeitatmoſphäre ſelbſt, wodurch das trotz aller einzelnen Krankheitsſymptome doch ſo vollſaftige und gedeihliche Wachsthum der Schriftſprache ins Stocken gerieth, ſo wäre das von innen heraus wieder ausgeglichen worden, ſobald wieder in neuer naturgemäßer Reaction eine beſſere Luft die ſchlechte ablöſte. Aber es fügte ſich durch ein verhängnißvolles Zuſammentreffen der verſchiedenſten ungünſtigen oder geradezu feindſeligen Zufälligkeiten, daß die Sprache, wie die ganze Nation in ihrem Geſammtleben, außer mit den natürlichen Schwierigkeiten, die in der deutſchen Volksſeele ſelbſt lagen, mit einer geſchloſſenen Phalanx von äußern Widerwärtigkeiten, Hinderniſſen und Gefahren zu kämpfen hatte, die mehr als

einmal die ganze Zukunft dieser Sprache in Frage zu stellen schienen. War doch das Dasein der ganzen Nation bis in seine innersten Wurzeln so stark erschüttert, daß auch selbst die wärmsten und verständigsten Patrioten oft an ihrer Zukunft verzweifelten.

Der Hauptfeind, mit dem unsere Sprache zu kämpfen hatte — es ist derselbe, der es auf die Vernichtung unserer ganzen Nation von jeher angelegt hat — läßt sich mit einem Schlagwort als ihre Verwälschung bezeichnen. Wir wiesen schon früher darauf hin, daß die Nation im Ganzen an demselben Uebel krankte. Zweihundert Jahre früher, ehe es einen Ludwig XIV. und ein Versailles gab, war es hereingebrochen und hatte den Regenerationsproceß unserer Nation mindestens gestört, wenn nicht zerstört, wie man pessimistisch gesinnt behaupten könnte, wenn man die wirklich gewonnenen Resultate nicht bloß mit den ursprünglichen Intentionen, sondern mit den gewaltigen dafür in Fluß gesetzten Kräften des Geistes und Willens vergleicht. Auch unsere Sprache hat in der Periode ihres glänzendsten Aufschwungs dieses wälsche Contagium nicht los werden können und wir glauben schon gezeigt zu haben, in welchem Umfang und mit welcher Gemeinschädlichkeit es damals in ihr wucherte.

Damals trat es in der Maske der neulateinischen Classicität auf. Darin imponirte es der Glaubensseligkeit und zugleich der Eitelkeit unsrer Nation. Denn die Eitelkeit ist in kaum ermeßbarem Umfang betheiligt. Es war ja an sich ein ganz gerechtfertigtes Verlangen, daß man aus der allgemeinen demokratischen Nivellirung des ganzen nationalen Geisteslebens — wir meinen es, wie unsere Leser wissen, noch richtiger plebejisch nennen zu dürfen — eine exclusivere Bildung heraus zu arbeiten und in gemeinsamem Streben unter einer Fahne

gegen die Barbarei Front zu machen sich berufen fühlte, aber das eigentlich Treibende dabei war doch, wenn man in dem Innersten der Seelen und Charactere zu lesen versteht, die Sucht etwas Besonderes, nicht dasselbe, wie Hinz oder Kunz, richtiger jeder andere deutsche Mann zu sein. Gewiß hätten Alle, denen dies gilt, eine solche Analyse ihres innersten Wesens mit Protest zurückgewiesen, aber sie besteht natürlich gerade so zu Recht, als wenn sie ihre Wahrheit anerkannt hätten. Keine Phase der deutschen Sprachgeschichte war nach ihrer inneren Construction ungeeigneter, diese Neoclassicität in sich aufzunehmen, als das Neuhochdeutsche am Ende des 15. Jahrh., ebendeshalb mußte es, als es doch geschah, verderblichere Folgen nach sich ziehen, als sie an sich unter etwas günstigeren Auspicien zu sein brauchten. Der Schade wurde daher so groß, als es nur überhaupt denkbar ist.

Es blieb aber immer auch später noch verhängnißvoll, daß, wie hundert Jahre früher und jedes Jahr mehr, eine Menge productivster Talente ihrer natürlichen Sprache halb oder ganz entfremdet wurden. Denkt man nur an den einen Nicodemus Frischlin, so möchte einem Patrioten noch jetzt das Herz bluten, und es ist doch nur einer von vielen, doch immer nur zufällig in ein so helles Licht gestellt, daß viele andere, denen diese Gunst des Zufalls nicht zu Theil wurde, dagegen verschwinden. Es wiederholt sich bei ihm genau das, was an Hutten geschah: der deutsche Frischlin ist ein ungelenker, unfertiger Geselle, der kaum den andern viel minder begabten in der ihm fremden Sprache nachzustammeln vermag: der lateinische in seiner Art, in dem Barockstil der Renaissance, ein Meister ersten Ranges. Noch verhängnißvoller aber war es, daß die Sprache selbst nicht bloß mit dem fremden Ballaste, der sie nur krank machen, oder, wenn dies einstweilen noch zu viel gesagt ist, ihre

Gesundheit stören konnte, überladen wurde: sie enthob sich dadurch auch gleichsam wie selbstverständlich einer großen Verpflichtung, die sie gegen die Nation hatte. Sie verzichtete darauf, das höhere intellectuelle Leben, das Wissen und die Wissenschaft zu bewältigen, eine deutsche Sprache der Intelligenz und des Denkens zu werden. So schnell freilich, oder gar in einem Sprunge hätte sie dies höchste Ziel nicht erreichen können, es war jedoch auch keine Gefahr im Verzug. Sie überließ dies aber bescheiden und überbequemlich nach deutscher Art, der Fremdsprache, dem Neulatein, das sich für classisches Latein ausgab, weil es damit gelehrten Mummenschanz trieb.

Doch es hatte sich außer dieser Neoclassicität noch ein anderer, wo möglich noch gefährlicherer Feind in die Mitte der Nation und in die Mitte der Sprache eingeschlichen.

Die Wahl Carls V. bedeutet auch für unsere Sprachgeschichte auf ihrem beschränkten Gebiet die größte Sünde gegen den heiligen Geist der Nation. Wie weit man dieselbe ihr selbst zurechnen, oder sie auf die legitimen Führer der Nation wälzen wolle, bleibt jedem Beurtheiler überlassen. Wir sind der Ansicht, daß im Jahre 1519 es allerdings leider kein anderes Organ der deutschen Nation gab, wodurch sie ihre Forderungen auf ihre politische, religiöse und sociale Neugestaltung auf gesetzlichem Wege geltend machen konnte, als die damaligen sechs Kurfürsten des heiligen römischen Reichs, die sie in der Wahlcapitulation, so gut sie es verstanden, auch wirklich durchzusetzen versuchten. Auch weiß man, mit welcher schwärmerischen Vertrauensseligkeit selbst ein Hutten und Luther „das edel junge, etwa gar noch deutsche, Blut, König Carol", als den gottgesandten Ordner und Wiederhersteller der aus den Fugen gerathenen Zeit begrüßt haben. Alles dies macht wohl begreiflich, entschuldigt

aber nicht die schwere Verschuldung, die die Nation im Ganzen dadurch auf sich geladen hat, daß ihr keine andere Wahl blieb, als ihre Hoffnungen auf das ungeeignetste Subject zu werfen, das in dem ganzen damaligen Europa gefunden werden konnte.

Carl von Hispanien, so hieß ihn das deutsche Volk vorwiegend, ist bekanntlich jeder europäischen Nationalität, nur nicht der deutschen zuzurechnen. Es ist der rechte Prototyp des nüchternen Cosmopolitismus, der zugleich einen tiefen instinctiven Widerwillen gegen die Eigenart des deutschen Wesens in seiner sonst so öden Seele birgt. Von Natur ein verwälschter Flaeming, ein ächter Fransquillon reinsten Wassers, ein Unkraut, das der fette Boden der deutschen Niederlande seit den frühesten Jahrhunderten in so überschwenglicher Fülle producirte, daß das ächte Kraut allmählich darunter erstickt ist, hat er doch keine Sympathien für das eigentliche Franzosenthum, begreiflich genug, warum nicht; aber Französisch war und blieb seine Muttersprache, und Französisch wurde durch ihn 150 Jahre vor Richelieu oder Mazarin die europäische Staatssprache und demgemäß auch die Sprache der höchsten Gesellschaft des Welttheils. Er selbst führte alle seine intimsten Staatsgeschäfte, aber auch seine ganze weitläufige Familiencorrespondenz, die immer zugleich politisch war, nur in dieser Sprache, und sein ihm in dieser Art ebenbürtiger Bruder Ferdinand, der seit 1531 römischer König und sein Stellvertreter in Deutschland hieß, und dessen Wahl eine neue schwere Schuld zu der des Jahres 1519 häufte, schrieb auch gewöhnlich französisch an ihn, mitunter wohl auch spanisch, weil dieser jüngere burgundische Habsburger etwas stärker von spanischer Tinctur in seiner Erziehung gefärbt war, als der Kaiser selbst, dem Spanisch immer eine fremde, wenn auch geschickt gehand-

habte Sprache blieb. Deutsch sprach Carl, wie er selbst bekannte, nur mit seinem Pferde, aber auch damit renommirte er nur, denn er konnte nicht einmal so viel Deutsch, um mit seinem Pferde zu sprechen. Einige Brocken des gröbsten Brabanter Jargons, den er in den Gassen seiner eigentlichen Haupt- und Residenzstadt „Bruxelles“ — ein anderer Name existirt für ihn nicht — aufgelesen, war all das Deutsch, was er aufbrachte, und das wäre selbst für ein Pferd zu wenig, gewesen.

Natürlich wurde auch die Reichspolitik von dem Kaiser in dieser Sprache behandelt, so weit sie von ihm selbst unmittelbar ausging und nicht directe gesetzliche Bestimmungen entgegenstanden: französisch sind seine Instructionen an seine Emissäre und Staatsmänner, die in deutschen Dingen gebraucht wurden, ebenso der größte Theil ihrer Berichte an den Kaiser. Daß hie und da einer davon, wie der berüchtigte und verschmitzte Intriguant, der Erzbischof Johann von Lund, des Französischen nicht mächtig genug war, und darum lateinisch correspondirte, ist eine seltene Ausnahme. Deutsch war die officielle oder gesetzliche Sprache, in der das Reichskanzleramt also der Kurfürst von Mainz, das Reichskammergericht, der kaiserliche Hofrath für deutsche oder Reichsangelegenheiten (woraus sich der Reichshofrath entwickelte), und alle anderen wechselnden Reichsbehörden kraft der Wahlcapitulation schreiben mußten. Also hatte auch Carl seine deutsche Canzlei, aber wenn das Gesetz irgend zu umgehen war, verkehrten er und seine Staatsmänner mit den einzelnen deutschen Fürsten und ihren diplomatischen und politischen Organen in französischer Sprache und diese antworteten auch bald größtentheils so mit einer geschmeidigen Höflichkeit, die in dem damaligen Deutschland außerdem wenig gefunden wurde. Einstweilen verstanden

weder die Fürsten noch ihre Diener französisch, und die ersten schienen auch vor den Sorgen der damaligen religiösen und politischen Wirren und vor den Anforderungen der Jagd und des Poculirens keine Zeit zu haben, es zu lernen. Französische Secretäre, meist verwälschte deutsche Abenteurer, mußten zuerst in die Lücke eintreten, aber wunderbar, es dauerte nicht lange, so gewöhnte sich die ungeschickte Zunge und Hand dieser sonst so schwerfälligen Herren an die Fremdsprache.

Das Deutsch der kaiserlichen Canzlei Carls V. hat, wie es scheint, bereits Fabian Frangk nicht mehr als mustergültig angesehen: er spricht nur von Kaiser Maximilians hochseligen Andenkens Canzlei, nicht von der jetzigen. Aber bei andern galt es doch immer noch so viel, vielleicht noch mehr, als das des Großvaters, „der die deutschen Sprachen in eine gewisse Sprache" hatte ziehen helfen, wie Luther erzählt, nur schade, daß wir nicht wissen, wie er es gemacht hat.

Die Leute, die es bewunderten, thaten es theils, weil es in allen seinen Verkehrtheiten ihrem eigenen verkehrten Geschmack entsprach, theils aus traditionellem oder jetzt erst recht Mode werdendem Respect vor den Höchsten und Allerhöchsten dieser Erde, von welchen sie natürlich die kaiserlichen Schreiber nicht zu trennen vermochten. So ist auch Carls Canzleideutsch in den anderen immer zahlreicheren Rhetoriken oder Stilistiken der Zeit als mustergültig empfohlen, oder vielmehr das Canzleideutsch überhaupt, vor anderm das der kaiserlichen Canzlei, mochte der Kaiser Ferdinand, Maximilian II. oder Rudolf II. heißen. Denn auch diese äußerlich wieder etwas angedeutschten Nachfolger Carls blieben darin seine ächten Brüder, Neffen und Großneffen: keiner von ihnen, selbst nicht der sonst von der deutschen Nachwelt mit einiger gemüthlichen Achtung behandelte Max II., lernte ein anderes als höchst bedenkliches Deutsch

ſchreiben. Keiner lernte es ſo, wie es damals ein jeder des Schreibens kundige, alſo im damaligen Sinn gebildete Mann, wenn er kein deutſcher Kaiſer war, verſtand. Selbſt die anderen katholiſchen Reactionäre, voran das Bairiſche Herzogshaus, bekunden zeitweiſe manche Fortſchritte in deutſcher Stiliſtik, nur in der Wiener Hofburg und auf dem Prager Hradſchin wird man davon nichts gewahr. Max hat mit ächt habsburgiſcher Pfiffigkeit ſein ganzes Leben lang je nach Umſtänden ein ſpaniſches und ein deutſches Geſicht aufzuſetzen verſtanden und wenigſtens die argloſen Deutſchen damit gründlich düpirt, aber ihre Sprache doch nie recht gelernt.

Daß die anderen deutſchen Canzleien ſich bloß nach den Unarten der kaiſerlichen ihre eigenen angewöhnt hätten, wäre zu viel geſagt: wir ſahen, ſie waren von ſelbſt auf dem beſten Wege, privilegirte Sprachverderbungsinſtitute von unberechenbarer Gemeinſchädlichkeit zu werden. Aber das Beiſpiel der vornehmſten wirkte doch auch auf die andern ein. Wenn es darauf ankäme, wäre es leicht im Einzelnen nachzuweiſen, in welchen Procentſätzen, den engeren oder ferneren Beziehungen der einzelnen Canzleien zu der kaiſerlichen entſprechend das geſchehen iſt. Am tapferſten, wenn man es ſo nennen will, widerſtanden noch die Canzleien der großen Reichs- oder Freien Städte, beſonders die ſpecifiſch proteſtantiſchen, und ganz katholiſche gab es ja einſtweilen außer Aachen nicht mehr, denn ſelbſt Cöln konnte bis zum großen Krieg als gemiſcht gelten. Geſchrieben wurde jetzt im Vergleich mit 50 Jahren früher von den Canzleien zehnmal mehr, obgleich man auch ſchon damals die Dinte nicht geſchont hatte, aber die ſchon ganz in das Dunkel der Cabinette und in das Geheimniß vertraulicher Inſtructionen und Berichte zurückgewichene große Politik, die unendlich verſchlungene kleine der unzähligen großen und

kleinen Atome des Reichskörpers, ihre Sucht, auch wenn sie noch so winzig waren, eine selbständige Figur auf dem theatrum mundi vorzustellen, dazu die Reformen oder Veränderungen im Gerichtsverfahren und in der Landespolizei, in dem, was wir öffentliche Verwaltung nennen, sind alle mit einer unverhältnißmäßigen Steigerung in der Actenproduction verbunden. Häufig genug sind von jetzt ab auch für ein größeres Publicum bestimmte Deductionen, Proclamationen, Manifeste und dergl., natürlich im Canzleideutsch, gedruckt worden, ja man fing schon jetzt an, die unzähligen Streitfragen aus dem deutschen Privatfürstenrecht und Reichsstaatsrecht, die die ganze juristische Atmosphäre der Zeit schwängern, gedruckt der Welt vorzulegen. Daher mag es auch kommen, daß die meisten der „Neuen Zeitungen", wie sie sich gewöhnlich nannten, jene fliegenden Blätter oder Pamphlete, welche die einstweilen noch fehlende periodische Presse schon seit der Erfindung des Buchdrucks in immer mehr anschwellenden Dimensionen ersetzten, ein relativ so schlechtes Deutsch zeigen: ihre Verfasser haben offenbar mehr von den Canzleien, als von Luther gelernt. Sie stehen tief unter der entsprechenden Literatur des Reformationszeitalters, unter denen allerdings einige anonyme Meisterstücke ersten Ranges sind, die auch Luthers Feder würdig wären.

Dieses Canzleideutsch aber verstand es, alle schadhaften Stellen am deutschen Sprachkörper zu wirklichen Beulen voll kranker Säfte zu machen und es schwelgte natürlich darin, weil es nur auf das eigentlich Verkehrte im deutschen Volkswesen gegründet war und davon leben konnte. Schon zu Kaiser Carolus Zeiten wäre es nicht schwer, sogar in seinen Kriegs-Manifesten, die doch zünden sollten, Perioden-Leviathans zu begegnen, die nach dem Satze dieses Buchs gedruckt, reichlich 100 Zeilen

füllen würden, 50, oder gar 30, versteht sich eigentlich für jedes solche Ungeheuer von selbst. Natürlich haben sie dabei weder Kopf noch Schwanz. Es sind polypenartige Mißgeburten, die nach allen Seiten ihre schleimigen Fangarme ausstrecken und ihr Opfer nicht eher loslassen, bis sie ihm den letzten Schein von Klarheit und Durchsichtigkeit des sprachlichen Ausdrucks ausgesogen haben. Sie müssen durch jene schon um 1500 gespensterhaft drohenden nit allein dass, wie denn nit allein — sondern vielmehr auch, somit desto mehr — dies desto wie dero, ihro etc. galt einst für ein ächtes Kleinod in den Canzleien, hat aber schon um 1580 weithin begeisterten Widerhall gefunden — nit desto weniger, unangesehn wie denn nit allein, dabei wir auch nit underlassen wollen, unangesehen dass und dergl. mit einander verbunden werden. Hier giebt es schon um 1550 bloß ein weder — noch, niemals mehr das einfache noch, kein des, das doch die übrige Sprache noch ganz lebendig hat, sondern ein derhalben oder derohalben. Hier kann das Verbum, z. B. verboten haben, oder erzeigten von dem regierenden Subject wir oder keiserliche Majestät, oder was sonst, durch 10—12 mit lauter von dem Verbum abhängigen Objecten, Substantiven, Adjectiven, gefüllten eingeschachtelten appositionellen Satzgliedern, mit Vorliebe den undeutschesten Participien, getrennt sein: es muß doch noch verstanden werden. Hier giebt es drei, vier Relativsätze ineinander, jeder natürlich ohne seine Verbum, die dann zuletzt in schöner Eintracht Fuß neben Fuß nebeneinander stehen.

Hier ist jene überquellende Fülle der innern Sprachbilder, die Luther und die volksthümliche Sprache so behaglich in Tautologien ausströmen ließ, zu einer albernen Caricatur verzerrt. Diese Canzleisprache hat es verlernt, irgend ein Ding mit seinem einzig rechten Wort zu sagen und weil sie

zu impotent dazu ist, schwankt sie zwischen lebloſen Synonymen herum. Da blähen sich nicht bloß ein, zwei, drei, sondern vier, fünf, sechs und mehr Worte, wo eins vollständig genügte, so „christliche, friedliche vergleichung und einigung; zu hochstem und mit allem eussersten fleiss; des willes oder vorhabes gewest, oder noch sein; mit ungrundt und unwarheit; anzustiften oder zuerwecken; empörung unnd aufruhr; weder muhe noch arbeit; erstrecken oder darstrecken eigens vermogens; gelegenhait, aigennutz oder vorteil; ainicherley zweyung, spaltung oder zerruttung; vilerley geschwinde, sorgliche, geferliche, dem hailigen reiche teutscher nation, derselben glidern und ständen, auch uns selbs an unserer kais. Hochait und reputation zum hochisten nachtailige und schedliche practiken (Luther parteken!) furschlege und ansthiftungen erzeigt — und so fort in sinnverwirrendem Bombast und öder Nüchternheit durch endloſe Seiten endloſer Actenfascikel hindurch. Die kleine Blumenleſe hier ist auch deshalb gerade so angeſtellt, um an einem aus der kaiſerlichen Canzlei des Jahres 1546 stammenden, hochofficiellen Actenstücke zu zeigen, wie selbst in äußerlichen Dingen, zunächst in der Orthographie, dieſe Canzleiſprache alle ihre alten Unarten mitſchleppte. Denn das völlig gedankenlos verwandte ai für ei, das mitunter das rechte trifft, eben so oft es auch verfehlt, die lächerlichen Doppelconſonanten, selbst das einzeln herumtaumelnde Dehnungszeichen h, das Fehlen des Umlauts in u und o zu einer Zeit, wo andere deutſche Schreiber und Drucker sich bequemten, hierin dem Auge sein Recht anzuthun, sind lauter barbariſche Archaismen und nichts weiter.

Daß eine ſolche Sprache nicht dazu geeignet war, in dem doch immer feiner geſchlungenen Gewebe der politiſchen Verhandlungen einer hochpolitiſchen Zeit gebraucht zu werden,

versteht sich von selbst, und insofern war Carl und jeder andere, der es ihm nachthat, vollkommen berechtigt sie dafür, so weit es nur anging, zu ignoriren. Das Lateinische kann man immer noch die officielle Sprache der damaligen internationalen Politik nennen, aber auch nur die officielle, und so war für alles andere und gerade das eigentliche und tägliche Bedürfniß das Französische von selbst, ohne alle Anstrengung, aber damals auch ohne alle bewußte Anmaßung von seiner Seite zur Sprache dieser höchsten Gesellschaft und Berufssphäre geworden. Noch einmal aber nur deshalb, weil Carl ein Fransquillon und von lauter Fransquillons — seinen Launoy, Hanart, Adrian van Croy, de Perot, de la Chaux, Granvella's u. s. w. umgeben war.

Dies allein hätte hingereicht, dem Französischen in der damaligen deutschen Welt eine Stellung zu geben, die sich in einer Hinsicht mit der des Lateinischen in den Anfängen unserer Sprachbildung und Cultur vergleicht, in anderer aber noch weit darüber hinausgeht, gewiß aber der deutschen Sprache noch weit gefährlicher werden mußte. Zwar die jetzigen deutschen Fürsten und Vornehmen schienen, wie wir wissen, nicht die Leute, um noch eine fremde Sprache zu lernen, aber die Thatsachen beweisen, daß sie es doch nach und nach thaten, und sogar auf eigenen Antrieb. Ihre deutsche Correspondenz mit dem kaiserlichen Hofe schrumpfte immer mehr zusammen, und nur wenn es darauf ankam, wie in den zur Catastrophe sich zuspitzenden Verwickelungen zwischen dem Schmalkaldischen Bunde und der katholischen Partei, energisch oder grob aufzutreten, griff man wieder instinctiv zu der Muttersprache.

Unter solchen Verhältnissen wirkte das Beispiel einzelner ansteckend auf die andern. An allen unsern damaligen Höfen, wo man gesunde Nerven in Fülle, aber das Gegentheil von

dem, was man eine feine Haut nennt, finden kann, wurde es bald eine Ehrensache, hinter dem Nachbar so und so nicht zurückzustehen. Nur ganz abgelegene Winkel mochten auch in der Sprache noch ihre Eigenart in voller Naivetät bewahren: die damaligen Mecklenburger Herzoge sind die einzigen, die niemals französisch an den Kaiser geschrieben haben, und er auch nicht an sie: wahrscheinlich weil er sie auf eine Linie mit seinem Pferde stellte, was er freilich so ziemlich mit allen seinen „hochgeborenen lieben Oheimen und Churfürsten" oder seinen „chiers und tres chiers, leals und tres leals cousins" deutschen Blutes that.

Daß sich endlich, verhältnißmäßig aber erst spät, und zwar in fast unmerklicher Geschmeidigkeit, auch Frankreich oder die französische Diplomatie dieser für sie so bequemen und zugleich ihrem Interesse günstigen Situation bemächtigte, kann nicht Wunder nehmen. Aber sie that es erst, nachdem dieselbe durch Carl V. und sein Verwälschungssystem geschaffen war. Es ist ja bekannt genug und soll hier, wo wir uns bemühen, aus frischem Holze zu schnitzen, nicht wiederholt werden, wie König Franz I. als Rivale um den Kaiserthron seine Fäden in der greifbaren Gestalt goldener vollwichtiger Sonnenkronen um alle seine deutschen Vettern und Verbündeten, auch um die ehrsamen Rathsherren und Ammänner der Reichsstädte und Bauernstaaten der Schweiz zu schlingen verstand. Der Dank dafür, sowie die Antworten auf die darin eigentlich gestellten, nebenher in zierlichen Briefen und von den gewandtesten Unterhändlern vorgebrachten Bitten, Fragen, Ermahnungen und Verheißungen wurden anfangs unabänderlich in deutscher Sprache ausgedrückt — der Franzmann war nicht vornehm genug, daß man ihm zu Liebe sich mit seinem Französisch hätte abquälen sollen, das blieb das Vorrecht der vetterlichen gnedigen trew

und zuneigung, die „Carl von Gent", dem heiligen reiche teutscher nation, als dem gemainen vatterlandt, bis auf diese stund getragen und so herrlich erprobt hatte. Endlich aber, im Durchschnitt seit 1550 bequemte man sich auch den Franzosen gegenüber das Deutsche fahren zu lassen, was damals schon kein so großes Opfer war.

Vergleicht man so unbefangen als möglich das damalige Französisch nach seinem sprachlichen Werthe und Leistungsfähigkeit mit dem damaligen Deutschen, so wird der Vorzug, den das eine in mancher Beziehung beanspruchen darf, immer wieder durch Vorzüge des andern aufgewogen. Von einer Abschätzung des Gehaltes der beiderseitigen Literatur sehen wir dabei ab, wir reden nur von der Sprache als einem Werkzeug des practischen Lebens und der Literatur. Wollte man die Literatur nach ihrem Gehalt und ihrer Form mit einander vergleichen, so würde sich dasselbe Ergebniß herausstellen: den einen Luther abgerechnet, der überhaupt nicht verglichen werden kann, sind die Vorzüge und Mängel hier wie dort ungefähr gleich vertheilt. Wiegt Rabelais' Witz Fischarts Genialität nicht auf, so war er doch begreiflicher, civilisirter, allgemein menschenverständlicher, kein so apartes Gewächs, das erst unter der Loupe der Gelehrtenforschung seine ganzen Wunder offenbart. Dagegen weiß jeder, der ein Verständniß für Poesie hat, daß gegen Hans Sachsens, „Ein artlich Gesprech der Götter, die Zwietracht des römischen Reichs betreffent" oder „Ein Epitaphium oder Klagred, ob der Leich Doctor Martini Lutheri" der gesammte zierlich-pathetische Singsang Ronsards und des ganzen Siebengestirns federleicht in die Luft schnellt.

Dafür sieht man sich in der deutschen Literatur vergeblich nach einem Montaigne um, und man begreift weshalb.

Aber gerade diese mittlere, kühl reservirte Stellung der keimenden weltmännischen Bildung und Grundsätze hatte auch in Deutschland die größte Zukunft, nicht bei denen, die berufsmäßig die Feder führten oder etwas drucken ließen, aber bei den Andern, die es nicht thaten und doch die durch das Verhängniß legitimirten Führer der Nation in ihre weitere Zukunft hinein sein sollten. Zuerst nur einzelne pflichttreue und arbeitsame Geschäftsmänner, Rechtskundige und Politiker, nicht immer, häufig aber alles dies zugleich in einer Person, sind von dem Schaum dieser heranbrandenden weltmännischen Cultur angespritzt. Allmählich aber auch Andere, deren bisherige Lebensgewohnheiten und sociale Stellung sie des mächtigen Impulses der Pflicht oder des Berufes, der bei jenen wirkte, enthob. Die fürstlichen Personen selbst, wie sie das nachlutherische Deutschland bis nahe an den großen Krieg fast ausnahmlos erzeugte, sind zu diesen Andern zu rechnen. Noch mehr ihr Hofadel, überhaupt der deutsche Adel, soweit er damals noch immer zum größeren Theile seine sociale Unabhängigkeit behauptete. Denn es ist ja auch die Zeit, wo die Corporationen der Reichsritterschaft, der prägnanteste Ausdruck davon, sich erst förmlich und definitiv constituirten.

Recht wohl, nicht für unsere Augen, die dadurch gröblich beleidigt werden, aber für damalige Menschen, vertrug sich damit an demselben Ort, in demselben Individuum noch die altangestammte arglose Hingabe an die plebejische Zügellosigkeit einer im Wesen schon überwundenen, aber die Oberfläche desto anmaßlicher ausfüllenden Periode. Es hat keine Zeit gegeben, wo unsere Nation Luthers bitteres Wort „wöllen wir Teutschen doch bestien sein“ in aller Unschuld und mit unbegrenztem Behagen so wahr gemacht hätte, als in den 50—60 Jahren am Schlusse des 16. und am Anfang des

17. Jahrh. Wer will, mag die Schützenfeste, Wurstaufzüge, Ringelrennen und Gesellenstechen von damals bewundern, manche sind wegen des Wein- und Bierdunstes, in dem das alles schwimmt, unfähig dazu, manchen verderben sie den Magen. Auch in dem damaligen Deutschland gab es wohl einige Leute, die in demselben Falle waren, und hätten sie sich nicht von selbst ihrer Nation geschämt, so würden sie die höhnischen Reden aller Fremden ohne Ausnahme leicht dazu gebracht haben. Denn alle, selbst die noch viel wüsteren sarmatischen und magyarischen Halbwilden im Osten, glaubten sich dazu berechtigt, wahrscheinlich weil sie sich mit etwas mehr Anstand „toll und voll" zu saufen verstanden, als man es selbst an den meisten Churfürsten des heiligen Reiches zu sehen gewohnt war. Jeder aber, der sich, wenn auch fürs erste nur mit der Gesinnung von diesem bestialen Treiben abwandte, war in großer Gefahr, der Ausländerei zu verfallen, einmal weil er seine angestammte deutsche Erbsünde in sich trug, dann weil die Situation dieser Zeit, wie wir sie umrissen haben, verlockender als je dafür war. Als ein neues Unglück, wodurch der schon vorhandene Infectionsstoff noch ins Maßlose wuchs, belebte sich dann besonders seit der Mitte des Jahrhunderts die alte immer gepflegte Mode der Reisen in fremde Länder. Dabei lief aber jetzt wieder wie einst in den Kreuzzügen und in den Blüthetagen der Scholastik Frankreich oder Paris allen anderen Reiserouten den Rang ab. Sichtlich ist es die schon allmählich in Deutschland so weit verbreitete Kenntniß des Französischen, die dabei mitwirkt, noch mehr die Schwingungen der confessionellen Kämpfe — sie religiös zu nennen, wäre ein Mißbrauch des Wortes Religion — die ja auch die ganze deutsche Politik hüben und drüben und unzählige Individuen, gleichsam wieder erstandene Kreuzfahrer für oder wider die

Hugenotten, ergriffen. Welche Summe kräftigen deutschen Blutes damals in Frankreich vergeudet wurde, läßt sich annähernd berechnen und das wäre damals, wo daran in Deutschland kein Mangel war, noch zu verschmerzen gewesen. Aber daß auch jeder solche Tourist als Apostel des Wälschthums, zunächst als Adept und fanatischer Renegat für die französische Sprache wiederkam, das war für unsere Sprachgeschichte eben so verderblich, wie für unsere Sitten und politische Gesinnung.

Nicht allein daraus, aber doch zum Theil daraus stammte noch ein anderes einflußreiches Werkzeug für die Festrammung des Französischen im deutschen Boden. Das war die Verbreitung des Calvinismus an so viel deutschen Fürstenhöfen. Die gewaltsamen Thaten, wodurch er nach dem Grundsatze des Herrschaftsrechtes jener Zeit cuius est regio, eius est religio auch den Bevölkerungen mancher deutschen Länder aufgezwungen wurde, gehen die Sprachgeschichte nichts an. Der Calvinismus war eine Modesache, das liegt auf der Hand, die man gerade so wie wälsche Hauben und Bänder, Krägen und Mäntel von Frankreich her importirte. Aber es lag auch etwas in der deutschen Luft, das seine überraschenden Erfolge erklären hilft. Man spricht viel und hart von der neu- oder nachlutherischen Orthodoxie und man kann in der That kaum zu hart davon sprechen. Aber für die Menschen, eingeschlossen oder vorzugsweise gemeint die Vornehmen dieser Zeit, war sie gerade gut genug und ihnen so recht auf den Leib zugeschnitten. Es war die natürliche Ergänzung des immer mehr in blödsinnige Zotenwirthschaft verkommenden Hofnarrenthums, des bluttriefenden „Jagdteufels" und der vier- oder sechsquartigen Willkommbecher, worin die damaligen Herren den letzten Rest von Menschenwürde zu ersäufen pflegten. Der Calvinismus

dagegen war exclusiv, weil etwas Ausländisches und eben deshalb vornehm. Jedermann strebte aber nach einer solchen Exclusivität. Man wäre doch gar zu gern aus dem gemüthlichen plebejischen Lebermeer der Bestialität, das alle Höhen und Tiefen der deutschen Gesellschaft ausglich, herausgewesen und recht vornehm geworden, natürlich jeder mit dem Vorbehalt, so viel als ihm gerade mundete, von dem alten lieben Schlemmen und Temmen beizubehalten. Der Calvinismus war und blieb auch bei uns ein vornehmes Ding, außerdem appellirte er ganz anders als das Lutherthum an die geheimste und stärkste Leidenschaft im menschlichen Herzen, an den Hochmuth oder die Selbstgerechtigkeit. Luther ist immer wie der stolzeste so der demüthigste aller Menschen gewesen: Calvin, gewiß ein bedeutender und in seiner Weise auch ein frommer Mann, ist überall hochfahrend oder geschmeidig, je nach Umständen. Luther hat immer noch viel von einem ächten deutschen Mönch; Calvin gleicht oft einem wälschen Cardinal oder Prälaten. Da er das, was wir Deutsche Gemüth nennen, nicht hatte und nicht zu haben brauchte, so konnte er wohl so sein. Seine Lehre hat anderswo ein Pharisäerthum erzeugt, characterfest, weltklug, eiskalt und zugleich fanatisch und zwar nicht bloß pharisäische Priester, sondern ganze Völker von Pharisäern. Der deutsche Boden scheint dafür nicht die rechte Erdmischung zu besitzen, daher ihm bei uns denn auch immer etwas Treibhausartiges anhaften geblieben ist. Aber doch reizte und lockte auch ein ehrliches deutsches Herz und ein deutsches Gemüth jene exclusive Anwartschaft auf die Seligkeit, die, wenn man sich nicht selbst betrügt, der practische Kern seiner Lehre von der Gnadenwahl ist, denn es versteht sich von selbst, daß alle jene Schauer der Verzweiflung und der Verdammniß, von denen uns die Gläubigen so Gräßliches erzählen, bei dem

Gedanken, ein von Ewigkeit auserwähltes Gefäß des göttlichen Zornes zu sein, nur ein Spiel, nur eine Grimasse der Phantasie sind, so lange der menschliche Geist seine natürliche Gesundheit bewahrt. Ist er an sich schon oder vorher krank gewesen, so giebt es freilich kein kräftigeres Mittel, die Paroxysmen des Wahnsinns hervorzurufen. —

Wo die neue Modereligion an unseren Höfen Eingang fand, und es dauerte kaum 50 Jahre, so hatte sie fast alle erfaßt oder angespült, da mußte jene zügellose Frivolität, die an dem katholischen Hofe der letzten Valois in Frankreich herrschte und die in Deutschland rasch und kräftig Nachahmung zu finden begann, sich hinter etwas züchtigere Formen verstecken. Aber es entstand so eine wunderliche Mischung der heterogensten Elemente: religiöser Fanatismus und Prüderie, französische Galanterie und der noch nirgends überwundene Cynismus des alten deutschen Hoflebens, woraus ein Neues hervorging, das zu den unerquicklichsten Erscheinungen der deutschen Geschichte gehört.

Der Calvinismus war von Anfang an mit einer Literatur von viel vornehmerer Haltung ausgestattet, als das Lutherthum je annehmen konnte. Seine deutschen Parteigänger mußten sich auch darum kümmern, weil es so Mode war. Diese Literatur wurzelte in der französischen Sprache, wie der Calvinismus im französischen Geiste. Statt der deutschen Bibeln, Gesang- und Gebetbücher brauchte man jetzt überall französische, wobei man den doppelten Vortheil genoß, den Hort der Seligkeit in der unverfälschten Urgestalt zu besitzen, und sich zugleich als gebildet auszuweisen. Viele, die bisher nicht französisch gelernt hatten, thaten es jetzt aus dem einen oder dem andern, meist aus beiden Gründen zusammen.

Vor dem exclusiven Hofpublicum wurde jetzt wohl auch

französisch gesungen und gepredigt. Freilich konnte sich das nirgends recht einbürgern, aber es war schon etwas Bemerkenswerthes, daß es nur überhaupt geschah. Auch wurde damit so viel erreicht, daß der Faden der lebendigen Tradition, der die deutsche Kirchensprache an Luther band, für diese Leute vollständig zerschnitten wurde.

Keiner der vornehmen Adepten des Calvinismus empfand etwas von der Unlust, mit der die deutschen Fürsten und ihre Umgebung 50 Jahre früher sich dem Gebrauche des Französischen in der Diplomatie anbequemt hatten. Jetzt schrieb man französisch nicht bloß viel geläufiger, als je eine fürstliche oder andere vornehme Feder ihre Muttersprache zu handhaben verstanden hatte; man schrieb es auch überall und ohne alle practische Nöthigung. Wenn die fürstlichen Kinder ihren durchlauchten oder erlauchten Eltern französische Geburtstagsverse vordeclamirten, wenn deutsche Fürsten und Fürstinnen ihre intimste Familiencorrespondenz nur französisch führten, ja sogar ihre geheimen Tagebücher, so war das alles eine Sache des freien Entschlusses und der Liebhaberei.

Wenn man sehen will, wie sich ein deutscher gebildeter, strebsamer Fürst calvinisch-französischer Signatur in damaliger Zeit ausnahm, so vergleiche man mit jenem weiter unten noch zu erwähnenden Wolfenbütteler lutherischen Herzog Heinrich Julius und seiner Liebhaberei für deutsche Dramatik den Landgraf Moritz den Gelehrten von Hessen-Cassel, der in fünf lebenden Sprachen sich zu unterhalten und drei oder vier correct zu schreiben verstand — nur sein Deutsch ist immer Canzleideutsch geblieben. Er schrieb lateinische Comödien und lateinische und französische Sprachlehren. Außerdem ein großer Kenner der wälschen Baukunst, Musik und jeder andern wälschen Kunst und Wissenschaft, ein wahres Ungeheuer von

Kenntnissen, selbst zu einer Zeit, deren mechanische Prosa die Pflanze der Polyhistorie schon recht üppig gedeihen ließ, und deren uns Späteren unbegreifliche Verdauungskraft die heterogensten Nahrungsstoffe noch dazu in ungeheurer Massenhaftigkeit zu bewältigen vermochte. —

„Wie der Herr, so der Knecht": aus dem calvinischen Hofadel sind jene viel angestaunten und gepriesenen Tausendkünstler hervorgegangen, denen man mit ächt deutscher Gutherzigkeit oder Ehrlosigkeit nachrühmte, daß sie französisch so rein und geläufig sprachen, „besser wie ein geborener Pariser oder Lyoneser". Es dauerte nicht lange, so thaten es diesen Günstlingen des Schicksals auch gewöhnliche Sterbliche gleich: strebsame Candidaten geistlichen und weltlichen Standes, die sich durch ihre elegante „Prolatz", wie das Tschudi nennt, eine sichere Anwartschaft auf eine fette Pfründe in der Kirche oder in der Rathsstube eroberten.

Zweites Capitel.

Die Folgen der Verwälschung.

Die Folgen dieser Zustände sind an der Schriftsprache der Zeit nicht sofort wahrnehmbar. Man kann nicht sagen, daß in den deutschen Büchern um 1600 erheblich mehr französische oder andere Fremdwörter angetroffen werden, als um 1550. Und wenn auch eine exacte Zählung einige neue mehr und einige alte stärker verbreitet ergäbe, würde darauf nicht viel ankommen. Das Gefährliche lag wo anders: es war einmal die Entfremdung so vieler und im eminenten Sinn berufener Leser, aus denen unter Umständen auch wieder

selbstthätige Weiterbildner der deutschen Sprache hätten werden können. Dann die überhaupt damit eingetretene Stockung in einem bis dahin in so freudigem und so richtigem, wenn auch naturalistischem Rhythmus sich vollziehenden Proceß des Aufstrebens, des Vorwärtsschreitens, des Sieges über alle Gegner, die der Zufall oder die nothwendige Verkettung des Geschicks auf den Plan führte. Da nach 1550 in Deutschland alle Säfte stockten, so mußten es auch die der Sprache, aber das hätte geschehen können, ohne daß aus dem Stocken ein Verstocken zu werden brauchte.

Jede Schriftsprache erhält den ihr innewohnenden Lebensgeist aus dem Gehalt der Literatur, deren darstellendes Wort sie ist. Die deutsche Literatur am Ende des 16. Jahrh. stellt ungefähr das Widerspiel von dem großartigen Anblick dar, den der Anfang, die Mitte, ja noch ein Theil des dritten Viertels desselben gewährt. Kann man sich auch von einem wahrhaft objectiven Standpunkt aus, von einem solchen, der den Werth der thatsächlichen Leistungen einer Zeit nach der Summe der von der Vernunft der Geschichte ihr zugetheilten Aufgaben und nach den von ihr daran gesetzten Kraftanstrengungen abschätzt, nicht in allen Stücken mit den Erträgnissen dieser älteren Literatur einverstanden erklären, die Fülle der in ihr flüssig gewordenen Talente, das Maß des gewissenhaften Eifers, sie, so gut man es versteht, zu gebrauchen, verdient alle Anerkennung. Wie stand es aber jetzt? Schon neben Fischart, der deshalb auch in so titanischer Größe ragt, weil er so allein steht, giebt es kaum Talente zweiten Ranges, nicht ein einziges ersten. Jene versificirenden Pritschenmeister, Reimchronikenschreiber und Wappendichter, die so oft als gekrönte Poeten, sich als deutsche Nachfolger des Petrarcha gerirten, mag man heute noch so sehr über sie spotten, sie

durften sich doch mit einiger Selbstgefälligkeit in einer Zeit sehen lassen, die in dem Froschmäusler des Georg Rollenhagen gerade 5 Jahre vor dem Schluß des Jahrhunderts ihre höchste poetische Potenz erschöpft hatte. Es wäre sonst für die Sprachgeschichte eine ganz erfreuliche Leistung, denn sie bezeichnet wieder eine der großen Etappen in dem Siegeslauf der neuhochdeutschen Schriftsprache zu ihrem Ziele, Gemeinsprache von ganz Deutschland zu werden. Rollenhagen, ein geborener Magdeburger, ein Sohn der natürlichen Hauptstadt der östlichen niederdeutschen Binnenländer — dasselbe was Cöln bis zu der gewaltsamen Durchführung der katholischen Reaction im Westen war — schreibt in dem Märkischen Bernau ein von dialektischen Fehlern freies Hochdeutsch. Gleiches gilt von seinem niederdeutschen Landsmann, dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, dem vielberufenen Comödienschreiber, bei dem sich in den Stoffen und in der Inscenirung so viel fremde, und zwar nicht direct wälsche Einflüsse mit der alten Tradition der deutschen Volksbühne, deren höchste Spitze Hans Sachs ist, kreuzten. Man weiß jetzt, daß es jene englischen Comödianten sind, die unter anderm auch Shakespeare und zwar den noch lebenden Shakespeare auf der damaligen deutschen Bühne einführten. Auch dieser Welfe ist in seiner Sprache ganz der hochdeutschen unterworfen. Hat er ja doch schon mit voller Reflexion seine eigene Mundart, wie es damals stark Mode wurde, in hochkomischen Scenen zur Folie der allein berechtigten Sprache der Bildung verwandt, also eine lebendige Anwendung der Grundsätze, zu denen die Theorie schon seit Frangk sich bekannte, wenn auch Einzelne noch allerlei Reserven zu machen suchten. Aber sieht man beide und zuletzt auch noch den überschwenglich fruchtbaren Nürnberger, Jacob Ayrer, den armseligen Nachhall

des großen Hans Sachs, auf ihr wirkliches Talent an; so wird das oben ausgesprochene Urtheil eher zu mild als zu hart erscheinen. Es steht fest, daß es keine zweiten 40 Jahre in der neuhochd. Literaturgeschichte giebt von gleicher oder nur annähernder Sterilität an wirklich hervorragenden Leistungen. Dieses zusammen mit dem Andrängen und dem anmaßlichen Gebahren der Fremdsprachen genügte um die deutsche Schriftsprache dieser Zeit, die kurz vorher noch so stolze Züge gezeigt hatte, in eine mindestens sehr subordinirte Stellung gegenüber den eigentlich regsamen und tonangebenden Theilen der Nation zu verweisen.

Daß es unter diesen Fremdsprachen nicht das Lateinische der Gelehrten und das Französische der Höfe allein gethan hat, liegt auf der Hand. Am kaiserlichen Hof unter dem lustigen Max II. und dem traurigen Rudolf II. und seinen noch traurigeren Brüdern und Vettern kreuzte sich das alte Fransquillonenthum mit dem von Ferdinand I. eingeschleppten spanischen Wesen und der spanischen Sprache, die eben, weil sie den ehrlichen Deutschen so „spanisch" vorkamen, für noch viel vornehmer galten. Dazu noch wegen der Nähe und der Verbindung mit dem Angelpunkt der katholischen Reaction in Europa, dem Jesuitencolleg in Rom, das Italienische. Oesterreicher selbst gaben zu, daß das Deutsche am kaiserlichen Hofe nicht das beste sei und wiesen dahin und dorthin, wo ein besseres gesprochen werde. Komisch nimmt es sich aus, wenn einer dieser Kritiker wenigstens die Staatsschriften des berüchtigten Renegaten und Chefs der neukatholischen Reaction in Oesterreich, des Cardinals Khlesl, als gutes Deutsch gelten läßt. Man sollte denken, schon die barbarische Orthographie seines Namens characterisire das Deutsch des Mannes hinlänglich.

An den süddeutschen Höfen katholischer Confession, wo belgisch-französische und italienische Jesuiten die wirklich regierenden Gebieter und Herren waren, kreuzte sich spanisch, französisch und italienisch eine Zeit lang in wechselnder Procentmischung. Aber das Spanische ist hier doch nicht recht aufgekommen. Das spanische Wesen war seit dem schmalkaldischen Kriege dem sonst gegen alle fremden Insulten so lang- und demüthigen deutschen Volksgeist grundverhaßt worden. Dieser Ingrimm gegen das Spanierthum ist außer den confessionellen Tüfteleien so ziemlich die einzige Stelle, wo einem biedern Deutschen von damals die Geduld und der gute Humor ausgeht. Damals bildet sich auch jenes sprichwörtliche „es kommt mir etwas spanisch vor", das im Laufe zweier Jahrhunderte etwas an seinen ursprünglich so scharfen Ecken abgeschliffen worden ist.

Im Norden von Deutschland sind wir schon den englischen Comödianten begegnet, die doch einige Jahrzehnte sich ganz gut gestanden haben müssen, und eigentlich erst durch den großen Krieg verscheucht wurden. Sie haben auch Mittel- und das innere Süddeutschland, z. B. Nürnberg besucht und hier wahrscheinlich deutsch gespielt, aber ebenso wahrscheinlich im Norden oft; englisch. Dazu griff, wenn auch mehr als Curiosität, das Niederländische oder Holländische von Nordwesten her ein. Es feierte damals sein goldenes Zeitalter im respectabelsten Barockstil, und um so mehr imponirte es der deutschen Nachbarschaft. Endlich noch, um den Hexensabbath voll zu machen, die widerlichste Posse unter allen, das Polnische als Hofsprache in dem deutschen Königsberg bei den blödsinnigen Nachkommen des Herzogs Albrecht von Preußen.

Aber alle die andern Sprachen blieben Näschereien, an denen sich nur ein Paar Leute den Magen verdarben.

Auch wenn einige zarte fürſtliche oder adeliche Fräulein wälſche, d. h. italieniſche Madrigale und Sonette drechſelten, oder wälſche Arien ſangen, für wälſche Cantoren und Muſikmeiſter ſchwärmten, die deutſche Sprache wurde davon nicht berührt, ſo wenig wie die wälſchen Baumeiſter, Maler und Bildhauer, die mit ihrem Barockſtil damals die letzten Spuren nationalen Geſchmacks aus der deutſchen Volksſeele tilgten, auf die Sprache ſelbſt einen unmittelbaren Einfluß üben konnten.

Und ſo behält auch für 1600 der alte Gilg Tſchudi aus Glarus, der durch Johannes Müller ſo berühmt gewordene Geſchichtſchreiber der Eidgenoſſenſchaft, noch immer Recht, der ſchon 1538 gegen die latin und wälsche d. h. Franzöſiſchen wort, eiferte, die in unser tütsch, so ein ehrliche sprach ist, hereingeſchleppt wurden. Wir haben ſeines Zeugniſſes ſchon oben gedacht; er kehrt es mit einiger, uns vollkommen verſtändlicher, Erbitterung zunächſt gegen die nüwen tütschen Cantzler, die so naswis sind, ouch die consistorischen schriber, alſo gegen die Bevölkerung der Büreaus im Allgemeinen, und mit Recht, denn davon ging damals und auch noch um 1600 ein Hauptverderb für die Sprache aus, wenn auch nicht durch einige lateiniſche oder wälſche Brocken, ohne die jetzt nit ein „linie“ mehr geſchrieben werden konnte, ſondern durch ganz andere Dinge, die nicht ſo leicht wieder auszumerzen waren. Die Höfe, die der Schweizer nicht kannte, läßt er aus dem Spiel und für das Jahr 1538 mochte er es auch mit gutem Gewiſſen thun: 1550 und noch mehr 1600 hatte ſich gerade hier das Verkehrte am feſteſten eingeniſtet.

So wie in Tſchudi regte ſich der patriotiſche Zorn über die Ehrloſigkeit der Sprachmengerei in vielen, denn hauptſächlich von dieſem Geſichtspunkt, nicht von andern denkbaren

oder practiſch berechtigten kämpfte man gegen ſie. Durch alle unabhängigen Geiſter, wie durch das ganze Volk in ſeinem reinen Empfinden und Sprechen geht eine tiefe Verachtung gegen das wälſche Weſen. Nicht umſonſt bezeichnete der Volksmund immerfort die ekelhafteſte aller Krankheiten mit dem Namen „Franzoſen". Mag man es nehmen, wie man will, der gewiſſenhafte Erforſcher der damaligen deutſchen Volksſtimmung muß ausſprechen, daß darin ungefähr der Maßſtab gegeben war, womit jeder naive Deutſche alles Franzöſiſche oder alles Wälſche überhaupt maß. Die Gelehrten aber wußten alle, ſagten es nur nicht alle ſo derb wie Tſchudi, daß das Wälſche in Gallia „ein gebrochen latin" ſei, was die Nachkommen der alten Gallier von ihren Siegern gelernt, aber „usz grobheit und barbariſcher art nit moegen nach rechter eigenſchaft begriffen." Der große Conrad Gesner dachte ungefähr ebenſo, nur wenn er es in lateiniſchen Floskeln ſagte, klang es nicht ſo grob wie auf Tſchudis „ehrlich tütſch." Im Grund hatte auch ſchon Luther dieſelbe Anſicht gehabt, aber er hatte ſich ſelbſt nicht für einen Linguiſten ausgegeben, und daher nur ſo gelegentlich derartige Gedanken hingeworfen. Je übermüthiger die wirklichen Franzoſen an den deutſchen Höfen und die franzöſiſchen Gelehrten in Frankreich, die die deutſche Sprache im Vorbeigehen berührten, ſich geberdeten, je mehr ſie das Deutſche als rechte Barbarenſprache verachteten, deſto ſtärkere Trümpfe wurden auf deutſcher Seite ausgeſpielt. Der ſtärkſte davon iſt des Ingolſtadter Profeſſors Wolfgang Hunger Vindicatio linguae Germanicae (1560 geſchrieben, aber erſt 1580 gedruckt), worin das Franzöſiſche als ein bloßes entſtelltes Plagiat des Deutſchen dargeſtellt wird. Alles dies ſind freilich nur Curioſitäten, von denen der eigentliche Fortgang der deutſchen Sprachentwicklung nicht berührt wird.

Drittes Capitel.

Die Reform der deutschen Literatur durch Opitz.

Tschudi ist ein Schweizer, aber die damaligen Schweizer sind trotz ihrer französischen Pensionen alle im Kern noch gute Deutsche, auch darin, daß sie sich allein für die ächtesten und besten von allen halten, und von den andern seitab im Schmollwinkel stehen. Sie sind auch noch lange gute Deutsche geblieben, und daß gerade Tschudi's Schweizerchronik einst dazu dienen sollte, die moderne hauptsächlich gegen Deutschland und das deutsche Wesen gekehrte Legende des aparten Schweizerthums zu verklären, ließ sich im 16., ja noch im 17. Jahrh. nicht ahnen. So wie man in der Schweiz die Herabwürdigung der deutschen Sprache empfand, so überall in Deutschland. War ja doch selbst in jener innerlich so öden und energielosen Periode, in der sich die Kräfte der Nation von der Anspannung der vorhergegangenen entgegengesetzt gearteten ausruhten und sammelten, der deutschen Volksseele nicht ganz jenes hochfliegende patriotische Pathos entschwunden, aus dem allein die Reformation und was mit ihr zusammenhängt geboren worden ist. Daß es in keinem einzigen practischen Fall weder die ganze Nation noch die Einzelnen vor Fehltritten bewahrte, widerstreitet der Aufrichtigkeit nicht, mit der es noch immer geglaubt wurde, beweist nur, daß ein ideales Moment zu seiner Verwirklichung noch ganz anderer Dinge, als des guten Willens und der wackern Gesinnung bedarf. So ist auch die herabgewürdigte Stellung der deutschen Sprache ein immer und von allen in allen denkbaren Modulationen beklagtes nationales Unglück. Alle aber waren darin einig, daß der

eigentliche Grund des Uebels in den fremden Sprachen zu suchen sei, die der deutschen Sprache in ihrer eigenen Heimath Luft und Licht abschnitten. Niemand aber vermochte anzugeben, wie dem abzuhelfen sei, denn wenn auch jedermann mit scheinbar practischen Vorschlägen bei der Hand war, und für dies oder jenes lateinische oder wälsche Wort ein gutes deutsches vorzubringen wußte, so war damit, wie jedermann fühlte, noch gar nichts gethan. Es verlohnt sich daher auch nicht, dieser Art von Reformversuchen nachzugehen. Sie sind nur Symptome der Krankheit, nicht Heilmittel.

Das wirkliche Heilmittel gefunden zu haben, wird immer das unbestreitbare Verdienst des Vaters der deutschen Dichtkunst, wie ihn noch Gottsched mit Recht nannte, des Martin Opitz, bleiben. Der perrückenhafte oder zopfige Aufputz darf uns Spätern die absolute Richtigkeit dieser Bezeichnung nicht verdecken, wenn wir der Geschichte gerecht werden wollen. Dieser Opitz wurde wirklich der Vater dessen, was als eine Neugestaltung deutscher Poesie galt und gilt, und weil er es wurde, ist er auch der Retter der neuhochdeutschen Schriftsprache geworden.

Wir schreiben hier nicht Literaturgeschichte, aber das Verhältniß des Mannes zu der literarischen Revolution oder Reformation, die so gewiß sein Werk bleibt, wie die kirchliche Reformation das Werk Luthers, wenn auch Andere und Anderes neben ihm daran mit geholfen hat, bestimmt ausschließlich auch sein Verhältniß zu unserer Sprachgeschichte. Glücklicherweise ist in unserem gebildeten Publicum eine gewisse Summe von Anschauungen oder Kenntnissen aus unserer deutschen literaturgeschichtlichen Entwickelung verbreitet, die es uns gerade hier ermöglicht, nur die eigentlichen entscheidenden Momente zu berühren, ohne sie durch thatsächliche Ausführungen zu verdeutlichen.

Niemals ist ein Reformator, auf welchem Gebiete der menschlichen Bestrebungen es sein möge, mit solcher sicheren Reflexion und solchem Selbstvertrauen in seine eigenen Mittel zu Werke gegangen wie Opitz. Mögen Andere darin einen Beweis hochgespannter Eitelkeit sehen: auch wir glauben, daß er sie in einem Maße besessen hat, das für unsere heutigen Nerven unerträglich genannt werden darf, aber diese Eitelkeit hat mit jener Siegesgewißheit nichts zu thun. Wer ein Rechenexempel gerechnet hat, weiß aus gewissen, in dem Verstande gegründeten Anzeichen, ob es richtig ist oder nicht: ist es richtig, dann ist und bleibt es so, und auch wenn solche, die nicht richtig zu rechnen verstehen, es nicht zugeben wollen. Genau in demselben Fall war Opitz: bei ihm ist alles Rechenexempel, richtig angesetzt und richtig fortgeführt und daher mußte auch sein Ergebniß richtig sein. Will man sich die unfruchtbare Mühe geben, Opitz etwa mit Luther zu vergleichen, weil beide große Wendepunkte in der deutschen Sprachgeschichte geworden sind, so ist dort alles umgekehrt: daher denn dort auch mitten hinein in die höchsten Triumphe des Selbstbewußtseins, die tiefste Verzweiflung, mehr als Zweifel und Kleinmuth, an sich und seinem Werke. Opitz bleibt immer fest und kühl, unangefochten von Zweifel und Kleinmuth, und was ihn allein außer Fassung bringt, ist etwas, was mit seiner Sache selbst gar nichts zu thun hat, obgleich es sich darauf zu beziehen scheint. Wenn seine eigene Person denjenigen Grad äußerer Anerkennung, den er als den selbstverständlichen Lohn seines jedem Zweifel entrückten Verdienstes für sich in Anspruch nahm, nicht gefunden hat oder zu finden glaubte — und er hatte starke Nerven, vertrug also schon recht kräftige Posaunenstöße und Fanfaren der begeisterten Huldigung — dann wurde er ärgerlich, sagte aber als weltkluger

Mann nicht, weshalb, sondern ließ es die Andern errathen und gut machen.

Opitz war bekanntlich, und mußte auch sein das, was man ein frühreifes Genie nennt. So hat er sich schon vor vollendetem zwanzigsten Jahre in seinem Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae von 1617 als Retter der deutschen Sprache angekündigt. Man lasse sich durch das lateinische Phrasengeklingel über den Gehalt dieser That nicht irre machen: wer lateinisch schrieb, gleichviel, ob zwanzig oder siebenzig Jahr alt, konnte es seit der Renaissance bis heute nur mit Phrasengeklingel. Das war der Lüge dieser Neoclassicität, diesem Latein der Renaissance eingeboren und keiner, kein Italiener, Franzose, Spanier, Engländer, Deutscher hat ein Naturgesetz ändern können, nur daß der eine etwas geschmackvoller als der andere klingeln lernte. Daß ein Gymnasial-Abiturient, wie wir heute den Verfasser nennen würden, noch ein besonderes Vorrecht auf kräftige Stöße oder Züge an diesem gelehrten Klingelwerk hat, versteht sich ohnehin von selbst. Daß ein solcher ein Thema wählt, das in aller Mund war, wie wenige und doch zugleich aus der Schablone der Schulgelehrsamkeit und schulgerechten Materien heraustrat, versteht sich gleichfalls von selbst für ein practisches Talent, das weiter kommen will, als der gewöhnliche Haufe. Opitz ist nie der Mann dazu gewesen, neue Gedanken zu haben, denn von dem, was dazu erforderlich ist, von einer selbständigen Originalität der Empfindung für die Originalität der Außenwelt, der geistigen und sinnlichen, besitzt er auch nicht einmal eine Faser. Er kann nur rechnen und rechnen heißt gegebene Zahlen in gewissen Verhältnissen combiniren. Aber sein Rechenexempel ist schon hier richtig angesetzt: der deutschen Sprache kann nur geholfen werden, wenn der deutschen Poesie geholfen wird.

Daß er dafür im Jahre 1617 die Formel noch nicht so vollständig entwickelt haben konnte, wie sieben Jahre später, 1624, in seinem „Buch von der deutschen Poeterei", versteht sich von selbst. Aber die Formel selbst ist schon hier gefunden. Sie besteht aus zwei Gliedern, und das war ihre durchschlagende That auch für die Sprachgeschichte.

Nichts ist verkehrter, als wenn die moderne landläufige Literaturabschätzung das Verdienst Opitzens bloß auf die formale Seite beschränkt. Gewiß ist es auch hier ein außerordentliches, so gering es uns von unserm heutigen Standpunkt auch erscheinen mag. Dem deutschen Vers irgend eine Regel zu geben und diese Regel auch wirklich in allen wesentlichen Dingen durch die Praxis zu bewähren, war damals etwas, das eigentlich doch noch keinem geglückt war, so viele sich auch daran versucht hatten. Denn das Bedürfniß darnach lag in der Luft und an empfänglichen Nerven für die Stimmung der Atmosphäre fehlt es nie. Auch ist es ganz gleichgültig für das Verdienst des eigentlichen Entdeckers, daß er es andern abgesehen hat, die es nicht zu verwerthen im Stande, oder was hier der Fall, nicht dazu berufen sind, also nur ein Nachahmer ist. Jeder Schüler weiß, woher Opitz sein Grundprincip der regelmäßigen Abwechselung von Hebung und Senkung in dem nach Silben gezählten Vers genommen hat, von den Niederländern, die schon lange damit operirten und ihre niederdeutschen Verse immer so construirten, nicht bloß das große Licht, Daniel Heinsius, sondern auch die andern kleinen Oellämpchen, womit dieser damals so sehr angestaunte Parnaß im nordischen Sumpfland verziert war. Etwas davon wußte aber schon der Verfasser des Aristarch und seine eigenen Gedichte aus dieser ersten Periode beweisen, daß er die theoretische Ahnung in eine bereits schon sichere Praxis umzusetzen

verſtand, die er dann 7 Jahre ſpäter in ſeinem Buch von der deutſchen Poeterei ſyſtematiſch begründete.

Wäre dies Opitzens ganze rettende That, ſo wäre noch nicht viel, wenn auch etwas damit gewonnen geweſen. Dabei möchten wir lieber nicht fragen, ob denn in ſeiner neuen Technik wirklich ein Fortſchritt oder vielleicht gar ein Schaden für die deutſche poetiſche Form gelegen ſei. Die Frage iſt müßig, wenn nicht etwas ſchlimmeres, aber da ſie wirklich aufgeworfen worden iſt, gehen wir ihrer Beantwortung nicht aus dem Wege: unſere ganze deutſche Verskunſt bis auf dieſe Stunde ſteht auf Opitzens geſchickter Entdeckung oder Wahrnehmung und damit iſt alles geſagt. Aber ſie ſteht nur deshalb darauf, weil Opitz viel mehr als das that. Es ſind allerdings die verwilderten Verſe und Reime des 16. Jahrh. zumeiſt geweſen, die das Ohr der in etwas gebildeteren, natürlich eben darum immer nur in fremdſprachiger Muſe lebenden vornehmen und gelehrten Leſer dieſer Zeit ſo beleidigt haben, daß es keine deutſchen Bücher mehr dulden wollte, und welche ſo weſentlich dazu beigetragen haben, die ganze deutſche Literatur in dieſen Kreiſen in Verruf zu bringen. Die Rohheit und Verwilderung iſt freilich, wie wir wiſſen, gar nicht ſo arg, als wofür ſie noch jetzt oft ausgeſchrieen wird. Wer Hans Sachſens oder Fiſcharts Verſe recht zu leſen verſteht — wir leſen ſie unwillkürlich nach dem uns immanenten Formenſchema der Opitziſchen Versconſtruction — findet, daß ſie, ſo weit hier überhaupt eine Vergleichung möglich iſt, eben ſo wohllautend, eben ſo geſchmeidig ſein können, wie die Marots oder Ronſard's, Sydney's oder Shakeſpeare's, und ſie alle zuſammen gelegentlich an energiſcher Wucht und Lautfülle übertreffen, ſelbſtverſtändlich nur als Wort gegen Wort, ohne alle Beziehung auf den Inhalt betrachtet.

Sobald einmal ein Vers in deutscher Sprache nach dem neuen Schema gebaut war und dieses selbst durch eine Jedermann faßliche theoretische Begründung vor Augen lag, konnte keiner mehr in der wirklichen Rohheit der früheren Art sich gehen lassen, denn es war ja alles Sache des gewöhnlichen gesunden Menschenverstandes in dieser neuen Kunst. Ueber dessen Bereich hinaus führte Opitz wohl noch verschiedene höhere geistige Potenzen, Genie, Witz und dergl. im Munde, aber es waren ihm und der Zeit hohle Redensarten: was diese Dinge seien, davon hatte er keine Ahnung und brauchte es nicht, für seine Mission reichte er mit dem aus, was er hatte. Denn ein solcher neuer Vers ließ sich als die Summe eines Rechenexempels von jedem herstellen, der sich die nicht große Mühe nehmen wollte, die Regeln dieser Rechnungsspecies von dem Meister zu lernen. Die deutsche Poesie an sich gingen jene ungeschlachten Rohheiten, die sich ein jeder bisher mit ihren Versen erlauben durfte, wenn er nur eine gewisse Anzahl Silben, also bis 8 oder 9 zählen konnte, eigentlich nichts an, doch desto mehr das, was die Menschen damaliger Zeit Poesie nannten, und das war das Gefährliche daran, und umgekehrt das Verdienstliche an Opitz, solchem Unfug ein Ende gemacht zu haben. Die gewöhnliche Ausrede der Spötter und Verächter, einheimischer und fremder, fiel damit weg. Sie selbst waren als Kinder einer durch und durch prosaischen, barockes Schnitzelwerk für Form, Gedunsenheit für Kern nehmenden Bildungsepoche, nicht im Stande, die unendliche innere Ueberlegenheit der Form — wir sprechen hier ja nur von der Form — so vieler ältern deutschen Verse über alle nach dem neuen Modell zusammengeleimten, gleichviel wer der Künstler war, zu begreifen, aber ihr Ohr begriff, und zwar mit einem Wohlbehagen, in das sich unser eigenes Ohr, das außer der

Scanſion doch noch manches Andere hört, nur auf dem Wege der hiſtoriſchen Reflexion mühſam zurückverſetzen kann, daß ein richtig ſcandirter Vers beſſer klingt, als einer, deſſen Scanſion ſie nicht verſtanden. Der deutſche Vers war ſomit auf dieſelbe Höhe gehoben, oder konnte mit Hülfe des neuen ſo einfachen Univerſalreceptes es werden, wie der aller andern Literaturen, die bisher ſo vornehm und, wie es ſchien ſo berechtigt, auf ſeine Rohheit herabgeſehen hatten.

Die Form aber allein hätte es nicht gethan, das wußte ſchon der 19jährige Reformator und handelte ſpäter darnach. Es kam darauf an, der Poeſie nicht bloß einen richtigen Geſchmack, ſondern auch wieder einen idealen Gehalt zu geben, ihr das Reich, das ihr gehört, wieder zu erobern, ſie dadurch wieder zu adeln, oder practiſch nach dem Sinn der Zeit ausgedrückt, ſie wieder vornehm zu machen.

Darin lag der eigentliche Todeskeim der bisherigen deutſchen Literatur, daß ſie, aus dem Volk und für das Volk geſchaffen, ſo völlig plebejiſch geworden war. Auch unſere Vorzeit hat ja ihre Volkspoeſie gehabt; der Heliand und die Nibelungen gehören dazu, trotzdem, daß der Verfaſſer des einen Gedichtes ein gelehrter Mönch, der des andern ein gebildeter fahrender Mann geweſen iſt, und wenn man es nur nicht mechaniſch verſteht, gehört ein Homer vor allem der Volksdichtung an. Ohne weitere Auseinanderſetzung begreift man an dieſen Beiſpielen, daß Volksdichtung und Volksdichtung ſehr verſchiedener Art ſein können, und daß das plebejiſche Element nur eine Entſtellung ihres Weſens, nicht aber dieſes ſelbſt iſt.

Plebejiſch darf man nicht bloß die aus der gemeinſten Wirklichkeit des Tages genommene Inſcenirung des Einzelnen nennen, das Hineingreifen in die Rohheit und den Schmutz der

Volksſprache einer Zeit, die ſich gewöhnt hatte, alles Schmutzige und Unfläthige, weil es dieſes war, witzig zu finden, und kaum einen Witz mehr verſtand, der nicht nach Koth roch. Das Plebejiſche liegt viel tiefer. Nenne man Fiſchart immerhin ein humoriſtiſches Genie, und habe für ihn die Phraſe zur Deckung, daß einem ſolchen alles erlaubt ſei. Wer die Würde des menſchlichen Geiſtes an ſich, den Gehalt des Lebens, und die Aufgabe, die der Poeſie in dieſem Geiſte und in dieſem Leben allein zugewieſen iſt, die ihr allein ihre Legitimität, ihre Berechtigung zur Exiſtenz giebt, begreift, muß auch begreifen, was es heißt, daß der größte dichteriſche Genius ſeiner Zeit, den Deutſchland hervorgebracht hat, ein ſolcher von deſſen Fülle und Schöpferkraft Niemand zu hoch denken kann, dieſe ſeine ganze Kraft auf einen Gargantua — der zwar nicht in Verſen, aber doch als poetiſche Conception gemeint und zu beurtheilen iſt — auf die Verſificirung des Eulenſpiegels, auf die Flohhatz und Anderes nicht Feineres verbraucht hat. Das ſind ſeine poetiſchen Großthaten, daneben noch geiſtliche Lieder, Pſalmen und confeſſionelle Polemik, wo er nicht er ſelbſt, ſondern nur eine Stimme des ganzen Chors iſt, ſein glückhaftes Schiff, ein Gedicht von unvergleichlich glücklichem Wurf, aber welch' ein nicht gerade nichtiger, doch unbedeutender Stoff! ſeine gewaltige Mahnrede an die Deutſchen, gehaltvoll, wie es kein anderer konnte, aber ein paar Dutzend Verſe zählend, dies und Anderes in ſeinen Augen und in der Schätzung der Leſer poetiſche Kleinigkeiten neben jenen Hauptwerken. Eine Poeſie, in der ſo etwas möglich iſt, hat ihr Recht auf das Daſein verwirkt. Ebenſo folgt auch daraus, daß die Verachtung, mit der die Gebildeten auf ſie herabſehen zu dürfen glaubten, von dieſer Seite her vollkommen berechtigt war, auch wenn dieſe Gebildeten ſelbſt meiſt noch ſo tief in der Rohheit ſtaken, daß ſie

gerade ſolche Producte des Kothes oft als Witze mit größtem Wohlbehagen genoſſen.

Man vergleiche damit die Titel und die darin enthaltenen Ziele der poetiſchen Leiſtungen Opitzens. In der geiſtlichen Dichtung brachte er wie Fiſchart nicht dem Genius der Poeſie, wie ihn jeder von ihnen verſtand, ſondern einer andern nach der Vorſtellungsart der Zeit viel höheren Macht ſeinen pflichtſchuldigen Tribut dar. Eben deshalb iſt es im Weſen gleichgültig, daß neben den geiſtlichen Liedern und Pſalmen Fiſcharts Opitz mit einer wahrhaft erdrückenden Fülle eigentlich lyriſcher, epiſch-lyriſcher, didactiſcher und allegoriſcher derartiger Verſificationen ſteht. Sie ſicherten ſeiner Poeſie, und das war für den practiſchen Weltmann, zugleich aber auch für die Zukunft dieſer neuen deutſchen Poeſie etwas ſehr Wichtiges, man darf wohl ſagen, eine Lebensfrage, die Correctheit der religiöſen Stellung oder ihrer Stellung zu dem, was man Glauben nannte, was doch damals und noch lange ſpäter ſelbſt allen denen als etwas von dem Anſtande nothwendig Gefordertes galt, die innerlich ſchon in einem kühlen Indifferentismus der bloßen Nützlichkeit und Verſtandesmäßigkeit lebten.

Aber ſein heroiſch-idylliſches Schäferſpiel Daphne, ſeine bibliſche Tragödie Judith, ſeine Trojanerinnen, ſeine Antigone mochten immerhin nichts Anderes als Ueberſetzungen, die zwei erſten aus dem Italieniſchen, die dritte aus dem Lateiniſchen des Seneca, Antigone die des Sophokles ſein: dem Verfaſſer ſelbſt und dem deutſchen Publicum galten ſie im Gegenſatz zu der ganzen bisherigen ſchon ſo hoch angeſchwollenen Ueberſetzungsliteratur aus den claſſiſchen und neuclaſſiſchen Sprachen als ein wohlerworbenes Eigenthum der deutſchen Poeſie.

Auch im äußerlichſten Sinn gilt dies von den anderen didactiſch-beſchreibenden Gedichten größeren Umfanges, von

dem Troſtgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges, von dem uns ſo langweiligen „Vielguet", von ſeinem „Zlatna" oder von Ruhe des Gemüths, von ſeinem „Veſuvius", ja ſogar von der „Schäfferei von der Nimfen Hercinien", die in ihrer äußeren Form — Proſadialog mit eingeſtreuten Verſen — weil es bei Opitz hauptſächlich auf das Aeußerliche und Mechaniſche der Form ankommt, nicht eigentlich unter die Rubrik „Poeſie" geſtellt werden darf, wohin man doch Fiſcharts Gargantua unbedenklich ſtellen wird.

Endlich auch noch in der dazwiſchen liegenden Unzahl ſpecifiſch lyriſch gemeinter oder unter das Schema der Lyrik nach der gewöhnlichen Terminologie gehörender Schöpfungen, Oden und Geſänge, Gelegenheitsgedichte aller Art, von dem ſcherzhaften Hochzeitsgedichte für irgend einen ſeiner Freunde oder Anbeter bis zu den feierlichſten Tönen der Elegie — mag das alles nur ein Flickwerk aus anderen Dichtern, wirklichen und bloß ſo genannten, aller Völker und Zeiten, er ſelbſt alſo nichts weiter als ein Plagiator im allergrößten Stile ſein, auch das galt, und wieder mit Recht, ihm ſelbſt und den Andern als ſeine That. Selten hat ſich der Inſtinct einer Zeit auf eine uns ſo grotesk und barock erſcheinende Weiſe Luft gemacht, als es damals Opitz gegenüber geſchah. Die bauſchigen Tiraden, die ſtelzenhaften Hyperbeln, in denen er ſein Lob hören konnte und es als ſein Recht in Empfang nahm, klingen uns oft wie Spott, aber ſie ſind ernſt gemeint. Sie paſſen ganz genau zu dem Mann und der Sache, denen ſie beſtimmt waren.

Es gab durch ihn doch wieder eine deutſche Poeſie, die ſich an die Stoffe getraute und in ihnen ihre eigentliche Heimath fand, die der Zeit ſelbſt als die erhabenſten, als die geiſtvollſten, als die gehaltreichſten galten. Was wir heute

über den Gehalt dieſer Poeſie denken, kommt nicht in Rechnung, höchſtens inſofern, als wir vollkommen berechtigt ſind, ſie als eine bloße Entwicklungsphaſe, als ein bloßes hiſtoriſches Phänomen ohne alle Lebensbeziehung zu uns zu betrachten. Einiges davon, was er theils der Bibel, theils der claſſiſchen Literatur entnahm, hat ewigen Gehalt, faſt nichts von dem, was er aus den modernen Literaturen geborgt, gar nichts von dem, wo er ſelbſt wenigſtens das Schema ausgeſonnen hat, während er ſeine Ausfüllung ganz wie bei den directen Nachahmungen aus Anderen entnahm, denn man kann ihm überall nachrechnen, und für ihn iſt es unter den gegebenen Verhältniſſen ein Ruhm, daß er niemals einen eigenen, wirklich poetiſchen Gedanken gehabt hat, aber auch keinen nichtpoetiſchen, wenn er ihm nicht von Anderen vorgedacht worden war.

Glaubten es auch nicht alle, ſo glaubten es doch ſehr viele, voran natürlich und wieder mit Recht, er ſelbſt, daß die deutſche Poeſie allein durch ſein Verdienſt auf dieſelbe Höhe der Vornehmheit gehoben war, wie ihre bisherigen Verächterinnen, die franzöſiſche, italieniſche, holländiſche, ja ſogar die neulateiniſche. Es war ja auch nicht bloß eine gelehrte Coterie, oder ein literariſcher Winkelclubb, wie es in dem zerſpaltenen Deutſchland ſo viele mit dem Cultus eines Separatgötzen oder Heiligen geben kann, die ſo dachten, ſondern Leute, die etwas in der Welt bedeuteten, Herzoge, Fürſten, Grafen, Freiherren und ſo herab bis zu fürſtlichen Räthen und Geheimſecretären, und daß ihm ſelbſt von der Hand der kaiſerlichen Majeſtät der Adelsbrief und die Krone des poeta laureatus zu Theil wurde, paßt zu dem barocken Bombaſt, in welchen ſich damals alle idealeren Regungen des Lebens einzuhüllen gezwungen ſahen, wenn ſie nicht als plebejiſch mißachtet werden

ſollten. Jedenfalls war es die allgemein verſtändlichſte Huldigung, die dem wiedererworbenen Rechte der deutſchen Literatur oder der deutſchen Poeſie dargebracht wurde und der wahre Ausdruck der öffentlichen Meinung in den höchſten Schichten der Nation. So konnte ſchon 1626 der hochvornehme Dietrich von dem Werther Opitz den Fürſten aller deutſchen Poeten heißen, denjenigen, von dem er ſelbſt ſeine Kunſt gelernt habe, und der vor allen andern den Lorbeerkranz verdiene. Will man einmal Kleines mit Großem vergleichen, ſo darf man wohl ſagen, daß Opitz die Seelen ſeiner Zeitgenoſſen gerade ſo im Sturm erobert habe, wie einſt Luther, und in ſeiner Weiſe mit demſelben Rechte, denn die Seelen der Zeitgenoſſen Opitzens waren von anderer Zuſammenſetzung und Inhalt, wie die der Zeitgenoſſen Luthers.

Viertes Capitel.

Opitzens Genoſſen und Gehülfen.

Opitz allein hätte es aber doch nicht gethan, ſo ſtaunenswerth auch das iſt, was er gethan hat, durch ſeine Maſſenhaftigkeit, denn auch darauf kommt immer etwas an, damals aber in einer ſo nüchternen und ſeelenloſen Zeit mehr wie je, und durch ſeine unübertreffliche Anſchmiegſamkeit an die gegebenen Menſchen und Verhältniſſe. Er wäre überhaupt nicht denkbar, wenn nicht derſelbe Gedanke, an den er ſein ganzes Leben ſetzte, auch in Andern gekeimt, und, wenn man die Hinderniſſe der Zeit und der angeborenen deutſchen Art erwägt, mit Energie und Erfolg practiſch gemacht worden wäre. Das Jahr 1617, in dem Opitz ſein Programm

verkündete, ist bekanntlich auch das Stiftungsjahr der fruchtbringenden Gesellschaft. Dort war es ein Gymnasiast, der Sohn eines Handwerkers in einem Städtchen am äußersten Ostwinkel Deutschlands, hier waren es Männer auf der Höhe des Lebens oder in seiner absteigenden Hälfte, regierende Herren aus den erlauchtesten deutschen Fürstenhäusern, Edelleute aus den angesehensten Familien, die zusammen gerade dasselbe leisten wollten, was jener sich allein zutraute. Er sagte es in lateinischem Phrasenschwulst, sie in leidlich einfachem Deutsch, dem man die Verwandtschaft mit der Canzleistube weniger ansieht, als den sonstigen Kundgebungen hochgeborener Leute von damals in ihrer Muttersprache.

Daß sich aus diesen Kreisen eine Art von Reaction gegen die Verwälschung erheben würde, war um 1600 noch nicht zu sehen. Aber von 1580—1600 stand überhaupt alles das, was einer Nation Lebensberechtigung giebt, am tiefsten, weil es zugleich die Periode ist, in der sich die gemeinste Sinnlichkeit am behaglichsten fühlte, und der Cultus der eigentlichen Religion der Zeit, des Bauchgötzenthums, wie es Luther nannte, seine gröbsten Orgien feierte. Von 1600 an tritt durch die Furcht vor den immer drohender geballten Wetterwolken, die sich dann im großen Krieg entladen sollten, eine Wendung zum Bessern ein. Man sucht sich zusammenzunehmen, nüchterner, mäßiger, ernster, verständiger zu werden. Natürlich sind es die Spitzen der Gesellschaft, an denen sich das zuerst wahrnehmen läßt: die Nation gewöhnte sich damals, ihre wichtigsten Geschicke ganz in deren Hände zu geben, unmerklich meist und ohne daß es eines gewaltsamen Anziehens der Zügel bedurft hätte, wie sie ja auch in bequemlicher Indolenz das, was sie doch für ihr Seelenheil hielt, einem neuen Pfaffenthum, neukatholischen, neulutherischen und calvinischen anheimgegeben hatte.

Die Reaction ging aus der Mitte des höfischen oder vornehmen Calvinismus hervor, denn hier allein war doch noch Verstand, Ehrgefühl und ein gewisser Sinn für das Wohlanständige, eine Art von weltmännischer Bildung im guten und schlechten Sinn zu finden. Die lutherischen Höfe um diese Zeit, wo der Calvinismus seine größten Triumphe feierte, auch an Zahl von jenen weit überflügelt, hatten fast alle nichts von alle dem, und von den katholischen durfte schon lange überhaupt nicht mehr gesprochen werden, wenn es sich um irgend ein deutsches Interesse handelte.

Daß der Ascanier Fürst Ludwig von Köthen die Initiative zu der fruchtbringenden Gesellschaft gegeben hat, und 33 Jahre lang ihre eigentliche Seele gewesen ist, wird ihm immer von der dankbaren Nation unvergessen bleiben. Eine Persönlichkeit, die für ihre geschichtliche Mission gerade so richtig angelegt war, wie Opitz für die seinige, und eben deshalb das völlige Widerspiel zu Opitzens Wesen. Denn um vereinte Kräfte in Fluß zu bringen und laufend zu erhalten, dazu bedurfte es einer Summe von gemüthvoller Humanität, Menschenkenntniß und Selbstlosigkeit, Eigenschaften, die in dem damaligen Deutschland selten allein, noch seltener vereint gefunden wurden und von denen Opitz gar nichts besaß, denn selbst tiefere Menschenkenntniß ging ihm ab, so weltklug oder schlau und intriguant er auch sein mochte.

Der Zweck der Gesellschaft war leicht zu formuliren. Man brauchte sich nur an die ausländischen Muster zu halten und es war auch gar nicht anders möglich, als es so zu machen. Daß die Florentiner Academia della crusca das nächste Modell geliefert hat, ist allbekannt. Aber was in Italien selbstverständlich war, war es noch nicht in dem damaligen Deutschland. Hier hatte sich an die Stelle der alten plebejischen

Zerfahrenheit der ganzen Gesellschaft eine Exclusivität der Vornehmheit inzwischen schon in recht pedantischen und herben Formen festgesetzt. Die Höfe und der Hofadel und so der Adel insgesammt waren eben darüber, nicht sich zu einem Stande, wie es die lebendigen Gliederungen der Nation im Mittelalter gewesen, sondern zu neuen Kasten zusammenzuschließen. Davon wußte Italien nichts, denn seit 200 Jahren fielen dort die Begriffe gute, d. h. vornehme Gesellschaft und gebildete zusammen. Setzt man für gebildet, ein Ausdruck, der für das damalige Deutschland gar nicht paßt — denn es gab wohl einzelne gebildete Menschen, aber keine gebildete Gesellschaft — gelehrt, so klafften bei uns die Sphären von vornehm und gelehrt fast ohne alle Vermittelung auseinander. Denn die Brücke der Bureaukratie war doch erst im rohesten Sparrenwerke fertig, noch nicht zum Betreten. Die fruchtbringende Gesellschaft, richtiger ihr leitender Genius, Fürst Ludwig, schuf zum erstenmal in Deutschland den Begriff der gebildeten Gesellschaft, worauf der ganze Weiterfortschritt der nationalen Cultur gestellt war, indem sie über die Schranken der Kaste — Fürsten und Adel fühlten sich als eins — auch in den gelehrten Mittelstand griff. Die hervorragendsten Namen der damaligen Schriftsteller bürgerlichen Standes — darunter auch Opitz, der trotz seines „von Boberfeld" immer nur wie sein Freund und Bewunderer Tobias Hübner ein geadelter Bürgerlicher blieb — stehen neben Churfürsten, Herzogen, Fürsten, Grafen, Freiherren und Rittern; Professoren, Rectoren und Consulenten neben Feldmarschällen, Obersten und Ministern, ein armer Literat wie Georg Neumark neben Friedrich Wilhelm dem Großen Churfürsten. Mochte die Gesellschaft immerhin in der Majorität aus Honoratioren zusammengesetzt sein, darauf kam zunächst nichts an, sondern auf das Princip, das

in ihr unbewußt sich als eine Macht der deutschen Entwicklungsgeschichte bethätigt hat.

Das literarische Programm der Gesellschaft lautete: „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter erhalten, sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Reime-Dichten befleißigen." Der erste Theil ist uns nur insofern bemerkenswerth, daß hier der Begriff hochdeutsch so schlicht und klar, wie noch nie ausgesprochen ist, obwohl man ihm allerdings schon längst nahe genug gekommen war, wie wir gesehen haben. Das Ziel überschießend, konnte bald darauf Niederdeutsch in demselben rein abgezogenen Sinn für alles was nicht die gebildete Schriftsprache war, einzeln gebraucht werden, es hat aber keinen Anklang gefunden, wohl weil ihm Niederländisch gleichsam als Deckung seiner ethnographisch-geographischen Eigenschaft zur Seite stand.

Wichtiger ist der zweite Punkt, in ihm tritt ein ganz neuer Gedanke als Resultat zuerst in unserer Sprachgeschichte auf, die Forderung, sich der besten Aussprache im Reden wie auch der reinsten Art im Schreiben zu bedienen. Es ist damit anerkannt, daß dies Hochdeutsche auch die lebendige Sprache, die Muttersprache des vornehmen oder gebildeten Deutschen in abstracto sein sollte. Das Verhältniß, in welchem Schrift und Wort hier zu einander gedacht werden, ist nicht angedeutet. Nach der Geisteshaltung der Zeit und nach den positiven Kundgebungen der Theoretiker, wie Gueintz und Schottel, die zu der Fruchtbringenden gehörten, und die als ihr officielles Organ gelten müssen, ist es aber klar. Es ist das umgekehrte von dem, was einst im Mittelhochd. gegolten hatte. Dort war aus der lebendigen Sprache der Bildung die gebildete Büchersprache erwachsen, hier sollte die Büchersprache die Regel

für die lebendige sein. Man hätte also, wenn man die schon lange gefundene und später so viel wiederholte Maxime der Beachtung werth gehalten hätte, sagen müssen: „Sprich, wie du richtig schreibst", nicht „schreib, wie du richtig sprichst." Ob in der Wirklichkeit damals auch nur ein kleiner Theil dieses Resultats erfüllt wurde, ist von untergeordnetem Belang. So etwas wie eine Art von gebildeter Sprache der höheren Stände mit Anlehnung an die Schriftsprache oder das Gemeindeutsch gab es wohl, und so etwas muß es in jedem auch noch so zerfahrenen Volkskörper geben. Directe Fingerzeige in dieser Zeit weisen z. B. nach Speier, dem Sitz des Reichskammergerichts, die Stätte, wo nächst den Universitäten die größte Anzahl gelehrt vorgebildeter Menschen im damaligen Deutschland sich zusammenfand. Dort sollte das beste Deutsch gesprochen werden, Andere glaubten es anderswo, seltsam genug und wohl nur aus devoter Loyalität am kaiserlichen Hofe unter den wälschen Pfaffen, Lakeien, Musikern, Castraten, Architekten und Bildhauern zu hören. Man entnimmt schon daraus, was wir auch sonst wissen, daß der instinctive Zusammenschluß der Gemeinsprache zur hochd. Schriftsprache noch kaum die ersten Ansätze einer lebenden Gemeinsprache der gebildeten Welt erzeugt hatte; dazu hätte, von allem Andern abgesehen, eine centralisirende Hauptstadt als erste Vorbedingung gehört. Aber eben deshalb war es ein gewaltiges Ereigniß für unsere Sprache und Literaturgeschichte, daß diese Forderung als selbstverständliche Ergänzung oder Begründung der andern jetzt oben an auf dem Programm ihrer vornehmen und gebildeten Vertheidiger gegen die Verwälschung und andere Feinde stand. Dieser Theil des Programms ist bis heute noch nicht ausgeführt, aber man sieht doch, wie er sich der Ausführung zu nähern beginnt.

Gewöhnlich zollt man den nach Art der Zeit in breitspurig prosaischer Ehrbarkeit und Deutlichkeit sich einher schleppenden einleitenden Sätzen, die diesem specifisch sprachlichen Theil des Programms der specifischen Sprachgesellschaft vorhergehen, eine höfliche Anerkennung wegen der darin ausgesprochenen wohlmeinenden und verständigen Grundsätze, übersieht aber, daß noch etwas ganz Anderes darin steckt. Es heißt da nämlich, nach einigen allgemeinen Ermahnungen an alle Gesellschafter, überall die gute Sitte in ihrem eigenen Verhalten lebendig darzustellen, „jeder solle sich aller groben, verdrießlichen Reden und Scherze enthalten." Damit ist das gemeint, worauf es damals am eigentlichsten ankam, denn die deutsche Literatur hatte bisher der entgegengesetzten Gottheit gehuldigt. „Grobe, verdrießliche Reden", d. h. in unsere Sprache übersetzt, der cynische Humor, der groteske Witz, die gemeine Zote hatte in ihr eben so gut, ja man darf sagen, noch mehr Bürgerrecht, als das, was diese vornehmen Leute „erbar, nützlich, ergötzlich" nannten. Was Opitz wollte und wirklich durchgesetzt hat, das, worin seine eigentliche Großthat für unsere Literatur und damit für unsere Sprache beschlossen ist, die Plebejerin wieder vornehm und salonfähig gemacht zu haben, das ist auch hier gemeint und so gut es jeder verstand, hat es auch jeder in seinen Schriften zur That umzusetzen versucht.

Wenn auch noch so pedantisch, geistlos und nüchtern gefaßt, war auch von hier aus wieder die Literatur mit dem Begriff der Idealität, der höheren geistigen und sittlichen Bildung verschmolzen, von dem sie sich nie hätte trennen sollen, natürlich die Poesie am wenigsten, der von selbst die Aufgabe zufällt, in der Gesammt-Literatur wieder die bevorrechtete Repräsentantin dieser höheren oder idealen Sphäre des Menschendaseins zu sein. Mochten die Verse der Mitglieder des Palmenordens

noch so dürftig ausfallen, es war schon genug, daß hier keine Flohhatz und kein Eulenspiegel Reimenweis mehr geschrieben und gedruckt werden durften. Denn wenn daneben ein Shakespeare, Cervantes oder Arioſt, oder auch nur ein Sydney, Taſſo oder Ronſard geſtanden hätten, dann mochte immerhin auch dieſe wilde Ranke an dem Baume der nationalen Geiſtescultur geduldet werden können. Wo ſie aber die alleinige oder die kräftigſte von allen wurde, da gab es keine Zukunft mehr für die Poeſie, für die Literatur, für die Sprache der Bildung.

Da man die Bedeutung der Geſellſchaft nach der Zahl der Mitglieder, oder nach der Menge der aus ihrem Schoße, d. h. von Verfaſſern, die zu ihr gehörten, ausgegangenen Bücher, oder nach dem ſichtbaren Erfolg ihres Programms in der unmittelbaren Gegenwart von damals zu meſſen pflegt, ſo fällt das Urtheil von heute, das von vornherein an einer gewiſſen ungeſchichtlichen Voreingenommenheit dagegen leidet, immer etwas abſchätzig aus, auch wenn es in noch ſo höfliche Redensarten eingekleidet iſt. Aber auf alles dies kommt nicht viel an. 800 Mitglieder in den höchſten Regionen bis hinab zu dem gelehrten Mittelſtand ſind doch immer ſchon eine erkleckliche Anzahl in einer Zeit, wie die von 1618—1648 oder 50, dem Jahre, wo der große Krieg wirklich endete, und wo Fürſt Ludwig, die Seele der Geſellſchaft, ſtarb. Namen, wie Opitz, Auguſt Buchner, Siegfried v. Birken, Andreas Gryphius, Harsdörfer, Logau, Moſcheroſch, Neumark, Johann Riſt, Dietrich von dem Werder, Philipp von Zeſen bezeichnen doch die Spitzen des damaligen literariſchen Könnens. Sollten, wie es auf dem Programm nicht ſtand, aber hinein erklärt werden könnte, alle Fremdwörter aus den Actenſtücken und diplomatiſchen Memoires, die fremden Sprachen aus den Höfen, oder gar aus den hohen und niederen Schulen hinausgeworfen

werden, woran damals wohl auch schon manche Deutsche, nur nicht die ehrbaren Mitglieder einer so ehrbaren Gesellschaft dachten, so war das eine Sisyphus-Arbeit, die immer nur mit Spott und Schande für den unglücklichen Patrioten endete. Dagegen ist von den meisten Mitgliedern der Gesellschaft in Hinsicht auf Sprachreinheit und Correctheit alles geleistet worden, was damals dem mittleren Talent möglich war, und über das Mittelmaß konnte sich in dieser Zeit doch eigentlich keiner erheben: einen Luther, einen Hans Sachs und einen Fischart bringt nicht jedes halbe Jahrhundert zusammen oder auch nur einzeln hervor. Wir haben aber gesehen, daß der Schwerpunkt des ächt geschichtlichen Urtheils über die Leistungen der Fruchtbringenden Gesellschaft ganz wo anders hingelegt werden muß, und darnach wird auch sein Ausfall ein ganz anderer sein.

Gleichsam aus den logischen Prämissen der Grundidee abgeleitet, treten noch einige andere practische Consequenzen auf, die wir wenigstens im Vorübergehen streifen wollen.

In den Statuten der Gesellschaft ist nirgends auch nur eine Andeutung confessioneller Beschränkung. Man könnte sagen: wie alles unmittelbar von dem Statut der Crusca abgeschrieben ist, so auch das, denn dort steht auch kein Wort davon. Aber in Italien, dem Italien der päpstlichen Inquisition, verstand es sich von selbst, daß nur Katholiken aufgenommen werden konnten — daß man später als bloße Höflichkeitsformel gegen Fremde von höchster Auszeichnung davon absah, gehört nicht hieher. Mensch und Katholik fiel ja officiell wie in dem Volksbewußtsein dort wieder zusammen. Für das confessionell immer tiefer gespaltene Deutschland gehörte aber umgekehrt ein bewußter Muth, eine bewußte Geistesfreiheit dazu, und Fürst Ludwig, persönlich immer ein sehr glaubenstreuer Anhänger des Calvinismus, hat sie besessen.

Thatsächlich sind unter den etwa 800 Mitgliedern alles zusammen kaum 20 Katholiken, aber Lutheraner und Calvinisten ungefähr zu gleichen Theilen: die vornehmere Kaste überwiegend das zweite, der gelehrte Mittelstand fast ausschließlich das erste. Aber die principielle, wenn auch nicht in Worte gefaßte Anerkennung, daß über dem, was man damals herkömmlich als die wichtigste Sphäre des Geisteslebens zu verehren gewohnt war, noch etwas Höheres, der Nation noch viel Werthvolleres stehe, und wenn es sich auch hier nur um ihre Sprache und Literatur handelte, ist doch eine That von epochemachender Bedeutung, wie für das Allgemeine, so auch für das Einzelne, für die Geistescultur der Nation, sowie auch für die Adelung der Sprache im Bewußtsein derselben.

Natürlich konnte auch nur wieder von calvinistischer Seite ein solcher wahrer Fortschritt in dem Einigungswerk der Nation ausgehen, und wenn er sich auch nur auf ein ganz enges Gebiet beschränkte. Das Lutherthum, nicht weil es Luthers Geist trug, denn der hatte mit denen, die sich jetzt nach ihm nannten, am wenigsten zu schaffen, wäre nicht sowohl aus fanatischer Intoleranz, als aus indolenter Rohheit, unfähig zu so etwas gewesen, fügte sich aber in die fertige Thatsache.

Einstweilen aber gestaltete sich diese so aus, wie es nach dem ganzen Entwicklungsgang der deutschen Dinge seit der Reformation sein mußte: die fruchtbringende Gesellschaft trug, trotzdem, daß sie keine Confession kannte, einen specifisch, man darf sogar sagen, ausschließlich protestantischen Typus. Alles, was seit Luther in der Nation als lebenskräftig und zukunftverheißend sich ankündigt, hatte denselben getragen und so lange die Begriffe deutsch und protestantisch in der Wirklichkeit beinahe zusammenflossen, mußte es selbstverständlich so sein. Aber mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts schneidet auch

hierin eine neue Epoche ein, und der große Krieg vollendet nur das damals zuerst in festeren Umrissen hervortretende Werk der jesuitisch-absolutistischen Gegenreformation. Während die fruchtbringende Gesellschaft sich kräftigst entfaltete, also bis 1650, wurde die Hälfte Deutschlands durch Verrath und Gewalt wieder katholisch gemacht. Sie blieb zunächst ihr und der deutschen Literatur eine unzugängliche Wüste, deren einzelne Oasen den tristen Character derselben erst recht grell hervortreten lassen. Die Begriffe deutsche Literatur, Protestantismus, oder auf die Sprache als Darstellungsmittel gewandt, Protestantismus und hochdeutsche Sprache, in dem jetzt endlich abgeklärten Sinn, treten jetzt in scharfen Contrast mit dem Katholicismus und seiner Literaturlosigkeit, mit seiner zum Theil vorsätzlichen, zum Theil aus naiver Rohheit veranlaßten Unfähigkeit, das Hochdeutsche zu handhaben. Man denke nur an die doch hochdeutsch gemeinten greulichen deutschen Verse eines nicht gerade so überschwenglich reichen, wie er manchen gilt, aber doch immer sehr reichen poetischen, namentlich formal oder technisch entwickelten Talentes, wie Balde. Daran war für die nächste Zukunft nichts zu ändern: die deutsche Bildung, die deutsche Literatur und ihre Sprache blieb nur auf das protestantische Deutschland beschränkt, wenn auch in dem Programm der fruchtbringenden Gesellschaft ein Protest dagegen im Namen der weiteren Zukunft eingelegt war, der seiner Zeit auch in die That umgesetzt werden sollte.

Man wirft uns wohl einen Friedrich von Spee und einen Johannes Scheffler entgegen, um den Satz, daß alle deutsche Literatur von jetzt ab protestantisch sei, zu entkräften. Es geschieht dies meist von Leuten, deren Lebensaufgabe darin besteht, die Geschichte wissentlich zu fälschen, und mit denen bedürfte es keiner Auseinandersetzung. Aber kurzsichtige

Gedankenlosigkeit spricht dies und anderes jenen nach, und so hat es doch schon einige Verwirrung in den Begriffen unserer Gebildeten angerichtet. Friedrich von Spee, dessen persönliche Engelhaftigkeit die Literaturgeschichte nichts angeht, ist als Dichter eine mäßig begabte, gefühlige, anempfindende Natur. Er schwankt zwischen der sentimentalen Idyllenstimmung der Italiener und dem fanatischen Taumel der Spanier hin und her. Anerkennenswerth ist seine Geschmeidigkeit im deutschen Vers, doch erklärt es sich durch seine Herkunft aus dem niederrheinischen, nach unserer Bezeichnung niederdeutschen Sprachgebiet, gerade so wie die anderen Niederdeutschen begreiflich das reinste Hochdeutsch schreiben lernen konnten. Er ist dadurch am merkwürdigsten für die deutsche Culturgeschichte, daß sich in ihm die Spitze und zugleich das Ende jener erobernden Thätigkeit der hochdeutschen Literatur am Niederrhein darstellt, der wir oben gedachten. Nach ihm ist' alles vertrocknet, warum, ist oben zur Genüge auseinandergesetzt und daß er als eifriger Katholik das geworden ist, was er ist, entkräftet unsere Beweise nicht. Uebrigens thut man Unrecht, ganz abgesehen von dem Gehalt, über den Jeder denken mag, wie er will, einen Johann Heermann, Valerius Herberger, also noch dazu seine Zeitgenossen, die auch noch nichts von Opitz wußten und doch ebenso regelrechte Verse wie Spee und fast bessere als Opitz machten, hinter ihn zurückzusetzen. Ihn mit dem so viel jüngeren Paul Gerhard zu vergleichen, wäre in jeder Art unstatthaft.

Angelus Silesius, einst das Schoßkind moderner Geistreichigkeit, neuerdings von ultramontaner Tendenzlüge stark besudelt, hat, wie bekannt, seine ganze Bildung aus dem Protestantismus, und ist erst spät im Leben dem Renegatenthum verfallen. Bis heute wird hin und her gestritten, ob er das,

was Protestanten und Katholiken für sein Bestes halten, bloß als Protestant oder theilweise schon als Katholik gemacht habe, seine geistlichen Lieder, die in unsern protestantischen Gesangbüchern stehn. Sein cherubinischer Wandersmann ist bekanntlich von ihm selbst als ein Geheimniß für wenige Auserwählte behandelt worden und mußte somit durch die gelehrte und geistreiche Spürkraft unserer Zeit erst wieder entdeckt werden. Dieser Wandersmann trägt nicht nur keine Spur von Katholicismus, freilich aber auch nichts von Protestantismus, überhaupt nichts Christliches an sich, sondern ist der vollständigste pantheistische Atheismus, wie jeder ehrliche Mann und genügend vorgebildete Leser unumwunden zugiebt. Gewiß wird Angelus Silesius der geistvollste und gedankenreichste aller deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts bleiben, aber der katholischen Literatur können ihn eben nur die zuzählen, die es müssen oder die ihn nicht kennen. Ihn zu einer noch größeren Höhe eigentlicher Genialität emporzuschrauben, wie es die blasirte Geistreichigkeit und exquisite Vornehmthuerei einiger seiner modernen — jetzt freilich schon sehr altmodisch gewordenen — Verehrer versucht hat, verbietet unser Verstand und unser Gemüth. Oder will man auch den wüsten Sprachmischmasch des Abraham a St. Clara, wo uns ein schwäbisch-wienerisch verunstaltetes Hochdeutsch mit allen möglichen lateinischen und wälschen Brocken unterbreitet wird, zu einer classischen Literaturgröße stempeln? Die Sprachgeschichte wenigstens kann es nicht.

Wenn wir in dem allegorischen Stile der Zeit bleiben wollen, so können wir sagen, daß der Indianische Palmbaum, in dessen Schatten deutsche Bildung gedeihen sollte, seine eine Hauptwurzel in Köthen, seine andere in Weimar eingetrieben hatte. Also ganz naturgemäß die Mitte jenes „mittleren

Deutſch", das durch Luther ſchließlich zum Hochdeutſch geworden war. Zunächſt blickte man auf Leipzig und Wittenberg, das letztere trotz mancher zeitweiliger, aber keineswegs permanenter orthodoxer Verfinſterung doch noch immer ein glänzender Mittelpunkt der regſten literariſchen Thätigkeit. Aber weit darüber hinaus war jetzt ſchon der ganze Norden factiſch der hochdeutſchen Sprache und Literatur unterworfen und die große Hälfte aller Mitglieder ſind geborene Niederdeutſche, eigentlich ja auch Fürſt Ludwig und die anderen Askanier miteinander. Hier war jetzt jene compacte Landmaſſe, ohne welche eine Schriftſprache nicht exiſtiren kann, wirklich erobert, oder doch ſo gut als erobert, denn wenn z. B. die Hamburger Republik noch bis 1603 bei ihrem noch dazu ſehr ſchlechten Niederdeutſch blieb, wie Venedig bei ſeiner Mundart, ſo wurde gerade jetzt aus Hamburg ein großer Brennpunkt deutſcher, d. h. hochdeutſcher Literatur, deſſen Glanz längere Zeit alle anderen verdunkelte. Denn ſelbſt, daß ein Lauremberg, der einzige deutſche Schriftſteller des 17. Jahrhunderts, in dem ein Funke von dem iſt, was man Genialität nennen wird, in aufrichtiger Begeiſterung für die Stetigkeit und treue Alterthümlichkeit ſeiner plattdeutſchen Mutterſprache eine ſcharfe Lanze gegen das ewig wechſelnde, immer neuen Moden fröhnende Hochdeutſch brach, half dem Plattdeutſchen nichts mehr. Inzwiſchen war es überall officiell, nicht bloß aus den Bureaus, ſondern auch aus Kirche und Schule verdrängt, und wo es ſich noch hielt, geſchah es nur durch Connivenz gegen die wohlbegründete Anhänglichkeit mancher Kreiſe, nicht etwa bloß wegen des Landvolkes oder der unteren Klaſſen in den Städten. Aber Lauremberg ſelbſt hat ſchon 1652 nur ſeine veer Schertzgedichte plattdeutſch ſchreiben können und da iſt gleich das Schlagwort des Titels, Schertzgedichte, ganz hochdeutſch in Laut und Begriff.

Auch hat Niemand mehr ernstlich versucht, ernste Stoffe tieferen Gehaltes niederdeutsch zu behandeln, was doch noch 50 Jahre früher einzeln möglich war. Die Mundart blieb trotz Laurembergs unläugbarer Genialität oder vielmehr eben deshalb dem Gebiete zugewiesen, wohin sie allein gehörte, sobald es eine hochdeutsche Schriftsprache daneben gab, mit der zu concurriren das Niederdeutsche nach seiner Geschichte nicht angelegt war. Sie sank somit auf dieselbe Stufe, die alle hochd. Mundarten der Zeit von selbst einnahmen, gleichviel, wie man über ihre linguistischen Vorzüge vor der Schriftsprache denken mochte. Natürlich gab es immer einzelne Doctrinäre, die in eigensinnigem Trotze gegen den naturgemäßen Zug der Dinge, gegen die in Deutschland selten so reinlich sich herausarbeitende Logik der Geschichte, die Herrlichkeit des Niederdeutschen in dröhnenden Posaunenstößen der Welt verkündeten, nur schade, daß alle Ohren taub dafür blieben. Wenn schon 1582 der grundgelehrte Nathan Chyträus eine Art von gegenseitigem Austausch zwischen Hoch- und Niederdeutsch als die humane Lösung des zwischen beiden schwebenden Sprachkampfes ersehnt hatte, so erkannte er dabei die eigenartigen Vorzüge des Hochdeutschen verständig genug an, und er irrte nur darin, wenn er glaubte, daß irgend eine Maßregel der besonnenen Reflexion in dieser naturmächtigen Bewegung Stillstand gebieten oder sie reguliren könne. Die späteren Vorkämpfer des Niederdeutschen wußten natürlich von solchen Compromissen nichts: ihnen war das Niederdeutsche die Deutsche Sprache an sich, ja die damals seit Conrad Gesner in allen Köpfen spukende Ursprache, und des halbtollen Georgius Beccanus Träumereien, der das Paradies und die Ursprache in der Flur seines flaemischen Stammdorfes „zwischen Husterlo und Krekelborn" entdeckt hatte, wurden im

blinden Eifer als wiſſenſchaftliche Beweisgründe gegen eine Thatſache, natürlich umſonſt, geſchleudert, an der ein guter Theil der Zukunft des ganzen deutſchen Volkes ober- und niederdeutſcher Zunge hing.

Eben deshalb aber läßt ſich ſchon an der äußeren Verbreitung der fruchtbringenden Geſellſchaft über den Boden Deutſchlands die anderwärts ſo deutliche Thatſache abnehmen, daß der ganze Süden und Südweſten mehr und mehr in die Stellung eines bloßen Anhängſels zu dieſem eigentlich gebildeten Theile von Deutſchland zu kommen begann. Im Süden war die katholiſche Reaction ungefähr $^3/_4$ aller deutſchen Landſchaften von Steyermark an bis zum Sundgau vor und nach dem weſtphäliſchen Frieden mächtig geworden. Sie waren damit von ſelbſt der Sprache und Literatur der deutſchen Bildung verſperrt und es bedurfte gar keiner beſonderen Prohibitivmaßregeln dagegen. Die geiſtige Mauth wurde durch die überall eingeführte Büchercenſur genügend gehandhabt und auch ohne ſie blieb hier einſtweilen alles todt. Aber auch die proteſtantiſchen Enclaven im Süden, denn dazu waren ſie unverſehens geworden, litten deutlich unter dieſer widernatürlichen Wendung der deutſchen Geſchichte. Zwar Straßburg in der erſten Hälfte des Jahrhunderts, Nürnberg in der zweiten behaupten in ihrem Kreiſe auch noch immer eine gewiſſe hegemoniſche oder ſelbſtſtändige Stellung in der Literatur, namentlich Nürnberg. Daraus erklärt ſich auch die ächt deutſche Sonderbarkeit, daß in Nürnberg neben dem Palmenorden der Blumenorden der Pegneſiſchen Schäfer und doch nicht wieder als ſtricte und klare Oppoſition dazu, die doch allein etwas geweſen wäre, entſtehen konnte. Nein, man lavirte zwiſchen beiden hin und her und die Harsdörfer, Birken und Dilherr ſtehen mit dem einen Fuß dort, mit dem andern da. Hier in Nürnberg

konnte darum auch ein Harsdörfer, ohne sich lächerlich zu machen, von der „unterschiedlichen Landsprach Arten" reden, während er wie alle seine schäferlichen Cumpane ein andermal wieder die hochtrabendsten Reden von der Reinheit und Herrlichkeit der wahren hochdeutschen Heldensprache losließ, eines so phrasenhaft-gedankenlos wie das andere. Das Wahre ist, daß die neugeschaffene Isolirung der protestantischen Süddeutschen jetzt wieder es ihnen schwerer machte, zu diesem ächten Hochdeutsch zu gelangen, das ja auch früher, als es anderwärts seine entscheidenden Siege erfochten hatte, hier noch mit dem meisten Nachgeplänkel belästigt worden war. Ihre Sprache ist in jeder Hinsicht und an sich eine viel unreinere als die, in welche jeder, der in dem compacten Gebiet der norddeutschen d. h. protestantischen Bildung lebte, ohne alles eigene Verdienst hineingeboren wurde.

Das, was jeder gebildeten Sprache ein practisches Bedürfniß ersten Ranges ist, eine wirkliche steinerne Hauptstadt Deutschlands oder auch nur des protestantischen Deutschlands, konnte auch die fruchtbringende Gesellschaft nicht aus unserem dafür so spröden Boden hervorzaubern. Die eigentliche Hauptstadt Deutschlands war ja ohnedem Paris, „die Zier der Städte, die Schule der Leutseligkeit, die Mutter der guten Sitten bei der Insul der Seine", wie sie Opitz nennt; da er das in seiner Art auch anerkennenswerthe Verdienst besitzt, nie einen eigenen Gedanken gehabt zu haben, so ist nicht er es, der so spricht, sondern die Stimme des ganzen vornehmen und gebildeten Deutschlands. Dresden schien Manchem dazu bestimmt, Paris abzulösen, und hat es ja auch später unter seinen polnischen Augusten, nur in einem etwas anderen Sinne gethan, als jene patriotischen Schwärmer meinten. Churfürst Johann Georg III. ist noch 1658 als der „Preiswürdige" in die

fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden. Damals, wo die Gesellschaft sich mit dem Abscheiden ihrer lebendigen Seele, des Fürsten Ludwig, schon völlig überlebt hatte, setzte man große Hoffnungen auf den Erwerb dieses vornehmsten unter allen weltlichen Reichsfürsten. Sie wurden ebenso getäuscht wie die politischen Combinationen der evangelischen Mächte, die immer an Sachsen sich vergeblich anklammerten. Ein schwacher Ersatz für die fehlende Hauptstadt war es, daß durch die Heranziehung so vieler gebildeter Elemente aus dem Mittelstand an manchen Universitäten und in mehreren Großstädten kleine Localheerde deutscher Bildung und geregelter Sprachpflege entstanden.

Fünftes Capitel.

Die Hochdeutsche Sprache unter Opitzens Einfluß.

Die neue Form und die neue Tendenz der deutschen Literatur und damit die Zukunft der neuhochd. Schriftsprache war schon in allen entscheidenden Punkten sicher gestellt, als der große Krieg die Nation der härtesten Prüfung unterwarf, die sie überhaupt jemals zu bestehen gehabt hat. Wäre nicht schon vor 1618 eine innere Umkehr des Nationalgeistes wenigstens angebahnt gewesen, Deutschland hätte sich an den tausend Wunden des Krieges und des kaum besseren Halbfriedenszustandes von 1650—1715 bis zum Schlusse des spanischen Erbfolgekrieges verbluten müssen, wie die Literatur und Sprache, wenn sie nicht schon vorher sich aufgerafft gehabt hätten, von dem allgemeinen Chaos verschlungen worden wären.

Der Krieg selbst bezeichnet also nur insofern das tiefste Niveau der deutschen Geschicke, als sich in ihm das lange vorbereitete, vollständig verschuldete Unheil in furchtbaren Schlägen entlud. Schuld und Strafe stehen aber hier in einem so scharf abgewogenen Verhältniß, wie wohl nirgends in der Geschichte eines andern Volkes, und es war ein Glück, daß sich der denkende und ernster gesinnte Theil der Zeitgenossen noch mit dem Worte des Glaubens „Wen Gott lieb hat, den züchtiget er" über die furchtbaren Zweifel des Gemüths und des Verstandes hinweghelfen konnte.

Die Thätigkeit eines Opitz oder der fruchtbringenden Gesellschaft hätte nach dem Beginne des Kriegs keinen Boden gefunden, wäre überhaupt, wenn sie vor 1620 nicht schon im lebendigen Zug gewesen, nach 1620 nicht denkbar, aber da sie einmal Wurzel gefaßt hatte, ist sie auch durch den Krieg nicht zertreten worden. Man hört häufig neben dem anderen Unheil, was dieser Krieg angerichtet, auch den Schaden beklagen, den er unsrer Literatur zugefügt habe. Davon ist so viel richtig, daß ohne den Krieg wahrscheinlich noch viel mehr an Poesie und Prosa producirt worden wäre, als während des Krieges. Aber es bleibt eher zu verwundern, daß doch noch so vieles und in seiner Art Tüchtiges, nach den einmal gegebenen Voraussetzungen des Zeitgeistes und der davon abhängigen Menschen geschaffen werden konnte. Im Vergleich mit der Dürre und Oede von 1590—1620 sind selbst die entsetzlichsten Kriegsjahre, von 1635—1650, fruchtbar und gehaltvoll. Auch wird es nicht der Krieg gewesen sein, der das Hervortreten wirklich genialer Kräfte unmöglich gemacht hat, sondern die Signatur dieses nüchternsten und prosaischsten Jahrhunderts der neueren Geschichte. An Talenten gebricht es auch damals nicht, daran war die deutsche Literatur dieser

Zeit, wie man ohne alle Selbstüberhebung sagen kann, ebenso reich wie die französische. Daß aber nur diese sich zu der Höhe der Classicität emporheben konnte, verdankte sie neben anderem allerdings auch dem Umstande, daß Frankreich elastisch genug war, einem wirklichen Seitenstück des großen deutschen Krieges noch in der letzten Stunde auszuweichen: die Hugenotten und die Fronde hätten hinreichenden Stoff dazu liefern können. Aber selbst wenn Deutschland der Krieg erspart worden wäre, hätte es den Vorsprung von mehr als einem Jahrhundert, den die französische Literatur im 17. als wirklich erreicht darstellte, zu dem sie sich aber schon im 16. gerüstet hatte, nicht eingeholt. Wenn mit einer Vergangenheit so gänzlich gebrochen, und wenn so ganz von vorne wieder angefangen werden muß, wie es Opitz und die Seinen mit vollster Berechtigung thaten, ist dabei ein rascher und glänzender Erfolg an sich nicht ausgeschlossen, und das damalige gebildete Deutschland, das unter dem Banner der neuen Literatur sich zu gestalten begann, glaubte ja auch in einer uns Spätern unbegreiflichen Selbstüberschätzung an den Werth des Geleisteten. In der That aber war durch die Zeit, die durch sich selbst jede Möglichkeit eines schöpferischen Genius verneinte, die Stellung dieser deutschen Literatur unwiderruflich bestimmt. Sie mußte bei fremden Lehrmeisterinnen in eine lange dauernde Schule gehen, ehe sie auch im besten Falle wirklich es ihnen hätte gleich thun können. Und selbst wenn sie es dann gekonnt hätte, wäre es doch nur eine formale Umgestaltung eines fremden Inhaltes gewesen, niemals eine originale That des deutschen Geistes selbst, deren Originalität nichts genommen wird, wenn ihr auch eine Schulzeit in der Fremde vorhergegangen ist. Das 17. Jahrhundert konnte nicht original sein, weil dazu vor allem ein idealer Kern des nationalen Lebens

gehört: das 16. und 18., jedes in seiner Art, konnten es, weil sie einen solchen hatten.

Die Literatur mußte mit der Vergangenheit in allen Stücken brechen, aber sie durfte die Sprache als eine fertige, für ihre neuen Bedürfnisse ausreichende aus dieser Vergangenheit mit herüber nehmen. Nie ist der Schatten eines Zweifels durch Opitzens Geist gegangen, daß Luthers Sprache, wie sie jedem hieß, der sie nach ihrer Seele nennen wollte, das vollkommene Ideal der gebildeten deutschen Sprache sei. Es kam nur darauf an, sie von den Flecken zu reinigen, die, wie man glaubte, meist durch Beschmitzung fremder Stoffe an ihr entstanden waren, und sie so zu handhaben, wie es einem gelehrten Mann, einem, der von der Würde eines Schriftstellers so hoch wie möglich dachte, wohl anstand.

Die Sprache der neuen Literatur stellte sich also scheinbar in reflectirter Absichtlichkeit, in der That aber durch die Macht der gegebenen Verhältnisse von selbst auf den Boden des neuhochdeutschen Sprachdurchschnitts, wie sie ihn in den ersten beiden Decennien des 17. Jahrh. vorfand. Wie weit es noch Luthers Sprache war, und daß es nicht im mechanischen Sinn seine Sprache sein konnte, hat sich in dem Bisherigen gezeigt, aber es war eine nützliche Fiction, daß man sich ein solches Vorbild noch mit unbedingter Gläubigkeit anzueignen vermochte.

Die Originalität der Sprache Luthers von denen fordern zu wollen, die sie zu sprechen glaubten, wäre lächerlich. Sie besteht eben darin, daß bloß er so zu sprechen verstand, und es mag als ein Zeichen eines gewissen verständigen Sinnes angesehen werden, der in einer an so manchen Verirrungen der Phantasie und Selbstüberschätzung krankenden Zeit immerhin einige Anerkennung verdient, daß eigentlich keiner Luther direct zu copiren versuchte, während doch alle in ihm ihren Sprachmeister sahen. Inzwischen war die neuhochdeutsche

Schriftsprache zwar noch nicht ganz nahe an das Ziel der äußeren Regelung ihrer Gestalt, das schon Luther vorschwebte, aber doch einige Schritte weiter gelangt. Deutschland hat das wenig beneidenswerthe Vorrecht, jene kleinen Geister, die sich durch Eigensinn in Lappalien so unendlich groß dünken, in besonderer Fülle der Zahl und in besonders grotesker Rüpelhaftigkeit des Gebahrens hervorzubringen. Ueberall ist die Orthographie, die dem Auge wahrnehmbare Gestalt des Wortes, ihr besonderes Steckenpferd, und so wimmelte es auch um 1620 in Deutschland von Leuten, die nicht aus Zufall oder aus Schlendrian, sondern aus Princip anders schrieben und druckten, wie die Mehrzahl. Einer und der andere davon ist uns schon in den Wurf gekommen, anderen werden wir später nicht ganz stillschweigend vorbeigehen können, obgleich es sich eigentlich nicht verlohnt, solche bloß als Symptome einer bestimmten Krankheit der Volksseele bemerkenswerthen Einfälle und Launen halbverrückter Gesellen nach dem Maßstab historischer Erscheinungen zu beachten. Trotzdem aber und noch mehr trotz der Macht des Schlendrians und des nicht sowohl eigensinnig als behaglich auf seine verjährten Rechte sich stützenden Herkommens waren große Fortschritte gemacht. Opitz, den man in allen Stücken als den sprachlichen Prototyp der Neuzeit ebenso gelten lassen muß, wie er unbestritten ihr literarischer Führer oder Bildner ist und das eine wie das andere aus demselben Rechtstitel, hat sogar schon eine in der Hauptsache leidlich geordnete Orthographie vorgefunden, in die er sich bloß mit einigem eklektischen Tact hineinzuleben brauchte, Luther mußte sich eine solche erst schaffen. Freilich ist das alles nur relativ und im Vergleich mit der so viel strammeren Uniformität von heute, die übrigens, wie jedermann weiß, von einer nicht bloß möglichen, sondern auch dringend nöthigen wirklichen Uniformität

noch sehr weit entfernt ist, sieht der Boden, auf den Opitz treten mußte, sehr schwankend aus, und er selbst hat nichts dazu gethan, ihn fester zu machen. Er selbst ist eigentlich im Einzelnen sehr inconsequent, wahrscheinlich in dem, was er für gleichgültig hält, und von jenem instinctiven Fortschritt der Lautbezeichnung, den man bei dem späteren Luther im Vergleich zu dem früheren wahrnimmt, hat er eher das Gegentheil, indem er je später desto überladenere Schreibungen begünstigt, was sich bei ihm sehr wohl begreifen läßt, weil es der Zeit sympathisch war. Aber man vergleiche damit gerade hundert Jahre früher — denn so lange war es her, daß Luther seine ersten Sermonen gedruckt in die deutsche Welt sandte — und der gewaltige Unterschied, der entschiedene Fortschritt zur Uniformität springt doch trotzdem sofort in die Augen. Daß damit auch ein Fortschritt in der systematischen Gestaltung dieser Lautbezeichnung verbunden war, versteht sich von selbst, denn nur aus allgemeinen Abstractionen, meist solchen, die sich auf richtige oder falsche Analogien stützten, war ja überhaupt dem einzelnen Schreiber oder Drucker das Bedürfniß nach einer Regelung gekommen.

Irgend einen äußeren Zwang, wenn auch nur den des Herkommens, gab es nicht, denn auch in jener früheren Zeit der ärgsten Verwilderung der äußeren Sprachform, wo allein Laune und Zufall so häufig über die Orthographie zu entscheiden scheinen, ist doch meist eine, wenn auch noch so verkehrte Reflexion betheiligt, die nur, weil sie selbst auf schwankem Grunde steht, auch in ihren Ergebnissen dem bloßen Zufall so ähnlich sieht. Jetzt war man im Princip eigentlich auch nicht weiter gekommen, aber der in allen Dingen schablonenhafte und nach reglementirter Gleichförmigkeit strebende Geist der Zeit brachte es doch von selbst mit sich, daß jeder Schreiber

und Drucker in demſelben Maße ſich der allgemeinen Ordnung zu conformiren ſuchte, wie er früher im Bewußtſein ſeines Rechtes von ihr abgewichen war. Ein origineller Sonderling wie Schuppius mochte auch in der Orthographie ſeine Freiheit wahren, ein Cavalier wie Logau ſie vornehm ignoriren; das waren jetzt ſchon Ausnahmen. —

Man hat in neueſter Zeit einiges Gewicht darauf gelegt, daß ſich in den Reimen des Vaters der deutſchen Poeſie doch verhältnißmäßig nicht wenige Beſonderheiten oder Abweichungen von der Regel des damaligen durchſchnittlichen Hochdeutſchen finden, die mit den bekannten Eigenthümlichkeiten ſeiner heimiſchen ſchleſiſchen Mundart ſtimmen. So wenn er erhöht auf geht, führen auf zieren, Gießen auf Flüſſen, muß auf Fuß, ſtreut auf bereit und dergl. reimt, was ſeinem Ohre, wenn es bloß als ein ſchleſiſches hörte, gleich klingen durfte. Indeſſen alle, die bis dahin deutſche Reime verfertigten, ſelbſt ein Rodolf Weckherlin und ein Ernſt Schwabe v. d. Heyde, die man mit Vorliebe als Opitzens Vorgänger oder unabhängige Concurrenten anſieht, ſind darin ebenſo ungenau, nur wieder in anderer Art, als er, ja Weckherlin noch um vieles ungenauer. Ihn kümmert es nicht, wahre Rohheiten ſeiner Stuttgarter Mundart, Reime wie feindlich: unfreundlich, bezeugen: ſtillſchweigen, verdrießen: begrüßen, verbindet: gegründet, als die eigentliche Regel oder als ſein Recht trotzköpfig durchzuführen. Opitz thut es immer nur als Nothbehelf: zu entſchuldigen in unſerer damals, und ſchon ſeit der mittelhochdeutſchen Vernichtung faſt aller rein und voll vocaliſchen Wortausgänge ſo überaus reimarmen Sprache, der reimärmſten unter allen Weltculturſprachen, namentlich bei dem Erſten, der überhaupt, wie das 7. Capitel ſeines Buchs von der deutſchen Poeterei zeigt, dieſen Dingen ein methodiſches

Studium zugewandt hatte. Auch verhält es sich mit diesem landsmannschaftlichen Element in seinen Reimen etwas anders, als gewöhnlich gesagt wird. Lassen wir uns doch noch heute wie damals solche falsche Reime gefallen, oder können nicht ohne sie auskommen. Man sieht deutlich ebenso sehr aus seiner Reimpraxis, wie aus den theoretischen Sätzen des erwähnten Capitels, daß er den deutschen Reim auf den wirklichen Gleichlaut für das Ohr, nicht auf die Buchstabengleichheit für das Auge gründen wollte. So ungeheuerlich uns das letzte vorkommen mag, er hätte es, so gewiß er Opitz war, gethan, hätte er nur eine festgeordnete „vollkommen richtige" Rechtschreibung der Sprache vorgefunden. Es gab aber auch, wie wir wissen, nur noch den schattenhaften Anfang einer lebendigen Gemeinaussprache des gebildeten Deutsch oder der gebildeten Deutschen. Wenn irgend einer, so war der so viel umhergeworfene, so durch und durch anschmiegsame Opitz befähigt, sie zur Correctur seiner heimischen angestammten Mundart, in der sich ihm die hochdeutsche Schriftsprache unwillkürlich in Klänge übersetzte, zu verwenden. Man sieht nun, wenn man jene angeblich bloß mundartlichen Idiotismen prüft, daß er eine Art von Compromiß zu treffen gesucht hat: das Idealbild der Laute der gebildeten Gemeinsprache, wie er sie sich construirt, ist das eigentlich Legitime, aber in einzelnen Fällen, wo es versagt, oder wo die Noth es erheischt, greift er zur Aushilfe in die Klänge seiner Mundart. Er thut also genau das Umgekehrte von Weckherlin, dessen Reime nur dann zufällig richtig sind, wenn sie der Eigensinn seiner Mundart passiren ließ, auch das Umgekehrte von seinem Landsmann und Schüler, Friedrich von Logau, der in allen Fällen, wo er seinem Ohre in Hinsicht auf die correcte Lautgebung — nicht Schreibung — der gebildeten Gemeinsprache nicht

traut, mit Bewußtsein seine lebendigen schlesischen Klänge dafür einsetzt, und also dieselben Reimungenauigkeiten wie Opitz, nur aus einem andern Princip heraus, zeigt und natürlich auch in größerer Zahl, weil sie ihm gewissermaßen berechtigt erscheinen. Von den andern, die alle in Opitz auch darin ihren Leitstern sehen, hat doch keiner ihn an Reinheit des Reims übertroffen, gleichviel wie er ihm sonst an poetischem Kerne überlegen war, weder die Obersachsen Flemming oder Paul Gerhard, noch die Schlesier Angelus Silesius oder Andreas Gryphius oder die Hofmannswaldau und Lohenstein, noch viel weniger irgend einer von allen denen, die an der Pegnitz Ufer ihr idyllisches Wollvieh geweidet haben. Sie sind begreiflich auch darin die uncorrectesten von allen und die eigentlich fremdsprachigen, die Niederdeutschen, die correctesten.

Ueber die Reime hinaus würde es schwer sein, bei Opitz wirkliche landschaftliche Idiotismen zu finden, die in der eigentlich literarischen Zone des damaligen Deutschlands, in Mitteldeutschland, unverständlich oder anstößig gewesen wären. Sein Wörterbuch ist, wie es sich von selbst versteht, trotz seiner so umfangreichen Schriftstellerei, doch ein sehr beschränktes. Wer seinen eigentlichen Character darin hat, immer auf der Mitte der Heerstraße zu bleiben, kommt nicht in Gefahr, sich in bedenkliche Irrpfade zu verrennen, aber es ist auch immer eintönig und langweilig um ihn. Ein Birgmann für Bergmann, Herbrige für Herberge, gerichts für gerades Wegs, ersprößlich für ersprießlich, oder wie es noch lange schwankte, ersprüßlich, ein rauen für reuen, Rohm für Rahm, Plitz für Blitz und dergl. sind nicht der Rede werth und auch in dem consequenten Läuterungsproceß von allen mundartlichen Schlacken hat er sein Ziel erreicht, wie kein Anderer, der aus

einer hochdeutschen Mundart heraus, also nicht aus einer niederdeutschen, damals das rechte Hochdeutsch zu schreiben unternahm.

Wenn man statistisch Zahl gegen Zahl die Fälle zusammenstellt, in denen das Hochdeutsche auch nach Luther und bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts noch keine feste Regel der Wortform gefunden hatte, so kommt eine erkleckliche Summe heraus. Wägt man sie aber, wie man muß, so sind darunter doch nur wenige von wirklichem Belang für das innerste Gefüge und die Physiognomie der Sprache. Gerade in diesem Falle hat nun Opitz meist seinen gewöhnlichen Tact bewiesen: er hat sich fast immer auf die Seite gestellt, der die Zukunft gehörte, gleichviel wie es um ihr inneres oder äußeres Recht, ihren Wohlklang oder ihre Geschichte stand. Damit hat er ihren schon innerlich vorbereiteten Sieg auch äußerlich entschieden und mehr durfte man von ihm nicht verlangen. So ist er es, der definitiv jene mit i oder ie ablautenden starken Präterita der Verba, die ei- im Präsens haben, treibe, bleibe, reite, schneide, nach dem jetzigen Modell handhabt, oder vielmehr dies definitiv durchgeführt hat, was, wie wir sahen (s. o. B. I, 305), schon seit 150 Jahren der Sprache vorschwebte. Hatte doch selbst Luther geschwankt und war beinahe wieder zu der alterthümlichen Form zurückgekehrt, aber eben auch nur beinahe. Seine Autorität hat ihr offenbar noch ein Scheinleben gefristet und so versteht es sich, daß sie in abgelegenen Ecken der Literatur oder bei literarischen Sonderlingen, auch noch bei einzelnen Theoretikern, obgleich diese schon seit Albertus Ostrofrancus und Oelinger sich überwiegend für die neuere Form erklärten, noch lange über Opitz hinaus aufzuspüren ist: für die hochdeutsche Schriftsprache war sie von jetzt an todt. Ebenso hat er in den Pluralen und in den Participien

der ſtarken Verba, die i- im Präſens, neben dem e der anderen gleichgearteten haben, zerrinne, ſchwimme, ſinge, finde, neben werbe, werde, helfe, ſchelte, jenen Wechſel von o und u, der hiſtoriſch angeſehen durchaus unberechtigt iſt, der ſich aber auf Luthers freilich auch hier wieder ſchwankenden Vorgang, wie dieſer ſelbſt auf die Neigung des mitteldeutſchen Organs berufen konnte, ſo geregelt, wie er bis in die neueſte Phaſe unſerer Schriftſprache gültig geblieben iſt: ſchwommen, gewonnen, nicht ſchwummen, gewunnen, aber ſungen und funden, für Prät. und Part. Dagegen wurden und worden, halfen und geholfen im Prät. und Part. durch den Vocal unterſchieden, wie es ſeit der althochd. Zeit üblich war. Opitz hat auch die 1. Perſ. Sing des Indicat. Präſ. aller der ſtarken Verba, die hier einſt ein i hatten: gibe ahd. gibu, wirde, ahd. wirdu, conſequent in e gebildet, wie erwähnt, mit Ausnahme derjenigen, die n oder m im conſon. Schluß ihres Stammes haben: finde, schwimme. Luther hatte daſſelbe angeſtrebt, es aber doch nicht reinlich durchgeführt, weil ihn die alten in oberdeutſcher Gemeinſprache lebendigen i-Formen beirrten.

Opitz hat ferner, und das iſt ein zweifelhafteres Verdienſt, die Schablone der mit ge- zuſammengeſetzten Participien vollſtändig ausgefüllt bis auf das eine worden, das ihm noch entſchlüpft iſt, und deſſen Maßregelung erſt ſpäteren Pedanten vorbehalten war. Die Trümmer des alten lebensvollen Sprachgefühls, die ſich in funden, kommen, gangen, bracht, blieben etc. noch bei Luther, und bald mehr, bald minder kräftig bei den andern unabhängig neben ihm ſtehenden Meiſtern der Gemeinſprache gerettet hatten, ſind jetzt dem Erdboden gleich gemacht und die Schablone fertig mit jener einzigen Ausnahme von worden. Er hat aber auch das ſchwerfällige welcher, mit dem ſich Luther ſchon herumſchlug

und es durch sein mittelb. wilch, wilchs wenigstens etwas belebte, in voller Breitspurigkeit, natürlich auch mit dem würdigen Ergänzungsstücke derjenige, was einstmals, wo es auch schon sich herandrängte, in der daneben noch festgehaltenen ältern Form der jener eine etwas bescheidenere Rolle spielte. Alle die andern einst so lebendigen und gelenken Wörter, um die freilich an sich immer ungelenke Einfügung der Relativbestandtheile der Perioden mit den andern zu vermitteln, jenes Luther und andern sprachkundigen Geistern einst so liebe wo, oder das noch ältere und geschmeidigere so, sind über Bord geworfen, oder nur selten einmal als Flickwerk und Nothbehelf benützt. Selbst die uralte und immer lebendige doppelte Verwendung des demonstrativen — der — mittelst veränderter Wortfolge zur Anknüpfung eines näher bestimmenden Zusatzes — der Mann, den ich meine — muß vor dem stationären „derjenige Mann, welchen ich meine" sich verkriechen und mehrere solcher welcher in allen denkbaren Casusformen wechselnd, aber auch ein welcher unbedenklich mehrmals hintereinander, kommen jetzt ganz behaglich neben oder ineinander vor.

Er anerkennt nur allein die schwerste Form für das leichtfüßige Deminiutiv: -elein oder lein, Männlein, Röselein, Röslein, nur ausnahmsweise, halb komisch entschlüpft ihm noch ein mannlin für mennlein, und jener Kampf zwischen lein und lin, der durch das ganze 16. Jahrhundert dauert, den Luther selbst, wie wir sahen, für sich so originell entschieden hatte, ist von nun an beendet. Aber die an sich immer unschönen -ichen, chen, oder in weicherer Aussprache -igen, gen, die Luther doch so geistvoll zu verwerthen verstand, duldet Opitz nicht oder nur einzeln zu komisch-vertraulicher Wirkung, ganz wie Luther, nur nicht mit dessen herziger Genialität, sondern als Opitz mit frostiger, aber geschickter Berechnung

und das ist ein Vorzug seiner Sprache, leider ein solcher, der gegen die eben so sehr von „Obersachsen" wie von den westlichen deutschen Mundarten an und über dem Mittelrhein herandrängenden halbniederdeutschen Zwittergebilde des -chen selbst von den gläubigsten Verehrern des Boberschwans doch nicht ganz festgehalten wurde. Ihm selbst mochte dabei weniger sein Geschmack, als sein heimathliches Ohr zu Hilfe kommen, dem diese -chen zu jeder Zeit fremd geblieben sind. Aber sogar die spätern Schlesier, selbst der für das Sinnliche der Sprache feinfühligste von allen, Hofmannswaldau, können sich ihrer schon nicht mehr erwehren und gegenüber der als -elein so schwerfällig gemachten, ächt hochdeutschen Form hat freilich auch diese in ihrer zugleich stumpfen und scharfen Klanglosigkeit ihre natürliche Berechtigung. Noch weniger hat er den Versuch einer Wiederherstellung der klingenden Adjectiv-Ableitungsendung -in, einst ın, woraus ein hätte werden müssen, durchgesetzt, freilich nicht einmal consequent aufgenommen. Sein damals schon archaistisches kryſtallin, erzin und dergl. hat Bewunderung, aber keine dauernde Nachfolge gefunden und das klanglose -en ist selbst im hochgespanntesten Pathos der Verse in sein natürliches Recht getreten.

Aber auch in andern Dingen erwies er sich gewöhnlich als scharfsichtigen Kenner des scheinbar so unentschiedenen Geschmacks der gebildeten oder gelehrten Deutschen dieser Zeit. Die zweisilbigen Formen des starken Präteritums, sahe, nahme ꝛc., deren Geschichte früher berührt worden ist (s. B. I, 315), hatte Luther sehr mäßig, aus entschieden rhetorischer Absicht, und darum stets mit großer Wirkung gebraucht. Andere haben es damit ungefähr ähnlich gehalten, keiner mit so warmem Sprachgefühl. Die Canzlei- und Kanzelsprache am wenigsten; von der ersteren versteht es sich von selbst, daß

sie diese bauschigen Formen den einfacheren und in jeder Art richtigeren vorziehen mußte. Die Kanzelsprache konnte zwar auch noch in dieser Spätzeit ihren Schöpfer und Meister nicht ganz verläugnen, aber sie pfropfte sich doch allerlei, was sie für Schmuck hielt, aus der Canzleisprache auf, wie sie denn auch auf der andern Seite nicht verschmähte, gelegentlich im Stile des Eulenspiegels, des Peter Leu und des Lalenbuches ihren Zuhörern neben dem utile eine Portion dulce zukommen zu lassen. Opitz schlägt einen mittleren Weg ein: sein hielte, riethe, schwiege, schiene, sahe ꝛc. sind immer dem Fall des Satzes, wie er gerade seinem Ohre am imposantesten klang, angepaßt und ungefähr in demselben Maße und nach den Grundsätzen, denen er dabei folgte, hielten sich auch alle die, die ihn als ihren Meister anerkannten.

Ebenso folgenreich war es für eine geraume Zeit, daß er die Imperative aller Verba mit Vorliebe ohne Endung bildete, nicht bloß die durch Vocalabweichung vom Präsens getrennten gewisser starker Verba wie gib, nimm, zeuch, fleuch, sondern auch halt, fall, reit, schneid, ja sogar hör, führ, lieb, wo das e der Endung seine historische Berechtigung hatte, und nur da und dort abzufallen pflegte, wo die Sprache überhaupt allen auslautenden e den Krieg erklärt hatte. Offenbar klangen ihm die einsilbigen Formen energischer, imperativischer als die zweisilbigen und daher sind die letzteren der Zahl nach bei ihm viel seltener und jedes mal deutlich durch den Vers oder die Rhythmik des Satzes besonders gerechtfertigt. Auch darin ist er für lange maßgebend geblieben, obgleich der Zug der Sprache entschieden nach den zweisilbigen Formen hinging. Selbst die grammatische Theorie hat erst am Ende des 17. Jahrh. in Bödiker das gleiche Recht beider Formen, keineswegs die größere Sprachrichtigkeit der zweisilbigen anerkannt.

Dagegen klingt ihm die 2. und 3. Perſon Präſ. Indic. Sing. nur dann gut, wenn ſie ein e vor ihrem conſonantiſchen Schluß hat: liebeſt, giebeſt ꝛc., ſogar weißeſt, ſtatt weißt, wofür doch weder geſchichtlich noch in der lebendigen Sprachbildung irgend eine Stütze zu finden war. Nur wirſt und haſt ſind wie biſt einſilbig geblieben. In der 3. Perſon erſcheinen ihm liebet, giebet, gleichet, trennet, ſpinnet, heißet u. ſ. w. auch für den Proſaſtil, nicht bloß für den Vers, wo metriſche Gründe die Wahl beſtimmen könnten, gebildeter, als liebt, giebt ꝛc. Doch unter Umſtänden verſteht er ſich auch zu ihnen, immer aus ganz ſichtbaren Motiven der Satzrhythmik. Aehnlich hält er es mit dem e zwiſchen der Stamm- und Flexionsſilbe der ſchwachen Präterita: betrübete, beſorgete, ſtimmete, ſind ihm wohlklingender und gleichſam natürlicher als betrübte, beſorgte, ſtimmte. Beſonders wenn der Stamm mit einem t-Laut ſchließt, unterläßt er es nicht, allem natürlichen Sprachgefühl ins Geſicht zu ſchlagen und die ganze Form durch ein -ete ſo ſchwerfällig und dem Mund und Ohr ſo widerwärtig als möglich zu machen: erdicht-ete, erleucht-ete, blendete, nur daß ſich einmal in einem ſo überaus häufigen Worte wie reden ein redte ſtatt redete hervorwagt. Ob er es der Canzleiſprache abgeſehen, die in ſolchen albernen Unformen ſchon um 1550 Großes leiſtete, iſt nicht zu erkennen. Möglich, daß ſein eigener proſaiſch dürrer Genius von ſelbſt darauf gekommen iſt, weil er in Formen wie erleuchte die ſichere oder regelrechte Bezeichnung ihres Präteritums vermißte, und damit hat er bei allen ſeinen Nachfolgern, wie ſich von ſelbſt verſteht, Beifall gefunden.

Die Participien der ſchwachen Verba ſind nach demſelben Schema von ihm behandelt, wie die Flexionen. Es entſcheidet das jeweilige Bedürfniß des ſprachlichen Numerus, ob gedienet

oder gedient, vertrauet oder vertraut geſagt wird, aber die längere Form iſt die eigentlich berechtigte. — Daß ſeine Verſe ſo viele mit -keit zuſammengeſetzte Wortbildungen ſich gefallen laſſen müſſen, will uns Späteren nicht recht munden, obgleich auch wir ſie nicht mehr los werden können. Worte wie Einigkeit, Freundlichkeit, Herrlichkeit und andere dreiſilbige, die bei jedem Schritte begegnen, ſchleppen ſich ſo mit durch, aber die Widerwärtigkeit, Unvergänglichkeit, Unveränderlichkeit und dergl. ſind doch eine harte Nuß für die Zunge und die Scanſion. Uebrigens hätte ſich Opitz dabei auf einen Vorgänger oder Concurrenten mit Fug berufen können, der darin noch ganz Anderes geleiſtet hat, auf Rodolf Weckherlin, deſſen Sprache hier wie überall das rechte Widerſpiel des geſunden deutſchen Sprachinſtincts darſtellt. Doch Weckherlins unzählige -heit und -keit hatten wenig Nachfolge gefunden; Opitz wirkte, wie ſich von ſelbſt verſteht, ganz anders, indem er eine in der Zeit liegende Verkehrtheit ſyſtematiſch berührte. Dagegen iſt ihm nachzurühmen, daß er die vor und ſeit Luther bedenklich angeſchwollene Fluth der nuss, nusse, nisse, etwas zurückſtaute, trotz der Liebhaberei der Canzleien, die nach wie vor darin ſchwelgten. Auch hat er der relativ erträglichſten Form -nis zum entſchiedenen Siege verholfen und ſo die anderen in den Bereich der bald lächerlich werdenden Archaismen verſetzt.

Daß er ſeine Perioden nach dem Schema conſtruiren muß, das allein einem gelehrt Gebildeten von damals als das gebildete, logiſch richtige und zugleich wohlklingende gilt, verſteht ſich auch von ſelbſt. Wir ſahen, wie Luther und alle anderen ſprachgewaltigen Meiſter ſchwanken und die Urſachen davon ſind oben aufgezeigt (ſ. o. 119). Jetzt aber iſt es die doppelte Macht der Canzleiſprache und des lateiniſch gewöhnten Ohrs, die die letzten Reſte des ächtdeutſchen Satzbaues vertilgt.

Die Canzleisprache mit ihren mehr eingewickelten und verstrickten als kunstvoll, wenn auch noch so undeutsch, ineinander geflochtenen Satzpolypen, die nicht einmal in Declamation, wenn man auch ganz auf den Sinn verzichten wollte, dem Ohr dieser Barockzeit und wälschen figurirten Musik angenehm hätten klingen können, würde es allein nicht gethan haben, aber jenes Zauberding, was noch in unserer heutigen gelehrten Schulbildung und bei ihren Adepten so gläubig verehrt wird, der ächt lateinische Numerus im Satze und in den Sätzen, der that es in Verbindung mit seinen im Grunde doch sehr nahe verwandten Doppelgängern in den Schreibstuben. Jeder, für den Opitz seine Sätze baute, bekannte mit all der damals in Glaubenssachen noch allgemein gültigen Rigorosität seinen unbedingten Glauben daran, er selbst hatte es nicht anders gelernt und sein Aristarchus ist ein wahres Meisterstück im eleganten Latinismus von damals, hohlem Phrasengeklingel im Einzelnen, sonorem Bombast im Ganzen. Ganz so weit konnte es das Deutsche nicht bringen, aber da es doch auf gutem Wege dazu war, that Opitz sein Bestes, es soweit als möglich zu führen in aller Bescheidenheit und demüthigem Augenaufschlag zu jenen unerreichbaren Mustern. Auch seine Perioden haben alle einen und zwar ein und denselben, nur durch eine größere oder geringere Anzahl Tacte, durchgepeitschten „Numerus", der deutlich derselbe, wie der der nachclassischen und neoclassischen Latinität ist, so weit er in unseren so viel simpleren Sprachformen ausklingen konnte. Dieses neue Satzgefüge verdeutlicht man sich am besten an dem Bilde einer Kurbel, um die sich mehrere angebundene Stricke drehen und sie, wenn sie ganz aufgedreht sind, dick angeschwollen erscheinen lassen. Dazu muß nun alles helfen, was helfen kann, doch erfordert es die Gerechtigkeit zu sagen, daß jene

undeutschen Participialconstructionen des sog. absoluten und der als Apposition verwandten Participien (s. o. S. 123 f.) bei ihm in der Praxis so gut als beseitigt sind. Ein paar Formeln, wie unangesehen daß, unbeschadet daß und dergl. bleiben davon noch übrig und treten factisch in die Reihe der conjunctionellen Partikeln, nur daß sie schwerfälliger als die meisten anderen sich handhaben lassen, was ihnen natürlich damals eher eine Empfehlung als ein Hinderniß war. Opitz ist darin allen anderen seiner gelehrt gebildeten Genossen und nächsten Nachfolger in Apollo voraus, und wie oft in richtiger Fühlung mit dem Willen oder der Neigung des Sprachgeistes der Zukunft. Sonst aber finden sich bei ihm jene doppelt und dreifach eingeschachtelten Relativsätze, ohnedem, wie wir sahen, wo möglich nur mit dem bauschigen „welcher", in sie hinein Bedingungs- und Begründungsätze: „welche, wenn sie, weil sie — wobei die zugehörigen Verba, ganz wie in der Canzleisprache, so weit als möglich in der äußersten Locke der ganzen Satzperrücke Platz finden müssen. Doch lassen sich alle diese Sätze immerhin noch declamiren, nur nicht lesen oder in gewöhnlicher Stimmlage sprechen und darin sind sie den Musterstücken der Canzleien entschieden überlegen, für die, wie schon gesagt, der Finger das einzige Verständigungsmittel bleibt. Natürlich giebt es bei ihm nur ein entweder — oder, niemals ein einfaches oder, wo es einen wirklichen Gegensatz, nicht eine Erläuterung oder Verdeutlichung des ausgesprochenen Begriffes ist, also „entweder gut oder böse", wohl aber: „hurtig oder schnell", ebenso auch immer ein weder — noch, nicht mehr jenes weit über Luther frisch erhaltene einfache noch, das namentlich in Luthers Sprache selbst, aber auch bei Andern, in solcher Lebendigkeit wuchert.

Es ist schon bemerkt, daß ein gewisser durch und durch

reflectirter Purismus dem Zuge der aufstrebenden deutschen Bildung nothwendig einwohnte. Er hat überall, wo er sich in verständigen Schranken hielt, und das that er meist, bis sie Jesens Wunderlichkeit durchbrach, recht anerkennenswerthe Ergebnisse gehabt. Die gebildeten oder gelehrten Schriftsteller der Zeit um Opitz schreiben, namentlich wenn das mitteldeutsche Culturcentrum ihre natürliche Heimath ist, ein von Fremdwörtern sehr reines Deutsch, versteht sich, nicht ein ganz gereinigtes. Auch Opitz ist darin den Besten gleich und z. B., wenn man seine und Luthers Sprache darauf hin abschätzen wollte, unendlich reiner als dieser, und zwar auch er meist — nicht überall — ohne daß man ihm einen Zwang oder einen besonderen Dünkel der damit vollbrachten Großthat anmerkte. Es sind nur ein paar Fremdwörter neben den allgemein schon üblichen und unmöglich antastbaren, die er selbst hereingeschleppt und für die er eine besondere gemüthliche Zuneigung hat Sie ist ihnen für die Zukunft bestens zu Statten gekommen. Vorab Prinz und Prinzessin auch im tropischen Sinn, „Prinz aller hohen Thürme", so singt er den Straßburger Münsterthurm an, „Prinzessin aller Städte" die allmächtige Gebieterin an der Seine, auch Poet und was damit zusammenhängt, gehört dazu, weil es so viel vornehmer klingt, und insofern that er es zum Heile der deutschen Poeterei, ja der ganzen Nation. Aber es giebt keinen „aller Poeten Prinz", sondern aller Poeten Fürst, weil ein Fremdwort genug war, die Phrase zu nobilitiren, zwei sie bedenklich verwälscht hätten. Auch Policei gehört dazu, weil das bald so allgewaltige „Staat", das es ablösen sollte, noch nicht gewagt werden durfte. Wenn im Reim ein Fontein noch dazu mit ächt deutscher Aussprache auf Wein und dergl. sich findet, so ist es der Reim und nicht die Sprache des Schriftstellers, wohin so etwas gehört.

Aber er und alle, die an ihn glaubten, oder die seine Geistesconstruction besitzen, haben sich für diese Enthaltsamkeit, zu der damals eine große, beinahe bewundernswerthe Selbstüberwindung gehörte, reichlichst zu entschädigen gewußt. Mit und durch ihn, natürlich nicht allein durch ihn, ist das ganze ungezählte Heer der römischen und griechischen Mythologie, der römischen und griechischen Antiquitäten, nicht bloß in den Stil der Poesie, sondern auch in die gebildete Prosa eingezogen. Aus Opitz allein ließe sich leicht ein, so viel wir zu beurtheilen vermögen, vollständiges Lexicon ausziehen dieses von nun an unentbehrlichen Apparates jedes deutschen Satzes, der von Gebildeten für Gebildete geschrieben, also von allen Andern nicht verstanden wurde oder werden sollte. Er that den glücklichen Griff zugleich in die lateinische und die griechische Vorrathskammer, er konnte Luna und Selene neben einander scheinen, Diana und Artemis neben einander jagen, Liber und Lyäus neben einander zechen, Favonius und Zephyrus neben einander wehen lassen, und war sicher, von seinen Lesern verstanden zu werden, die doch meist einen noch soliderern classischen Schulsack als er ins Leben hinausgetragen hatten. Natürlich blühten jetzt auch nur noch Violen und Narcissen, glänzten nur noch Corallen und Saphire. Ein Freund, eine Herzenskönigin konnte nunmehr nur noch Corydon, Daphnis, Tityrus, Flavia, Asteria und Galathea heißen, und selbst der alte Nilstrom, der dem Verfasser und dem Publicum des Heliand vor 800 Jahren so wohl bekannt war, daß sie ihn nur mit diesem seinem angedeutschten Namen benennen konnten, zog bei ihm als Nilus ein vornehmeres Gewand an. Wie ihm erging es, nebenbei bemerkt, den anderen ungezählten deutschen Namen fremder Länder, Orte und Flüsse, die der deutschen Phantasie von Alters her vertraut waren: der Pfad verschwand

und der Padus oder Po kam an seine Stelle und es gelang nur sehr wenigen, ihre Deutschheit vor dieser seltsamen restitutio in integrum zu retten. Denn daß die Canzleisprache noch auf ihrem Hohen Sinne, Kammerich und Wälsch-Leyden beharrte, konnte ihnen nicht helfen gegen die Poeten und gebildeten Weltleute, die da überall gewesen und die rechte Aussprache gehört hatten.

Opitz brauchte auch aus dieser Region nur das zu Munde zu führen, was ihm andere ganz mundgerecht zugerichtet hatten. Keine europäische Literatur dieser Aera von dem Cap St. Vincent bis an den Forth of Firth und in die Sümpfe Hollands hinein oder an das Cap Spartivento konnte damals ohne diesen Hauptschmuck leben, der ihnen allen als hinreichender Ersatz für das galt, was ihnen allen an innerem Gehalt abging. Ja, als sie einst vor dem Eintritt des Geistes oder vielmehr der Geistlosigkeit des 17. Jahrhunderts, in ihrer Art das Außerordentlichste leisteten, wozu die moderne Kunst überhaupt bestimmt war, hatten sie doch diese blechernen Schellen und falschen Locken schon an sich hangen. Die ganze Neoclassicität, die ganze Renaissance athmete darin als in ihrer eigentlichen Lebensluft. Nur wer deutsch vor Opitz schrieb, bekundete mit wenigen Ausnahmen auch darin sein und seiner Sprache Barbarenthum, daß er nichts davon wußte. Aber dieselbe Feder, sobald sie sich lateinisch erging, strömte davon über, so die geistlose jenes schon genannten Paulus Melissus und die geistvollere eines Paul Rebhun oder Nicodemus Frischlin.

Auffallend ist dabei nur, daß Opitz sich in der Einfügung dieser Edelsteine in die deutsche Satzmosaik offenbar kein rechtes System gebildet hat: die Canzleisprache und andere, selbst Luther, decliniren alles frisch weg, wie man es in der lateinischen

Schule lernte, also Apollo mußte Apollinis, Diana Dianä geben. Aber das will ihm doch nicht so recht ins Ohr, bald steht er auf dem Parnasso, bald auf dem Parnassus oder gar Parnaß, bald hat er einen Marcum Ulpium oder die Lupos und Statios, bald Scaurier, Syrer und Frontonen vor sich, und so ist es bei allen seinen Nachfahrern geblieben.

Alles dies gehört nicht bloß der Stilistik oder Rhetorik an, sondern auch in bedingter Weise der eigentlichen Sprachgeschichte. Es ist ihr nicht gleichgültig, ob die deutsche Sprache nun auf einmal von einer Seite her, wo es bis jetzt noch nicht geschehen, mit einer Sündfluth von Fremdwörtern überschwemmt wurde, die ebenso herrisch, wie die eigentlich wälschen Bürgerrecht verlangten und es größtentheils für immer erhielten. Denn Luna und der Monde, das ist Opitzens eigentliche und die damals gebildetste Form, sind ihm gleichverständlich und sind es fortan immer geblieben. —

Trotzdem ist bei Opitz doch noch ein gewisses Maß anzuerkennen, das weniger der Sprache als dem Geschmack zu Gute gekommen wäre, wenn es sich nur hätte halten lassen. Aber auch hierin wie fast überall ist er es, wenn man so sagen darf, der das reinste Deutsch zu schreiben verstand, alle Anderen, soweit sie von der neuen Bildung erfaßt oder seine Schüler sind, thun es ihm nicht gleich. Einen Valentin Andreae mit seinem überbarbarischen Gemengsel lateinischer und volksthümlicher Brocken älteren Stils wollen wir nicht rechnen: er hat das Recht sich mit angestammtem Eigensinn eben draußen zu halten, obwohl auch sein Name in dem Erzschrein der Fruchtbringenden eingetragen steht. Sein Wesen und seine Gesinnung, durch die er so viele seiner rohen und schlechten Zeit- und Zunftgenossen überragt, gehen die Sprachgeschichte nichts an. Sie muß die Schriftstellerei Valentin

Andreae's für eine unschöne Schrulle halten. Wie sich die Nürnberger Schule zu der Frage der Sprachreinheit stellte, ist schon bei verschiedenen Gelegenheiten berührt worden. Ohne irgend wie auf ihre künstlerische Eigenart einzugehen, muß doch gesagt werden, daß diese, die darin besteht, auf einen sehr werthlosen Untergrund ein möglichst buntes und krauses Arabeskengewirre zur Blendung des Auges aufzutragen, es von selbst mit sich brachte, die Sprachreinheit sowohl in dem Sinn der möglichsten Enthaltung von Fremdwörtern, als in dem andern, der Wahl möglichst correcter Sprachformen, sehr lax zu nehmen. Dazu stellten sich dann auch noch unläugbar örtliche Idiotismen, dieselben zum Theil, die einst Hans Sachs ohne Bedenken verwenden durfte, die aber mehr als 100 Jahre später in jedem Sinn fehlerhaft heißen müssen. Denn mit dieser Aera der reflectirten Gelehrten-Bildung und ihrer Correctheit vertrugen sich solche Naturwüchsigkeiten, sie mochten an sich sein, wie sie wollten, schlechterdings nicht mehr.

Kaum günstiger wird in sprachlicher Hinsicht das Urtheil über die Straßburg-oberrheinische literarische Zone lauten. Moscherosch und Grimmelshausen sind Namen, vor denen jeder Kenner der deutschen Literatur Ehrfurcht hat, aber ihrer Sprache gegenüber ist darauf keine Rücksicht zu nehmen. Moscherosch leidet eben so sehr an einer selbst damals nicht allgemeinen gespreizten Unbehülflichkeit des Periodenbaues, wie an einer gewissen reflectirten oder unreflectirten Widerspenstigkeit gegen das, was die Zeit einmal in der Sprachform und im Versbau — dies letztere gilt also nur für einen sehr kleinen Theil des ganzen Mannes, ist aber für den ganzen characteristisch — mit Fug und Recht für correct hielt. Außerdem ist die Sprache dieses Patrioten vom reinsten Wasser, dieses Todfeindes der à la mode Sprachmengerei nicht bloß

da, wo sie persiflirt, sondern auch in ihrer natürlichen Lage und in ihrem pathetischsten Schwunge überall von Fremdwörtern, lateinischen und wälschen, angefüllt, ganz anders als bei Opitz und dem mitteld. Schriftstellerkreis. Man sieht auch warum. Frankreich hat schon seine Krallen in Straßburg und am Rhein fest eingeschlagen. Gleiches gilt auch von seinem Gesinnungsgenossen und Geistesverwandten, zugleich halbem Landsmann, Grimmelshausen. Auch da soll der Humor oder die Ironie alles entschuldigen, aber er hat auch viel Ernsthaftes, wenn auch langweiliges und wenig gelesenes, geschrieben, und seine Sprache ist überall dieselbe. Sein Satzbau ist, wo er erzählt, etwas flüssiger und klarer als der des Moscheroſch im Wesen aber derselbe, dem wir überall damals begegnen: die rhetorische Methode nach der Schablone des lateinischen Satznumerus, wie ihn die damalige Schulgelehrsamkeit auffaßte. — Wie es mit seinem deutschen Sprachinstinct beschaffen war, das lehrt am besten seine Antwort auf die von ihm aufgeworfene Frage, wo das beste Teutsch zu finden? „bei den Gelehrten, so viel lesen und schreiben, zweitens bei den Kaufleuten, so viel reisen: das allerbeste aber, beides im Reden und im Schreiben, wird hin und wieder in den fürstlichen Canzleien gefunden, allwo man einen weit anderen und ansehenlicheren Stylum findet, als der etlicher Sprachhelden." Ob deswegen, weil er selbst bekanntlich von seinen unzähligen Irrfahrten zuletzt in einer solchen fürstlichen Canzlei ausruhte, oder zum Theil wohl auch, weil er wie alle Süddeutschen ihren alten particularistischen Tick gegen die durch die Vernunft der Geschichte festgestellte Thatsache der in Mitteldeutschland wurzelnden Einheitssprache doch nicht ganz los werden konnte? — Hochgradig winkel-patriotisch ist auch seine Ansicht „wo das beste und zierlichste Teutsch geredet werde: „in der

Stadt Speier und deren nächstem Bezirk bis überhalb Durlach und Baden hinauf", also auch noch um und bei Renchen, wo er seinen Lebensabend beschloß. Da kann es nicht Wunder nehmen, wenn ihm ein nachöhmen für ahmen, Züge für Ziege, Würbel für Wirbel, ja sogar die widerlichen Deminutive in -gen, Plural in -ger, seiner Gelnhäuser-Wetterauer Mundart entschlüpfen, Liebger, Knöbelbärtger und dergl., wie man sie ja noch jetzt an gleichem Ort zu hören bekommt, nur daß sie heute im Druck wenigstens die civilisirten Formen Liebchen, Knebelbärtchen haben müssen.

Dagegen hat der aus Gießen gebürtige, also landschaftlich sehr nahe verwandte Balthasar Schuppe, oder wie auch er heißen mußte und hieß, Schuppius, der seiner Bildung und seinem Lebensgange nach dem protestantischen Kernlande Niederdeutschland, und hier wieder dessen größtem Centrum Hamburg angehört, ein gutes Recht, seine sprachliche Eigenart, die nichts mit den rohen und eigensinnigen Auswüchsen einer Localmundart zu schaffen hat, zu behaupten. In seiner Sprache ist wirklich etwas von Luthers Kraft und Plastik, freilich so viel um 1660 noch sich halten konnte. Sonderbar genug, er als naturfrischer Mann, ein feuriger Verfechter des Rechtes der deutschen Sprache für alle Art von gelehrtem Vortrag in der Schule und in Büchern, hat sich doch in einem Wuste lateinischer Brocken wohlgefallen, die seine Sprache noch massenhafter mit Fremdwörtern, nur nicht gerade wälschen, durchsetzten, als die des Moscherosch und Grimmelshausen. Seine Prosa ist aber trotzdem die kernigste und lesbarste des Jahrhunderts und wird bis zu einer gewissen Grenze nie veralten. Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer. Den Zeitgenossen galt er als Sonderling und eine gewisse bedenkliche Verwandtschaft auch in der Sprache mit seinem katholischen Concurrenten

Abraham a Santa Clara ist nicht zu läugnen, nur daß Schuppius in der Hauptstadt der norddeutschen Bildung, Abraham in der durch die katholische Reaction künstlich geschaffenen süddeutschen Barbarei lebte. Von den andern haben es die eigentlichen Schlesier, zumal Lohenstein, allem dem, was auch in Opitz verkehrt heißen muß, mit einem wahren Taumel der Selbstbefriedigung zuvorzuthun gesucht und die Sprache fast keines von ihnen ist von diesem harten Urtheil auszunehmen, wenn sie auch bei der angestammten Mundfertigkeit dieser Leute hie und da über ihre wahre Natur täuscht.

Am reinsten, und insofern am meisten der Zukunft dienend stellt sie sich noch bei Paul Fleming und Andreas Tscherning dar, von denen man den ersten doch nur uneigentlich zu Opitzens Trabanten zählen wird, obgleich er es selbst gethan hat. Sein poetischer Gehalt geht uns hier nichts an, aber er wird doch durch seine Sprache nicht vernichtet, so wenig wie bei einem Paul Gerhard, oder bei irgend einem andern, der selten genug in dieser Zeit bedeutender literarischer Talente, aber sehr geringer poetischer Substanz, etwas davon besaß. —

Sechstes Capitel.

Die Stellung der Theorie zu der Schriftsprache.

Die Sprache unter den Händen eines Opitz und seiner Geistes-Brüder und Söhne bedeutet von selbst, daß die Doctrin sich auch in bisher ungekannter Weise selbständig neben oder über sie stellen mußte. Die Grammatiker des vorigen Jahrhunderts, ein Albertus Ostrofrancus, Oelinger und Clajus hatten es als eine Ehrensache der deutschen Nation betrachtet,

ihrer Mutterſprache dieſelbe wiſſenſchaftliche Behandlung zukommen zu laſſen, die nicht bloß die claſſiſchen Sprachen, ſondern auch die andern europäiſchen Culturſprachen bereits beſaßen. Wie ſich damals ein ſehr empfindliches nationales Pathos in alle die Fragen miſcht, die die deutſche Literatur und ihre Stellung zum Leben angehen, ſo auch hier. Der Ehrenpunkt iſt es, der vor allen vorzugsweiſe betont wird, nicht ſo ſehr das practiſche Bedürfniß oder gar die unabweisbare Nothwendigkeit. Keinem fiel es ein, zu behaupten, daß von der Exiſtenz einer Grammatik die Kraft und Tüchtigkeit der deutſchen Sprache bedingt ſei, von der ſie um ſo höher dachten, je mehr ſie durch den ſchon recht frech ſich herauswagenden Hohn der Fremden, vorab der Franzoſen, aber auch gelegentlich der nachbarlichen Barbaren im Oſten, und die ſchmähliche Verwälſchung der geſammten vornehmen Welt in ihrem Stolze und in ihrem Gewiſſen verletzt wurden. Einen Nutzen für die gute Sache erkannten auch ſie natürlich in der Aufſtellung einer überſichtlichen und verſtändigen Norm für den Sprachgebrauch und es war alſo nicht bloß jenes ausſchließlich idealiſtiſche Moment der nationalen Ehre, das ihnen die Feder in die Hand gab. Sie wollten die vorhandene Wirklichkeit, die factiſchen Züge des Sprachbildes fixiren, um dadurch der Zukunft eine feſte Stütze zu geben. Immer aber hielten ſie ſich ſelbſtverſtändlich nur dazu berufen, das Wahre und Rechte, ſo wie ſie es erkannten, ſyſtematiſch vorzutragen. Mochte ſich der eine auf die göttliche Sprachoffenbarung in Luther berufen, der andere auf die beſten deutſchen Bücher, die auf dem damals noch nicht geſchmälerten und überall lebensfriſchen Boden von Geſammthochdeutſchland gedruckt wurden — im Grunde iſt es daſſelbe: der Grammatiker iſt nur der Ordner, Verkünder des Sprachgeiſtes, und dieſer ſelbſt

ist es, der die Sprache schafft. — Ein gelehrter und pflichteifriger Schulmann classischen Stils, zugleich aber auch ein eifriger Verfechter für die Ehre und Würde der „deutschen Haupt- und Heldensprache", wie man sie jetzt mit scharf accentuirter Drohung gegen alle ihre fremden und einheimischen Verächter schon nicht gut mehr anders nennen durfte, Christian Gueintz, der wenigstens nicht immer als Gueintzius, sondern mitunter auch als Gueintz, Genetiv Gueintzen, auftritt, obgleich er in seiner Art ein vornehmer Mann, Rector am Pädagogium oder Gymnasium zu Halle war, schrieb 1641 einen „deutscher Sprachlehre Entwurf", eine Grammatik der deutschen Sprache, die sich neben dem noch immer am meisten gebrauchten Clajus ein gewisses Ansehen und Verbreitung erwarb, vielleicht weniger wegen ihrer eigentlichen Vorzüge, als wegen des in der gelehrten Welt durch seine Polyhistorie berühmten Namens des Verfassers und wegen seiner persönlichen Beziehungen zu der fruchtbringenden Gesellschaft, unter deren Aegide er arbeitete. Sonst ist er in allem Wesentlichen, das eine abgerechnet, das wir an dieser Stelle noch nicht nach seiner ganzen Bedeutung erwägen können, nicht weiter als Clajus gekommen, und jedenfalls durch seinen Grundsatz, alle und jede grammatikalischen Terminologien, deren lateinische Fassung jeder, der überhaupt eine deutsche Grammatik nach lateinischer Schablone gebrauchen sollte, doch gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte, durch mehr oder minder dunkle, immer aber einer Glosse bedürftige deutsche zu übersetzen, um vieles unbequemer als seine Vorgänger, die ihre deutschen Grammatiken lateinisch verabfaßt hatten. Da er deutsch schrieb, wie es die ganze wissenschaftliche Richtung, der er angehörte, mit sich brachte, so glaubte er auch ganz deutsch sein zu müssen.

In dieser Grammatik sind es zum Theil noch die alten her-

kömmlichen Muſter der Sprache, aus denen die Sprachrichtigkeit abſtrahirt werden ſoll: ganz wie bei Clajus ſteht ihm auch Luther über allen, aber auch, und dies iſt nicht ſo ſeltſam, als es auf den erſten Blick erſcheint, wieder oder noch einmal die Canzleiſprache, unter dem etwas weniger verfänglichen Namen der Reichsabſchiede verſteckt. Man erwäge, daß dieſe Canzleiſprache, wie wir genügend gezeigt zu haben glauben, in einer ſo autoritätsſüchtigen, zu allem Vornehmeren, d. h. äußerlich Hochgeſtellten, demüthig hinaufſchauenden Zeit ihren Nimbus nicht einbüßen konnte, auch wenn ſie, was allerdings nicht möglich war, noch viel erbärmlicher entartet wäre; dann, daß der eigentliche Kern der Verkehrtheit in ihr vollſtändig mit dem Verkehrten in dem Geiſte der ganzen Zeit wahlverwandt oder vielmehr einerlei war. Daß Gueintz auch außerdem noch einige ihm muſtergültig dünkende Werke in deutſcher Sprache aus den letzten 40 Jahren anführt, geſchieht, wie man deutlich ſieht, nur, um die Fäden nach dieſer Seite hin nicht gänzlich abzuſchneiden. Es iſt weder Fiſchart auf der einen, noch Opitz auf der andern Seite genannt, obgleich deſſen Leben ſchon 3 Jahre vor dem Erſcheinen der Gueintziſchen Grammatik, 1639 geendet hatte, und ſeine eigentliche Sonnenhöhe entſchieden mit den Jahren 1624—25 beginnt. Dieſe ablehnende Haltung gegen das wirklich Alte und gegen das wirklich Neue iſt das Characteriſtiſche daran und die Muſterkarte des Muſtergültigen iſt in nothwendiger Conſequenz aus jener unbehaglichſten Gattung der deutſchen Literatur gewählt, die ohne alle nachhaltige Bedeutung für die Zukunft und namentlich für die Sprachgeſchichte ohne weiteren Belang, als den, ein Symptom der beginnenden Kriſe zu ſein, zwiſchen beiden geiſtlos und unbehülflich in der Mitte taumelt, jenen Ueberſetzungen der franzöſiſchen Amadis-Romane, italieniſcher

Schäfereien, der Asträä des d'Urfé und anderer entsetzlich ungeschickter Aneignungsversuche aus der Modewelt-Literatur der Zeit, die alle im Augenblick und für immer vernichtet waren, als Opitz seine erste wirkliche Uebersetzung oder Uebertragung aus einer fremden Sprache in die neue Sprache der deutschen Bildung geschaffen hatte. Offenbar ist dem wackern Schulmann das neue Licht zu grell gewesen, hat ihn mehr geblendet als erwärmt, vielleicht ist auch die sonderbar spröde Haltung, welche die fruchtbringende Gesellschaft so lange gegen den Vater der deutschen Poesie einnahm, daran mit schuld. Die innerste Motivirung davon ist heute nicht mehr oder heute noch nicht klar zu sehen, daß aber neben doctrinären Bedenken rein persönliche Abneigungen und Intriguen dabei ein entscheidendes Wort mit gesprochen haben, ist unzweifelhaft. Denn mit dieser neuen, auf eine Clique, die gelehrte oder gebildete Zunft, principiell begrenzten Literatur nistete sich selbstverständlich auch das ganze literarische Cliquenwesen, die Cameraderie, das Literatenthum mit seinem ewig gleichen, nur äußerlich zeitgemäß anders drapirten Typus, auf dem Boden Deutschlands ein, der bis zu Opitzens Zeit noch kaum einige Ableger dieser exotischen Pflanze in sich aufgenommen hatte.

Dieser selbe Gueintz aber schrieb unter dem 29. Januar 1644 an seinen fürstlichen Gönner, den von uns schon so oft genannten Fürsten Ludwig von Anhalt in dem benachbarten Cöthen, die denkwürdigen Worte, um so denkwürdiger, weil er sie als selbstverständlich in der größten Schlichtheit nur als kleinen Nebensatz einer zeitgemäß breitestens gesponnenen Periode beifügt, — „da doch bekannt, daß die andern Sprachen durch die Gelehrten in Richtigkeit gebracht, die deutsche noch zu bringen". Darin ist der Lebensnerv der Anschauung für die Doctrin dieser Zeit so offen wie nirgends

anders bloßgelegt, und in einer Kürze und Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Gueintzens deutsche Grammatik hatte dies Geheimniß noch nicht offenbart, und doch war es eigentlich das, was die Seele derer bewegte, die jetzt als gebildete oder gelehrte Männer es für Ehrensache oder Vergnügen hielten, sich mit der deutschen Sprache abzugeben. Opitzens ganze Schriftstellerei ist natürlich nichts weiter, als die correcte und insofern geniale Umsetzung dieses Gedankens in eine geschickte That und wenn die eigentlichen Theoretiker scheinbar a priori sich diesen weltumwälzenden Gedanken construirten, so thaten sie wie immer, ohne es zu wissen, nichts anderes, als daß sie ihn von der ohne sie geschaffenen Wirklichkeit abstrahirten und auf eine regelrechte Formel brachten.

Die fruchtbringende Gesellschaft konnte darum diesen Grundsatz, auch wenn sie sich nicht mit so unzweideutigen Worten dazu bekannte, für den ihrigen gelten lassen, wie er der Leitstern aller derer geblieben ist und bleiben mußte, die nach Gueintz oder neben Gueintz sich an der Ausarbeitung deutscher Sprachlehren versuchten. Denn natürlich fand er Concurrenten, unter andern solche, die mehr die eigentlichen practischen Gesichtspunkte herauskehrten, und es auf Unterweisung der noch ganz Ungeübten, namentlich der Kinder in den Schulen, abgesehen hatten. Denn schon begann der deutsche Sprachunterricht, wie wir in anderem Zusammenhang noch sehen werden, hie und da in den Elementarunterricht einzugreifen und verlangte, da die Zeit herankam, wo alles methodisch und principiell getrieben werden sollte, seine systematische Darstellung. Ist doch auch Gueintzens Sprachlehre dafür gerüstet: sie soll dem gelehrten Kenner und dem Schüler zugleich genügen. Aber schon vor ihm hatten es Andere für die letzteren allein versucht, so eine anonyme Deutsche

Sprachkunst, 1630 in demselben Halle erschienen, als deren Verfasser Magister Tilemann Olearius gilt, später als ein Hauptlicht theologischer Polyhistorie berühmt genug, natürlich da in lateinischer Sprache. Noch viel früher, schon 1618, hatte die sog. Weimar'sche Deutsche Grammatik, die von einem verdienstvollen, practischen Theologen und Schulmann, Kromeyer, herrührt, der sich auf dem Titel eines so plebejischen Werkes nicht nennen durfte, dieselbe Aufgabe ungefähr nach derselben Schablone zu lösen versucht. Weimar, die eine Mutterstätte der fruchtbringenden Gesellschaft, damals der einzige lutherische Hof in Deutschland, der zwischen der alten deutschen Bestialität und der neuen wälschen Frivolität eine nie hoch genug zu rühmende Mitte gediegener Bildung aus dem besten Marke dieser schlechten Zeit zu halten vermochte, war der rechte Boden für solche pädagogische Experimente. Leider zertrat der große Krieg auch diese junge Saat, die ohnehin um einige Menschenalter zu früh dem Boden anvertraut war.

Nach der andern Seite hin wäre als Concurrent von Gueintz auf das sich gleich auf dem Titel so ankündigende Sammelwerk des Jenenser Joh. Girbert „Deutsche Grammatica" von 1653 zu verweisen, indem es beiden Bedürfnissen, dem, was wir das wissenschaftliche nennen würden, und dem practischen gerecht zu werden sucht, und natürlich es keinem auch nur nach dem Maße der Zeit wird.

Ganz anders lautet aber das Urtheil über des schon oft erwähnten Philipp Harsdörfers Specimen philologiae germanicae von 1646. Harsdörfer war der eigentliche Theoretiker der Nürnberger Poeten, von denen jeder, wie es nothwendig jedem, der seit Opitz gebildet schrieb, gehen mußte, einigermaßen ein reflectirter Sprach- und Kunstdoctrinär wurde.

Daß er in seiner Art eine gewisse Productivität entwickelte — mag man ihm den Namen eines Dichters oder eines bloßen Versmachers beilegen — kommt ihm vor den bloßen Theoretikern, die wenn sie gelehrt producirten, es nur lateinisch konnten, sehr zu Statten. Ueberall ist sein Interesse der gelehrten Erforschung und Begründung der lebenden deutschen Sprache zugewandt. Geschieht es nach unserer Auffassung in der Form des naivsten Dilettantismus, so genügte es doch der Zeit vollständig. In den Anmerkungen zu seinen poetischen Gesprächspielen (seit 1642), noch mehr in dem wegen des Titels mit Unrecht uns so lächerlich gewordenen „poetischen Trichter" (seit 1648), hat er schon vor dem Specimen jene gedunsenen, aber damals allein wirksamen und practischen Hymnen auf die überschwängliche Herrlichkeit der deutschen Sprache, so viel ihm möglich, in die nüchterne Sprache der Wissenschaft übersetzt und durch linguistische Thatsachen zu begründen versucht. Practisch läuft es immer darauf hinaus, zwischen dem auch ihm wie allen Andern immanenten Princip, das Gueintz so unverholen ausgesprochen, und der Wirklichkeit ein leibliches Abkommen zu treffen. Denn nur ein unproductiver Pedant und Doctrinär, was ein Gueintz sein durfte, konnte übersehen, daß dann aller und jeder subjectiven Willkür erst recht Thür und Thor geöffnet war. Dem Auge des Practikers entging es nicht, und schon standen die Aspecten von dem was überspannte Schrullenhaftigkeit darin zu leisten im Stande war, deutlich genug am Firmament der deutschen Sprache und Poeterei, von dem doch erst durch die in Opitz aufgegangene Sonne die alte Nacht der Barbarei gewichen war. Die Disquisitio X. jenes in jeder Art außerordentlich merkwürdigen Specimen, das allerdings mehr in die Geschichte der Sprachwissenschaft und in die der deutschen poetischen Formen

gehört, giebt dafür dem Einsichtigen völlig genügende Aufklärung. Auch Harsdörfer klammert sich schließlich an das allgemeine Sprachbewußtsein, den Sprachgeist, obgleich er von der Voraussetzung ausgegangen, die Sprachrichtigkeit a priori beweisen zu können.

Gueintz könnte allenfalls für den officiellen Grammatiker der fruchtbringenden Gesellschaft, also der geschlossenen Masse der im neuen Sinn gebildeten Pfleger der deutschen Sprache gelten, aber doch nur allenfalls. Man begreift, und die vorhandenen urkundlichen Zeugnisse bestätigen es vollkommen, daß sein beschränkter Eigensinn dem doch so viel freieren, weltmännisch geschulten Verstand des Fürsten Ludwig und aller derer, die in ihm ihr eigentliches Organ sahen, nicht behagen konnte. Zwar verstand auch dieser rechthaberische Schulmonarch, Concessionen zu machen, und nur in dieser Hinsicht ist seine Anweisung zur deutschen Rechtschreibung, im Auftrage und im Namen der fruchtbringenden Gesellschaft 1646 gedruckt, von Werth. Alle seine sonst so behaglich vorgetragenen überspannten Systematisirungsversuche sind hier völlig aufgegeben, und es ist immer schließlich der Usus, im Grunde also kein Princip, dem die Entscheidung anheimfällt.

Grammatikalische, überhaupt linguistische Wissenschaft oder methodische Wissensconstruction lag aber so in der Luft, daß nothwendig irgend eine nach dem Maße der Zeit bedeutende Kraft sich daran für das Deutsche wagen mußte. Alles, was die fruchtbringende Gesellschaft immer von Neuem plante, eine ausführliche, d. h. erschöpfende wissenschaftliche Grammatik der Sprache, ein großes Wörterbuch, worin zugleich der ganze poetische oder rhetorische Sprachschatz in Sprichwörtern, Tropen und dergl. enthalten sein sollte, stockte nicht bloß durch den Krieg, sondern noch mehr durch die Unbehilflichkeit und

Ergebnißlosigkeit jedes Arbeitens viribus unitis, wo es gilt, etwas wahrhaft Neues auf neuem Weg zu erreichen. In einem ausgetretenen Geleise, nach fertiger Schablone mögen immerhin Mehrere sich die Hand reichen; wo es die Concentration der Geisteskraft auf eine im Geiste selbst noch als Embryo schlummernde Idee gilt, kann nur der einzelne etwas thun, und die vielen bloß hindern, wie ja alles wirklich große in der Welt immer nur von einzelnen und in gewissem Sinne einsamen ausgegangen ist und für alle Ewigkeit ausgehen wird.

Dieser eine fand sich in dem namhaften Juristen Justus Georg Schottelius aus Eimbeck, durch seine Geburt in der niederdeutschen Sprachdomäne zum Theoretiker über das Hochdeutsch der neuen Bildung noch besser disponirt als die Girbert, Gueintz, Olearius u. s. w., die sich von den Schlacken der mittelbeutschen Landsmannschaft nie ganz befreien konnten, oder gar als ein Harsdörfer und die andern Süddeutschen. Schottel's Arbeiten über deutsche Linguistik stehen in notorischer Verbindung mit der Fruchtbringenden, deren gelehrte Zierde er war, und insofern können sie als ihr Programm gelten, nur nicht in jenem mechanischen Sinn, wie es für Gueintz gilt. Schottel ist, was er sein wollte, die berufene Stimme Aller, d. h. der aus der Zeit geborenen und sie beherrschenden Ideen über das wahre Wesen und den Beruf der deutschen Sprache, und was Opitzens That über alle Maßen erfolgreich ins Leben hatte treten lassen, das faßte Schottel in die Doctrin und vollbrachte damit unter der damaligen Signatur der Menschen und der Verhältnisse auch eine große, von jedem Deutschen dankbar zu erkennende That.

Die weitläufige deutsch-linguistische Schriftstellerei des überaus fleißigen und federgewandten Mannes, die schon 1641 mit einer Grammatik nach dem gewöhnlichen Schema beginnt,

erhält durch sein eigentliches Centrallebenswerk 1663 ihren inneren Abschluß: Justi Georgii Schottelii opus, partim renovatum et auctum, partim plane novum de Lingua Germanica quinque libris constans. Ausführliche Arbeit von der teutschen Haubtsprache, dero uhralterhum, reinigkeit, vermögen, grundrichtigkeit, mundarten, Stammwörter, Sprichwörteren ꝛc., sammt beigefügter Sprachkunst und Verskunst, lateinisch und deutsch." Der Titel ist für die Zeit, deren practischem Sinn es zusagte, darin eine vollständige Uebersicht des Inhaltes zu finden, von merkwürdiger Kürze, hebt aber alles Wesentliche genügend hervor. Lateinisch und Teutsch ist, wie jede Seite des Buches zeigt, so zu verstehen, daß nicht, wie es Gueintz und noch mehr andere Weltstürmer, zu denen der Hallische Rector wahrlich nicht zählt, verlangten und thaten, das Deutsche ausschließlich die Sprache des wissenschaftlichen Vortrags bildet. Clajus 100 Jahre früher hatte mit Recht noch das Lateinische allein brauchbar gefunden, jetzt war ein Compromiß zwischen beiden, das nur dem gänzlich geschichtsunkundigen Auge barock oder schnurrig vorkommen mag, das allein Berechtigte, und zwar so, daß sich das Deutsche an der Hand der wissenschaftlichen Gemeinsprache der Welt, die seit 1000 Jahren es auch in Deutschland geworden war, gewöhnte, im grammatikalischen Ausdruck sich zu bewegen. Des lateinischen Commentars oder der Stütze an dem Latein, dem jeder Deutsche damals ausschließlich alles das verdankte, was er an wissenschaftlichen Begriffen besaß, konnte kein deutscher Leser entrathen, dem es um ein ernstes Verständniß des Gegenstandes zu thun war. Diese Doppelsprachigkeit war also eine Art von Adelsbrief für die deutsche Sprache und nicht eine Herabwürdigung.

Man kann den meisten der von Schottel gewählten deutschen Kunstausdrücke eine gewisse Anerkennung nicht ver-

sagen: er hat sie nur zum kleinen Theil selbst neu geschaffen, gewöhnlich durch eine sehr verständige Auswahl seinen Vorgängern entnommen. Gegenüber den Zesen'schen und anderen Schrullen nehmen sie sich ganz manierlich aus, und viele von ihnen haben sich bis heute in unsern deutschen Sprachlehren behauptet, wenn diese auch darin deutsch sein wollen, so Abwandlung für declinatio, Nennwort für nomen, Zeitwort für verbum u. s. w., wir wissen aber, daß damit weder der Sprache noch der Sprachwissenschaft viel geholfen gewesen wäre, so lange die grammatischen Categorien selbst die von der antiken Grammatik überlieferten waren oder blieben.

Auch in dem grammatischen Materiale des Buches selbst liegt nicht seine Bedeutung für die Zeit. Gewiß ist es die ausführlichste, übersichtlichste und im Ganzen richtigste Zusammenstellung des gebildeten Sprachdurchschnitts, die bis dahin gegeben worden war. Aber in den eigentlich entscheidenden Fragen d. h. in denen, die dem spätern Betrachter der damaligen Theorie der deutschen Sprache als solche gelten, ist auch Schottel so wenig wie seine Vorgänger zu einer lebensvollen Klarheit gekommen. Er ist überzeugt und muß es auch wohl sein, da er die Arbeit eines ganzen Lebens daran gesetzt hat, daß es inepte prorsus et stulte gesagt sei, man könne die deutsche Sprache ex usu erlernen. Die Grammatik ist die Säule und Grundfeste, worauf jeder Sprache Kunstbau beruht, und aller Sprache Fortschritt hängt davon ab, daß sie auf der sichern Grundlage der Grammatik ruhe. Daß die hochdeutsche Haupt-Heldensprache nichts mit irgend einem Dialect zu schaffen habe, weiß er natürlich wie alle andern Unbefangenen und brauchte es nicht mehr ernstlich zu beweisen. Namentlich kehrt sich sein Spott gegen ein und den andern, „sonderlich aus Meißen, die sich einbilden dürfen, der Hochdeutschen Sprache, ihrer Mundart

halber, Richter und Schlichter zu seyn, ja so gar sich erkühnen, nach ihrem Hörinstrument und wie sie nach beliebter Einbildung ihre Ausrede dehnen, schlenken, schöbelen und kneifen, die Hochteutschte Sprache — zu ändern." Die lächerliche Frage, über den Vorzug der Meißner Mundart, die noch später, wie wir sehen werden, so viel Staub aufwirbeln sollte, war eigentlich schon längst vor Schottel durch den Scharfsinn eines der größten kritischen Genies aller Zeiten, des trotzdem oder ebendeshalb nicht mit Unrecht so berüchtigten Scioppius, des gut oberpfälzischen Schoppe, 1626 endgültig entschieden. Was einst Mattheſius noch in voller Unschuld des damaligen Naturalismus mehr gesagt als behauptet hatte, das Meißnische sei die Sprache Luthers und insofern die eigentliche deutsche Sprache (s. o. 196), das war dann von der keimenden Theorie oder Doctrin der deutschen Linguisten hin und her discutirt, immer aber mehr renovirt, als entschieden worden. Scioppius trifft den Nagel auf den Kopf: er weiß, daß von Meißen — als katholischer Renegat darf er nicht sagen, von Luther — der communis sermo ausgegangen und einen starken örtlichen — wir nennen es mitteldeutschen — Bodengeschmack erhalten habe, der aber wohl zu unterscheiden sei von den Zufälligkeiten der dortigen Volksmundart. Diese, von denen er in Jott für Gott, Gar für Jahr u. s. w. einige ergötzliche Beispiele verspottet, hat nicht das geringste Vorrecht vor allen andern deutschen Mundarten, deren Schwächen er eben so grausam geiselt. Daß er die weitere Frage, die 1626, wie wir sahen, schon aufzutauchen begann, wo denn nun das beste Deutsch gesprochen werde, mit „in Speier und am kaiserlichen Hof" beantwortet, kann nur für eine Inconsequenz gerechnet werden, wenigstens, was den kaiserlichen Hof betrifft, deren innere Begründung wir schon oben angedeutet haben (s. o. 225).

Schottelius weiß natürlich, daß Luther und Opitz die eigentlichen Großmeister der hochdeutschen Sprache sind, aber er ist sich über das Verhältniß der gesprochenen zu der Schriftsprache doch nicht recht klar worden, so entschieden er auch gegen die Roheiten der Mundarten und für das Recht der grammatischen Theorie seine Lanze bricht. Er steht zu sehr unter dem Einfluß einer durch die innere Entwicklungsgeschichte der Sprache, wie wir sahen, hinlänglich erklärten Richtung, die namentlich in der fruchtbringenden Gesellschaft als ein Hauptproblem freilich mehr betastet als discutirt wurde, wie sich die lebende Sprache überhaupt zu der Schriftsprache verhalte. Man strebte auch, und mit Recht, nach einer lebendigen Sprachgemeinsamkeit neben der scheinbar todten schriftlichen, aber unter den ungünstigsten Verhältnissen und von völlig unzureichenden Voraussetzungen aus. Schottelius als Niederdeutscher hat es nicht schwer, die Anmaßung der Meißner zurückzuweisen, und doch war, wie sich gezeigt hat, auch in ihnen ein Körnchen innerer Berechtigung. Der im Ganzen so burleske, aber oft auch mit glücklichem Instinct für das natürlich Gegebene begabte Philipp Zesen hatte sich schon 1651 in seiner Art gar nicht so übel darüber geäußert, „es sei eine allgemeine Meinung (d. h. in ganz Mittel- und Norddeutschland), daß man von dem vornehmen Frauenzimmer in Leipzig das beste Hochdeutsch lernen könne. Das käme daher, weil dasselbe nicht mit fremden und gemeinen Leuten und dem Landvolke umgehe und gemeiniglich zu dem Ende gute Bücher lese, daß es eine zierliche Sprache annehme.“ Im Grunde dasselbe, was schon Scioppius weiß, nur wissenschaftlicher ausspricht. Schottelius aber verläßt sich ohne alle Absichtlichkeit umgekehrt wieder auf sein niederdeutsches Ohr: wenn er das hochdeutsche sch in der damals und jetzt

gleichen Aussprache vor l, m, n, w, überflüssig nennt, und auch wirklich einmal fließen, dann schließen, einmal smekken, dann schmekken schreibt, weil er fließen, smekken spricht, so zeigt sich für uns, daß er sich sehr über ein Grundprincip der hochdeutschen Lautgebung, das von allen Mundarten schon längst unabhängig geworden war, im Unklaren befand.

So dient Schottelius Werk der Sprachgeschichte eigentlich nur als leicht übersehbarer Durchschnitt weniger für das, was die wahre hochdeutsche Sprache der Zeit schon als ihr festes und sicheres Gut aufweisen konnte, als für die schwankenden und unklaren Stellen in ihr: von der Rechtschreibung an bis zu dem Satzbau. Nirgends weist da im gegebenen Fall der Verfasser eine unumstößlich sichere Entscheidung und der Usus, gegen den er so heftig eifert, d. h. ein ungefährer Instinct, ist zuletzt doch der eigentliche Entscheid. Im Ganzen ist es der literarische Querdurchschnitt, den Opitz durch seine schöpferische That dem ganzen Jahrhundert als unübertreffliches Muster aufgestellt hat, im Einzelnen aber ist, wie es sich begreift, nach alle dem, was wir bis jetzt von der Umgebung gerade dieser spätern Zeit haben kennen lernen, doch manches anders, in den seltensten Fällen besser als bei ihm, schon deshalb nicht, weil Schottelius auch vor der so vielfach in Form und Wesen unreinen Sprache der Schäfer an der Pegnitz eine maßlose Bewunderung hat.

Der eigentliche Werth des Buches dürfte daher doch noch in etwas Anderem bestehen, als in seinem unläugbaren Verdienst, die beste deutsche Grammatik zu sein, die bis dahin erschienen war. Wir setzen ihn auch nicht in die Begeisterung, womit er für die Ehre und die Reinheit seiner Muttersprache kämpft. Darin ist er nur eine Stimme aus dem ganzen Chor aller seiner hervorragenden Genossen und Vorgänger seit dem

Ende des 15. Jahrhunderts, und wenn er in tiefſtem Groll zürnt, daß unſere ſo herrliche, majeſtätiſche, prächtige Sprache zu einer hungrigen Bettlerin gemacht worden ſei, die von der ſpöttiſchen Gnade der Feinde und Verächter lebe, ſo trifft er damit in den eigentlich faulen Fleck, den alle Andern auch ſahen und unermüdlich verdammten, ohne doch die Quellen der Fäulniß verſtopfen oder abſchneiden zu können. Aber wenn er und ſo viele mit ihm darin den eigentlichen Stolz der deutſchen Sprache ſetzten, daß ſie mit ihren „Doppelungen“ (zuſammengeſetzten Wörtern) alle andern aus dem Felde ſchlagen können, ſtreift er in ein ſehr bedenkliches Gebiet. Wir ſahen, dieſe unläugbare Virtuoſität der Sprache war doch nicht ganz frei von der Natur eines Nothbehelfes (ſ. o. B. I, 344). Mit richtigem Sprachgefühl verwandt, wie es der friſchen Natürlichkeit des 16. Jahrhunderts noch zugehörte, konnte ſie Großes leiſten und hat es auch, womit wir nicht Fiſchart meinen, deſſen particulare Genialität die deutſche Sprache im Ganzen nichts angeht, höchſtens inſofern er den Beweis liefert, daß ſie ſich bieten läßt, was keiner andern geboten werden könnte, was ſelbſt ein Ariſtophanes ſeinem ſo unendlich gelenkigeren Griechiſch nicht zu bieten vermocht hat. Aber wenn die trockene Nüchternheit des 17. Jahrhunderts ihre rhetoriſche Proſa in Metrum und Reim, oder auch in fortlaufenden Sätzen mit Vorliebe durch einen unmäßigen Griff in dieſen jedem, dem Stümper wie dem Meiſter gleich offenſtehenden, an ſich unerſchöpflichen Speicher von Doppelungen aufputzte und verdeckte, ſo war damit der Sprache nichts gedient. Es wäre wieder, wie es Gottfried von Straßburg von Wolfram geſagt hat, nöthig geweſen, daß dieſe bickelwort jedesmal gleich den Gloſſator oder die Gloſſe daneben gehabt hätten, und der grenzenloſe Unfug, den ein Zeſen und Genoſſen zu allgemeiner

Entrüstung damit anrichteten, war doch principiell vollkommen berechtigt oder wenigstens nicht verboten, weder durch die Doctrin noch durch das Sprachgefühl selbst. Thut sich doch Schottelius sehr viel darauf zu gute, daß die Ausländer diese deutschen Wortungeheuer gar nicht einmal aussprechen können: er sieht darin den besten Zug der Heldenhaftigkeit unserer „Haubtsprach". Das eine wie das andere aber fehlt, vielleicht den einzigen Opitz und ein Paar Lyriker ausgenommen, allen in dieser Zeit: ein natürliches Gefühl wenigstens für einigen Wohllaut in solchen Neuschöpfungen und der feine Instinct für ihre unwillkürliche Einordnung in das jedem deutschen Sinn angeborene Sprachverständniß. Beides konnte eine Zeit der doctrinären Schablone nicht schaffen, vermißte es freilich auch nicht, aber die Sprache im Ganzen hat doch Ursache gehabt, es schwer zu vermissen.

Das eigentliche Verdienst Schottels setzen wir in den Grundgedanken und den Gesammteindruck seines großen Lebenswerkes. Alles, was die deutsche Sprache in irgend einer Beziehung war und leisten konnte oder sollte, ist hier in einem Brennpunkt vereinigt. Ist es ja doch nicht bloß eine trockene Grammatik, Laut-, Formen-, Wortbildungslehre, Syntax, sondern eine Stilistik, Rhetorik und Poetik (Metrik und Rhythmik eingeschlossen), eine Geschichte der Sprache und Literatur von der ältesten Zeit bis auf den damaligen Tag, eine systematische Zusammenstellung des ganzen Sprachschatzes an Grundwörtern (Wurzeln) und deren lebendigen Bildungsmitteln, Ableitungen und besonders Zusammensetzungen, der Eigennamen, der Sprichwörter und Gleichnißreden, also der ganzen in der Sprache niedergelegten Weisheit des Alterthums oder der lebendigen Thaten des Volksgeistes in der Sprache. Die deutsche Sprache erschien hier zum erstenmal der gelehrten

Zeit als das, was damals allein imponirte, und wofür sie immer nicht hatte gelten sollen, als eine Rüstkammer voll unermeßlicher Schätze der Gelehrsamkeit. Was Opitz apodictisch-declamatorisch ausgesprochen, was Andere pathetisch ihm nachgesprochen, dafür war schwerfällig und gründlich auf 1500 enggedruckten Quartseiten der Beweis gebracht, wie ihn die Zeit forderte und würdigte.

Siebentes Capitel.

Die Puristen des 17. Jahrhunderts.

Schottelius ist als ein verständiger Geschäftsmann durch seine fortwährende Berührung mit dem Leben zwar zu Inconsequenzen in seiner Theorie veranlaßt worden, aber doch nie zu eigentlichen Absurditäten gelangt, höchstens daß er einmal im Uebermaß seines ehrenvollen Eifers für seine Herzenssache daran streift. Andere waren nicht so glücklich, die rechte Mitte, wie die Zeit sie verstand, einzuhalten. Das eigentliche, sprichwörtlich noch jetzt deshalb lebendige Musterbild dieser Andern ist der schon öfters erwähnte Philipp Zesen. Gerade weil er eine wenig beneidenswerthe Unsterblichkeit vor so vielen andern am literarischen Himmel verschwundenen Sternen erster, zweiter und aller Größe besitzt, thut es nicht Noth, ihn hier eingehender zu characterisiren. Auch ist die wirkliche Entwickelungsgeschichte der deutschen Sprache sehr wenig von ihm berührt, noch viel weniger etwa durch ihn in eine neue Richtung gedrängt worden, gerade weil er mit der vollsten Anmaßung der Reflexion sich für den Propheten eines neuen Glaubens hielt und sich mit einer, alle Anerkennung verdienenden

Rührigkeit und Elasticität trotz einem Heere von Feinden und Spöttern, trotz der jammervollsten Zustände seines eigenen literarischen Landstreicherlebens, unermüdlich, unerschrocken und sehr bald fanatisch an seine Unfehlbarkeit glaubend, der Nation als ihren Sprachheiland aufzudrängen suchte. Niemand wollte zuerst viel von ihm wissen, und wenn sein ehemaliger Lehrer, der Rector Gueintz, dem Fürsten Ludwig von Anhalt, Zesens Landesherrn, versichert, „daß Zesius sein Lerner (Schüler) gewesen und daß sein Witz niemals sich so erwiesen, daß man was sonderliches bei ihm verspüret, außer daß er alle Zeit was neues in dem Deutschen ohne Grund und beliebte Wahrheit ihme eingebildet", spricht er in seiner nüchtern-pedantischen Weise das aus, was eigentlich die gesammte öffentliche Meinung, so weit sie in den Schriftstellern sich äußerte, immerzu über ihn geurtheilt hat. Und doch konnte er sich auf momentane Erfolge berufen und hat diese ausgebeutet mit allen Kunstgriffen der literarischen Reclame, wie sie seit der Ueberpflanzung des Literatenthums auch auf deutschem Boden üppigst gedieh. Seine deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, die er am 1. Mai 1643 mit einem einzigen Bundesbruder gegründet hatte, wuchs bald so stattlich heran, daß sie an Mitgliederzahl die fruchtbringende Gesellschaft, deren Schoß er selbst und sein Werk entsprossen war, wahrscheinlich, und den Blumenorden an der Pegnitz wirklich überflügelte. Das Ordenswesen war das eigentliche Steckenpferd einer Zeit, in der vornehm und exclusiv als dasselbe und das Höchste galt, und so nimmt es nicht Wunder, daß selbst ein solcher abenteuerlicher Prophet wie Zesen einen Haufen von andächtigen Gläubigen um sich versammelte. Doch etwas muß dabei außer der Spielerei mit den Ordensdevisen, Kleinoden und Motto's, mit den vier Zünften mit ihren besonderen Vorrechten und Geheimnissen doch auch

die Sache gethan haben. Selbst ein solcher Prophet war doch auch ein Organ des öffentlichen Gewissens in der Nation. Es regte sich mehr und mehr in Reue und Scham über die schändlichen Unbilden, die die rohe Unachtsamkeit der Einheimischen und der freche Uebermuth der Fremden der Muttersprache anthun durften. Selbst Frauen wurden davon ergriffen: die Rosengesellschaft zählte in ihren vier Zünften, in der Rosen-, Lilien-, Nelken- und Rautenzunft eine stattliche Anzahl hochadeliger Frauenzimmer; die fruchtbringende Gesellschaft war zu ernsthaft oder zu pedantisch dazu, um diese immerhin bedenklichen, gelegentlich aber sehr brauchbaren Hilfstruppen zuzulassen.

Zesen selbst hatte in den Statuten seines Sprachordens das aufgenommen, was die andern auch: „den äußersten Fleiß aufzuwenden, daß der edelen hochdeutschen Sprache eigen angeborene Grundzierde nicht allein erhalten, und vor allem fremden Unwesen und Gemische bewahret, sondern auch je länger, je trefflicher vermehret, ja alles ungeschlachte unreine ungesetzmäßige und ausheimische abgeschaffet und in ein besseres, wo immer thunlich, verändert werde." Es kam nur auf die Auslegung an. — Er selbst hat sich anfangs Caesius, später, als er wie Opitz und Birken und neben vielen andern Literaten kaiserlicher gekrönter Poet und geadelt wurde — denn eigentlich stammt er aus einem ächt lutherischen Landpredigerhaus — von Zesen genannt, aber Philipp nicht wie spätere Sprachkünster derselben Art es thaten, mit Roßlieb, sondern viel vornehmer und geistvoller übersetzt. Eccard, Leibnitzens Secretär, ein gelehrter, aber wenig zuverlässiger Mann, behauptet, er, oder vielmehr seine Familie, habe eigentlich Blau geheißen, daher denn sein Ritterhold von Blauen.

Man hat ihn sehr oft geärgert, daß man ihm nachsagte,

er habe in seinem Verdeutschungseifer das undeutsche Mantel mit Windfang, Pistol mit Taschenpuffer übersetzt: ausdrücklich verwahrt er sich wieder und wieder gegen eine solche „unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge", aber sie wurde doch geglaubt und wird es bis heute. Wer aber den juristischen Kunstausdruck crimen stellionatus mit Sternbalgschaft, jus postliminii mit Entfremdbungsrache übersetzen konnte, dem ist viel eher jenes andere zuzutrauen. Zwar weiß sich der geniale Verdeutscher in der Vorrede zu seinem Rosenmänd, wo beide Proben seiner Kunst sich finden, in tiefgelehrten Anmerkungen bestens darüber zu rechtfertigen, daß stellio deutsch nicht durch das gemeine Eidechse, sondern wegen seiner Ableitung von stella, Stern, nur mit „Sternbalg", d. h. ein Thier, das einen gestirnten Balg hat, gegeben werden könne, während sein „Entfremdbungsrache", wenn man nur die dazu gehörige Anmerkung aufmerksam liest, wirklich nicht so übel gebildet ist. Auch sein so oft gebrauchtes und oft belächeltes „Zeugemutter aller Dinge" oder bloß „Zeugemutter" für das fremde Natur, das er übrigens abwechselnd damit immer schreibt, thut hie und da eine glückliche Wirkung und andern seiner Erfindungen ist wenigstens eine humoristische Schlagkraft nicht abzusprechen, z. B. wenn der ägyptische Jupiter Ammon als „Hammelgötze", Neptun als „Fluhtgötze" auftreten, Venus, Fräue (d. i. Freie, denn über ei und äu oder au ist sich seine Orthographie nie recht klar geworden), die „Alsgöttin der Fräuerei und Liebe", Amor, „der verschalkte kleine Fräuhold", Minerva, „die Alsgöttin der Weisheit, Bläuinne oder Blauäugle", Flora, „die Alsgöttin der Bluhmen, Bluhminne", die Grazien, „die lieblichen Holdinnen" u. s. w. heißen. — Uebrigens schmeckt Windfang stark nach Zesens populärstem Titel „Sausewind", unter dem ihn Johann Rist in einer Posse auf die Hamburger

Bühne gebracht hatte. Es wollte Zesen nicht gelingen, dieses und die andern „unnützen, unverschämten und naseweisen Lästermäuler" zu stopfen, daß hinfort dergleichen zweibeiniges Müllervieh die Rosen- und Lilienzunft unangegigackt lasse, oder vielmehr ihn als den unvergleichlichen, wunderthätigen Retter, Beschirmer und Heiland unserer theuren hochdeutschen Heldensprach", wie er bei den Seinen hieß und geheißen sein wollte. Denn es waren wirkliche Offenbarungen des Sprachgeistes, die er mit derselben innern Ueberzeugung wie Muhammed die seinen, nur nicht mit solchem Erfolge vortrug, nicht mühsam ersessene und erschwitzte Schulweisheit. Sieht man nun genauer zu, worin diese überschwenglichen Geheimnisse bestanden, so läuft es zuerst auf eine vollständige Revolution des deutschen Wörterbuchs hinaus, die er aber immer nur stückweise der stutzenden Zeitgenossenschaft vorlegte: das ganze sammt dem cabbalistischen Schlüssel dazu sollte in einem großen Wörterbuch offenbar werden, von dem er schon 1672 — er starb 1689 70 Jahre alt — behauptet, daß es nach 20jähriger Arbeit druckfertig vorliege, seine Spötter, daß nicht ein Buchstabe davon existire. Es sollte heißen, der hochdeutschen Sprache Wort- und Stammbuch, und er machte sich unter anderm anheischig, den Beweis zu führen, daß die hochdeutsche Sprache die einzige ächte Tochter der hebräischen, der Sprache Adams sei; jener oben erwähnte Beccanus hatte es bequemer gefunden, den lieben Gott und Adam flaemisch sprechen, und alle andern Sprachen, vorab hebräisch, jene Ursprache, bloß radebrechen zu lassen. Der orthodoxen Theologenschaft, die in der deutschen Literatur dieser Zeit doch noch immer einen sehr bedeutenden Ton angab, war natürlich selbst Zesens eigentlich ganz correcte Ansicht etwas bedenklich: hebräisch als Ursprache verstand sich von selbst, aber das Deutsche sollte doch erst durch

allerlei Mittelglieder, wobei Griechisch und Latein nicht fehlen durften, bescheidenlich davon abgeartet sein.

Aber auch mit Hilfe der Ursprache oder des Urparadiesisch-deutschhebräischen ist Zesen in Etymologien nicht glücklicher, als seine andern Zeitgenossen. Ost, Süd oder Süden, West, gelten ihm z. B. mit Recht als urdeutsch, aber Ost scheint ihm so viel als Orst, und das r, wie angeblich in Verlust von verlieren, des Wohlklangs wegen ausgeworfen. Orst selbst aber dünkt ihm eine aus Ur-, Orstand, Auferstehung, zusammengedrückte Form, weil Ostern, das Fest der Auferstehung, doch offenbar dies Ost in sich enthält. Süd, noch leichter zu erklären, „weil es im Mittag südend-heis ist" und West, „das Teil der Welt, da die Sonne gewest ist." Da kann es auch nicht verwundern, daß er das damals nur noch in Luthers Bibel lebendige Färse, junge Kuh, durch „für-jahr", vorjährige, d. h. einjährige Kuh, und das entsprechende „Farre" gerade so erklärt; auch nicht, daß ein Mann, der so etwas zu Stande bringt, den Plural von ward durchgängig warden für wurden, — freilich nicht er allein — flectirt.

Eben so wichtig ist ihm aber noch ein Anderes, die Rechtschreibung: auch hier sind es lauter Offenbarungen, und die haben ihn gelehrt, daß e der eigentliche wahre Grundvocal sei — was freilich alle andern damaligen Linguisten auf dem Wege der Induction auch herausgebracht zu haben glaubten, ebenso daß o der äußerste Pol von a sei, weil Christus das A und O ist; alles soll absolut richtig sein und von allen geglaubt werden, wie es einer himmlischen Offenbarung ziemt. So weiß er auch, daß man in deutscher Schrift des c, x und y entrathen könne, weil sie im Laut mit andern gleich sind, aber h als Dehnungszeichen tastet er so wenig wie Schottel an. Ein Jahrhundert früher waren gar viele noch ohne dasselbe

ausgekommen: das Auge dieſer breitſpurigen Zeit kann es nicht entrathen und quält den Verſtand mit allerlei wunderlichen Ausflüchten zu ſeinen Gunſten — gewöhnlich, daß es keine eigentliche Dehnung des Vocals, ſondern nur halbe vorſtelle, eine „gleichſam etwas hauchende Länge, ein Mittelhauchlaut“ werde, wie Schottel ſagt, der hier ganz auf einer Bahn mit Zeſen wandelt. Natürlich darf es nicht nach, ſondern muß vor dem Conſonanten, der die Silbe ſchließt, ſtehen, alſo Noht, Muht, aber ſtahl, wahr, wie wir es auch noch zu ſchreiben gewohnt ſind, jedoch nicht begreifen, daß ſich dies ſtahl von ſtehlen, von Staal, oder Zeſens Stâl, chalybs, irgend in der Qualität unterſcheide. Doch glauben er und die Seinen, und was mehr heißt, Schottel und die Seinen daran. Aber v neben f bleibt ganz ruhig, da hat ihm der Geiſt nicht offenbart, daß jeder Lautunterſchied ſeit mehreren Jahrhunderten verwiſcht war, auch die einfachen ch und sch mit zwei oder drei Buchſtaben zu ſchreiben erlaubt er ihm. Zum Erſatz giebt er ihm ein äußerſt complicirtes Syſtem von Accenten, das ſich im Druck recht piquant, aber unbequem ausnimmt. Wie ſich von ſelbſt verſteht, überboten die Jünger noch den Meiſter, und darunter iſt einer, der Zeſens aus dem Franzöſiſchen überſetzte Romane, ſeine vielgenannte Adriatiſche Roſamunde, ſeine Aſſenat, Moſes, Simſon und ſeine lyriſchen Kleinigkeiten, die nicht ſchlechter als die der Pegneſier ſind, durch gefühlige Innigkeit und eine gewiſſe weiche Flüſſigkeit der Form weit übertrifft, der Schleſier Samuel von Butſchky. —

Alles dies begreift ſich am leichteſten auf dem Hintergrund der thatſächlich immer ärger und in breiterem Umfang zunehmenden Sprachmengerei, die ſolche Auswüchſe auf der andern Seite nothwendig heraustrieb. Zwar in den Schriftwerken iſt es in und nach dem großen Kriege nicht

schlimmer geworden: selbst die Meisterstücke der Canzleien konnten nicht füglich ärger mit lateinischen, oder wenn es Actenstücke waren, mit französischen Brocken überstopft werden, und in der übrigen Literatur ist, wie wir sahen, ein grundsätzlicher Damm dagegen gezogen, der zwar oft durchlöchert, nie aber ganz durchbrochen wird. Nur für das Auge ist es jetzt auffälliger, weil sich die sog. deutsche Schrift von der lateinischen, d. h. der in der italienischen Renaissance geformten unterscheidet, die in Deutschland pflichtschuldigst bei allen ganzen und halben Fremdwörtern Eingang fand und die Buntscheckigkeit hervorbrachte, die uns an den Schriften und Drucken des 17. Jahrhunderts im Gegensatz zu dem 18. so auffällt.

Zweite Abtheilung.

Die neuhochd. Schriftsprache im Zeitalter des gesunden Menschenverstandes und der rationellen Wissenschaftlichkeit.

Erstes Capitel.

Die Vorkämpfer für die Berechtigung der deutschen Sprache in der Schule und Wissenschaft.

Derselbe schon öfter genannte Balthasar Schuppe hat unter seinen tausend schlechten und guten Anecdoten und Schnurren auch eine köstliche Geschichte von seinem Landsmann, einem Procurator in Hessen, der dicke Lorentz geheißen, zu erzählen gewußt: „welcher sich der Zierlichkeit im Teutschen Reden sonderlich hatte befleißigen wollen. Einsmahls hatte er zu seinem Jungen sagen wollen: Jung hole mir mein Messer. Damit er nun kund mache, daß ein Unterschied sey zwischen ihm und einem gemeinen hessischen Bauern, hatte er gesagt: Page, bringe mir mein Brotschneidendes Instrument. Einsmahls hatte er zu seiner Frauen sagen wollen: Frau, es hat neun geschlagen, gehe zu Bett, ich hab noch etwas zu thun. Damit nun die Frau wisse, daß er ein Hessischer Cicero sey, hatte er gesaget: Du Helffte meiner Seelen, du mein ander Ich, meine Gehülfin, meiner Augen Lust, das gegossene Erz

hat den neundten Thon von sich gegeben, erhebe dich auf die Säulen deines Cörpers, und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide" und in diesem Tone weiter — eine Fülle ächten Volkswitzes, der in der deutschen gebildeten Welt von damals allein noch in einem Pfarrhause nicht sofort als „Pöbelhaftigkeit" vor die Thüre geworfen wurde. Noch bekannter ist der Stadtschreiber im Teutschen Michel Grimmelshausens, zu dem „Schuppii" hessischer Procurator Porträt gesessen haben könnte, wenn es nicht vielmehr ein und dieselbe Person des Volkshumors ist, die bald als hessischer Procurator, bald als pfälzischer Stadtschreiber auftritt. Grimmelshausen übertreibt ins Ungeheuerliche: was bei Schuppe eine burleske Anecdote, kurz und schneidig, ist nach Grimmelshausens breitspuriger Art eine fratzenhafte Haupt- und Staatsaction geworden und verliert wenigstens für uns die Schlagkraft des Witzes.

Jedermann hatte damals in dieser so durch und durch schreibseligen oder literarischen Periode auch einmal ein Epigramm oder eine Satire fabricirt, und sich darin über solche „Phantasten" lustig gemacht, aber keinem fiel es ein, daß, wer nur einen Satz oder einen Vers in der gebildeten Sprache von damals schrieb, es gerade so machte wie sie und gar nicht anders machen konnte. Wenn der alles auf „kunstmäßige Lehrsätze" gründende Gesetzgeber der deutschen Sprachrichtigkeit, der gelehrte und wirklich gebildete Schottelius, das Wesen der lautnachahmenden Wörter wissenschaftlich analysirt, drückt er sich folgendermaßen aus: „durch die natürlich bekundte Unmöglichkeit ist es schlecht unmöglich, eine leichtere, gründlichere und wundersamere Art der Lettern oder Buchstaben und Wörter, als die Teutschen sind, aufzubringen: Sie sind nicht allein einlautend, die durch einen natürlichen

Zug all den gehörigen Laut verursachen, sondern ihr einstimmiger Laut ist so wunderreich und ihre Zusammenstimmung so überkünstlich, daß die Natur sich hierin völlig und aller Dinges ausgearbeitet hat, denn ein jedes Ding, wie seine Eigenschaft und Wirkung ist, also muß es vermittelst unserer Lettern und kraft derer, also auch zusammengefügten Teutschen Wörter aus eines wolredenden Munde daher fließen, und nicht anders, als es gegenwärtig da wäre, durch des Zuhörers Sinn und Hertze bringen. Zum Exempel nehme einer nur diese Wörter: Wasser, fließen, Gesäusel, sanft, stille ꝛc., wie künstlich ist es, wie gleichsam wesentlich fleust das Wasser mit stillem Gesäusel von unser Zungen? Was kann das Geräusch des fließenden Wassers wesentlicher abbilden? Was kann stiller, sanfter und lieblicher uns zu Gemüthe gehen, als diese geordnete Letteren stille, sanft und lieblich? Wolan, laßt uns ein Gegenexempel nehmen, laßt uns sagen Donner, brausen, brechen, Blitz ꝛc. Man durchsieht doch den kräftigen Tohn dieser Wörter, und die Eigenschaft des Dinges, so sie andeuten. Lieber, was bricht mächtiger zu uns herein als das Donneren und brechen und brausen? Was fleucht mit einer mehr erschreckenden Schnelligkeit dahin als der Blitz? Also wenn Opitz sagte: da eine siedende Flamme mit solchem Brechen und schrecklichem Getöse heraus fuhr: Welcher Teutscher vernimt alhier nicht anfangs ein flammendes siedendes Gemäng, darauf durch die folgende hart brechende Wörter ein Krachen auf uns losbricht."

Gewiß, die deutsche Sprache war durch und durch „majestätisch" geworden, und majestätisch, das Sublimat von vornehm, war ja das Losungswort der Zeit. Schade nur, daß sie viel zu majestätisch geworden war, um zu dem gebraucht zu werden, wozu sie doch auch geschaffen sein sollte, zu dem

unmittelbaren Ausdruck der Wirklichkeit eben so wie zu der klaren und zureichenden Auseinandersetzung wissenschaftlicher, Materien.

Das Deutsche als Sprache der Wissenschaft war ein Problem, das selbst der großartige Aufschwung des nationalen Geistes im 16. Jahrhundert nicht zu lösen vermocht hatte, wie wir gesehen haben. Hier blieb eine Lücke, eine für das Ganze sehr bedenkliche in einer Zeit, in der die Grundzüge der Wissenschaft in der gesammten europäischen Culturwelt als das kostbarste Gut der Menschheit erfaßt zu werden begannen. Die Tradition des Mittelalters und die besonderen Zufälligkeiten, unter denen die moderne Bildung entstand, brachten es mit sich, daß die Sprache dieser Wissenschaft zuerst lateinisch bleiben durfte. Doch überall regte sich in den andern europäischen Culturländern das Bedürfniß, die Landessprachen auch für diese höchste Aufgabe gerecht zu machen. Die Ehre der Nation, wie das innerste Wesen der modernen Wissenschaft selbst forderten es. Denn im Gegensatz zu dem, was das Mittelalter Wissenschaft genannt hatte, was nur ein Conglomerat von autoritätsmäßig fortgepflanztem wirklichem oder meist eingebildetem Wissen auf der einen Seite, von methodischer Ausbildung und Schematisirung der äußern Formen des Denkens auf der andern gewesen war, hatte die neue Wissenschaft, auch wo sie es selbst nicht wußte, die Erkenntniß der Wirklichkeit, der materiellen und immateriellen, durch ein systematisches Erforschen der einzelnen Thatsachen, aus denen sie sich zusammensetzt, zu ihrem Ziele. Wenn der Begriff der wissenschaftlichen Wahrheit in solcher Weise ein Gemeingut ward, mußte auch das sprachliche Hilfsmittel, an das alle wissenschaftliche Discussion gebunden war, ein neues werden. Das Lateinische war eine todte Sprache geworden,

nachdem man darin grundsätzlich zu der Classicität des Alterthums zurückgekehrt war. Ein Compromiß zwischen dieser reflectirten Sprachreinheit und den Bedürfnissen der modernen wissenschaftlichen Neuerwerbungen durfte zwar in jedem Augenblick und von jedem, der im neuen Geist forschte und schrieb, versucht werden, aber es fiel in jedem Fall ungenügend aus. Nur die lebendige Sprache selbst konnte sich dem Princip des Fortschritts und des Wachsthums des lebendigen Geistes anbequemen.

Ueberall kostete es das schwerste Ringen, bis nur die ersten Versuche dazu mit einigem Erfolge gemacht waren, nirgends aber lagen die Verhältnisse einem solchen, von der Nothwendigkeit der Dinge selbst gebotenen Unternehmen ungünstiger als in Deutschland.

Nicht als wenn die damalige deutsche Sprache an sich dazu weniger befähigt gewesen wäre, als ihre Nachbarinnen im Westen und Süden; die naturwüchsige Genialität, von der sie wenigstens bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts trotz aller ihrer Gebrechen strotzte, hätte es einem bahnbrechenden Genius unzweifelhaft ermöglicht, für die deutsche Sprache der Wissenschaft dasselbe zu werden, was Luther für die Sprache im Allgemeinen geworden ist. Aber daran fehlte es trotz dem Ueberfluß an Talent und Begeisterung, und so vielen der Wissenschaft wesentlichst zugewandten deutschen Geistern in dieser Zeit. Wer Aventin, sogar Sebastian Franck, und noch mehr Sebastian Münster aufmerksam liest, wird erkennen, daß die Ansätze dazu in gesundester Tiefgründigkeit vorhanden waren, aber es blieb bei den Ansätzen, und wie es nicht anders sein konnte, auch deren Wurzeln begannen allmählich zu vertrocknen.

Wäre es allein die Praxis selbst gewesen, die sich der

einmal gegebenen Thatſache fügend das Lateiniſche hätte gefallen laſſen oder an dem Lateiniſchen hangen blieb, weil es ihr ſo viel bequemer war, ſo würde der Zukunft die Arbeit, eine deutſche wiſſenſchaftliche Sprache zu ſchaffen, nicht ſo ſauer geworden ſein. Aber zu der Praxis geſellte ſich ſofort der pedantiſchſte Doctrinarismus, wie es bei uns immer üblich zu ſein pflegt. Er bewies und ſuchte es auch, ſoweit ſein Einfluß reichte, in die That umzuſetzen, daß es ſo wie es ſtand, immer bleiben müſſe, weil es a priori vernünftig ſei. Unſere gelehrten Schulmänner der Reformationszeit, ein Johann Sturm, ein Trotzendorf, ſind von dem Glauben erfüllt, daß die Erlernung des Lateiniſchen, neben dem Griechiſchen, dem Hebräiſchen und allen möglichen andern Sprachen das eigentliche Ziel der gelehrten Vorbildung, deſſen, was wir Gymnaſialſtudium nennen, ſei, alles andere Wiſſen nur eine dienende und aushelfende Aufgabe habe. Sie glaubten an dieſen Satz mit dem ganzen Fanatismus einer Zeit, die das Heil der Seele von der Intenſität deſſen, was ſie Glauben nannte, ausſchließlich abhängig machte. Sie wiſſen auch, warum die Gymnaſien nur Lateinſchulen ſein ſollen. Die Aufgabe der Gymnaſien iſt die Propädeutik für die eigentliche Wiſſenſchaft: weil dieſe eigentliche Wiſſenſchaft aber nur in lateiniſcher Sprache gedacht werden kann, müſſen auch die Gymnaſien nur lateiniſch ſein.

Dem gegenüber war durch den leitenden Geiſt des Jahrhunderts, durch Luther ſelbſt, das Deutſche in der Schule principiell heimathberechtigt gemacht worden. Es hatte zwar ſchon lange vor ihm allerwärts in Deutſchland ſogenannte deutſche Schulen gegeben, er aber ſprach es als eine Gewiſſensforderung aus, daß dieſer bloß zufällige Zuſtand in einen grundſätzlich geregelten, methodiſch geordneten verwandelt

werden ſolle. So hat das 16. Jahrh. in allen deutſchen Landſchaften, wo die Reformation gründlich durchdrang, in Meißen, Thüringen, in den meiſten Territorien Niederdeutſchlands, Heſſen und Würtemberg eine deutſche Volksſchule neben der lateiniſchen Gelehrtenſchule geſchaffen, aber unverkennbar trotz der unermeßlichen Autorität Luthers ſtiefmütterlich neben dieſer behandelt. In dem trockenen und kahlen Spätherbſt und Winter nach Luthers Tode hat auch hierin Melanchthon, der Vater der lateiniſchen Schule, den Sieg über Luther davon getragen.

Aber der Herbſt und Winter dauerte nicht immer. Genau in derſelben Zeit, wo die deutſche Sprache durch Opitz aus ihrer Erniedrigung erlöſt und ſo vornehm gemacht wurde, um es in der ſchönen Literatur mit ihren Verächtern aufnehmen zu können, wurde auch verſucht, ſie zu gleichem Range mit dem Lateiniſchen als Sprache der gelehrten Bildung zu erheben. Opitz und Ratichius ſind Söhne derſelben Zeit und deſſelben Geiſtes, nur daß Opitzens Aufgabe eine unendlich leichtere und dankbarere war.

Ratichius gehört zu jenen damals ſo häufigen, uns beinahe undurchſichtigen Naturen des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts, in denen ſich der keimende geſunde Menſchenverſtand, die Richtung auf das Zweckmäßige und unmittelbar Nützliche, der moderne Geiſt, mit der idealiſtiſchen Phantaſterei einer begrifflich ſchon ganz überwundenen tieferen Entwickelungsſtufe der Menſchheit, des Mittelalters unauflöslich verbanden. Den Zeitgenoſſen erſchien er daher, je nachdem ſie ſelbſt mehr von dem einen oder dem andern Schlag waren, bald als ein Charlatan, bald als ein Prophet. Zunächſt handelte es ſich ihm allerdings nicht um die Erhebung des Deutſchen zur Sprache der höchſten wiſſenſchaftlichen Geiſtescultur, obgleich er auch dieſen Gedanken nebenbei in ſich trug, ſchon weil er

wie alle, die der aufstrebenden Richtung angehörten, von einem starken nationalen Selbst- oder Ehrgefühl erwärmt war, das durch den Hochmuth der Fremdsprachen aufs äußerste gereizt wurde.

Ratichius wollte dasselbe, was 600 Jahre früher von Notker Teutonicus, aber seitdem nicht mehr versucht worden war. Das Deutsche sollte in sein naturgemäßes Recht als Verständigungsmittel für jede Art von Unterricht von der untersten bis zur höchsten Stufe eingesetzt werden. Der Mönch des 11. Jahrhunderts hatte es sich in seiner Zelle ganz nüchtern und ohne eine Spur von patriotischem oder intellectuellem Idealismus aus den Thatsachen seiner practischen Lehrthätigkeit abstrahirt, der nirgends heimische gelehrte Zugvogel des 16. Jahrhunderts war nicht durch die Erfahrung, sondern durch das reflectirte und methodische Nachdenken über die Principien und Ziele aller Lehrthätigkeit, das damals in der Luft lag, darauf gekommen: er hatte sich's a priori construirt und versuchte das Gefundene der Welt practisch zu beweisen. Der Beweis mißglückte natürlich und es geht uns hier nichts an, durch wessen Schuld, aber die Idee selbst ging damit nicht unter.

Unmittelbar durch Ratichius angeregt traten zwei wissenschaftliche Geister ersten Ranges nach damaligem Maßstab, die Gießener Professoren Jungius und Helvicus, für den wissenschaftlichen Beruf der deutschen Sprache ein, der jenem doch eigentlich nur im Hintergrunde gestanden hatte, weil er selbst zwar ein vielwissender, aber kein gelehrter, noch weit weniger ein wissenschaftlicher Mann war. Jungius und Helvicus behaupteten, daß alle Künste und Wissenschaften, als Vernunftkunst (Philosophie), Sitten und Regierkunst, Maß-, Wesen-, Naturkundigung, Arznei-, Figur-, Gewicht-, Stern-, Bau-, Befestigungs-

kunſt — oder wie ſie Namen haben mögen", viel leichter, bequemer, richtiger, vollkommlicher und ausführlicher in deutſcher Sprache können gelehrt und fortgepflanzt werden, als jemals in Griechiſcher, Lateiniſcher oder Arabiſcher Sprache geſchehen iſt, ſind aber den Beweis ſchuldig geblieben: Jungius hat kein einziges ſeiner wiſſenſchaftlichen Werke aus der „Vernunftkunſt, Maß- und Naturkundigung" und was ſie ſonſt Namen haben mögen, ſowohl der gedruckten als der noch zahlreicheren im Manuſcript hinterlaſſenen in deutſcher Sprache verabfaßt. — Helvicus hat es zwar in ſeiner Grammatica universalis gethan, aber mit nicht beſſerem Erfolg als Gueintz oder Schottel. Denn was im vorigen Jahrhundert einer genialen Kraft im glücklichen Wurfe hätte gelingen können, das war in dieſem Jahrhundert der Reflexion und der proſaiſchen Empirie weder einem einzelnen, immerhin talentvollen Manne, noch auch vielen Einzelnen nach und nebeneinander möglich. Auch Helvicus ſchreibt ein Deutſch, das in jedem Augenblick der lateiniſchen Gloſſe bedarf, um verſtanden zu werden. Was ſollte die gelehrte Welt, oder was ſollte die Wiſſenſchaft damit?

Lieſt man die Titel der damaligen wiſſenſchaftlichen Literatur, ſo giebt es allerdings in allen Fächern auch deutſch geſchriebene, deutſche Kräuter- und Arzneibücher, Rechenbücher, ſogar Logiken, die ſchon Schottelius ſorgfältig aufzählt, aber die Zahl wächſt nicht im Verhältniß mit der ſelbſt durch den Krieg nur momentan zurückgeſtauten literariſchen Productivität und es iſt kein einziges von durchſchlagender wiſſenſchaftlicher Bedeutung darunter. Hat ja ſelbſt Opitz alle ſeine eigentlich gelehrten Projecte, auf die er eben ſo viel Gewicht, wie auf ſeine poetiſchen Großthaten legt, nur in lateiniſcher Sprache theils ausgeführt, theils, wie es ihm bei der Kürze ſeines Lebens ging, nur umriſſen. Denn ſein deutſches Buch von der

teutſchen Poeterey hat weder er ſelbſt, noch irgend einer ſeiner Bewunderer für eine ſwiſſenſchaftliche Leiſtung im Stile der Zeit gehalten. Dazu hätte er es nicht in fünf Tagen ſchreiben dürfen und dann wäre es gewiß nicht in deutſcher Sprache geſchehen. Wie hätte aber ein Kepler ſeinen weltbewegenden Commentarius de stella Martis, ein Samuel Pufendorf die lange Reihe ſeiner durchſchlagenden naturrechtlichen, völkerrechtlichen, ſtaatsrechtlichen, politiſchen und hiſtoriſchen, auch in der Form vollendeten Arbeiten — wenn er einmal deutſch ſchrieb, ſo war es ſo ſchlecht, wie das des zopfigſten Canzliſten — ſelbſt ein Johann Gerhard ſeine loci Theologici deutſch ſchreiben können? Mehr als genug Erbauliches und Polemiſches in deutſcher Sprache, wenn gleich nicht mehr in dem Deutſch eines Arndt oder Luther, entfloß ſeiner raſtloſen Feder, aber ſobald er ſich als Gelehrten, als Mann der Wiſſenſchaft geben wollte, ſchrieb er nur lateiniſch.

Daß ein Originalgenie auch hierin den Kampf weniger gegen die Macht des Herkommens, als gegen die Wucht der Verhältniſſe aufnehmen konnte, ändert nichts daran. Jacob Böhme hat es gekonnt, der neue philosophus teutonicus, der wiedererſtandene Meiſter Eckhart, ſprachgewaltig wie ſein Zunftgenoſſe, der Schuſter von Nürnberg, der noch aus der erſten Zeit des 16. Jahrhunderts herausgewachſen iſt. Der Görlitzer Schuſter aber war erſt eilf Jahre alt, als Hans Sachs 1576 ſtarb, und ſtand ſo recht mitten inne in der matteſten und trockenſten Zeit. Denn als es wieder lebendiger ſich regte, da ſtarb er 1624 in demſelben Jahre, wo mit Opitzens Buch von der teutſchen Poeterey der erſte große Sieg der neuen Literatur erfochten wurde. Ein ſolcher Mann hält ſich außerhalb der Bedingungen von Zeit und Raum, die für den Haufen gelten, und ſeine Sprache mit ihm. Und ſieht man

dieſe Sprache genauer an, ſo iſt ſie natürlich in Formen und Worten dieſelbe, die alle andern um ihn ſprechen, aber im Weſen ein wunderſames Wiederaufleben jenes ſo eigenartigen Idioms der Philoſophie und Theoſophie des 14. Jahrhunderts. Es iſt ſchon früher gezeigt worden, daß ſich daraus nimmermehr die Sprache der inductiven, empiriſchen Wiſſenſchaft, auf die jetzt alles drängte, hätte geſtalten können. Eine völlig andere Seelenconſtruction, eine ganz andere Gedankenaſſociation liegt ihr zu Grunde. Darum mag man Jacob Böhme's Sprache wie ſeine Ideen ſo hoch bewundern als man will, aber man bedenke, daß man dem Unvergleichlichen ſelbſt eben ſo ſchweres Unrecht anthut, wenn man das Gewöhnliche darnach mißt, als wenn man es ſelbſt nach dieſem Gewöhnlichen meſſen wollte.

Leute wie Schuppe hatten gut ſagen und darum ſagten es ihm ſo viele nach: „Es iſt die Weisheit an keine Sprach gebunden; warumb ſollte ich nicht in teutſcher Sprache eben ſo wohl lernen können, wie ich Gott erkennen, lieben und ehren ſolle, als im Lateiniſchen? Warumb ſollte ich nicht in teutſcher Sprache lernen können, wie ich einem Krancken helfen könne, auf Teutſch, als auf Griechiſch oder Arabiſch? Die Frantzoſen und Italiäner lehren und lernen alle Facultaeten und freyen Künſte in ihrer Mutterſprache" (was nebenbei bemerkt, doch für Frankreich und Italien damals nur ſehr bedingt richtig iſt, nur ſo weit, daß es kein Fach der Wiſſenſchaft gab, worin nicht wenigſtens der Verſuch zum Gebrauch der lebenden Sprache gewagt worden wäre). Und wenn Schuppe zuſetzt: „Es iſt mancher Cardinal, mancher große Prälat in Italien, welcher nicht Latein reden kann", ſo ſtimmt das mit bekannten Thatſachen der damaligen Sittengeſchichte, aber die Geſchichte der Wiſſenſchaften hat, ſo viel wir ſie kennen, von dieſer Art von Patrioten keine Bereicherung erfahren.

Doch ist es merkwürdig zu sehen, wie diese fortwährende, von den Thatsachen Lügen gestrafte Forderung, immer mehr die Form eines unumstößlichen Vernunftgesetzes annimmt, dessen Wahrheit jeder anerkennt, wenn er sich als wissenschaftlich gebildet documentiren will. Selbst der große Hermann Conring, der letzte und bedeutendste aller Polyhistoren, ehe die ganze Polyhistorie durch ein wahres wissenschaftliches Universalgenie Leibnitz, in die Rumpelkammer der Vergangenheit verwiesen wurde, hat gegen einen nicht bloß subsidiären, sondern ausschließenden Gebrauch der deutschen Sprache in den strengen Wissenschaften — seine eigenen deutschgeschriebenen staatsrechtlichen Deductionen und politischen Pamphlete rechnete er natürlich nicht dazu — keine andere Einwendung, als puniunt se ipsos fraudantque fama ac laude qui uni suae genti scribunt, cum possent toto orbi inclarescere — er wußte wohl, was das nach Heller und Pfennig werth war, denn deutsche Bücher hätte ihm sein großer Patron an der Seine nicht mit Gold aufgewogen.

Zweites Capitel.

Leibnitz als der Schöpfer einer deutschen Sprache der Wissenschaft, überhaupt der höchsten intellectuellen Interessen.

Diese in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten, die die Schöpfung einer deutschen Sprache der Wissenschaft ebenso verhinderten, wie sie den Ehrgeiz und Patriotismus der besten Köpfe fortwährend zu neuen Experimenten aufstachelten, konnten von den Nächstbetheiligten am ersten in ihrer wahren Natur verkannt werden. Einer aber darunter erkannte sie in ihrem

genetiſchen Zuſammenhange und ſann zugleich auf ihre Beſeitigung durch eine auf volles Bewußtſein gegründete, im ſtrengen Zuſammenhange mit dem erſtrebten Ziele gedachte practiſche und theoretiſche Behandlung des deutſchen Sprachkörpers. Dieſer eine war Leibnitz, der größte wiſſenſchaftliche Genius des Jahrhunderts, das einen Kepler, Galiläi, Carteſius, Spinoza, Baco, Locke und Newton, einen Iſaak Voſſius und Mabillon hervorgebracht hat. Soll die Bezeichnung der größte wiſſenſchaftliche Genius nicht eine Trivialität ſein, ſo muß ſie ſich auf ein richtig angeſetztes Rechenexempel gründen. Bei den Schöpfungen des eigentlich producirenden Genius, die der Sphäre der Kunſt angehören, wäre eine ſolche Reduction auf Zahlenformeln eine Albernheit: hier iſt jeder ſo groß wie der andere, oder der größte in ſeiner Art; der Genremaler, der etwas Vollkommenes geſchaffen hat, ſo gut wie der Hiſtorienmaler. In der Wiſſenſchaft aber, die ſelbſt ihre Reſultate errechnet, läßt ſich auch rechnen und nach einem ſolchen Rechenexempel iſt die Summe der intellectuellen Thaten, die von Leibnitz ausgehen, die größte in dieſem Jahrhundert. Er iſt der einzige Deutſche ſeit Kepler, der ganz im Anfange des Jahrhunderts ſteht, in der Reihe jener wiſſenſchaftlichen Heroen, die den modernen Geiſt zum Durchbruch gebracht haben, aber der größte von allen.

Für unſere eigentliche Aufgabe kommen die beiden bekannten Gelegenheitsſchriften Leibnitzens zunächſt in Betracht, ſeine „Ermahnung an die Teutſche (ſo ſchrieb er meiſtens nach den grammatiſchen Syſtematikern im Gegenſatz zu Luther, Opitz, aber auch Zeſen, die Deutſch bevorzugten), ihren Verſtand und Sprache beſſer zu üben“ ꝛc. von 1679 und ſeine „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache“ von 1697, beide zunächſt nicht für

die Oeffentlichkeit, sondern für den Autor selbst bestimmt, denn beide sind erst aus seiner Hinterlassenschaft, die erste 1846, die zweite schon 1717 veröffentlicht worden. Gerade deshalb sind sie aber um so bedeutungsvoller für Leibnitz selbst und für die Entwicklung der deutschen Sprache, weil der darin gewiesene einzig verstandesrichtige Weg, von der Sprache selbst, oder von der Zeit wirklich eingeschlagen worden ist, ohne daß die Autorität des Propheten dabei irgend welchen Einfluß gehabt hätte.

Leibnitz schon als systematischer Denker hat das Ganze der deutschen Schriftsprache im Auge, nicht die Sprache als Werkzeug des wissenschaftlichen Vortrags allein. Er erkennt das Recht der schönen Literatur in Vers und Prosa in seinem vollen Umfang an, aber als wissenschaftlicher Genius an sich hat er sein Hauptaugenmerk auf die Sprache, insofern sie seinem eigentlichen Bedürfniß oder Berufe dienen konnte, gerichtet. Wenn er die Sprache als Werkzeug der redenden Künste betrachtet, so steht er selbstverständlich ganz auf dem conservativ-doctrinären Standpunkt der Zeit, nur daß er entschiedener als die meisten und mit besseren Gründen als alle, soweit er es bei seiner nicht gemachten, sondern angeborenen Verehrung und Empfänglichkeit gegen jede Art geistiger Productivität über sich gewinnen konnte, Opitz, d. h. die relativ classische Einfachheit der Kunstmittel im Gegensatz zu denen seiner Nachfolger hervorhebt. Leibnitzens eigene poetische Versuche in deutscher Sprache machen die practische Probe auf diese seine theoretischen Sätze: ohne allen eigentlich poetischen Gehalt sind sie metrisch, stilistisch und rhetorisch ein Protest gegen das, was den Lohenstein und Hofmannswaldau, aber auch den Harsdörfer und Klaj als ihr mit eben so maßloser Eitelkeit wie Feigheit ganz im geheimsten Kämmerlein

des Herzens über Opitz gefeierter Triumph der eigenen Kunst galt.

Leibnitzens Theilnahme für die deutsche Sprache fließt aus zwei Quellen. Die erste ist seine tief gegründete Vaterlandsliebe. Seine „Ermahnung an die Teutsche" beginnt mit dem Satze „Es ist gewiß, daß nächst der Ehre Gottes einem jeden tugendhaften Menschen die Wohlfahrt seines Vaterlandes billig am meisten zu Gemüthe gehen solle", und sein ganzes Leben hat diesen Satz in allen Dingen bewahrheitet. Er spricht ihn nicht aus als das Erzeugniß seines besonderen Denkens und seines wissenschaftlichen Calculs, wie seine Monadentheorie oder seine Harmonia praestabilita oder seine Differentialrechnung, sondern als ein der menschlichen Substanz an sich zugehöriges Eigenthum, als ein Gemeingut der Menschheit, wie den Gottesbegriff, den Begriff der Tugend, der Wahrheit u. s. w., und hat vollständig Recht, wenn er sagt, jeder „tugendhafte", jede richtig organisirte, nicht durch irgend welches Gift des Lebens zerstörte Menschenseele empfinde ebenso. Man darf wohl sagen, daß selbst in dem damaligen Deutschland, das sich eben erst aus seinem Scheintod durch den großen Krieg zu beleben begann, das seine Belebungsversuche unter einem wie absichtlich durch das Schicksal gehäuften Berge der allergefährlichsten und schwierigsten Hindernisse anstellen mußte, doch jeder „anständige" Mann — Leibnitz braucht diesen Ausdruck eigenthümlich genug ganz im neuesten Sinn, wahrscheinlich dem französischen honnête homme nachgebildet — eben so dachte wie Leibnitz, und daß sich, wie es in jedem nationalen Gemeinwesen sein sollte, damals noch die Intensität des Patriotismus in völlig richtigem Verhältniß zu der intellectuellen und sittlichen Bildungshöhe der Individuen befand. Dies Erbtheil einer gesunderen Vergangenheit war es allein,

wodurch die Nation vor gänzlicher Zerstörung gerettet wurde, der sie nach allen Conjuncturen der Geschicke verfallen schien. Daß im folgenden „philosophischen Jahrhundert" dieser kernhafte, ehrliche Patriotismus durch einen verschwommenen, anphantasirten Kosmopolitismus abgelöst werden sollte, der den Begriff eines „anständigen Mannes" seiner schönsten Zierde entkleidete, ahnte wohl ein und der andere scharfsichtige Geist, namentlich Leibnitz selbst, aber er und seine Zeitgenossen waren und blieben in dieser Hinsicht noch ganz Leute alten Schlages.

Die Zeit ist längst vorüber, wo man in dem kosmopolitischen Hofmann und Diplomaten Leibnitz den Patrioten verkennen durfte. Aber in einen kosmopolitischen Hofmann, wenn man es so nennen will, mußte sich der Patriot Leibnitz verkleiden, wenn er den Universalismus seiner wissenschaftlichen Ideen auch nur einigermaßen der Menschheit oder der Wissenschaft, und damit auch seinem Volke, nutzbar machen wollte. Denn ein specifisch-deutsches wissenschaftliches Publicum, das dafür irgend vorbereitet gewesen wäre, existirte nicht. Alle geborenen Deutschen, die man dazu hätte rechnen können, gehörten durch ihre gesellige Bildung und Beziehung einer kosmopolitischen, einer bei den eigentlich Gelehrten lateinisch, bei den andern, den gebildeten Weltleuten, französisch gefärbten Coterie an. Nur hier oder dort konnte er verstanden werden, und daher schrieb er alles eigentlich Wissenschaftliche, oder vielmehr alles, was er zu unmittelbarer Wirkung in der Wissenschaft bestimmte, entweder lateinisch oder französisch. Daß er aber auch Deutsch als schon vollkommen ausreichende Sprache der Wissenschaft nach den theoretischen Grundsätzen, die er selbst für seinen Gebrauch gefunden hatte, zu handhaben verstand, zeigen nicht sowohl jene beiden Gelegenheitsschriften,

die bei einem überwältigenden Reichthum an Ideen doch die ſtrenge Form der wiſſenſchaftlichen Deduction nicht bedürfen, weil ſie nur ihm ſelbſt galten, auch nicht jene ſtaats- und völkerrechtlichen Pamphlete, die er mitten in die große Politik ſeiner Zeit hineinwarf, und die ſich an alle Deutſchen wenden, nicht an die gelehrte Zunft, als vielmehr die doch recht zahlreichen deutſchen Schriften ächt wiſſenſchaftlichen Gehaltes und völlig durchgearbeiteter wiſſenſchaftlicher Form, die ſich in ſeinem Nachlaß, gleichſam als Probe des gewiſſenhaften Rechnens für die Richtigkeit ſeiner Ideen gefunden haben. Keine derſelben giebt einen weſentlich neuen Zug in dem Geſammtbilde ſeines wiſſenſchaftlichen Genius oder enthält eine weſentlich neue, von ihm nicht auch anderwärts lateiniſch oder franzöſiſch vorgetragene wiſſenſchaftliche Idee und dies iſt auch der Grund, weshalb er ſie deutſch ſchrieb und in ſeinem Pulte verſchloß oder nur an Einzelne mittheilte.

Leibnitz drückt ſich in ſeiner „Ermahnung an die Teutſche“ darüber eben ſo zierlich wie ſcharf aus, „denn unſer deutſcher Garten muß nicht nur anlachende Lilien und Roſen, ſondern auch ſüße Aepfel und geſunde Kräuter haben; jene verlieren bald ihre Schönheit und Geruch, dieſe laſſen ſich viele Jahre zum Gebrauch behalten.“ Aus dem Bild in den Ausdruck der verſtändigen Reflexion überſetzt, heißt das: daß keine Verbeſſerung der Mißſtände in der deutſchen Sprache zu hoffen ſei, „ſo lange wir nicht unſere Sprache in den Wiſſenſchaften und Hauptmaterien ſelbſten üben, maßen wenig rechtſchaffene Bücher vorhanden ſo in deutſcher Sprache geſchrieben und den rechten Schmack oder reinen Saft haben, wir ſchreiben gemeiniglich ſolche Bücher, darin nichts als zuſammengeſtoppelte Abſchriften aus andern Sprachen genommen, oder zwar unſere eigene, aber oft gar ungereimte Gedanken.“ Es iſt, wie man

sieht, ausschließlich der dem Verstande und der Reflexion begreifliche Gehalt der Literatur, den er nach seiner eigenen Geistesindividualität als das eigentlich würdige Object der sprachlichen Darstellung gelten läßt, die Poesie ist ihm nur ein an sich überflüssiges Ornament, aber nicht die strenge Form der Wissenschaft allein, noch weniger etwa bloß die Philosophie, sondern alle und jede Objecte aus der Wirklichkeit, die dem Menschen „nutzbar" sein können. Diese principiell prosaische Auffassung, die aus der gleichen des gesammten Lebensgehaltes fließt, hat, wie man leicht begreift, in einer Sprache, wie die der poetischen und prosaischen Rhetorik des 17. Jahrhunderts, das denkbar schlechteste Darstellungsmittel gefunden und so läßt sich Leibnitzens ganzes Streben für die deutsche Sprache kurz dahin zusammenfassen, daß man es als die begrifflich nothwendige Reaction dagegen, als ein Suchen nach dem ächten Prosaausdruck, oder die sprachlich zureichende Darstellung des gesunden Menschenverstandes und der geschulten Reflexion characterisirt.

Was Leibnitz der wissenschaftliche Genius und Leibnitz der Patriot für die Erforschung der gesammten nationalen Vergangenheit in Recht, Geschichte und Sprache gethan hat, gehört zunächst in die Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft oder der deutschen Philologie und Alterthumskunde, nicht in die Geschichte der neuhochd. Schriftsprache. Daß er zuerst im Gegensatz zu allen Früheren, die Principien der historisch-kritischen Methode auch diesen Studien erschlossen hat, liegt auf der Hand, und daß dieselbe neben der massenhaften Anhäufung von Material, die Eccard auf der einen Seite, auf der andern Schilter und die Straßburger Germanistenschule, wie nicht minder die Leipziger, als die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft practisch zur Geltung brachten, einst-

weilen etwas verkümmerte, ist nicht Leibnitzens Schuld, obgleich er selbst durch die imposante Fülle des merkwürdigen Stoffes, den er zusammenzubringen verstand, eine der Veranlassungen dazu wurde.

Dem Manne der Wissenschaft konnte seine deutsche Haupt- und Heldensprache — und so tauft er sie in conventionell-loyalem Conservatismus nicht bloß, sondern auch mit einer allseitigen, für seinen Verstand zureichenden Begründung — wie alle andern Sprachen nichts weiter sein als ein Spiegel des Verstandes, und sie zu einem richtigen von allen Flecken gereinigten zu machen, das war das Ziel seines logischen Rechnens und seiner daraus abgeleiteten practischen Vorschläge. Die Worte sind ihm aber doch nicht bloße willkürliche oder conventionelle Zeichen, wie sie seinem philosophischen Antipoden, dem Engländer Locke, für sein Englisch es wohl sein durften, sondern sie sind ihm aus der eigentlichen Begriffswurzel vollzogene Schöpfungen, in denen sich durch den übereinstimmenden Gebrauch eine ganze Summe von feststehenden Begriffsmaterialien auf einmal spiegelt. Insofern darf er sie mit Ziffern oder Rechenformen vergleichen, aber er ist viel zu geistvoll, sie nur dafür zu halten, wie es Locke thun mußte. Alle jene buntscheckig schillernden Phantasieseifenblasen einer im Grunde unendlich prosaischen und trivialen Sprachmystik, die selbst noch einem so nüchternen Mann wie Schottel die Sinne umnebelt hatten, sind damit zerstoben, und wenn sie auch nicht sofort verschwanden, so waren es von da an Gespenster und keine Wirklichkeiten mehr. Für den Verstand kommt es, wie er weiß, auf zweierlei in der Sprache an: 1) Auf die vollständige Begriffsmäßigkeit der Worte, 2) auf ihre logisch, oder was ihm damit identisch sein muß, grammatikalisch richtige Verbindung. Die deutsche Sprache hat nach Leibnitzens Wahrnehmung — und

hierin, wie in allem Andern, ist jedes Wort von ihm eine absolut richtige Offenbarung des Verstandes, oder die auch isolirt richtige Ziffer eines im Ganzen richtigen Rechenexempels — die Fähigkeit, in diesem Sinne ihre ganze Schuldigkeit zu thun, bisher noch nicht entwickelt; die Poesie auf der einen Seite, das Bedürfniß des gewöhnlichen oder practischen Lebens, also nach der gewöhnlichen Auffassung die beiden entgegengesetzten Pole, können durch die vorhandenen Sprachmittel alle ihre Anforderungen decken, nicht aber jene mittlere Region, die von den practischen Interessen eines höheren Cultur- und Gesellschaftsstandes, Staat, Recht, Politik ꝛc. bis hinauf zu der eigentlich abstracten Wissenschaft reicht, und es kommt nur darauf an, daß diese Lücke ausgefüllt werde.

Insofern als diese deutschen Schriften entweder nur als Entwürfe ihres Verfassers, oder in einem engeren Kreise von Freunden und Gönnern circulirend, oder wie die verschiedenen staatsrechtlichen und politischen Abhandlungen bloß durch ihren Inhalt, aber nicht durch ihre Form dem Verfasser selbst etwas galten, kann man zugestehen, daß die gesammte deutsche Schriftstellerei Leibnitzens unmittelbar keine Wirkung auf die Entwickelung der deutschen Sprache seiner Zeit ausgeübt habe. Es gilt also für ihn das Umgekehrte, was für Luther, mit dem er von den Vorgängern allein nach seiner, wenn auch gründlich anders gearteten, geistigen Potenz vergleichbar ist. Und doch möchte man auch Leibnitz als deutschem Schriftsteller wenigstens ein ähnliches ideales Supremat in der Sprache seiner Zeit zuerkennen, wie es Luther real übte. Andere waren dazu berufen, das auszuführen, was der eine Mann in dem ganzen Kreis der ihm zugänglichen Stoffe und Darstellungsformen allein leistete, jeder in seinem Fache, keiner aber mit solcher Meisterschaft wie er, denn selbst ein Christian Wolf, wie wir

noch sehen werden, steht nicht bloß in der Substanz seiner Philosophie, sondern auch in der flüssigen, gewandten und absolut lichtvollen Darstellung seiner Lehrsätze durch die Mittel der deutschen Sprache wie ein dürftiger Nachahmer zu dem Originalgenie.

Man kann daher auch sagen, daß es dem deutschschreibenden Leibnitz eigentlich darauf ankam, die Ergebnisse seines auf die deutsche Sprache gerichteten systematischen Denkens, seiner rationellen Durcharbeitung des Sprachbegriffs und der vorhandenen Sprachmittel, die er in den Unvorgreiflichen Gedanken und sonst gelegentlich niederlegte, in seinen verschiedenen deutschen Schriften thatsächlich, wenn auch ohne eigentliche systematische Absichtlichkeit, als richtig zu erweisen. Namentlich seine streng philosophischen Abhandlungen „Von der wahren Theologia mystica, von dem Naturrecht, von der Weisheit, von dem höchsten Gute, von dem Verhängnisse" thun dar, wie jener tiefe Gedanke, den er in einem Briefe an den Herzog Johann Friedrich von Hannover einmal gelegentlich hinwirft, „die deutsche Sprache leide keine „Terminaisonen" (willkürlich erfundene Kunstausdrücke), man wolle denn fremde Worte ungescheut hineinflicken", von ihm zuerst und beinahe allein für den höchsten wissenschaftlichen Stil practisch gemacht werden konnte. Denn hier in diesen Schriften finden sich weder „fremde Worte", die mit einer wunderbaren und eben deshalb dem Leser gar nicht im geringsten auffälligen Gewandtheit vermieden sind, während seine politischen Memoires und seine Briefe alle die lebendig circulirenden Fremdwörter gebrauchen, noch das, was er „Terminaisonen" nennt, selbsterfundene Schulterminologien, die zwar dem Klang und der Herkunft nach deutsch, aber nur durch erläuternde Noten dem Leser deutlich gemacht werden konnten. Hier ist das Problem ge-

löst, das bisher noch keiner gelöst, kaum überhaupt einer zu lösen versucht hatte, die deutsche Sprache ohne fremde Beihilfe zum Ausdruck der höchsten wissenschaftlichen und intellectuellen Aufgaben fähig zu machen, sie zu einer Sprache der Wissenschaft zu gestalten, und doch für jeden, der sie versteht und der die nöthige Vorschule des Denkens durchgemacht hat, vollkommen verständlich zu sprechen, und es ist so gelöst, wie es von allen Nachfolgern Leibnitzens im Bereich der abstracten Speculation bis herunter zu Hegel keiner besser zu lösen verstanden hat. Rechnet man dazu noch jenen zu einer ausführlichen, sorgfältig disponirten Abhandlung angeschwollenen Brief an Gabriel Wagner in Hamburg vom Jahre 1696, die Vertheidigung des Werthes der formellen Logik gegen diesen ihren revolutionär-idealistischen Verunglimpfer, so hat Leibnitz den ganzen Kreis der philosophischen Deduction in deutscher Sprache umfaßt und zwar mit absoluter Vollendung. Alles, was Spätere leisten konnten, ist hier auf den ersten Wurf der souveränen Genialität des rationellen Verstandes in seiner höchsten Potenz noch besser geglückt. Daß die äußeren Sprachformen, die Satzfügung und der Wortgebrauch, so weit sich Leibnitz nicht selbst nach seinem Bedürfniß neue Worte für seine eigensten Begriffe schuf, der Zeit angehören und insofern ein vergängliches oder zufälliges Gewand tragen, versteht sich von selbst; denn darin, wie in seiner stets schwankenden Orthographie, schließt er sich je nach der Eingebung oder dem Zufall des Augenblicks an das Vorhandene äußerlich an und das eigentlich Neue liegt wo anders. Dies ist darin zu suchen, daß er, weil er Leibnitz war, an die Stelle der Phrase und der conventionellen Rhetorik, der sich bis dahin nichts, was in deutscher Sprache seit Opitz geschrieben war, zu entziehen vermochte, den rationellen Gedanken des selbständig reflectirenden

Verſtandes ſetzte, der für ſeine ſyſtematiſchen Deductionen natürlich auch die einmal in der Sprache gegebenen Wörter und ihre herkömmliche Zuſammenfügung brauchte, aber das gerade Gegentheil von conventioneller Phraſe, durchaus ſelbſterzeugtes und ſelbſtbewußtes Denken und Urtheilen war. —

Wie er ſich das am practiſchſten oder begrifflich richtigſten dachte iſt für die Characteriſtik des Mannes von Belang, nicht aber für die Sprachgeſchichte, da ſich deren thatſächliche Wirklichkeit um ſolche iſolirte Gedanken nicht kümmern konnte. Daß die Grammatik trotz ſeiner unverholenen und aufrichtigen Anerkennung des darauf verwandten Fleißes eines Schottel und anderer, noch der größten Verbeſſerung bedurfte, fiel ihm nicht ſchwer zu bemerken.

Seine practiſchen Vorſchläge lehnen ſich auch hier wie überall bei ihm an den Gedanken einer organiſirten Verbindung Gleichſtrebender: es ſollte eine deutſche Academie oder Sprachgeſellſchaft erſtehen, wie er ſchon 1679 eine ſolche teutſch geſinnte Geſellſchaft geplant hatte. Einem Leibnitz ſchwebt dabei ein anderes Ziel vor, als einem Zeſen oder deſſen Jünger Riſt, der doch in ſeinem Elbſchwanenorden die Lächerlichkeiten der Roſengeſellſchaft als Nachahmer eigentlich nur noch überbot, aber ſie mit einer gewiſſen geſchmeidigen Klugheit zu überkleiſtern verſtand, was dem relativ ehrlichen und nobeln Zeſen nicht gelang. Sobald dieſer Leibnitziſche Gedanke ausgeſprochen war, mußte das Reich der Sprachorden, die überall mit poetiſchen Cliequen zuſammenfielen, für immer geſtürzt ſein. Auch äußerlich hat ſich nur die Roſengeſellſchaft Zeſens bis ins folgende Jahrhundert ein jämmerliches Siechenleben gefriſtet. Bei Leibnitz iſt auch hier alles männlich reif, was bei den Andern kindiſche Seifenblaſen, höchſtens kindliche Ahnungen ſind. Iſt ja doch Leibnitz überhaupt der erſte

Deutſche auf dem intellectuellen Gebiete, der den Eindruck männlicher Reife des Geiſtes macht. Die Geſchichte ſelbſt übernahm es, dieſe ſeine Vorſchläge in die Wirklichkeit umzuſetzen, ſie that es aber zum größeren Theil durch andere Mittel, als er im Auge hatte, hauptſächlich durch einzelne wiſſenſchaftlich reife Männer, nicht mehr wie bisher unreife Kinder und zugleich Monſtra von gelehrtem Kram, denn auch die Polyhiſtorie iſt durch Leibnitz begraben worden, weil er mehr wußte, nicht bloß mehr gelernt hatte, als alle Polyhiſtoren zuſammen.

Schon die Betrachtung des nächſt an Schottelius reichenden und inſofern ihn fortſetzenden Morhof zeigt den Fortſchritt, den Leibnitz für ſich ſelbſt gemacht hatte, wenigſtens in einigen Andeutungen als einen Erwerb der Zeit. Denn einen Morhof und Leibnitz wirklich miteinander zu vergleichen, wäre albern. Morhofs allbekanntes Hauptwerk, ſein Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie, iſt 19 Jahre nach Schottels „Ausführlicher Arbeit“ und 15 Jahre vor Leibnitzens „Unvorgreiflichen Gedanken“ 1682 gedruckt. Ganz nach demſelben Schema von Schottel angelegt, unterſcheidet es ſich nicht ſowohl durch eine relativ größere ſachliche Richtigkeit des Inhalts, als durch einen relativen Inſtinct für die der wiſſenſchaftlichen Darſtellung zuſtehende Form. Seine Sprache iſt äußerlich, was Orthographie, Flexionen, Wörterbuch und Satzbau betrifft, dieſelbe wie Schottels, aber ſie iſt aus der rhetoriſchen Declamation in die Deduction der Sachen und Begriffe getreten und inſofern durch eine große Epoche der menſchlichen Geiſtesentwickelung von jener getrennt, mit der ſie die äußerliche Betrachtungsweiſe verwechſeln kann. Von nun an konnte es keine deutſche Grammatik, Rhetorik, Stiliſtik, Poetik, Sprachgeſchichte oder was ſonſt noch ungeſchieden, gewöhnlich

jetzt schon immer schärfer von einander sich abscheidend, als wissenschaftliche Darstellung des deutschen Sprachmaterials gelten wollte, wagen, wieder in die declamatorische Rhetorik zu verfallen. Jede mußte es versuchen, als Sprache der Wissenschaft wenigstens zu stammeln.

Als Christian Wolf die Leibnitzische Philosophie systematisch zusammenfaßte, und zum Mittelpunkte des gesammten deutschen wissenschaftlichen Unterrichts machte, auf der Universität, die damals genau dieselbe Rolle von der Geschichte erhalten hatte, die einst Wittenberg zu Luthers Zeiten und seitdem keiner andern mehr zugefallen war, in Halle, konnte schon damals der und jener fragen, ob denn wirklich das Leibnitz'sche und Wolf'sche System sich deckten. Um so wohlfeiler ist heute eine solche Frage. Aber damals konnte man noch nicht sehen, was wir heute wissen, daß Wolf und die Wolf'sche Philosophie eine der größten Revolutionen im Geiste der deutschen Nation bezeichnen, einen unermeßlichen Fortschritt auf der Bahn ihrer innerlichen Reife. Es war die erste Philosophie der modernen Zeit, die in Deutschland Wurzel schlug, und als eine ganz nationale Pflanze auf diesem noch ein Menschenalter für alle höhere Wissenschaftlichkeit scheinbar so ungünstigen Boden eine Triebkraft entwickelte, die alles, was sich an auswärtigen verwandten Erscheinungen vergleichen läßt, weit in Schatten stellte. Denn wo haben Descartes, oder Locke oder Spinoza in ihren Vaterländern ähnliche Erfolge zu verzeichnen? Es war überhaupt zugleich die erste systematische Philosophie in deutscher Sprache, denn Jacob Böhme und Bruder Eckhart sind wohl große Philosophen, jedenfalls größere als Christian Wolf und vielleicht ideenreicher als Leibnitz selbst gewesen, aber sie konnten kein philosophisches System schaffen. Die Wolf'sche Philosophie

that es, und zwar ohne alle patriotische Grimasse, aber in ächt patriotischer Gesinnung in deutscher Sprache. Sie wurde auf den Kathedern mit Vorliebe sofort deutsch vorgetragen, wie es ihr Schöpfer that, und ihre bald sehr zahlreiche wissenschaftliche Literatur ist zwar nicht ausschließlich, aber überwiegend deutsch. So löste Chr. Wolf in der deutschen Centralwissenschaft, denn dazu hat er für jeden, dessen Auge sich nicht durch die Zufälligkeiten eines kleinen und vorübergehenden Ausschnitts der Gegenwart trüben und verwirren läßt, die Philosophie ein und für allemal gemacht, die Aufgabe, die Leibnitz sich und seiner Nation oder vielmehr die Vernunft der Dinge diesen stellte. Wolf löste sie, wenn man ihn nur nicht mit Leibnitz vergleichen will, in bewunderungswürdiger Weise weit über das Maß dessen hinaus, was man billigerweise von dem Bahnbrecher verlangen konnte. Es scheint, als sei ihm eine gewisse Routine des sprachlichen Ausdrucks als Schlesier angestammt gewesen, die er in dem sprachlichen Ausdruck der höchsten Sphäre der intellectuellen Probleme mit einer Geschicklichkeit verwandte, daß er darin von keinem seiner Nachfolger in seiner philosophischen Mission übertroffen, kaum von einem und dem andern in seiner Weise annähernd erreicht worden ist, nur daß er, wie schon bemerkt, ohne daß er oder die deutsche Sprache es ahnte, schon von Leibnitz überholt war.

Da in der Centralwissenschaft die Hauptschlacht so glänzend gewonnen war, ist es nur zu verwundern, erklärt sich aber wieder aus der Ungunst des Zufalls, die damals und schon seit lange in allen deutschen Dingen so sichtbar waltete, und aus den zum Theil davon bedingten, zum Theil davon unabhängigen Grund- und Erbfehlern der nationalen Seelenanlage, daß die übrigen Wissenschaften verhältnißmäßig so

zögernd und so talentlos diesem Vorbild oder dem Gebote der geschichtlichen Logik folgten. Sie thaten es indeß doch einigermaßen, und wenn man zusieht, genau in demselben Verhältniß, als sie selbst im deutschen Geistesleben der Zeit lebendige Wurzel geschlagen hatten. Darum hat sich die classische Philologie, wenn man sie vorgreifend so nennen darf, am sprödesten und längsten gegen die deutsche Sprache der Wissenschaft sperren können. War sie doch noch am weitesten von dem modernen Begriff der Wissenschaft entfernt und ganz und gar eine Rumpelkammer von bloßem Wissen oder Notizen. Ein wenig, aber nicht viel besser stand es mit den Naturwissenschaften im allgemeinen: nur durch ihre Berührung mit Leibnitz und Wolf erhielten sie einiges Leben, sonst war ihre Zeit in Deutschland noch lange nicht gekommen und sie auf deutschem Boden mehr oder minder eine exotische Pflanze. Auch die Rechtswissenschaft ist nur zum kleineren Theil von dem neuen wissenschaftlichen Princip erfaßt worden: größtentheils zog sie es als bequemer und einträglicher vor, in dem alten Schlendrian des Romanismus, der Renaissance, der Barock- und Perrückenzeit zu bleiben. Die deutsch geschriebenen juristischen Bücher, wenig an Zahl, gehören von Seite ihrer sprachlichen Darstellungsmittel zu den schlechtesten, die es damals gab, und stehen im Durchschnitt sogar noch tief unter dem mittleren Niveau derjenigen aus dem Bereich der Naturwissenschaften. Aller Wissenskern und alle Charactertüchtigkeit in einem Jacob Moser kann doch nicht die barbarische Art, mit der er, der erst 1701 geboren ist, noch 50 Jahre nach Wolf die deutsche Sprache mißhandelt, entschuldigen, sondern läßt diese innere Zurückgebliebenheit nicht eines Einzelnen, sondern einer ganzen Disciplin desto greller hervortreten.

Neben der Philosophie pulsirt das eigentliche deutsche

Geistesleben damals noch immer oder wieder in der Theologie. Es ist bekannt, daß sich der Geist der Neuzeit hier zuerst in der eigenthümlichen deutschen Verkleidung als Pietismus darstellen mußte und der Pietismus hat, was keine frühere Theologie in Deutschland, was selbst Luther nicht thun konnte, eine theologische Literatur ächt wissenschaftlichen Gehaltes in deutscher Sprache geschaffen. Ob man Spener's deutsche Schriften hierher zählen wolle, läßt sich bestreiten, aber die von Gottfried Arnold, sowohl seine Theosophie „Das Geheimniß der göttlichen Sophia" als und noch vielmehr seine Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie (seit 1697), sammt vielen andern in der Mitte beider gehören hierher. Das letztere Buch ist ohne Frage die solideste, gelehrteste und am meisten von dem neuen Geist der Wissenschaft durchdrungene Leistung ihrer Zeit in deutscher Sprache, nicht bloß das Hauptwerk der damaligen deutschen Theologie. Die Sprache erhebt sich bei Arnold nicht bis zu solcher in ihrer Art classischen Vollendung — natürlich in dem Rahmen der ihr gebotenen Mittel — wie bei Wolf oder gar bei Leibnitz, aber sie hat sich doch von all den Schlacken des 17. Jahrhunderts gereinigt und ist die des ächten wissenschaftlichen Vortrags, nur etwas unbeholfen und schüchtern ihre Mittel gebrauchend. Daß die populär theologische Literatur, die einen Aufschwung ohne gleichen nahm, ihre Sprache im Wesentlichen noch in einigem Zusammenhang mit der Vergangenheit hielt, geschah aus der Natur der gegebenen Verhältnisse heraus. Wir sahen, hier war das Rinnsal, das zuletzt aus dem einen ewigen Jungbrunnen Luther entsprang, nie ganz vertrocknet, und die Butschky — trotz seines Renegatenthums — Scriver und Spener sind durch Johann Arnd und seines Gleichen auch äußerlich mit ihm verbunden.

Wie aber neben ihrer ſtillen Gehaltenheit und maßvollen Würde ein Balthaſar Schupp originell aber auch eigenſinnig genug in dem ganzen Sprachirrgarten ſeiner Zeit unbedingt zur Kurzweil ſeines Publikums, bedingt zu der der Nachwelt herumtaumelt, ſo wagte es auch der geniale Zinzendorf. Da er in allem und jedem etwas ganz Neues originell Seeliſches leibhaftig machen wollte, ſo ſpringt er auch über die ſtarren Mauern der Sprachrichtigkeit oder der bisherigen Autorität oder des bisherigen Glaubens an dieſelbe und wird in dem Beſtreben ganz apart, ganz individuell zu ſein, ſehr oft einer der ärgſten Sprachverderber, die ſich je an der deutſchen Sprache verſündigt haben, der ſich z. B. nicht bloß an lateiniſchem und franzöſiſchem Phraſenwerk genügen läßt, wie es Viele thaten, ſondern auch griechiſch und engliſch, da es ihm ganz geläufig geworden war, mit ächt vornehmer Ungenirtheit zwiſchen unrichtiges Deutſch wirft. Es iſt jedem erlaubt, über die ethiſche oder gefühlige Baſis dieſer räthſelhaften Erſcheinung ſo oder ſo zu denken: die deutſche Sprachgeſchichte hat nur dies eine Urtheil über ihn.

Die Geſchichtſchreibung endlich unabhängig von der Kirchengeſchichte und zugleich auf der wirklich wiſſenſchaftlichen Baſis der Zeit, datirte wie eigentlich das ganze wiſſenſchaftliche Neuleben, von Leibnitz. Er ſelbſt war aber als Quellenſammler, Geſchichtsforſcher und Geſchichtſchreiber — dies eigentlich nur in ſeinen großartigen Annales Imperii Brunsvicenses — nur lateiniſch aufgetreten, und unter ſeinen nächſten Gehilfen und Fortſetzern war keiner, am wenigſten der geiſtloſe uod ſchwächliche Eccard oder Eckhardt, geeignet, die von ihm gelaſſene Lücke auszufüllen. Daß Leibnitz ſelbſt den ächt hiſtoriſchen Stil in deutſcher Sprache wie kein Anderer, ſogar in derſelben Meiſterſchaft wie den philoſophiſchen, oder den der Staatsſchrift

hätte handhaben können, dafür zeugen die beiden officiellen Biographien seiner Landesherren, des Herzogs Johann Friedrich und des Kurfürsten Ernst August von Hannover, aber sie kamen nur von der Kanzel zur Verlesung. — Der erste, der ungefähr das in deutscher Sprache leistete, was Leibnitz viel besser gekonnt hätte, war der von ihm ganz unabhängige Leipziger Professor J. J. Mascou in seiner „Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie, 1726", ein Werk, dessen durchaus wissenschaftliche Basis mit einer ganz verständigen, auf das Denken und Urtheilen des Lesers gerichteten Formgebung glücklich harmonirt. Ungefähr gleichzeitig ist von einem vornehmen Manne, einem hohen Staatsbeamten, dem spätern Reichsgrafen Heinrich von Bünau, eine „Genaue und umständliche Kaiser- und Reichshistorie" in 4 starken Quartbänden von 1728 an veröffentlicht worden, deren sprachgeschichtliche Bedeutung zwar nicht ganz so hoch steht, wie die Mascou's, aber doch gegen das ältere nächst Vergleichbare, z. B. Pufendorf's Einleitung zu der Historie ꝛc., Birkens „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich", Chemnitzens „Schwedischer Krieg" gehalten, den neuen Geist energisch genug auch in der Sprache darstellt.

Drittes Capitel.

Die Umwälzung in der deutschen schönen Literatur und ihrer Sprache durch und seit Weise.

Leibnitz in seinen unvorgreiflichen Gedanken hat auch das literarische Material zu einer der großen lexicalischen Arbeiten, die er für die Ehre und den Nutzen seiner Muttersprache un-

erläßlich hielt, in kurzer Ueberſicht ſich vorſtellig gemacht. Es geht bis auf den „Oeſterreichiſchen Theuerdank“ zurück und herunter bis auf die bevorzugten Romane des Tages, Lohenſteins Sophonisbe und Ibraham Baſſa — wobei es bekanntlich komiſch genug ſeinem ſonſt ſo unvergleichlichen Gedächtniß paſſirt, Lohenſtein mit Zeſen zu verwechſeln. Luther und Opitz ſtehen natürlich in der Mitte dieſer Schatzkammer der lebendigen Sprache, obwohl er weiß, daß Luthers Sprache ſelbſt in ſeiner Bibel ſchon theilweiſe veraltet iſt. Unter allen iſt ihm Opitz auch in der Sprache der eigentliche deutſche Claſſiker, wenn wir dieſen modernſten Ausdruck gebrauchen wollen. Auch darin zeigt ſich eben ſo ſehr die klare abſolute Verſtandesmäßigkeit, womit Leibnitzens Auge die deutſche Sprache erfaßte, wie jene ihm ſo eigenthümliche Miſchung natürlicher Bewunderung jeder productiven Geiſtesthat und eines die Autorität des feſtſtehenden Namens ſchon deshalb hochhaltenden Reſpects. —

Im Ganzen ſprechen auch alle ſeine Zeitgenoſſen wie er und in allen Poetiken, die vor und neben dem einen Morhof zu Dutzenden, von den namhafteſten und den obſcurſten Verfaſſern, den deutſchen literariſchen Markt damals erfüllen, ſteht das Axiom feſt, daß die deutſche Literatur, oder was damit als gleichbedeutend geſetzt wird, die deutſche Poeſie in Opitz eine Spitze erreicht habe, zu der alle Spätern nur mit Ehrfurcht hinaufblicken, niemals aber wähnen dürften höher zu ſteigen. Wie alles in dieſer Zeit iſt es, ſchärfer beſehen, nur eine hohle Phraſe. Denn ein Harsdörfer, Birken, Zeſen, die ſich alle auf dem deutſchen Parnaß thatſächlich einen Namen gemacht hatten, ehe ſie daran dachten, in ihren verſchiedenen Gradus ad Parnassum die Mitwelt darüber zu belehren, wie das anzuſtellen ſei, waren jeder für ſich in innerſter Seele überzeugt,

nicht bloß alle zeitgenössischen Rivalen, sondern auch Opitz weit überflügelt zu haben. Wenn man dessen Nimbus nicht antastete, so geschah es weniger aus Pietät, noch weniger aus einem Verständniß für die wirklichen Vorzüge, die er vor der Gegenwart voraus hatte, sondern um in beliebter Weise durch den lügenhaften Cultus eines Todten die Lebenden herabzudrücken.

Doch auch hier kündigte sich seit Morhof ein gewisser neuer Geist selbst an, zuerst so, daß bei allen hergebrachten Lobesformeln doch Opitz gegen den oder jenen seiner Nachfolger etwas zurückgesetzt wird. Bald ist es Fleming, bald Andreas Gryphius, bald Hofmannswaldau und endlich mit Vorliebe Lohenstein, wo sich das oder jenes Sinn- und Kunstvolle, diese oder jene Geistherrlichkeit und Zierlichkeit, die Opitz noch nicht gekannt, finden sollte.

Wer Lohenstein als die Spitze der deutschen poetischen Leistungsfähigkeit dieser Zeit bewunderte, that es insofern mit gutem Recht, als er auf dem Wege, den Opitz eingeschlagen hatte, das äußerste Ende bezeichnete, da wo die reflectirte Rhetorik, die sich aller möglichen Kunstformen principiell mit gleichem Rechte bemächtigt hatte und sie alle mit gleicher Virtuosität innerhalb des einmal gegebenen Kreises der Sprachmittel verarbeitete, in die sinnlose Tirade oder den Galimathias umschlagen mußte. Es lag in der Logik der Verhältnisse, daß dieser Weg bis zum äußersten Ende ausgegangen wurde, aber es liegt an der eigenthümlichen Zähigkeit unserer Volksseele, von der die deutsche geistige Entwickelungsgeschichte überall, aber nicht überall zu ihrem Vortheil, zeugt, daß es mit solchem unerschütterten Glauben an die Vollkommenheit der Methode und der Ziele, mit solcher schwerfälligen und eigensinnigen Gewissenhaftigkeit, die der

Nachwelt immer neue psychologische Räthsel aufgiebt, geschehen konnte.

Die Welt der Kunst hatte seit Opitz ein ganz anderes Gesicht gewonnen, und die Muster, die ihm noch allein gültig sein durften und mußten, allen voran sein Daniel Heinsius, der den Kunstgenius des Barockstils oder der äußersten Spätrenaissance in niederdeutsche Poesie gebannt und dadurch dem hochdeutschen Schüler so mundgerecht gemacht hatte, war nunmehr längst durch die Classicität des Zeitalters Ludwigs XIV. und des antiquisirenden Perrückenstils abgelöst und in die verachteten, vergessenen Winkel der Vergangenheit geschoben, als in Deutschland das große schlesische Dreiblatt, A. Gryphius, Hofmannswaldau und Lohenstein, wie als wenn ihre und ihrer Nation Augen für das neue Licht gar nicht geschaffen wären, die alten abgestandenen Götzen und Dogmen in ihren eigenen Schöpfungen gleichsam erst recht zur Anbetung appretirten.

Deutschland hätte noch lange seine Lohenstein bewundern, und ein Heer von subalternen Geistern sie in gewöhnlicher Art unendlich nachahmen und wo möglich noch überbieten dürfen, wenn nicht trotz aller Hemmnisse jener innere Umschwung der nationalen Geistessubstanz, der in Leibnitz seinen entsprechenden reinsten Ausdruck auf dem Felde der Intellectuellität gefunden hat, sich überall, folglich auch in der Literatur, deutlich angekündigt hätte. Es ist oberflächlich, in dem nur für heutige, aber nicht damalige Augen auf einmal so mächtig gewachsenen Nimbus der französischen Classicität Ludwigs XIV., eines Racine oder Molière's oder gar der auf die Doctrin abgezogenen Schablone des neuen Kunstgenius Boileau's den Anstoß dazu zu suchen, oder in andern Schwingungen des damaligen politischen und socialen Weltlebens, so

weit sie vom Ausland her stattgefunden. Alle Refugiés, und wenn sie noch zehnmal zahlreicher an den calviniſchen Fürſtenhöfen ihren Einzug gehalten hätten und jeder ein noch zehnmal fanatiſcherer Apoſtel der alleinſeligmachenden, damals neufranzöſiſchen Claſſicität geweſen wäre, hätten die Deutſchen nicht überzeugt, daß Lohenſtein nicht mindeſtens eben ſo hoch als Racine ſtehe und die Luſtſpiele des A. Gryphius noch geiſtreicher und kunſtvoller, als die des Molière ſeien. Auch der bedeutende Glanz, der die politiſchen und militäriſchen Erfolge Ludwig XIV. umgab, die ja alle im letzten Grunde über Deutſchland davon getragen waren, hat es mit gethan. Alles dies hat mit geholfen, und dann natürlich in einem wechſelnden Gewichtsverhältniß innerer Ueberwältigungskraft, aber erſt dann, als ſich der deutſche Geiſt ſelbſt von innen heraus eine neue Bahn in der Literatur eröffnet hatte.

Endlich war nunmehr in ihm das Hin- und Herſchwanken zwiſchen der forcirten Gedunſenheit eines nur anreflectirten Idealismus und dem Triebe, ſich den natürlichen Anforderungen einer verſtändigen und practiſch-rationellen Auffaſſung und Darſtellung der Außenwelt ehrlich hinzugeben, zu Gunſten des letztern entſchieden worden. Leibnitz ſelbſt, der eigentliche Genius der Wahrheit und Correctheit des verſtändigen Denkens über die Welt, iſt inſofern auch nur als ein Symptom dieſer in dem ganzen Volksgeiſt vorgehenden Revolution zu faſſen, wie jeder andere weltgeſchichtliche Bahnbrecher. Und ſo iſt es auch mit Weiſe auf ſeinem engeren Gebiete und in ſeiner von vorn herein ſo beſchränkten Tendenz.

Der äußere Beweis dafür iſt ſo leicht als möglich zu führen. Bekanntlich iſt es Chriſtian Weiſe, der Zittauer Schulrector, der den Umſchwung des literariſchen Geiſtes durch ſeine productiven Thaten darſtellt. Hier iſt nicht der Ort zu einem literatur-

geſchichtlichen Characterbild: nur das ſei erwähnt, was ja von Niemand beſtritten wird, daß dieſer ſächſiſche Magiſter völlig unberührt von allen den Großthaten der franzöſiſchen Kunſtheroen ſeiner Zeit iſt. Er kennt ſie kaum dem Namen nach, und verſteht ihre Sprache nicht. Er iſt darin noch ganz ein Mann der alten Schule, daß er nur ſeine deutſchen Poeten bis auf Opitz, und in ätheriſcher Höhe über ihnen die Griechen und Lateiner ſieht. Will man den Kern ſeines Weſens bezeichnen, ſo iſt mit ihm die Herrſchaft der rhetoriſchen Phraſe, des rhetoriſchen Idealismus zu Ende und das entgegengeſetzte Reich der trockenen Natürlichkeit und der verſtandesmäßigen Wirklichkeit beginnt. Die ganze bisherige Literatur hatte von jenem andern Elemente gelebt: ſie mußte es, weil ſie in einer durch und durch proſaiſchen und verſtandesdürren Zeit die idealen Anſprüche der Kunſt, um ihr Dogma zu wahren, nicht anders retten konnte, als durch das, was dem geſunden Menſchenverſtand als Lüge oder Grimaſſe erſcheinen darf, wie er dadurch exiſtirt, daß er von der Exiſtenz einer idealen Welt keine Vorſtellung hat. Jetzt war dieſer geſunde Menſchenverſtand, der Verſtand überhaupt, durch die Einflüſſe der wiſſenſchaftlichen Arbeit des Jahrhunderts auch in Deutſchland ſo weit geſchult und erſtarkt, daß er jene Maske des conventionellen Idealismus mit Verachtung von ſich warf und ſich ganz zu ſich ſelbſt und zu keinem andern Götzen bekannte. Daraus erklärt ſich das Ganze und das Einzelne in der leider, aber ſehr begreiflich, zu Vielſchreiberei ausartenden literariſchen Geſchäftigkeit des federfertigen Lauſitzers, daraus erklärt es ſich auch, daß Leibnitz ihn zwar auch unter den lebendigen Quellen ſeines deutſchen Sprachſchatzes gelten läßt, aber doch bedauert: daß einige ſinnreiche Teutſche Scribenten und unter ihnen der ſonſt Lobewürdige Herr Weiſe ſelbſt dieſen merklichen

Fehler noch nicht abgeschafft, daß sie etwas schmutzig zu reden kein Bedenken tragen, und auf das Beispiel der Franzosen hinweist — was freilich einem Weise nicht viel hatte helfen können — daß sie sich einer großen Sauberkeit der Worte sogar in den Lust- und Possenspielen befleißigen.

Und wirklich wie mit einem Schlage ist das Lexicon des literarischen Ausdrucks bei diesem Weise ein anderes, als bei seinen Zeitgenossen. Aber er hat nichts weiter gethan, als daß er, so weit er sich selbst seiner sprachlichen Hilfsmittel durch die Reflexion bewußt werden konnte, in die Sprache der Wirklichkeit, natürlich nicht in den Formen der Mundart, die er selbst sprach, oder die sein Ohr berührten, griff. Jener mittlere Durchschnitt der lebenden Sprache, der in allen Theilen Deutschlands als natürliches Gegenstück zu der literarischen Gemeinsprache, zu der hochdeutschen Haupt- und Heldensprache eines Lohenstein und Ziegler sich aus unmittelbarer practischer Nöthigung ungefähr gleichförmig, soweit die Gleichförmigkeit der Grundlage der Volksbildung reicht, durchgesetzt hatte, der bis dahin nur schüchtern und so nebenher einmal in der zünftigen Literatur zu ganz bestimmten Zwecken Aufnahme gefunden, z. B. in Grimmelshausens Sittenbildern aus der Wirklichkeit in Romanform und in der Fluth ihrer schalen Nachfolger, wohl auch in einzelnen Scenen des classischen Lustspiels der Schlesier und ihrer Nachahmer, bricht nun auf einmal durch und setzt sich nicht allein, aber doch, und zwar in der wunderlichsten Verschlingung der Glieder, neben das correcte Pathos, das bis dahin allein für möglich oder einer deutschen Feder würdig gegolten hatte. Leibnitz schuf sich die Sprache des zureichenden Ausdrucks des wissenschaftlichen Verstandes zum Theil aus denselben Elementen, aber seine überlegene Intelligenz und seine gediegene weltmännische

Feinheit machten daraus ein in ihrer Art bewundernswerthes Meisterstück. Weise wird Niemand, der unsere innere Begründung für richtig hält, auch nur entfernt eine solche Genialität zutrauen, aber auch er hat sich eine Sprache geschaffen, die für ihn Wahrheit ist und die er schreibt.

Diese Sprache Weise's ist nicht meißnisch, nicht lausitzisch, so wenig wie das Deutsch Leibnitzens Leipziger Mundart oder das Lohensteins Breslauer ist, aber es nimmt doch unwillkürlich einen ganzen Haufen von Localausdrücken auf neben dem, was man den allgemein deutschen Jargon des Mittelstandes nennen kann, die zwar nicht der eigentlichen „Pöbelsprache" angehören, d. h. einer wirklich naturwüchsigen Mundart, wovor Weise wie jeder andere gelehrte Mann der Zeit eine unaussprechliche Verachtung hat, sondern der mittleren Gesellschaftsschicht, aber in dieser doch nur in Zittau und Umgegend in Gebrauch waren. Wahrscheinlich darauf bezieht sich das für Leibnitz ungewöhnlich scharfe Wort über Weise's Sprache. Anderes ebenso Unfeines legt ihm das Bedürfniß der Komik in den Mund und dies Andere ist wieder nur zufällig local, der Schriftsteller Weise sucht das Alles, was er als Neues in seiner Sprache hat, nach eigenem Instinct in die correcten Formen des Schriftdeutschen umzusetzen. Es fällt ihm so wenig ein als Gryphius oder den andern Dramatikern, der Mundart als solcher eine andere Geltung als die eines auf die Lachmuskeln wirkenden Reizmittels einzuräumen. So hatte sie ja schon Herzog Heinrich Julius verwandt, und so hätte er es auch machen können, aber es scheint, als sei ihm das unbequem gewesen, oder hätte nicht in seinen Begriff von Stil und Sprache gepaßt, daher thut er es nie in zusammenhängender Folge, sondern nur in einzelnen Ausdrücken, wie sie ihm gerade in den Wurf kommen.

Dieſe ſeine Geſellſchaftsſprache war wie die geſammte eigentlich lebendige deutſche Sprache mit Fremdwörtern geſpickt: wir ſehen, jeder, der aus ſeiner originellen Geiſtesart heraus oder durch äußere Veranlaſſung ihnen auch bisher einen gewiſſen Spielraum in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Sprache verſtattet hat, ein Schuppe wie ein Grimmelshauſen, zeichnet ſich dadurch auf eine ſehr unvortheilhafte Art vor ſeinen andern Zunftgenoſſen in Apollo aus, denen Sprachreinigkeit durch und ſeit Opitz als heiligſte Gewiſſensſache galt, wenn ſie ſie auch anders verſtanden, als die eigentlichen Puriſten, ein Lohenſtein anders als ein Zeſen. Dieſes neumodiſche, vom Tag genährte fremdſprachige Sammelſurium erhielt durch ſeine Aufnahme in das Leben eine ganz andere Stellung zur Sprache überhaupt, als ſie den lateiniſchen Floskeln eines Canzleihelden, oder den wälſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Verbrämungen einer adelichen Perrücke à la mode zukam. Was Weiſe davon aufgegriffen hat, beſteht aus ungefähr gleichen Theilen wälſcher, hier wieder überwiegend franzöſiſcher und lateiniſcher Wörter; inſofern iſt Hof- und Canzleideutſch ungefähr gleich abgewogen, beides aber unmittelbar aus dem Gebrauche des Mittelſtandes, nicht von den Höfen und nicht von den Bureaus abgezogen. Er macht es nicht wie ſein jüngerer Landsmann aus Berthelsdorf, der fromme Lauſitziſche Graf und Kirchenverbeſſerer, deſſen gräuliche Sprachmengerei überall den Gelehrten und zugleich den kosmopolitiſch abgeriebenen Cavalier, wie es ſcheint, mit reflectirter Selbſtgefälligkeit ankündigen ſollte. Dazu iſt der ſchlichte Rector zu bürgerlich beſcheiden, kennt auch gar nichts von dieſer großen Welt, in deren Atmoſphäre Zinſendorf abwechſelnd mit der des himmliſchen Jeruſalems athmete. Was Weiſe Franzöſiſches hat, und er hat viele Hunderte franzöſiſcher Wörter, hat er nicht

auf dem Parquet von Verſailles, ſondern in den Stuben der Bürgersleute aufgeleſen, oder vielmehr er hat es wie jeder andere Deutſche dieſer Zeit mit der Muttermilch eingeſogen, denn ſo ſprach damals dieſer unſer Mittelſtand in der That immer, wenn er unter ſeinesgleichen ſich ein wenig gewählt ausdrücken wollte; nur mit den Dienſtboten und Bauern ließ er allenfalls ſich noch etwas mehr gehen, d. h. ſprach er nicht bloß in dem Tonfall und den Lauten, ſondern auch mit den Worten der eigentlichen Mundart.

Es giebt bei Weiſe ein untrügliches Kennzeichen, woran man diejenigen Fremdwörter, welche ihm ſelbſt oder ſeiner lebendigen Sprache noch etwas Fremdartiges enthalten, von den andern, genetiſch gerade ſo beſchaffenen, aber völlig in das Bewußtſein der lebenden Sprache aufgenommenen, unterſcheiden kann. Es iſt daſſelbe wie bei den meiſten, ja ſo ziemlich bei allen, die ſeit Opitz deutſch geſchrieben hatten: jene erſte Art iſt mitten in der deutſchen Schrift durch fremde Lettern als ſolche dem Auge bezeichnet, die zweite wie jedes andere deutſche Wort gedruckt. So gehört ihm zu den erſten Sollicitante, Comoedie, Privilegium, contribuiren, dediciren und dergl. — man beachte, daß er mit einem in ſeiner Art wohlberechtigten Sprachinſtinct auch noch zwiſchen dem fremden Stamm und der für das Sprachgefühl allein gültigen deutſchen Ableitung -ren unterſcheidet — zu den andern aber Wörter wie präſentiren, viſiren, legitimiren, Vagante, und in jedem einzelnen Falle würde die Specialgeſchichte eines ſolchen Wortes die Berechtigung eines ſolchen Grundſatzes erhärten, wenn ſie ſich immer bis in die verborgenen Falten der lebenden und Localſprache verfolgen ließe.

So wurde von ihm die Natürlichkeit und Wirklichkeit in der Sprache, in der er ſchrieb, mit demſelben Rechte durchgeſetzt,

wie er sie in dem Gehalte seiner sprachlichen Productionen zum obersten Princip erhob. Eben deshalb giebt es keinen grimmigeren Feind der Puristen von Zesens Schlag, aber auch der aufgeblasenen Sprachmenger, die das mit Bewußtsein, und um vor den Andern etwas vorauszuhaben, thun, was er in naiver Unbefangenheit that, als Weise. Beide verfolgt er unbarmherzig im Roman wie in dem, was er Comoedie nannte, ein Genre, das wir in den meisten Fällen unbedenklich Posse nennen würden.

Aber das mittlere bürgerliche Deutsch hatte doch das Bedenken gegen sich, daß es zu wenig vornehm oder gebildet klang. Der eigentliche Weltmann erkannte darin wohl eine verständige, aber nicht die seinen socialen und ästhetischen Ansprüchen entsprechende Sprache. Auch er war, ohne es zu wissen, unversehens der Rhetorik des 17. Jahrhunderts entwachsen und in den neuen Geist der Verstandesmäßigkeit hineingewachsen. Er blickte aber zugleich auf die neuen Muster der französischen Classicität, die Weise nicht kannte, und lernte von ihnen, wie es Leibnitz am correctesten für diese ganze Schicht seiner Zeit- und Bildungsgenossen formulirt hatte, daß man wohl gewandt und natürlich, aber nicht roh und pöbelhaft schreiben dürfe. So war es denn eine zuerst kaum merklich von der ältern rhetorischen Literatur, deren Götzen bis auf Wernicke noch auf allen kritischen Altären Weihrauch gestreut wurde, sich abzweigende neue Poesie, die in der Literaturgeschichte als die Hofpoesie eines Christian Gryphius, Neukirch, Canitz, Besser, König keine besondere Gunst zu genießen pflegt, ebenso wohl einem Andreas Gryphius und Lohenstein wie einem Weise gegenüber. Und neben ihr eine andere, uns etwas sympathischere, die ihren localen Mittelpunkt nicht in der nach Patschuli riechenden Atmosphäre der

Höfe, ſondern in der damals geſunden Luft der einzigen gebildeten Weltſtadt des damaligen Deutſchlands, in Hamburg hat. Jener Wernicke, deſſen innere Hohlheit anmaßliche Selbſtüberhebung dem Auge der Späteren nicht verbergen kann, Brockes und Richey kommen da auf, wo zum Theil noch in ihrer eigenen Jugend ein Riſt und ein Zeſen, die beiden Todfeinde und doch im Weſen ein und derſelbe Mann, beide abwechſelnd das 17. Jahrhundert allmächtig beherrſcht hatten. Auch dieſe Hamburger mit ihrer etwas höher geſtimmten Vornehmheit in der Sprache, ſo viel höher, als ein Hamburger Schulrector wie Richey vornehm behäbiger war, als ein Zittauer wie Weiſe, wollen die Sprache der Natur reden, nur nicht in Weiſe's Jargon, und es gelingt ihnen auch, nur daß ihre Sprache, weil um ſo viel vornehmer und gezüchteter, auch um ſo viel langweiliger und unbeholfener iſt, was durch keine Politur des Verſes und des Reimes verdeckt werden kann.

Jedenfalls aber war es um 1710 oder 1715 nicht mehr möglich, in der Sprache zu dichten oder zu ſchreiben, die Grimmelshauſens Stadtſchreiber von Renchen oder Bretten, und noch ergötzlicher Schuppes dicker Procurator Lorentz um 1670 geſprochen hatten, aber nicht bloß ſie, ſondern alle Helden und Heldinnen der Romane, Schäferſpiele, Tragödien und Comödien bis auf Weiſe — denn ſie waren es, die aus jenen Figuren des Volkshumors heraus ſprachen und dieſer hatte ſie bloß zu copiren gebraucht — waren Grimaſſe und das Ganze eine einzige gebunſene Lüge, die dadurch nicht zur Wahrheit wurde, daß die Gläubigen ſie für den Gipfel der deutſchen Sprachkunſt hielten.

Viertes Capitel.

Die Theorie der neuhochd. Schriftsprache unter den ersten Einflüssen des modernen wissenschaftlichen Geistes.

Als Leibnitz seine „unvorgreiflichen Gedanken" niederschrieb, hatte er einen Morhof und einen Schottelius hinter sich, aber er hätte nicht Leibnitz sein müssen, wenn er von deren grammatikalischen Leistungen befriedigt gewesen wäre. Doch die Grundsätze der deutschen Sprache, die 1690 Johann Bödiker, Rector am Cölnischen Gymnasium zu Berlin, verfaßte, würden seinen Beifall erhalten haben, wenn er sie gekannt hätte, denn in ihnen waltet zum erstenmal der Geist ächt wissenschaftlicher Abklärung, dem keiner seiner Vorgänger Raum gegeben hatte, obgleich seit Gueintz jeder eine Ahnung davon empfand und Morhof ihm ziemlich nahe gekommen war. Was Weise für die Literatur und insofern für die lebendige Fortbildung oder Umbildung der Sprache gethan hat, das hat Bödiker für ihre theoretische Schematisirung geleistet.

Um dies zu können, mußte er vor allem jener einstigen Begriffsunklarheit über den Beruf der deutschen Grammatik oder des deutschen Grammatikers sich entwinden, die noch bei Morhof nicht überwunden ist, wenn schon er im Vergleich zu Schottel den Anhauch des gesunden Menschenverstandes, der jetzt überall sich durchzusetzen begann, deutlich verspüren läßt. Alle Vorgänger Bödikers waren in einem ungelösten, und wie sie es formulirt hatten, auch thatsächlich unlösbaren Dilemma stecken geblieben. Ein so dürftiger Geselle, natürlich nicht er allein, wie Gueintz hatte sich doch im guten Glauben eingebildet, daß die Gelehrten, d. h. die Leute wie er, die andern

Sprachen allein in Richtigkeit gebracht, und daß also auch die deutschen Grammatiker zu dieser erhabenen Mission berufen seien. Als er an ihre practische Ausführung ging, schlug freilich die Macht des Thatsächlichen so gewaltig über ihm zusammen, daß er in dem völlig dilettantischen und zufälligen Tasten nach dem Usus den einzigen Halt fand, wie wir sahen. Keiner seiner Nachfolger wagte es, so unbefangen wie er seine innerste Meinung vorzutragen, aber jeder war im Herzensgrunde davon ebenso überzeugt wie er und in der practischen Durchführung eben so rathlos. Alles läuft schließlich darauf hinaus, daß der einzelne Grammatiker sich eine ungefähre Abstraction von dem Sprachbilde zu machen sucht, das nach seiner subjectiven Reflexion den meisten der deutschen Schriftsteller und Leser als das richtigste erscheinen würde, und dieses unter gewisse feststehende wissenschaftliche Kategorien bringt. Im Einzelnen versuchte ein solcher Gesetzgeber der Sprache darin seinen Beruf zu bethätigen, daß er durch allerlei Einfälle seiner Laune oder seines Halbwissens jene Regel des Usus noch regelrichtiger, als es der bloße Usus thut, zurechtzurücken beflissen ist.

Bödiker gebührt das Verdienst, diesem kindisch-dilettantischen Getriebe mittelst der Reife seines rationell gearteten und geschulten Verstandes ein Ende gemacht zu haben. Daher denn auch seine Grammatik, bis sie seit 1748 von Gottscheds Grammatik verdrängt wurde, die eigentlich mustergültige in Deutschland, wenn auch mit immer zahlreicheren Concurrenten, geblieben ist.

Besonders in der Umarbeitung durch Bödikers jüngeren Collegen Frisch 1723 darf sie als der eigentlich zutreffende Ausdruck der rationellen Betrachtungsweise der lebenden Schriftsprache gelten. Er weiß, daß nicht die Gelehrten die

Sprache machen, ſondern daß dieſe ſich ſelbſt macht, und daß die Gelehrten, die grammatiſche Theorie nichts weiter zu thun haben, als die Intentionen des Sprachgeiſtes zu begreifen und auf wiſſenſchaftliche Formeln zu abſtrahiren. Darin beſteht ihm denn auch der eigentliche Nutzen der Grammatik; das unſichere Taſten, die Zweifel, denen die Sprache des Einzelnen, wenigſtens im einzelnen Falle unterworfen iſt, auch wenn ſie im Ganzen von der Macht des Sprachgeiſtes zuſammengehalten wird, kann und ſoll die Grammatik aufheben. Sie iſt ein Mittel der rationellen Belehrung über Dinge, die man ohne ſie wohl auch treffen, aber nicht wiſſen könnte, und inſofern von höchſter Bedeutung für die Sprache ſelbſt. Genau dieſelbe Gedankenreihe, die Leibnitzen den Mangel an guten deutſchen grammatikaliſchen Arbeiten als einen practiſchen Schaden für die Sprache beklagen ließ, leitet auch das eben ſo verſtändige wie patriotiſche Thun des Berliner Rectors. Auch er glaubt mit voller Herzenswärme an die Herrlichkeit der hochdeutſchen Haupt- und Heldenſprache und weiß, daß ſie nicht bloß allen ihren modernen Nebenbuhlerinnen, ſondern auch den claſſiſchen Sprachen es gleich thun könne, wenn ſie nur erſt ihre Kräfte gebrauchen lerne. Auch er ſieht dieſelben hauptſächlich in ihrem innerlich beſeelten Wortvorrath, der in dem Worte ſelbſt durch die dem Sprachbewußtſein deutliche oder erſchließbare Verknüpfung mit den Grund- und Stammwörtern eine unerſchöpfliche Fülle von geiſtigem Leben entfalte, dann aber auch in ihrer ſchrankenloſen Fähigkeit immer neue Begriffe durch paſſende Zuſammenſetzungen ſchon vorhandener Wörter zu gewinnen, aber er hat hier wie dort jene phantaſtiſche und abſtruſe Sprachmyſtik, die noch Schottel ganz beherrſcht, abgeſtreift, und wenn man die nach dem damaligen Stand der Linguiſtik und Sprachvergleichung auch ihm anhaftende, uns

ſo unzureichend dünkende gelehrte Verbrämung zu entfernen verſteht, kommt man in jedem Falle zu einem rationellen, ſachgemäßen Begriffskern, einer richtigen und brauchbaren Vorſtellung. Daß Bödiker in der Philoſophie der Sprache oder in der allgemeinen Grammatik über Leibnitz hinausgegangen ſein ſolle, iſt doch nicht zu fordern, und es iſt ſchon genug, daß ſeine Befangenheit oder ſeine Irrthümer hierin ſeiner eigentlichen Aufgabe nicht geſchadet haben.

Wenn er ſich die nächſte Frage vorlegte, woher denn die Grammatik ihr Material zu nehmen habe, ſo mußte er ſie im Sinn der rationellen Wiſſenſchaftlichkeit und zugleich der thatſächlichen Ergebniſſe der bisherigen deutſchen Sprachgeſchichte entſchieden dahin beantworten: aus den beſten Büchern in deutſcher Sprache. Seinem geſchulten Verſtande können jene Nebelbilder von dem Verhältniſſe der mündlichen oder, wie man ſie gewöhnlich nennt, lebendigen Sprache zu der geſchriebenen nichts anhaben, die ſeit Opitz, begreiflich genug warum, ſo viel Verwirrung angerichtet haben. Die deutſche Sprache, die die Grammatik zu behandeln hat, iſt eine Bücherſprache, im Leben giebt es nur deutſche Sprachen, d. h. mehr oder minder ſtark mundartlich gefärbte Idiome, in denen je nach dem Bildungsſtand des Sprechenden und ſeines Lebenskreiſes das einheitliche Gepräge des Hochdeutſchen in verſchiedener Faſſung zum Vorſchein kommt. Keiner ſeiner Vorgänger hat ſo klar dieſes Princip der Schriftſprache gefaßt und ſo entſchieden ausgeſprochen, keiner hat auch eine ſo rationelle und methodiſche Kenntniß der lebendigen Gliederungen ſeiner Mutterſprache, der deutſchen Mundarten beſeſſen. Er ſteht alſo auch hier mit Leibnitz zuſammen und ſein Canon der claſſiſchen deutſchen Sprachmuſter deckt ſich beinahe ganz mit dem von jenem ſkizzirten. Nur daß Bödiker nicht weiter

als bis zu Luther und zwar nicht zu dem ganzen Luther, sondern zu der „heiligen deutschen Bibelüberſetzung des ſel. Mannes Gottes" zurückgeht. Aber auch da weiß er das Recht der nationalen Wiſſenſchaft zu wahren. Auch Luthers Sprache iſt nur inſoweit für die Gegenwart claſſiſch, als ſie noch lebendig iſt. Alles innerlich Abgeſtorbene, äußerlich noch mit Fortgeſchleppte, muß aus ihr entfernt werden, und was bleibt, das iſt der lebendige Luther. Bödiker greift damit der Praxis der evangeliſchen Theologie dieſer Zeit vor. Bis dahin hatte es ſich ſchon thatſächlich herausgeſtellt, daß nur Luthers Bibel — ſammt den oder eigentl. dem, d. h. dem kleinen Katechismus und einigen wenigen Liedern, noch unmittelbar fortlebte und mehr, wie man zur Steuer der Wahrheit bekennen muß, weil es die Bibel, nicht weil ſie in Luthers Sprache verdeutſcht war. Unzählige Wiederabdrücke ſeit der letzten von Luther ſelbſt beſorgten authentiſchen Ausgabe von 1545 hatten zwiſchen der reflectirten Pietät vor der Ueberlieferung und dem Bedürfniß der jedesmaligen Gegenwart, zwiſchen einer Beibehaltung und Ausgleichung der veralteten Sprachformen und ebenſo zwiſchen einer Beibehaltung oder Ausmerzung der abgeſtorbenen Wörter principlos geſchwankt. So war noch bis an's Ende des 17. Jahrhunderts in manchen Bibeln jenes bleib, treib etc., das bei Luther ſelbſt, wie wir ſahen, beinahe ſchon ein Archaismus heißen durfte (ſ. o. 79), beibehalten, rings umher aber alles Andere in Rechtſchreibung und Wörterbuch neu worden. Oder es hatten ſich die aparteſten Beſonderheiten ſeines Wörterbuchs, Wörter wie glum, Geren, Kogel, Kolck, löcken, Ströter erhalten, während ringsum in Laut und Form alles modern worden war. Bödikers rationelles Urtheil trifft hier allein das Rechte: er weiß, daß darin Luthers Sprachgeiſt nicht beſchloſſen iſt und daß auf ſolches kein moderner Grammatiker oder Schrift-

steller sich berufen dürfe, weil es in Luther stehe, sondern nur auf das, was Luther mit dem immanenten Geiste der lebendigen Sprache gemeinsam besitze. Es ist bei ihm, dem Grammatiker, jeder Begriff der transcendenten Autorität Luthers ebenso verschwunden wie bei den frömmsten und gläubigsten Theologen seiner Zeit und beiden hat es ein und derselbe Geist des rationellen Denkens der Wissenschaftlichkeit angethan. War es doch kein anderer als August Hermann Francke selbst, der Vater des Pietismus, der 1695, also 5 Jahre nach Bödiker, in seinen observationes biblicae bewiesen hatte, daß die Lutherische Uebersetzung sachlich an sehr vielen und erheblichen Stellen der Verbesserung fähig sei, und sofort legten auch andere gelehrte und fromme Männer die Hand an ein Werk, das von den Orthodoxen, noch mehr aus Trägheit und Geistesrohheit als in Folge einer wirklichen Beschwerung ihres gläubigen Gewissens, für eine Sünde gegen den heiligen Geist verschrieen wurde, bis dann die erste epochemachende Hallische Bibelausgabe von 1713 durch den ebenso frommen wie gebildeten Freiherrn von Canstein Bödikers Gedanken zum leitenden Princip ihrer fortan die ganze deutsche evangelische Christenheit umspannenden Thätigkeit erhob. Dieser forderte für Luthers Bibel eine Verbesserung der im Fortschritt der Wissenschaft immer zahlreicher herausgefundenen materiellen Unrichtigkeiten, aber auch in den Sprachformen der jedesmaligen Gegenwart und erhielt dadurch dem deutschen Volke einen seiner werthvollsten Literaturschätze.

Bödiker hat außer Luther alle hervorragenden Namen bis auf Weise und Morhof, also bis in seine unmittelbarste Umgebung als die lebendigen Autoritäten der Schriftsprache anerkannt, aber alle, wie es seine Wahrheitsliebe und sein wohlgeschulter Verstand selbst dem größten von allen, Luther, gethan, in derselben

bedingten Weise. Es ist überall jenes scheinbar so geheimnißvolle und verborgene und doch überall in seinen Wirkungen so greifbare und unwiderlegbare Etwas, das wir mit einem damals noch ungefundenen Namen, wo es in die Reflexion tritt, Sprachbewußtsein, wo es unreflectirt waltet und schafft, Sprachgefühl nennen, dem die höchste Entscheidung über das, was die Einzelnen geleistet haben, mit souveräner Machtvollkommenheit zusteht. Da es nicht auf einen Einzelnen bezogen werden kann, sondern da in seinem Begriffe der des Einzelnen ganz aufgehoben ist, so besteht auch schon nach Bödikers Ueberzeugung keine Gefahr, daß sich die Laune und der Eigensinn eines Querkopfes zum Gebieter der Sprache machen könne. Daß solche wunderliche Patrone namentlich in deutscher Sprache nach wie vor ihr seltsames Handwerk forttreiben würden, konnte auch er voraus wissen, aber auch daß sie damit nur sich selbst, nicht die Sprache im Ganzen in Schaden und Schande bringen mußten. Auch ist es unverkennbar, daß diese Sorte von Sprachverderbern unter der Maske von Sprachpropheten oder Sprachheilanden bei dem immer heller leuchtenden Tageslicht des Jahrhunderts, der verstandesmäßigen Aufklärung, selbst in Deutschland immer seltener zu werden begann. Selbst die Zesianer, die bis ins 18. Jahrhundert noch viel Lärmen von sich machten, kamen ihrem Meister in naiver Originalität doch lange nicht gleich, bis sie endlich in der allgemeinen Langeweile starben.

Bödiker hat demnach nach der einen Seite die größte Beschränkung, nach der andern die freieste Hand. Der beste Beweis, wie sehr er selbst die rechten Nerven für das besaß, was der auf der Oberfläche oft noch so verhüllte oder confuse Trieb des Sprachgeistes seiner Zeit im Grunde forderte, besteht darin, daß der Grammatiker theoretisch in den meisten Fällen so entschieden hat, wie das instinctive Sprachgefühl derer, die

die Sprache productiv verwandten und weiter bildeten, es that. Nicht Weise allein hätte seine Sprache in Bödikers Theorie wieder erkannt, sondern ebenso gut Brockes, oder Drollinger und Hagedorn, der der Zeit nach so viel jünger ist, aber auch Arnold und Wolf und vor allen Dingen Leibnitz selbst.

So kann man wohl sagen, daß die Grundzüge, in denen das äußerste Gewand des Sprachleibes, die deutsche Rechtschreibung von ihm dargestellt wurde, im wesentlichen bis heute beibehalten worden sind. Alles Einzelne war ja schon da, aber es kam darauf an, aus dem noch immer so widerspruchsvollen Gemenge, das nur im Vergleich mit dem absoluten Chaos am Ende des 15. oder der buntscheckigen Confusion am Ende des 16. Jahrh. und nicht an sich ein Fortschritt zur Einheit und Sicherheit war, etwas Festes als Norm herauszuschälen. In einigen Stücken hat er sich geirrt, gewöhnlich dann, wenn er mit gutem historischen Rechte eine an sich richtigere, aber minder gebräuchliche orthographische Gewohnheit gegen eine andere allgemeiner übliche, wenn auch in diesem Sinne weniger berechtigte vertheidigte, z. B. wenn er das h als Dehnungszeichen immer nach dem Vocal, den es für das Auge lang machen soll, gesetzt wissen wollte, auch da, wo der aus classischen Reminiscenzen stammende, uralte Schreibebrauch es nach t diesem und nicht dem Vocal, zu dem es gehörte, zufügte.

Dagegen hat er in seiner Entscheidung über den Gebrauch des ſſ oder ß, das eine wie das andere ganz unabhängig von aller hier ganz überflüssigen historischen Reminiscenz — ſſ im Innern, ß am Schlusse des Wortes — eine Frage mit sicherm practischen Blick entschieden, die noch heute so viel Verwirrung hervorzubringen im Stande ist, aber die mehr und mehr von der Praxis nach seiner Anweisung — freilich ohne sie zu kennen — gelöst wird.

Wie Bödiker über die Schreibung der Doppelconsonanten am Ende in kann, soll, Königinn, tritt und dergl. entschieden hat, dabei ist es geblieben. Ebenso bei seiner definitiven Scheidung des j von i, des u von v und w, das er in der Schreibung trew, aber ebenso in trawen oder trauwen ausmerzte. Ueberall weiß er eine rationelle Mitte herauszufinden, in der das durch seine eigene Schwerkraft richtige Herkommen sich mit dem practischen Bedürfniß nach Deutlichkeit und Einfachheit der Lautbezeichnung vereinbart. Er will weder eine bloß phonetische Orthographie, wie die Puristen, noch eine ganz dem Zufall der Geschichte überlassene, für die doch selbst noch Schottelius eingetreten war. Er weiß, daß die Orthographie für das Auge da ist, diesem das Sprachverständniß zu erleichtern, und hat in seiner Zeit noch das Recht nicht zu wissen oder zu übersehen, daß von der Orthographie einer zur Schriftsprache gewordenen Sprache der höheren Bildung auch umgekehrt die Laute und damit die ganze Leiblichkeit und Seele der lebendigen Sprache sehr stark und nicht immer zu deren Heile beeinflußt werden können. So unterscheidet er Stadt von Statt als im Begriffe verschieden, obgleich beide denselben Endlaut haben, schreibt aber auch sandte, nicht sande oder sante, um dem Auge den Zusammenhang mit senden festzuhalten, obgleich hier nach einem von ihm richtig erkannten Gesetz kein Doppelconsonant hinter einem andern Consonant gesprochen und auch in anderen Fällen, z. B. in -schaft, Gift und dergl., nicht geschrieben wird. Er unterscheidet sein suus von seyn esse, obwohl er dem y jeden Lautunterschied von i mit absolut richtiger Begründung und gediegenem geschichtlichen Wissen abspricht, was seinen Vorgängern noch keineswegs gelungen war. Conservativ aber, wie er ist, läßt er das y auch außerdem namentlich im Auslaut, bey, frey und dergl., gelten.

Er hat auch dem noch immer so unsichern Schwanken in dem Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben ein Ende gemacht. Er lehrte zuerst mit Bestimmtheit, daß alle Substantive und was das Substantivum im Satze vertritt, absolute Adjective, wie der Freie, das Gute ꝛc., substantivisch gebrauchte Infinitive, das Schauen, Wahrnehmen, groß geschrieben werden müßten. Daß er auch in den Zusammensetzungen denselben Grundsatz befolgt wissen wollte, also wenn ein Wort, wie z. B. Grund-satz aus zwei Substantiven erwuchs, auch dem zweiten einen großen Buchstaben gab, hat man ihm nicht allgemein nachgethan, während er mit seiner Hauptregel gegenüber der bisherigen durch tollgewordene Sprachscholastik unerträglich gewordenen Confusion — Schottel giebt auch hierfür merkwürdige Belege — bei dem gesunden Menschenverstand leicht durchdrang. Denn entweder hätte man die großen Buchstaben überhaupt opfern müssen, was nicht wohl mehr möglich war, dazu hatten sie sich seit dem 15. Jahrhundert zu fest eingefressen, oder man mußte endlich Vernunft in sie bringen.

Nicht ganz durchschlagend war der Erfolg einer andern orthographischen Regel, daß alle Fremdwörter nur mit deutschen Buchstaben, aber in der Orthographie ihrer Originalsprache geschrieben werden müßten. Es wäre dem damaligen pedantischen und demüthigen deutschen Geist zu viel zugemuthet gewesen, wenn einer die Forderung gestellt hätte, daß auch ihre Lautbezeichnung dem deutschen Alphabet angepaßt werden sollte. So war man freilich und ist man heute noch ebenso wie zu Bödikers Zeit in die Nothwendigkeit versetzt, lateinisch, griechisch, französisch, italienisch, spanisch, englisch, womöglich hebräisch und arabisch und wer weiß was sonst noch zu verstehn, um einen deutschen Satz richtig zu lesen. Ein gelehrter Schulmann wie Bödiker mochte eine solche Forderung ganz correct

finden und das ebenso gelehrte Publicum der damaligen Literatur desgleichen. Aber ganz ungeheuerlich ist es, daß man auch später, als die Literatur sich breitere Massen eroberte, an dieser Regel mit nicht geringer Selbstgefälligkeit festgehalten hat. Daneben ist ja auch Bödikers Grundsatz zwar im Allgemeinen, jedoch nicht in jedem einzelnen Fall durchgedrungen und wir lassen unserem Auge noch heute ein Misère, Exposé und dergl. bieten, freilich gegen die Buntscheckigkeit, die noch zu Weise's Zeit allgemein, überwiegend auch noch zu Gottsched's Zeit herrschte, schon Fortschritt genug. —

Ueberall sind so von ihm die weder von der bisherigen Theorie noch von der Praxis gelösten orthographischen Streitfragen zum erstenmal verständig formulirt und meistens richtig, wie der Erfolg zeigt, entschieden. Aehnlich, aber nicht ganz so ist es auch mit den von ihm aufgestellten Paradigmen der Declination und Conjugation. Daß er eine tiefere Begründung des Unterschiedes der starken und schwachen Declination, der sog. starken und schwachen Conjugation noch nicht kennt, begreift sich bei einem Zeitgenossen Leibnitzens und Morhofs von selbst: es ist genug, daß er ihn in allen seinen wesentlichen Merkmalen richtig beschreibt und leiblich genügende und practische Regeln für seine Verwendung giebt. Aber während er in der Rechtschreibung meist mit großer Präcision das eigentlich Richtige heraushebt, läßt er hier dem schwankenden Sprachgebrauch einen freieren Spielraum und begnügt sich häufig mit der Anführung von Doppelformen, wenn man auf solche aus guten Sprachmustern genommene sich berufen durfte. Nur gewisse noch immer mit fortgeschleppte Archaismen oder pedantische Neuerfindungen unberufener Sprachmeister, häufig beides zugleich sind jetzt ein für allemal abgethan, die

Plurale Bürgern, Klägern werden entschieden verurtheilt. Die Verwirrung der sog. paragogischen Form des Pronomens der, die, das mit den einfacheren: derer, deren mit der, denen mit den, dessen mit des, auch das schlichtet er so, wie es die gebildete Praxis von da an immer sicherer thut, indem er dem Artikel die alten historisch allein berechtigten Formen der, den ausschließlich zuweist. Ebenso entscheidet er die practisch noch schwebende Streitfrage, ob in gewissen Fällen das eigentlich accusativische „sich" als Dativ Singular oder Plural statt „ihm oder ihn" (oder was schon allgemein durchgesetzt ist, die paragog. Form „ihnen") berechtigt sei, dahin, daß es durch die Geschichte und den lebendigen Sprachgebrauch so sei, ohne das alterthümliche „von ihm" oder „von ihnen", für von sich und dergl., oder in Phrasen wie „er nahm es ihm" für das moderne allein geläufige „er nahm es sich", „sie brachten es ihnen zu Wege", für „sich zu Wege" gerade zu verwerfen, weil es thatsächlich noch nicht abgestorben, sondern erst im Absterben begriffen war.

Eigenthümlich ist es zu sehen, wie auch der klare Verstand dieses Grammatikers in dem Verbum sich am wenigsten mit den Einflüssen der confusen Theorie seiner Vorgänger und mit den gerade hier noch so merkbaren Schwankungen der Praxis auseinanderzusetzen vermag. Daß er die sog. schwachen Verba gleichfließende, lat. regularis, die starken ungleichfließende, lat. irregularis heißt, hat er von seinen Vorgängern und Gottsched vereinfachte das später, indem er nach seiner Art für gleichfließend und ungleichfließend kurzweg richtig und unrichtig setzte, während die Grammatiker des 16. Jahrhunderts, ein Oelinger und Albertus, zwar nicht durch eine Erkenntniß von der genetischen Bedeutung dieser Formen, wohl aber durch ihr instinctives Sprachgefühl sich von

einer so roh mechanischen und noch dazu grundverkehrten Bezeichnung frei gehalten hatten.

Bödiker läßt die syncopirten und vollen Verbalformen ganz gleichberechtigt nebeneinander gelten: liebest und liebst, liebet und liebt, geliebet und geliebt, nur in den Imperativen und zwar starker wie schwacher Verba gilt ihm wie allen Theoretikern die apocopirte oder flexionslose Form für die richtigere, also lieb und gieb, halt und hör. Die Praxis hatte sich hier noch in keiner Weise fixirt, obgleich sich schon um 1700 wenigstens für die Poesie das heutige System, das in den Präsential- und Präteritalformen e ausstößt, im Imperativ es aber bewahrt oder zusetzt, als das im Hintergrund der Sprache eigentlich maßgebende recht wohl herauserkennen läßt. Ebenso schwankt er in den Ablautweisen der starken Präterita, wo überhaupt noch der Sprache ein Schwanken möglich war, ärger als die gebildete Praxis selbst. Denn wenn er von trincken Prät. trunck, von schwingen Prät. schwung, dagegen stanck von stincken, aber sanck von sencken und sunck von sincken und dergl. aufstellt, so sieht man deutlich, daß dem Theoretiker mehr als der nur einigermaßen lebendigen Praxis selbst das u des Plural dieser Verba im Gegensatz zu dem a des Singulars ein rechter Stein des Anstoßes war. Die Ausgleichung der Singular- und Pluralformen lag auch hier in der Luft, aber die Praxis hatte sie doch nur erst einzeln gewagt und die Theorie sie noch immer zurückgewiesen. Die Volksmundarten, nord- und mitteldeutsche, soweit sie überhaupt das einfache Präter. noch gebrauchten, und nicht das mit „haben oder sein" umschriebene, das allen oberdeutschen und mitteldeutschen schon im 15. Jahrhundert mundgerechter war, zogen gewöhnlich die energischeren Pluralablaute in den Singular, half Sing. von Plur. halfen, stunck Sing., Plural stuncken u. s. w.,

Bödiker verſucht offenbar ein Compromiß, wobei er ſich von ſeinem ſubjectiven Sprachgefühl, das ein niederdeutſches war, oder dem Zufall dieſer oder jener ſchriftſtelleriſchen Autorität leiten ließ, und eben darum nichts Dauerndes leiſtete. Dagegen trifft er in der Auswahl der noch lebendigen ſtarken Präterita weſentlich mit den Grundlagen des von da ab bis heute gültigen Sprachſtandes zuſammen, ſo wenn er pflegen im Prät. nur ſchwach, pflag oder pflegte, Partic. ſchwach gepflegt und ſtark gepflogen braucht, wenn er von verwirren verwirrete als die eigentl., die ſtarke verworr als die minder berechtigte Form, Partic. verwirret und verworren angiebt, von waden, wadete richtiger findet als wub, Partic. gewadet, verhehlen verhehlete, nicht verhohl, aber im Partic. verhehlet und verhohlen, von bellen bellete und boll, gebellet und gebollen anſetzt. Daß er auf Schottelius' Autorität hin noch ein jug neben jagte, ſchanck neben ſchenckte, ſogar geſchuncken neben geſchenckt, wenigſtens anführt, beweiſt nicht, daß er dieſe Formen für irgend berechtigt hielt, ſondern nur, wie ſelbſt ihm hier noch überall der Boden unter den Füßen wankte. — Daß er die Präter. mit angefügtem e einzeln als die eigentlich richtigen gelten läßt, z. B. flochte von flechten, fliſſe von fleißen (befleißen), glitte von gleiten, litte von leiden ꝛc., nicht bloß wie es die Praxis ſeit Jahrhunderten ganz gleichmäßig gehalten, als ſeltenere und zu beſonderer rhetoriſcher Wirkung beſtimmte Nebenformen (ſ. o. 80), iſt dem Syſtematiker zuzurechnen: die lebende Sprache hält ſich nach wie vor an die ihr eröffnete Freiheit der Auswahl. Wenn er aber in den Partic. des Präterit. das bis dahin immer weiter vorgerückte ge- jetzt ganz allgemein allen unzuſammengeſetzten Verben zuſpricht, ge-blieben, deſſen Entſtehung aus be-leben längſt vergeſſen iſt, ſogar ge-worden und ge-geſſen, obgleich er

geſſen richtig von eſſen und nicht von ge-eſſen ableitet, ſo traf er damit die eigentliche Neigung der Zeit beſſer, als wenn er noch ein geben neben gegeben, gangen neben gegangen des Wohllauts halber dulden wollte.

Daß er in der Wortbildung den Adverbien ihre in der Theorie und Praxis immer noch ſchwankende apocopirte Form: ſchön, fein ꝛc., nicht ſchöne (oder was das hiſtor. Richtige geweſen wäre) ſchone, feine ꝛc. als die allein richtige anerkennt, und nur noch einige auf -lichen neben dem ihm allein richtigen -lich: bittlichen neben bitlich, willführlichen neben willführlich aus Höflichkeit gegen die früheren Grammatiker und den Canzleiſtil nicht geradezu verwirft, hat er wieder dem lebendigen Zuge der Sprache abgeſehen.

Vielleicht am meiſten hat ſeine Autorität in dieſem Kreiſe da durchgeſchlagen, wo er endgültig entſcheidet über die beiden miteinander concurrirenden Formen des Deminutivs -lein und -chen, ſo und nicht mehr -elein oder lin oder le, aber auch nicht -ichen oder -gen, werden ſie von ihm normirt. Er zieht unter allen Theoretikern zuerſt mit Entſchiedenheit die Form -chen der anderen -lein vor und findet, daß jene überall viel beſſer klingt, Brüderchen, Bübchen, Geldchen, Diebchen, als Brüderlein, Büblein, Geldlein, Dieblein; „lein" macht auf ihn, wie er ſich ausdrückt, eine etwas kindiſche Wirkung. Er meint damit das Affectirte, was dieſe Form in dem Ohre eines Norddeutſchen haben mußte und was ihr auch, nachdem ſie zu dem ſchwerfällig-geſpreizten -lein emporgeſchraubt worden war, ſelbſt von denen nicht abgeſprochen werden kann, denen die Deminutivform in -chen nicht angeſtammt iſt und nicht wohl klingt Seit Weiſe iſt die Praxis genau derſelben Anſicht: die -gen' wie Weiſe ſie nach ſeiner eigenen mitteldeutſchen Ausſprache und nach der überwiegenden Schreibgewohnheit der Zeit anſetzt,

haben nicht bloß bei ihm selbst, sondern bei allen, die sich von der rhetorischen Sprache des 17. Jahrhunderts losgemacht haben, die -lein vollständig aus dem Felde geschlagen. Da es fast ausnahmslos mittel- und niederdeutsche Schriftsteller waren, mit Recht, denn die natürliche Lage des Sprachgefühls in dieser Zone wußte nichts von -lein, freilich auf eigentlich sächsisch-niederdeutschem Gebiet auch nichts von -chen, doch konnte sie sich diesem leichter als jenem specifisch oberdeutschen -lein accommodiren, das Luther und mit ihm alle andern Mitteldeutschen, nicht Opitz und die Seinen, gleichsam gegen ihre eigene Natur festhalten zu müssen geglaubt hatten (s. o. 81 f. und 269).

Daß einem Bödiker „Wortfügung" (Syntax) als das Hauptstück der Sprachkunst gilt, ist weniger ihm selbst, als dem modernen wissenschaftlichen Verstande, dessen Organ er ist, zuzurechnen. Die bisherige Grammatik hatte eben deshalb sich gerade umgekehrt ablehnend dagegen zwar nicht ausgesprochen, aber thatsächlich verhalten. Ohne daß wir in das Einzelne uns zu verlieren brauchten, zeigen schon die Paragraphen-Ueberschriften, daß die Zeit der gedunsenen Rhetorik durch die Natürlichkeit des gesunden Menschenverstandes auch für die Theorie der Sprache überwunden ist, wie sie die Praxis seit Weise allerdings mehr mit gutem Willen als mit durchschlagendem Erfolg zu überwinden beflissen war: „Wer deutlich und beweglich reden will, muß nicht allzulange Perioden machen", „Es hat keine Art im Deutschen, wenn man die Reihen (Satzglieder) sehr durcheinander setzet", „Zierlichkeit muß nicht zu weit gesucht und hochtrabend sein" ist das gerade Gegentheil von dem, was seit Opitz bis zu Lohenstein mit reflectirter Selbstgefälligkeit allein als das Sublimat der deutschen Sprachschönheit und Richtigkeit gegolten hatte. —

Wie die Grammatik sich jetzt dem rationellen Geiste der Neuzeit öffnete, so auch, nur etwas später, die deutsche systematische Lexikographie. Leibnitz hatte, wie wir sahen, auch dafür die verständigsten und zugleich großartigsten Pläne entworfen, aber es waren eben wie das Meiste, was er für seine Muttersprache thun wollte, Pläne geblieben. Von alten vergangenen Leistungen glaubte er ganz absehen und eigentlich von neuem anfangen zu müssen, und wirklich sind auch die Maaler und Henisch, die deutschen Lexikographen des 16. Jahrhunderts, schon im 17. nur für die Sprachgeschichte brauchbar. Jeder Theoretiker, von den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft an bis auf Schottel, hatte sich mit seinem „deutschen Wörterbuch" getragen, seinen Mangel als ein Nationalunglück in den gewöhnlichen pathetischen Floskeln bejammert, aber keiner hatte mehr als das gethan. Das Jahr 1691 brachte in einem gigantischen Quartanten den teutschen Sprachschatz von dem Speten, 1 Jahr nach Bödikers Grammatik und 6 vor Leibnitzens Unvorgreiflichen Gedanken. Der Spete, lat. serotinus, so ist der ominöse Beiname, den der brave Erfurter Caspar Stieler, später von Stieler, sein Verfasser, in der Fruchtbringenden führte. Es ist ein von dem inzwischen erfolgten Umschwung des Geistes schon bei seiner Arbeit zu einer historischen Erscheinung gestempelter Versuch treuesten Fleißes und wärmster Begeisterung. Das ganze lebende Sprachmaterial soll in übersichtlicher Darstellung vorgeführt werden. Aber dem „Speten" oder Verspäteten lebte nur die Sprache eines Lohenstein, eines Herzogs Anton Ulrich, dem das Buch dedicirt ist, und der andern Epigonen Opitzens: von dem neuen Tag, der inzwischen angebrochen, vermochte sein Auge nichts zu sehen.

Dieser leuchtet aber mit voller Klarheit in einem etwa

30 Jahre jüngeren Werke gleicher Tendenz, in des Breslauers Christian Ernst Steinbachs deutschem Wörterbuch von 1725. Hier ist alles auf das Leben und die Wirklichkeit gestellt, und es wäre eben so seltsam, wenn man irgend welche Forderungen der heutigen, mit Recht auf die genetische Sprachgeschichte gestellten wissenschaftlichen Lexikographie, zum Maßstab dieser in ihrer Art ebenso epochemachenden, d. h. den Umschwung der Zeit vollständig in sich spiegelnden Leistung machen wollte, als wenn man einen Bödiker aus Jacob Grimm oder gar aus Franz Bopps vergleichender Grammatik kritisiren wollte. Natürlich wird ein Einzelner nicht im Stande sein, die ganze Fülle des lebendigen Sprachvorraths zu erfassen, namentlich wenn er ohne alle Vorarbeiten und Vorgänger bloß auf sich selbst verwiesen ist. Stieler aber darf nach dem, was oben bemerkt wurde, nicht dafür gerechnet werden, wenn ihn auch Steinbach benutzt hat.

An gelehrtem Werthe ist Steinbachs Arbeit sehr rasch durch Frisch, den schon erwähnten Ueberarbeiter von Bödikers Grammatik, weit überholt worden. Das teutsch-lateinische Wörterbuch von Frisch, 1741 erschienen, gehört noch heute durch den Reichthum seines Materials und dessen ächt wissenschaftliche Behandlung zu den unentbehrlichsten Hilfsmitteln der deutschen Sprachgeschichte. Aber für den augenblicklichen Durchschnitt ihres Lebensgehaltes giebt Steinbach, eben weil er bloß ein verständiger Practiker ist, eine viel bessere Einsicht. Und darum bleibt auch neben Frisch Steinbachs Verdienst unerschüttert.

Wenn die Doctrin auf diese Art den Geist der Neuzeit in sich aufnahm, so strebte sie auch von anderer Seite her nach einer Verbindung mit der Wirklichkeit. Es geschah zunächst durch die modernen Umformungen der Sprachgesellschaften

des 17. Jahrhunderts, deren einstmalige lebensvolle Bedeutung jetzt zu einer todten Grimasse oder zu einem Gespenste worden war. An ihre Stelle traten unter verschiedenen, doch im Ganzen ziemlich gleichen Bezeichnungen Verbindungen wissenschaftlich gebildeter Leute — principiell waren theilweise auch wie in den alten Sprachgesellschaften die Frauen nicht ausgeschlossen — zur Pflege der deutschen Sprache. Namentlich auf den Universitäten schlugen sie Wurzel, zuerst, wie natürlich, in Leipzig, wo 1697 als das Gründungsjahr der deutschübenden, später bloß deutschen Gesellschaft wird gelten müssen, wenn sie gleich thatsächlich schon einige Jahre vorher bestand. Dann in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts auch anderswo, darunter auch in Göttingen, das seit seiner wirklichen Eröffnung 1737 sofort als diejenige Universität, die den modernen Geist am vollständigsten in sich aufgenommen habe, zu gelten sich bemühte und das rasch zurückgebliebene Halle ablöste. Außerdem besaß auch Hamburg eine deutschübende Gesellschaft an der Stelle und zum Theil in unmittelbarer Anlehnung an Rist's Schwanenorden. Der gelehrte, gebildete Mittelstand, dessen Begriff wir allmählich haben herauswachsen und sich befestigen sehen, zeigt sich auch in diesen Schöpfungen als der eigentliche und im gewissen Sinn einzige Boden, auf dem die moderne deutsche Literatur und ihre Sprache, die Neuhochdeutsche Schriftsprache stand.

Was Ratichius, Vulpius und Helvicus und Andere mehr als ideale Forderung ausgesprochen hatten, die deutsche Sprache zum Mittel alles wissenschaftlichen Vortrags zu machen, das war in der Literatur durch Leibnitz und die Männer auf seinen Schultern, wie wir sahen, wirklich geworden. Aber auch als Mittel des mündlichen Vortrags der Wissenschaft setzte sich das Deutsche seit dem großen Umschwung im letzten Drittheil des

17. Jahrhunderts mit einem Erfolge durch, der die kühnsten Erwartungen jener Vorkämpfer und Bahnbrecher bald hinter sich ließ. Denn sie alle wollten doch nur das Recht des Deutschen aus patriotischen und practischen Gründen neben dem Lateinischen wahren, nicht das Lateinische als Sprache des höhern Unterrichts aus den Gymnasien und Universitätshörsälen verdrängen. Aber der Leipziger Docent Christian Thomasius kündigte schon 1687 in einem deutschen Programm zu einer in deutscher Sprache von ihm abzuhaltenden Universitätsvorlesung der staunenden academischen Mitwelt an, daß die Vernunft erfordere und das Beispiel anderer gebildeter Nationen, namentlich der Franzosen es zeige, wie man es zu machen habe, das Verhältniß umzukehren. Denn jener wohlgemeinte, aber doch wie alles Andere nur von der Phrase und der Weltunkenntniß zehrende Patriotismus der abgelaufenen Aera, der in allen Dingen es den Fremden, von denen doch auch seine eigene Literatur und Sprachkunst alles geborgt hatte, zuvor oder mindestens gleich gethan zu haben glaubte, wich jetzt gerade bei denen, die sich die größten Verdienste um die deutsche Literatur und Sprache erwarben, der verständig begründeten Einsicht, was man noch von den Fremden, namentlich den Franzosen, lernen müsse, um auch in Deutschland dereinst eine Bildung groß zu ziehen, die durch ihre eigene innere Wahrheit sich neben das Fremde stellen und es so von selbst aus seiner Oberherrschaft über den Geschmack und die Gesinnung der Nation verdrängen könne. Thomasius fand mit den Hauptvertretern der neuen Theologie, den Häuptern der Pietisten auf der Universität Halle seinen natürlichen Boden, der ihm und ihnen, sowie der neuen Philosophie, der Leibnitz-Wolf'schen, in Leipzig durch die dort mit hartnäckiger Zähigkeit und rücksichtsloser Feindseligkeit vor-

gehenden Vertheidiger der Vergangenheit in Wissenschaft und Leben entzogen worden war.

Was in Halle geschah, wo Philosophie und Theologie, die beiden lebendigsten Wissenschaften dieser Periode, auch auf dem Katheder deutsch sprechen lernten, stachelte auch ganz Deutschland auf, und selbst Leipzig konnte sich diesem Einflusse auf die Dauer nicht entziehen. Göttingen, das in der rasch fortschreitenden Zeit schon nach wenigen Jahrzehnten, entschieden seit 1790, die Stelle von Halle einnahm, setzte die deutsche Sprache von Anfang an als die eigentliche Katheder sprache ein und damit war sie es für immer, wenn auch einzelne Vorlesungen noch bis in unsere Zeiten sich des Lateinischen nicht entschlagen mochten.

Ebenso bedeutsam war es, daß auch auf den Gymnasien, namentlich auf den niederdeutschen, die deutsche Sprache schon vor dem Ende des 17. Jahrhunderts oft ausschließlich, meist in immer ausgedehnterem Maße zur Unterrichtssprache erhoben wurde. Eine Menge Schulmänner von unanfechtbarer classischer Gelehrsamkeit wirkten dafür und zugleich auch, daß der Unterricht im Deutschen selbst, der den meisten bisher als ganz überflüssig gegolten, besonders recht gepflegt wurde, dessen Bedeutung für das practische Leben man allen denen, die sich aus Indolenz oder pedantischer Orthodoxie sträubten, als eine unwiderlegliche Thatsache entgegenhielt. Keiner verstand das beredter zu thun als Christian Weise, dem darin seine Doppelqualität als allgemein gelesener Schriftsteller und als berühmter Schulmann bestens zu Statten kam. Die meisten und nicht die schlechtesten seiner Comödien sind sog. Schulcomödien zu den Schulfesten bestimmt, an Stelle der seit Jahrhunderten üblichen lateinischen Comödien, die damals auch noch die Mehrzahl der gelehrten Schulen in Deutschland beherrschten,

17. Jahrhunderts mit einem Erfolge durch, der die kühnsten Erwartungen jener Vorkämpfer und Bahnbrecher bald hinter sich ließ. Denn sie alle wollten doch nur das Recht des Deutschen aus patriotischen und practischen Gründen neben dem Lateinischen wahren, nicht das Lateinische als Sprache des höhern Unterrichts aus den Gymnasien und Universitätshörsälen verdrängen. Aber der Leipziger Docent Christian Thomasius kündigte schon 1687 in einem deutschen Programm zu einer in deutscher Sprache von ihm abzuhaltenden Universitätsvorlesung der staunenden academischen Mitwelt an, daß die Vernunft erfordere und das Beispiel anderer gebildeter Nationen, namentlich der Franzosen es zeige, wie man es zu machen habe, das Verhältniß umzukehren. Denn jener wohlgemeinte, aber doch wie alles Andere nur von der Phrase und der Weltunkenntniß zehrende Patriotismus der abgelaufenen Aera, der in allen Dingen es den Fremden, von denen doch auch seine eigene Literatur und Sprachkunst alles geborgt hatte, zuvor oder mindestens gleich gethan zu haben glaubte, wich jetzt gerade bei denen, die sich die größten Verdienste um die deutsche Literatur und Sprache erwarben, der verständig begründeten Einsicht, was man noch von den Fremden, namentlich den Franzosen, lernen müsse, um auch in Deutschland dereinst eine Bildung groß zu ziehen, die durch ihre eigene innere Wahrheit sich neben das Fremde stellen und es so von selbst aus seiner Oberherrschaft über den Geschmack und die Gesinnung der Nation verdrängen könne. Thomasius fand mit den Hauptvertretern der neuen Theologie, den Häuptern der Pietisten auf der Universität Halle seinen natürlichen Boden, der ihm und ihnen, sowie der neuen Philosophie, der Leibnitz-Wolf'schen, in Leipzig durch die dort mit hartnäckiger Zähigkeit und rücksichtsloser Feindseligkeit vor-

gehenden Vertheidiger der Vergangenheit in Wissenschaft und Leben entzogen worden war.

Was in Halle geschah, wo Philosophie und Theologie, die beiden lebendigsten Wissenschaften dieser Periode, auch auf dem Katheder deutsch sprechen lernten, stachelte auch ganz Deutschland auf, und selbst Leipzig konnte sich diesem Einflusse auf die Dauer nicht entziehen. Göttingen, das in der rasch fortschreitenden Zeit schon nach wenigen Jahrzehnten, entschieden seit 1790, die Stelle von Halle einnahm, setzte die deutsche Sprache von Anfang an als die eigentliche Kathedersprache ein und damit war sie es für immer, wenn auch einzelne Vorlesungen noch bis in unsere Zeiten sich des Lateinischen nicht entschlagen mochten.

Ebenso bedeutsam war es, daß auch auf den Gymnasien, namentlich auf den niederdeutschen, die deutsche Sprache schon vor dem Ende des 17. Jahrhunderts oft ausschließlich, meist in immer ausgedehnterem Maße zur Unterrichtssprache erhoben wurde. Eine Menge Schulmänner von unanfechtbarer classischer Gelehrsamkeit wirkten dafür und zugleich auch, daß der Unterricht im Deutschen selbst, der den meisten bisher als ganz überflüssig gegolten, besonders recht gepflegt wurde, dessen Bedeutung für das practische Leben man allen denen, die sich aus Indolenz oder pedantischer Orthodoxie sträubten, als eine unwiderlegliche Thatsache entgegenhielt. Keiner verstand das beredter zu thun als Christian Weise, dem darin seine Doppelqualität als allgemein gelesener Schriftsteller und als berühmter Schulmann bestens zu Statten kam. Die meisten und nicht die schlechtesten seiner Comödien sind sog. Schulcomödien zu den Schulfesten bestimmt, an Stelle der seit Jahrhunderten üblichen lateinischen Comödien, die damals auch noch die Mehrzahl der gelehrten Schulen in Deutschland beherrschten,

aber nach Weise's Vorgang in den nächsten 30 Jahren durch solche deutsche Comödien starke Concurrenz erhielten.

Fünftes Capitel.

Gottsched als correcter Abschluß dieser ganzen sprachgeschichtlichen Periode.

Alle diese nach einem Punkte strebenden und von einem Geiste getragenen Bestrebungen wurden durch ein gleichfalls durch und durch modernes Werkzeug in engste Verbindung miteinander gesetzt. Thomasius ist auch der eigentliche Vater des deutschen Journalismus. Zeitungen, d. h. in regelmäßigen Zwischenräumen erscheinende Blätter, worin die Neuigkeiten in Staat und Leben mitgetheilt wurden, hatten schon seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Flugblätter der älteren Zeit, in prosaischer und poetischer Form, wenigstens in dem gebildeten Mittelstand verdrängt. Ein gelehrtes Journal, eine periodische und systematische Besprechung der Erscheinungen der Wissenschaft und besonders der Literatur, erhielt Deutschland wesentlich durch Leibnitzens Förderung seit 1682 in den Acta Eruditorum, die wie Leibnitz selbst noch die gelehrte Weltsprache beibehielten. Thomasius that den von der Logik der Verhältnisse angezeigten Schritt in die Muttersprache hinein: 1688 erschien der erste Theil seiner „lustigen und ernsthaften Monatsgespräche", denen er selbst und Andere neben ihm bald eine Menge anderer Unternehmungen ähnlicher Form und Tendenz folgen ließen. Thomasius stellte die schöne Literatur in die Mitte, alles Andere, die strenge Wissenschaft bis zu den Interessen des gewöhnlichen Lebens, die er zu

beachten versuchte, trat dagegen zurück. Diese letzteren fanden dagegen in einer bald sehr reichlich wuchernden Tagesliteratur, in den sog. moralischen Wochenschriften, ihre eigenthümliche Vertretung und so umspannte das Gebiet des deutschen Journalismus schon um 1725 den ganzen Kreis der Interessen und Bestrebungen des gebildeten deutschen Mittelstandes, der gerade dadurch seine einstmalige ausschließlich specifisch gelehrte Drapirung immer mehr abstreifen oder gewandter mit dem Leben verbinden lernte.

Was sich in der Allgemeinheit der deutschen Zustände auf diese Art durch die Wirkung vereinter Kräfte herausgebildet hatte, das schoß in einer epochemachenden Persönlichkeit, in Gottsched, gleichsam wie in den Mittelpunkt eines Kreises, dessen vorhandene Radien und Peripherie einen Mittelpunkt mit Nothwendigkeit voraussetzen. Gottsched ist noch heute nicht von dem Verhängniß befreit, eine lächerliche Figur zu sein, weil er zu seinem Gegensatz Menschen und Verhältnisse hat, in denen unser heutiges Bewußtsein zum Theil noch lebendig wurzelt. Er ist uns noch zu wenig geschichtlich geworden, um richtig gesehen zu werden. So weit dies aber möglich ist, wird man ihn als eine der wirksamsten und in ihrer Art merkwürdigsten Erscheinungen in unserer modernen Bildungsgeschichte zu respectiren haben. Nur darf man ihn zu keinem idealen Heros travestiren wollen. Bei einem solchen Versuche geht die mühsam durch Reflexion gewonnene Ernsthaftigkeit der objectiven und ächt historischen Würdigung zu scheitern. Gottsched ist der rechte Typus der Durchschnittsbildung des gebildeten Mittelstandes, wie er seit Opitz als eigentlicher Herd und Heimath der deutschen Literatur und Wissenschaft, als der Inbegriff aller der auf Förderung und Pflege der Schriftsprache gerichteten Bestrebungen herangewachsen war und jetzt

als eine geschlossene Masse ebenso entschieden der elementaren Erstarrung des unteren Volkes, wie der antinationalen Gesinnung und Lebenshaltung der höheren Kreise der Gesellschaft, den fürstlichen Höfen, dem Adel, und was zu ihnen gehörte, gegenüberstand. Noch traute sich dieser Mittelstand nicht, es auszusprechen, daß die ganze Kraft und Zukunft der deutschen Nation in ihm beschlossen sei und daß das Unten und Oben nur so weit Bedeutung für dieselbe habe, als es sich den von ihm ausgehenden Impulsen dienstbar mache. Auch Gottsched, in allem der normale Sohn seiner Zeit, hat sich zu einem solchen Selbstbewußtsein nie zu bekennen gewagt, aber er hatte es in sich und dies, nicht persönliche Eitelkeit, an der es ihm freilich nicht fehlte, hat ihm die großen Erfolge zu Wege gebracht, durch die er für immer eine der namhaftesten Figuren der innern deutschen Culturgeschichte geworden ist. Er hat es aus derselben patriotischen Gesinnung heraus gethan, die einen Opitz, oder unter den ihm zeitlich und geistig Näherstehenden, einen Leibnitz, einen Bödiker und Frisch, einen Thomasius, einen Wolf erfüllte, und dieses ächte patriotische Pathos, dessen in so vieler Beziehung seltsame oder komische Aeußerung das Auge des Historikers nicht beirren darf, ist der achtungswertheste Zug in dem Bilde eines Mannes, dem sonst selbst im gewöhnlichen menschlichen Sinne so viel lächerliche und bedauerliche Schwächen ankleben. Aber dennoch steht er, wir müssen es sagen, wenn wir unser Gewissen und unser Ehrgefühl, also das Höchste in uns, nicht verläugnen wollen, für uns doch auf einer höheren Stufe, wenigstens in diesem einen, was uns das Höchste gilt, als die meisten seiner an Geist und an Lauterkeit der Gesinnung ihm so weit überlegenen Spötter und Feinde.

Gottsched ist Opitz, Wolf, Bödiker, Thomasius in einer Person. Wie sich von selbst versteht, kommt er keinem von

diesen, die in ihrer Sphäre Virtuosen sind, gleich, aber er ist eben darin Virtuose, oder der Mann der Situation, daß er sie alle in sich vereinigt. Gegen Opitzens unerschöpfliche Lebenskraft ist er schwächlich und leer, trotz seiner großartigen Grenadierfigur. So wenig Opitz ein Dichter heißen darf, so ist er doch ein productives Talent von eminenter Fülle, wenn auch seine ganze Productivität nur in der warmen und in alle Adern dringenden Aneignung fremden Geistesgutes und fremder Kunstformen besteht. Gottsched ist in dieser Beziehung so tief unter Opitz, wie Luther, der auch kein poetischer Genius war, über Opitz. Thomasius hat vor Gottsched die gediegene Gelehrsamkeit, den scharfen Verstand des geschulten Juristen und Weltmannes voraus, Wolf die methodische Zucht des gebildeten Denkens — Gottsched mit Leibnitz zu vergleichen wäre Blasphemie, Bödiker-Frisch in ihrem beschränkten, uns hier wichtigsten Gebiete, alle die Vorzüge des Wissens und der exacten Methode, die einem richtigen Schulmann bester Art eignen. Aber Gottsched hat als Docent auf dem Katheder und in Dutzenden von Büchern der Wolfischen Philosophie mindestens eben so große practische Dienste erwiesen, als Wolf selbst, er hat in seinen Journalen die Thomasius'schen weit überholt, nicht durch die größere Gediegenheit ihres Inhalts, sondern durch das zeitgemäß practische Gegentheil davon, er hat durch seine grammatikalischen Arbeiten dasselbe mit seinen so ungleich gelehrteren und scharfsinnigeren Vorgängern gethan. Blickte er etwa im Jahre 1738, 11 Jahre nachdem er durch den Antritt des Seniorats in der deutschen Gesellschaft zu Leipzig seine centrale Stellung begründet hatte, auf das Erreichte, so durfte ihm wohl etwas schwindeln: es ist nicht zu läugnen, Keiner unter seinen Zeitgenossen übte damals eine der seinen annähernd gleiche beinahe dictatorische Gewalt

mitten in dem Herzen der deutschen Bildung. Dazu gehört auch, daß er in Leipzig, dem natürlichen Centrum derselben, nicht bloß wohnte, sondern es geistig beherrschte, weil er Leipzig, und das ist auch ein Verdienst, das ihm bleiben wird, gegen die gefährliche Concurrenz von Halle wieder an die Spitze der gebildeten deutschen Welt gehoben hatte. Daß schon das Jahr 1738 mit jener unbegreiflich albernen Comödie, die er durch die plötzliche Niederlegung des Seniorats der deutschen Gesellschaft spielen zu müssen glaubte, der Wendepunkt in seinem Leben werden sollte, ahnte weder er noch irgend einer der Betheiligten. Er wie sie glaubten unter bescheidenen Reserven nach wie vor an seine geistige Allmacht, bis eine völlig neue Wendung der deutschen Geistesentwickelung ihn mit demselben Rechte bei Seite schob, mit dem er bis dahin der Führer des gebildeten Deutschlands, der Schöpfer der deutschen zeitgemäßen Literatur, der Gesetzgeber der gebildeten deutschen Sprache gewesen war.

Wir haben hier nur noch einen Blick auf Gottsched in diesem seinem Verhältniß zur deutschen Sprache zu werfen.

Gottsched vermaß sich alles Ernstes eine den besten Mustern, die er kannte, den neueren und neuesten Franzosen und den antiken Classikern, die er nicht eigentlich kannte, sondern durch die Franzosen hatte kennen lernen, ebenbürtige deutsche Kunstliteratur mit einem Schlag, wenn auch viribus unitis, durch methodische Arbeitstheilung unter viele Berufene gegenüberzustellen. Zu diesem Zwecke hat er die deutsche Sprache der deutschen Bildung ganz so, wie der Mitteldurchschnitt der Zeit es gab, zu handhaben verstanden. Sie ist bei ihm nicht so niedrig oder spießbürgerlich bequem, wie bei Weise, aber auch nicht so trocken vornehm und kalt wie bei Wolf. Eigenartiges ist auch in seiner Sprache nicht ein Jota bei ihm

zu finden, denn damit würde er aufhören, Gottsched zu sein. Als Theoretiker glättet er seine im Ausdruck manchmal noch etwas schulmeisterlich ungelenken oder rauhen Vorgänger, aber auch hier hat er absolut nichts Neues, wenn man nicht die große Entdeckung dafür gelten lassen will, daß die „ungleichfließenden Zeitwörter", die starken Präterita, „unrichtige" seien, aber durch den Sprachgebrauch und gute Autoritäten vor allen polizeilichen Anfechtungen geschützt. Aber daß er zuerst resolut den Begriff der deutschen classischen Autoren nach dem wirklichen Instinct oder der Ueberzeugung seiner Zeit ausspricht, ist ihm als wirkliches Verdienst zuzurechnen, weil es eine That der Verstandesehrlichkeit war und diese in dieser Situation als die eigentliche sittliche Grundmacht der Zeit, der Nation, deren Literatur und Sprache gelten muß.

Er zuerst hat Luther von dem Canon ausgeschlossen und damit das gethan, was der Wirklichkeit der deutschen Sprachentwickelung entsprach. Denn bisher hatte man sich nur noch äußerlich aus Motiven, die mit ihr selbst gar nichts zu thun haben, an Luther angeklammert, innerlich war jeder bewußte oder sichtbare Zusammenhang mit ihm zerrissen, und daß das Beste in dem Lebenssafte der Sprache, das was ihr ihre eigentliche Lebensdauer gab, aus ihm geflossen war, konnte und mußte diese Zeit, die nur auf ihre eigene Verstandesmäßigkeit gestellt sein durfte, vergessen, ohne daß es Andere zu anderer Zeit vergessen durften.

Endlich noch sein vielberufenes Eintreten für die Meißner Mundart, womit er sich in den entschiedensten Gegensatz zu allen seinen Vorgängern und Meistern in der theoretischen Erfassung der teutschen Sprache setzte, vielleicht mit Absicht, vielleicht aber auch ohne es zu wissen, denn wie überall, ist es auch auf diesem Sprachgebiet mit seinem eigentlichen Wissen,

oder seinen positiven Kenntnissen dürftig bestellt. So wie er den Vorrang der Meißner Mundart über alle andern deutschen aussprach, ist es möglich, etwas Absurdes darin zu finden, wenn man immer seine Meinung mißverstehen will, wozu seine Worte die Handhabe geben. Und so ist es ihm damals und bis heute gewöhnlich gegangen. Aber im Grunde meint er etwas ganz Richtiges, Selbstverständliches, das durch alle Thatsachen der bisherigen neuhochdeutschen Sprachgeschichte bewiesen wurde. Der „Spete" preist im Stile Lohensteins den Churfürsten Johann Georg im Jahre 1691 als „den großmächtigen Beherrscher der wahren Sitz- und Stammhäuser der hochdeutschen Reichssprache, einen Herrscher über solche Städte und Festungen, worinnen die hochdeutsche Sprache glücklich geboren, glücklicher erzogen, und auf's glücklichste ausgezieret und geschmückt worden, auch noch täglich einen erneuerten und mehr lieblichen Glanz empfähet: ich meine das prächtige Dresden, das heilige Wittenberg, und die süßeste aller Städte, Leipzig". Ganz dasselbe behauptet Gottsched, nur nicht mehr in Lohensteinischen Tiraden, sondern in der verständigen Sprache seiner Zeit. Jedes Blatt unserer Sprachgeschichte giebt den erklärenden und bedingenden Commentar dafür. Als Unterschied von Stieler ist bei Gottsched das Bewußtsein für die Existenz einer lebenden Repräsentantin der Sprache der deutschen Bildung verstandesmäßiger entwickelt und klarer ausgedrückt und gerade das ist der Punkt, wo er in seiner Zeit selbst und bis heute am meisten, weil mißverstanden, angefochten werden sollte. Er behauptet nicht bloß, daß in Meißen, d. i. in Leipzig, d. i. im Breitkopfischen Hause, in seiner Residenz, das beste Hochdeutsch geschrieben, sondern auch gesprochen werde, und auch darin hat er Recht. So weit sich damals eine lebendige Sprache der Bildung, ein für den mündlichen Verkehr

aller Art bestimmtes Gegenstück zu der hochdeutschen Schriftsprache herausbilden konnte — und wir haben das Bedürfniß dazu, aber auch die Schwierigkeiten, mit denen es zu kämpfen hatte, an uns bei passenden Gelegenheiten vorübergehen lassen — hatte Leipzig, oder wenn man mit der noch damals allein begreiflichen Courtoisie und Servilität sich ausdrückte, Dresden, der Sitz des im Wesen undeutschesten aller Höfe, das Recht zu einem solchen Vorzug vor allen anderen deutschen Städten. Ob dabei das Ohr des Nichtmeißners von der singenden Betonung und andern Widerlichkeiten des Meißner Organs unangenehm berührt wurde oder nicht, ändert an der sprachgeschichtlichen Thatsache nichts. Gottsched selbst hatte practischen Blick genug, um zu sehen, daß eigentlich doch eine andere Stadt, eine wirkliche Hauptstadt der ganzen Nation dazu gehöre, nicht eine Winkelresidenz wie Dresden, wenn sie auch noch so prächtig aufgepufft war, oder eine nahrhafte Mittelstadt wie Leipzig. Schon Leibnitz hatte das gewußt und mit einer Art von Verzweiflung darnach gesucht. Er war sogar auf Wien verfallen, das doch in jeder Hinsicht der unpassendste Ort unter allen war. Nach seiner Art hatte er es bei bloßen Projecten und Ideen bewenden lassen, Gottsched aber machte ebenso ernsthafte Anstalten, dies Wien dem Paris und London gegenüberzustellen, wie er seinen aus Deschamps und Addison mit der Scheere und Nadel zusammengeflickten Cato uns unbegreiflich, aber in voller Uebereinstimmung mit seiner Zeit, den Heroen der französischen und englischen Theaterclassicität ernsthaft gegenüberstellte. Er versuchte es persönlich und seine Wiener Reise ist das schönste Prachtstück an Knalleffecten, das ihm je in Scene zu setzen gelungen ist. Wien wurde dadurch freilich nicht die Hauptstadt der deutschen Bildung, sondern das bescheidene Leipzig behielt einstweilen noch

dieſen ihm durch die Geſchichte zugeworfenen Rang, aber durch und mit Gottſched beginnt auch hier in dem äußerſten Südoſten eine von da ab nicht wieder erloſchene Reaction der literariſchen und ſprachlichen deutſchen Bildung, die dort länger als ein Jahrhundert, wie wir ſahen, ganz zu Boden getreten war — immer, wenn man nicht Pater Abraham zu unſern Claſſikern rechnen will. Auch dies iſt ein ſehr großes Verdienſt Gottſcheds um die deutſche Bildung: er hat den Anfang zur Wiedereroberung der ihr ſo ſchmählich entriſſenen katholiſch-jeſuitiſchen deutſchen Landſchaften gemacht und dies Verdienſt ſollte am wenigſten von denen vergeſſen werden, die noch heute ſeiner rührigen Initiative ihre verſpätete Wiederaufnahme in den Kreis der deutſchen Bildung verdanken. —

Druck von Hundertſtund & Pries in Leipzig

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03085 8610
Preserved by Preservation 1991

DO NOT REMOVE
OR